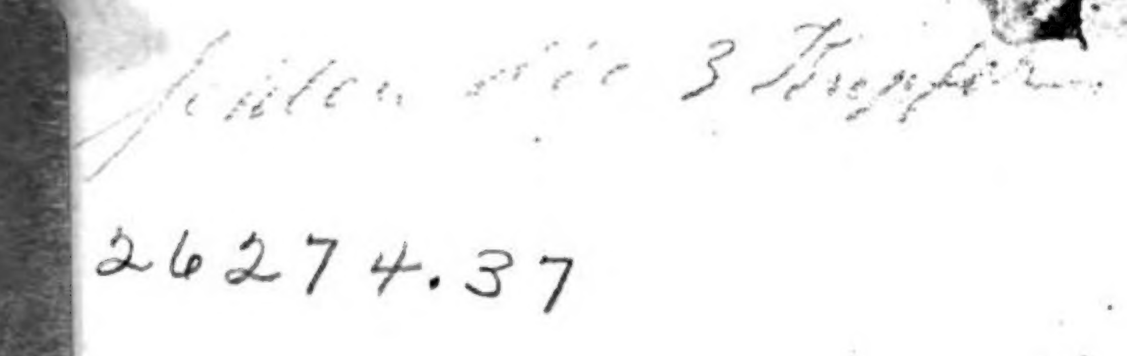




o

Nassau

in seinen

Sagen, Geschichten und Liedern

fremder und eigner Dichtung

von

Alois Henninger.

Erster Band:

Der Taunus und der Main.

Wiesbaden,
Druck und Verlag von A. Scholz.
1845.



Uns ist in alten mären wunders vil geseit
Von helden lobebären, von groȝer kuonheit,
Von fröuden hochgeȝiten, von weinen und von klagen,
Von küener recken striten muget ir nu wunder hören sagen.

Der Nibelunge Not.

Ihrer

Kaiserlichen Hoheit,

der

in Gott ruhenden

Frau Herzogin

Elisabeth Michailowna von Nassau,

Grossfürstin von Russland,

in

ehrfurchtsvoller Erinnerung der Wehmuth

gewidmet.

Zueignung.

1.

Wenn auf der Flur gepflücket
  Der Knabe einen Straus;
Dann eilt er hochentzücket
  Zurück ins Vaterhaus
Und freut sich, wenn mit Milde,
  Die aus dem Blick ihr glimmt,
Die Mutter dies Gebilde
  Von ihm entgegennimmt.

Wohl ist es ein Gemische
  Von Blumen, mannigfalt,
Bald reich an Farbenfrische,
  Bald ernster von Gestalt;
Doch, wird die Mutter schelten,
  Was minder werthvoll scheint?
Wenn Blümchen, schön und selten,
  Sich auch ein schlichtes eint?

Da sie die Flur getragen,
  Wo ihre Heimath blüht
Und über goldnen Tagen
  Des Glückes Sonne glüht?
Da Liebe sie gewunden,
  Der keine andre gleich,
Die einst auch sie empfunden,
  So selig und so reich? —

So hab auch ich gewunden
  Dir, Edelste der Fraun!
Ein Sträuschen alter Kunden
  Auf Nassaus schönen Aun!
Zag eint es sich den Kränzen,
  Die Dir die Heimath flicht,
Doch Liebe wird ergänzen,
  Was ihm an Werth gebricht!

Bald lustgeschwellte Klänge,
  Bald Lieder, ernstumhüllt,
Sind es wohl manche Sänge
  Von Meistern, ruhmerfüllt;
Doch ists auch manche Kunde,
  Ganz schlicht und unverschönt,
Wie sie vom zagen Munde
  Noch junger Sänger tönt!

Doch alle sind erblühet
Im Lande, wunderhold,
Wo innig für Dich glühet
Ein Volk, erprobt, wie Gold;
Im Lande, wo die Wiege
Des Fürstenstammes stand,
Der Lorbeern sich im Kriege
Schon, wie im Frieden, wand!

So nimm ihn denn, den zage
Gewundnen Liederkranz,
O Fürstin! und versage
Ihm Deine Huld nicht ganz!
Es leget ihn zu Füßen
Dir ehrfurchtsvoll der Sohn;
Dein freundliches Begrüßen
Ist ihm der schönste Lohn!

Die hohe Frühverblichene hatte die Dedication dieses Werkes an fünf Monde vor ihrem Hinscheiden anzunehmen geruht, wie sie denn auch durch den Preis, den sie für die beste populäre Darstellung der vaterländischen Geschichte öffentlich aussetzte, ihr warmes Interesse für ihre neue Heimath und deren Kenntniß rühmlich beurkundete, und darum legt Pietät diesen Sagenkranz jetzt auf ihre frühe Gruft, wie er vom Verfasser, dem es die Entfernung vom Vaterlande nicht vergönnte, an den Heimführungsfeierlichkeiten Theil zu nehmen, bestimmt war, als ein schlichter Gruß der Huldigung ihrer Hand überreicht zu werden.

2.

Elisabetha ist nicht mehr.

(28. Januar 1845.)

Noch ist der Jubel nicht verklungen,
Der meiner Heimath Flur durchdrungen,
Als von der Newa fernem Strand,
Begrüßt vom frohen Vaterland,
So stolz, so jugendfrisch wir nahen
Die theure Landesmutter sahen;
Und, ach! schon bringt die Schreckenskunde
Die Trauerbotschaft zu uns her,
Die fast erstirbt auf ihrem Munde:
Elisabetha ist nicht mehr!

Das Ohr vernimmts; doch will es glauben
Das Herz noch nicht, das ungern rauben,
Ach! selbst noch an des Grabes Saum
Sich läßt der Täuschung goldnen Traum!
Und sollt es hoffend nicht auch pochen?
Wie wäre denn auch schon gebrochen
Der Blick und jenes Aug geschlossen,
Das, ach! umgrünt vom Myrtenkranz,
In jedes Herz erst jüngst gegossen
Der Milde und der Anmuth Glanz? —

Doch Klagetöne hör ich schallen
Und sehe heiße Zähren fallen!
  Ist Wahrheit denn die grause Lust,
  Woran der Tod die kalte Brust,
Woran das starre Aug er weidet,
Indeß die Heimath klagt und leidet?
Ha, Schreckensengel! fandest heute,
  Wenn Opfer heischte deine Macht,
Du keine andre Grabesbeute,
  Als dieser Frühlingsblume Pracht?

Dort rief nach dir, gebleicht und hager,
Ein Greis auf hartem Schmerzenlager,
  Und hier ein Weib, das, ach! schon lang
  Sich sehnte nach dem letzten Gang;
Ein Jüngling, der nichts mehr zu hoffen,
Ein Mädchen sah das Grab längst offen:
Was steuerst du nicht ihren Wehen
  Und brichst, gefühllos für den Schmerz
Und taub für eines Volkes Flehen,
  Ach, seiner theuren Mutter Herz?

Doch fruchtlos ruft ihn in die Schranke
Der Liebe und der Qual Gedanke;
  Er wandelt herzlos seine Bahn
  Und raubt der Brust den süßen Wahn.
Wahr ist, mein Volk! die Schreckenskunde,
Die heute bebt von Mund zu Munde!
Ha! siehst du nicht die schwarzen Flöre,
  Die schon umflattern Hut und Arm?
Und hörst du nicht die Trauerchöre,
  Den dumpfen Schmerz, den lauten Harm?

Ein herbes Schicksal hat getroffen,
O Vaterland, dein schönes Hoffen!
  Des Volkes Trost, des Herrschers Glück
  Nahm, ach! die Fügung früh zurück.
Vernichtet sind die holden Träume
Und hingewelkt die goldnen Bäume,
Die, dir fortan ein reicher Bronnen
  Des höchsten Glückes nun zu sein,
So lieblich schon zu blühn begonnen,
  Seit du genannt die Edle dein!

Denn, wie die Knospe, kaum gespalten,
Der Blüthe herrliches Entfalten,
  Und wie uns Tage, hold und licht,
  Der Morgenröthe Gold verspricht;
So strahlte ja aus ihrer Milde
Die Zukunft dir im schönsten Bilde!
Ein Engel, den kein Aug erblicket,
  Der, unbekannt, die wunde Brust
Der Armuth heilet und erquicket,
  War Wohlthun ihr ja höchste Lust!

Drum weint dein Volk und weint sein Vater.
Ach, heiß zum Weltenlenker bat er,
  Daß seiner Gnadensonne Roth
  Der Gattin strahle in der Noth!
Doch fruchtlos perlten seine Zähren,
Sein Sehnen sah er nicht gewähren,
Und zu den Sternen, die dort leuchten,
  Steigt nun der Schmerz, der tief ihn beugt,
Wovon im Aug, dem thränenfeuchten,
  Die heißgeweinte Zähre zeugt!

Doch was an ihr sein Herz verloren,
Die ihm vom Glücke war erkoren,
Den Pfad, wo oft auch Dorne dräun,
Mit Rosen ihm zu überstreun;
Das darf ich dir nicht erst zu schildern
Versuchen in des Liedes Bildern,
Ruf ich das Wort, das er gesprochen,
Das denkenswerthe, dir zurück,
Als sterbend war ihr Blick gebrochen:
„Da liegt mein ganzes Erdenglück!“

O grauser Engel! War zur Sühne,
Als du getreten auf die Bühne,
War von den Herzen, die da glühn,
War von den Blumen, die da blühn
Und Nassaus schöne Fluren schmücken,
Nur diese dir genug zu pflücken;
So sprich, o sprich! mit welchem Troste
Willst lindern du des Kummers Last,
Den, wo so mild der Frühling koste,
Den Herzen aufgelegt du hast?

Nur Eins kann diesen Kummer lindern,
Nur Eines deine Schuld vermindern:
O, schön ists, sterben im Beruf,
Für den uns die Bestimmung schuf!
Ein Leben ihrem Volk zu geben,
Gab sie das jugendfrische Leben;
Das Herz voll süßer Mutterliebe,
Wenn auch im Lenzesmorgenroth,
Ein Opfer hoher, heilger Triebe,
Starb sie des Weibes schönsten Tod!

Sie starb, ein Opfer heilger Triebe,
Ein Bild der schönsten Gattenliebe:
Adolph, jetzt ihres Lebens Hort,
War noch im Tod ihr letztes Wort!
Und ach! gleich einer Abendsonne,
Goß das Gefühl der Mutterwonne
Gar milden Schimmer auf ihr Scheiden:
O Wahn, der sie umspielt so mild,
Als ob der Quelle ihrer Leiden
Doch ihm entsproßt ein Freudenbild!

Sie starb, geduldig und gelassen,
Als Christin, die zwar nicht zu fassen
Die Fügung weiß; doch trostvoll denkt,
Daß eine weise Hand sie lenkt!
Verklärt auf ihrem Antlitz schwebte
Der Glaube, dem so fest sie lebte,
Ein Bild von jenem Gottvertrauen,
Das aus dem Himmel schöpft sein Licht,
Und, um das Leben erst zu schauen,
Das Leben gibt mit Zuversicht!

Sie starb; doch nein! sie ist gestorben
Den Herzen nicht, die sie erworben! —
Da stirbt, gewahrt von Dank und Pflicht,
Ihr edles Angedenken nicht,
Und Klio pflanzt ihr die Cypresse,
Daß sie die Nachwelt nicht vergesse,
Wenn meines Vaterlands Geschichte,
Für die ihr Herz begeistert war,
Dem Volk sie stellt in klarem Lichte
Durch ihrer Forscher Griffel dar!

Vorwort.

Nicht ohne die Schüchternheit, welche so natürlich ist, wenn ein junger Mann zum ersten Male vor die literarische Welt tritt, übergibt der Verfasser diese Sammlung der Oeffentlichkeit; aber auch nicht ohne das Vertrauen, daß die Absicht, welche ihn zur Herausgabe derselben veranlaßte, das Hauptgewicht in die Wagschale der Beurtheilung legen werde. Hier würde sich denn wohl zuerst der Nutzen dieser Volksdichtungen vordrängen und die ihm gebührende Würdigung verlangen. Doch sagenkundige und stimmbefähigte Männer[1] haben bereits dem ethischen, wie literarischen Werthe der deutschen Volkssagen ein schönes Wort geredet und ich darf daher darüber kaum mehr etwas sagen; denn daß sie Bilder zur Erbauung und Warnung vorführen, zur Erlernung der vaterländischen Geschichte anregen, den Sinn für heimische Naturschönheiten beleben, ein warmes Interesse für vaterländische Poesie erwecken und überhaupt die Liebe zum Heimathlande erhöhen, ist zu wohl bekannt, als daß ich es noch näher darthun müßte, mein Bestreben, nützlich zu werden, zu begründen. Ich will hier vielmehr, zumal bei den minder gelungenen eigenen und fremden Dichtungen, als besonderen Zweck das Bestreben hervorheben, die Sagen, welche mehr und mehr aus dem Munde des Volkes zu verschwinden drohten, und nur noch hier und da einzeln im Munde Einzelner lebten, zu erhalten, auf daß talentvolleren Dichtern Stoff und Veranlassung werde, diese immerhin merkwürdigen und interessanten Gebilde einer vergangenen Zeit in gediegnerer

[1] Sehr schön sagt Bechstein über den ethischen Werth der deutschen Volkssagen: „Die Sage erfreut, erheitert, erhebt, rührt nicht allein das Volk; sondern ist ihm auch eine Lehrerin, eine Warnerin, eine Trösterin, durch die Macht des Beispiels.

Form an die Nachwelt zu überliefern; denn mit Recht sagte einmal Görres, daß wir arm an Romanzen und Balladen seien, weil bei uns der lebendige Sagensang so viel früher verstummt sei und nicht zur rechten Zeit seine Sammler gefunden habe. Wie reich indessen unser ganzes deutsche Vaterland an solchen Sagen ist, das beweisen die jetzt zahlreicheren Sammlungen deutscher Sagen überhaupt; wie reich aber selbst kleinere Theile daran sind, das bekunden die Sagenbücher von einzelnen Ländern, ja selbst von einzelnen Städten. Da sie nun aber anerkannt einen ebenso herrlichen, als reichen Schatz unseres Vaterlandes bilden; so wäre es nicht minder undankbar und unedel, denselben zu vernachläßigen und verloren gehen zu lassen, als wenn der Sohn die Güter vergeuden wollte, die ihm der Fleiß und die Geschicklichkeit des verblichenen Vaters hinterlassen haben. Es ist sonach das Bestreben, diese Kleinodien zu sammeln[1] und zu bewahren, jedenfalls gewiß sehr löblich, sollte sie der Sammler gleich auch noch nicht von allen Schlacken gereinigt ans Licht bringen, sowie der Urenkel zu loben ist, der die Bilder seiner Ahnen, welche undankbare Söhne, wie man gemeinhin sagt, in die Rumpelkammer geworfen, hervorholt, den Staub abwischt, sie aufputzt, und ihrer Tugenden zu seiner Erbauung und ihrer Mängel zur Warnung sich erinnert, mögen sie immerhin auch seine Stube nicht zieren, wie kostbare neue Gemälde. Keinem Vernünftigen aber kann es einfallen wollen, dieses Bestreben zu tadeln, denn wenn auch an Kunstwerth viele gering sein mögen, so sind doch nicht alle in dieser Hinsicht gleich werthlos, und manches herrliche Bild wurde auf diese Weise schon aus einem Winkel dem Moder entrissen. Wie interessant aber auch diese Sagen sind, das beweist die günstige Aufnahme ihrer Sammlungen, und es ist erfreulich, daß das Volk diese nun greise gewordenen Kinder des poetischen Geistes seiner Vorahnen nicht mit jenen vom Grabe der Vergessenheit verschlungen wissen will, daß es sie vielmehr noch liebt, gerne liest und gleichsam wieder neu in sich aufleben

[1] A. Stöber hat, wie auch Andre, den schönen Wunsch geäußert und es als höchst verdienstlich dargestellt, daß eine allgemeine Sammlung der deutschen Sagen veranstaltet werden möge. Eine solche hat nun auch J. Günther in seinem „Großen poetischen Sagenbuche des deutschen Volkes" begonnen; das Ganze aber kann nicht besser, als durch solche Einzelsammlungen gefördert werden.

läßt. Doch ist diese Erscheinung auch ganz natürlich. Die Sagen bilden nämlich den poetischen Traum der Kindheit eines Volkes und sind unseren Jugendträumen zu vergleichen, deren süße Erinnerung unter allen Lebensverhältnissen ihren Reiz nicht verliert und bis zum Grabe ein wehmüthiges Sehnen nach ihnen in der Brust nähret, und sie um so lebendiger auffrischt, je blasser die Schatten sind, in welchen die Wirklichkeit vor unserem Blicke verschwimmt. Selbst die trüberen Gebilde, die eher geeignet sind, unser Herz mit Grauen zu erfüllen, entbehren des Interesses nicht. Zeigen sie uns ja doch, wie die Menschheit durch Nacht, Irrthum und Aberglauben sich durchkämpfen mußte, und lehren uns das Leben und Weben der Vergangenheit von der Schattenseite kennen, wie es uns jene in dem sonnigen Scheine der natürlichen Einfalt und Gemüthlichkeit eines goldnen Zeitalters vors Auge stellen!

Ob es nun aber auch der Mühe werth war, den Sagen Nassaus eine eigne Sammlung zu widmen, wird sie selbst am Besten beweisen; gerade sein Reichthum daran mußte mich übrigens schon allein dazu aufmuntern. Wohl klang auch aus Nassaus Gauen schon manche anmuthige Sage, und Meister deutschen Gesanges haben es nicht verschmäht, auch hier diese alten Kunden dem Volke abzulauschen und in ihren Liedern zu verewigen; aber es ist ihrer nur eine geringe Zahl und sie sind in zu vielen und zu theueren Werken zerstreut, als daß sich in jeder Gemeinde Einer oder der Andere dieselben anschaffen, und sie dadurch so recht volksthümlich werden könnten, wie sie es sollten. Darum hat es sich der Verfasser zur Aufgabe gemacht, durch Sammlung des Bearbeiteten und Bearbeitung des Gesammelten ein Ganzes zu schaffen, ein vollständiges Sagenbuch seines schönen und weltbekannten Vaterlandes. Er hatte dabei besonders das Volk im Auge, und für es sind die Erläuterungen beigefügt, die hier und da lokale, geschichtliche und mythologische Verhältnisse berühren, wo es das Verständniß zu erheischen schien. Die eigentlichen Dichter der Sagen sind ja das Volk selbst; in ihnen offenbart sich sein Herz, sein Glauben, Hoffen und Lieben, sein Wohl und sein Wehe; in seinem Munde erst erhalten sie die rechte, wahrhaft poetische Bedeutung. Es gibt ihnen,

wie Geib sagt, die erste Gestaltung; die Poesie bildet und verschönt sie nur, und darum gilt hier für den Dichter Julius Mosens treffendes Wort, das Herz seines Volkes zu sein, und ihm wiederzugeben, was aus ihm lebendig entsprungen![1]

Was nun das Wesen dieser Gattung von Dichtungen anbetrifft, so bilden die Mährchen, Sagen, Legenden und Geschichten unzweifelhaft eine eigenthümliche Erscheinung. Man kann sie kurz so charakterisiren, daß man das Mährchen dem phantastischen Reiche der Feen- und Zauberwelt, die Sage der mythischen Heroen- und Ritterzeit, die Legende dem mystischen Boden der Religion und die poetische Geschichte dem historischen Felde zuweist. Obgleich aber die genannten Gattungen mehr oder minder der geschichtlichen Glaubwürdigkeit entweder entbehren oder genießen, so wurzeln doch ursprünglich wohl alle auch mehr oder minder auf geschichtlichem Boden, und Vieles, was rein historisch war, ist nur entstellt worden, und es ist kaum denkbar, daß wir eine solche Sagenwelt besäßen, wenn wir eine im weitesten Sinne allgemeine Weltgeschichte hätten. Sie machen indessen gar nicht den Anspruch, als rein historische Traditionen gelten zu wollen; sie gleichen vielmehr, wie A. Schreiber sinnig sagt, nur dem rechtlichen Manne, der kein anderes Zeugniß für sich aufzubringen weiß, als sein ehrliches Gesicht. — Der Geschichte am Fernsten steht das Mährchen. Es knüpft sich zwar auch oft an Orte und Namen, wie die Sage, von der man es deshalb nicht immer unterscheiden kann; aber die Einmischung des Feenhaften und Wunderbaren ist bei ihm doch in höherem Grade zuläßig, als bei der eigentlichen Sage. — Diese nähert sich schon mehr der Geschichte und wurzelt auf ihrem Boden, oder beruht und bezieht sich auf historische Personen und Thatsachen, und der alte Jahn mag Recht

[1] Man verkannte, sagt J. Günther, die Sagen und ihren Werth und eiferte gegen sie als Aberglauben; aber immer gab es Dichter, welche sie achteten, nach ihrem poetischen Reiz und ethischen Gehalt und Werth, und sie dem Volke mundgerecht machten. Bald faßten sie nur das Ueberlieferte in metrische Form, was das Volk selbst gedichtet, bald gaben sie es, mit Bildern geschmückt und mit neuen Motiven versehen, und suchten es zu heben durch einen selbstgeschaffenen Schluß, bald riefen sie eine ganz neue Dichtungsart daraus hervor, wie Göthe seinen Faust und Mosen seinen Ahasver aus Sagen des Volkes als Kunstwerke hervorgezaubert haben.

haben, wenn er sagt, daß an jeder Sage auch eine Sache sei. Was der Geschichte selbst gleichgültig oder zu unbedeutend ist, das hascht sie im Strome der Vergangenheit auf, pflanzt es, mit dichterischen Phantasien bekleidet, auf das Feld der Wirklichkeit und läßt uns manchen Blick in das Dunkel der Vorzeit thun, wo die Geschichte uns ihr Licht entzieht und ein undurchdringlicher Schleier sie verhüllt. Was die s. g. Legenden oder frommen Sagen und Geschichten anbetrifft, die ihren Stoff aus dem religiösen Leben schöpfen, so sagt von ihnen Herder trefflich: „Niemand wird läugnen, daß unter diesen Gebilden reine Goldkörner zu finden sind; ja, wären sie gar nur eine Geschichte der Verirrung des menschlichen Herzens und Geistes, so wären sie auch als solche höchst merkwürdig. Sie sprechen zum Herzen mit sanfter Gewalt und gebieten Einkehr in sich selbst, Glauben, Liebe, Geduld und strengen Gehorsam. Muß man diese Gestalten im Dunkel lassen? Darf man verblichene Tugenden und Grundsätze nicht vorführen, blos weil sie nicht die Vulgivagen unsrer Zeit sind? Nebst den Ritterbüchern fassen sie die Blüthe und Blume menschlicher Ausbildung in sich, jene für den Mann von Geburt, diese für den andächtigen, tugendhaften Mann.“ — Am Nächsten der Geschichte stehen die poetischen Geschichten. Es war lange, wie Lessing sagt, die Sitte der Deutschen, ihre Geschichte in Reime zu fassen und in Liedern, die gleichsam das Echo der Volksstimme waren, darzustellen, und nicht mit Unrecht sagt A. Schreiber, daß man die Urgeschichte bei den Dichtern suchen könne; allein es leuchtete auch hier das romantische Moment durch, und rein historisch möchten darum selbst die poetischen Geschichten nicht zu nennen sein; denn, wenn auch nicht mit fabelhaften Dichtungen ausgeschmückt, so sind sie doch von Empfindungen durchflossen, die durch die persönliche Ansicht des Dichters oder durch die herrschende Meinung bedingt und deshalb nicht unparteiisch genug sind.

Manche Sagen habe ich in verschiedenen Bearbeitungen neben einander gestellt, weil ich eben das Vorhandene sammeln und Jedem Etwas bieten wollte; denn, wen die eine minder, spricht wohl die andre Darstellung mehr an. Daß ich auch einige Lieder und Ele-

gien beigemischt habe, kann nur angenehm sein, da sie sich auf wichtige, oder doch interessante Oertlichkeiten des Vaterlandes beziehen. Wohl war es mir bei dieser Auflage, die sich der Subscriptionsbedingungen halber auf den angekündigten Umfang beschränken mußte, nicht möglich, alle mir zu Gebote stehenden Stoffe zu benützen, weil es dem Verleger nicht zuzumuthen war, die ohnehin schon starke Bogenzahl noch zu vermehren; doch soll in Bälde ein Ergänzungsband den Sagenreichthum des Vaterlandes so erschöpfen, wie es für Den wünschenswerth sein kann, dem es von Interesse ist, das Land seiner Wiege zu kennen und nicht Fremdling auf heimischem Boden zu sein, auf einem Boden, wo so viele Geschlechter blühten und erloschen, von denen manche nur noch in den wunderbaren Sagen des Volkes leben, — auf einem Boden, wo so viele merkwürdige Ruinen ragen, auf denen der Geist grauer Vorzeit uns denkenswerthe Erinnerungen ins Ohr säuselt, — auf einem Boden, wo ein wahres Paradies mit seiner herrlichen Natur so mannigfaltig das Auge ergötzt, dessen romantische Thäler und Höhen, dessen reizende Ebenen und Gestade sich die Dichtung so gerne erkürt, um dort ihre luftigen Gezelte aufzuschlagen!

Was in dieser Sammlung nicht Originale sind, ist theils öffentlichen Blättern entnommen, theils den Werken von Lennig, v. Stolterfoth, Geib, Simrock, Braun und Muth, die als wohlbekannt hier vorerst nur im Allgemeinen erwähnt werden. Auch habe ich mancherlei Dichtungen aus älteren Zeiten beigefügt, um Verschollenes und doch (auch schon in sprach- und literaturgeschichtlicher Hinsicht) Interessantes der Vergessenheit zu entreißen, und ich kann nur wünschen, daß dieser aus Blüthen heimischer Flur gewundene Straus mit derselben Freundlichkeit und Anspruchslosigkeit möge aufgenommen werden, mit welcher ich ihn biete, — biete den Bewohnern Nassaus und Allen, welche dieses schöne und gesegnete Land besuchen und kennen!

Alois Henninger, gen. Alois der Taunide.

Der Taunus und der Main.

Sängergruß.

Wer dem Vaterland zum Ruhme
Seine Kraft mit Freuden weiht,
Ja, wer auch nur eine Blume
Ihm in seine Kränze reiht,
Daß es Jeder ehren muß,
Dem entbiet ich meinen Gruß!

Wohl sind alle deutschen Lande
Nur ein großes Vaterland
In dem schönen einen Bande,
Das um sie die Eintracht wand;
Doch mein erstes Lebehoch
Gilt der Flur, die mich erzog!

Denn wer nicht mit Herz und Munde
An der Muttererde hängt,
Lügt, daß ihn zum ganzen Bunde
Treuer Sinn und Liebe drängt:
Wer gering vom Theile spricht,
Ehrt das Ganze, wahrlich! nicht.

Darum Alles dir zum Ruhme,
Nassau, theures Vaterland,
Das Natur als schönste Blume
In die deutschen Länder wand:
Land, das Jeder schätzen muß,
Deinen Sängern meinen Gruß!

Gesichte.

1.

Des alten Königs Mahnung.

Was regst du zürnend, Altking! das Haupt mit wilder Macht
Und birgst die hohe Stirne in düstrer Wolken Nacht?
Was schüttelst du die Wipfel mit grauser Sturmeswuth
Und schüttest auf die Fluren der Regenschauer Fluth?
Sahst sonst doch freundlich milde hernieder in das Thal,
Begrüßtest dort im Osten der Sonne goldnen Strahl
Und winktest ihr hinunter in eine andre Welt
Und führtest uns herüber der Sterne blaues Zelt! —
Doch sieh! auf goldnen Schwingen naht jetzt ein Frühlingstag,
Und durch die Wälder tönet der Vögel froher Schlag;
Es flüstern sanft die Winde, die Blätter rauschen leis,
Und wonnetrunken lauschet im Schatten dort ein Greis!
Das ist der alte König, der steigt aus seiner Gruft
Und sonnt die greisen Glieder in milder Frühlingsluft;
Sein Auge schweift vorüber hier an des Maines Strand
Und dort am grünen Rheine durchs schöne Vaterland!
Er denkt vergangner Zeiten, er denkt entflohner Lust;
Doch plötzlich höre seufzen ich ihn aus tiefer Brust:
„Wohl singt noch mein Gefieder, wie einst, so süß und mild,
Die lustgeschwellten Weisen durchs blühende Gefild;
Doch wo sind meine Söhne, die theuren Sänger all,
Die sonst mein Herz erfreuten mit süßer Lieder Schall?

Ist denn auf meinen Fluren verklungen aller Sang,
Wo einst das Lied der Minne und kühner Thaten klang?
Wohl hört ich Waffen klirren, wie einst, in heißem Kampf,
Sah auf den Feldern wirbeln des Staubes Wolkendampf;
Da schlug das Herz mir stärker: „Sie kehrt, die alte Zeit!"
So rief ich freudetrunken und hielt das Schwert bereit.
Doch ach! ich sah nur siegen der fremden Fahnen Glanz
Und meine Söhne sterben im blutgen Waffentanz!
Da schloß das Aug ich wieder und stieg in meinen Sarg,
Der meine heiße Zähre dem Blick der Welt verbarg.
Tief waren sie gefallen, die deutschen Söhne, tief,
Bis Hermanns Geist zur Rache der Schmach die Helden rief!
Da wacht ich auf vom Schlummer und lauschte fernem Klang,
Der scholl, wie deutscher Jubel, wie deutscher Siegsgesang;
Da freute ich mich wieder; auch meiner Söhne Blut
Hat dort besiegeln helfen der Freiheit kostbar Gut!
Ich griff zur alten Laute und rief aus voller Brust:
„Es kehrt die Zeit der Lieder, der Liebe und der Lust!"
Doch lange ist das Tosen der Waffen schon verrauscht;
Umsonst hab ich auf Lieder aus freier Brust gelauscht.
So schwinde denn auf Ewig, du alter Tage Gold;
Die harte Zeit des Eisens ist nicht den Liedern hold!
Ich aber will es schütteln, das Haupt, mit wilder Macht
Und bergen meine Stirne in dunkler Wolken Nacht;
Will rütteln meine Wipfel mit grauser Sturmeswuth,
Und schütten auf die Fluren der Regenschauer Fluth!"

2.

Des Sängers Erfüllung.

„Nicht doch, du alter König! Laß ab von deinem Drohn,
Noch lebt dir mancher Sänger als treuergebner Sohn;
Und noch ist nicht verglommen hier aller Liederdrang,
Wo einst das Lied der Minne und kühner Thaten klang!

Tritt vor mit deinen Mähren, thu auf den greisen Mund
Und mache deinem Sohne die alten Sagen kund!
Dann will ich sie verkünden, wie sie im Busen blühn,
Dem theuren Vaterlande in Bildern, zart und kühn!" —

Da bebte durch die Fluren ein wunderbares Wehn,
Rings sah ich auf den Bergen viel stolze Burgen stehn,
Sah andre Dörfer glänzen im Abendsonnenstrahl
Und blühen andres Leben wohl über Berg und Thal!
Ich hörte Waffen klirren, im Kampf erprobt, wie Gold,
Sah treue Herzen schwelgen in süßer Minne [1] Sold;
Doch hört ich auch erbrausen des Sturmes wilde Wucht
Und sah die Wellen rauschen durchs Thal in wirrer Flucht.
Dort, wo in blauem Dufte verschwimmt der Berge Saum,
Durchzog mit wildem Sange ein Heer der Ebne Raum;
Das führte von dem Altking zum Rhein Ariovist,
Der König, der so furchtbar den Schaaren Cäsars ist!
Hier kämpften tapfre Völker für ihren freien Herd;
„Ein eigner Herd, so schallt es durchs Land, ist Goldes werth;"
Und Hermann schwöret Rache und löst das blutge Band,
Das seinem Volk die Habsucht der kleinen Menschen [2] wand.
Und durch die Wälder streiften nun Jäger, stolz und kühn,
Und kernig sind die Sitten, wofür die Herzen glühn,
Bis an das Wort vom Kreuze der wilde Völkerstamm
Im Laufe der Jahrhundert sich schmiegte, wie ein Lamm.
Dort sah ich Ritterspiele in festgeschmückter Bahn,
Auf die von den Balkonen viel schöne Frauen sahn,
Und hier nach Ringen stechen, und Staub und Rossedampf
Stieg auf beim Speerewerfen und bei dem Lanzenkampf.
Rasch eilet durchs Gedränge der Pagen schmucke Schaar,
Und in dem Festgewande stellt sich der Herold dar;

[1] Liebe. Sehr schön sagt Jahn: Wo ist ein Volk, das ein Wort hat, wie Minne?
[2] So nennt Ossian die Römer im Gegensatz zu den stämmigen Deutschen.

Den Preis des heißen Kampfes, ein denkenswerthes Pfand,
Empfängt der stolze Sieger aus einer schönen Hand.
Ha! wie mir dies Gedränge, dies wogende, gefiel,
Dies tapfre Lanzenbrechen, dies heitre Ringespiel!
Und welchen Adel zeigten die Ritter und die Fraun;
Mir wars, als könnt auf Erden ich Schöneres nicht schaun!
Doch welch ein Anblick stört mir dies freundliche Gesicht
Dort, wo's, wie Höllenflamme, roth durch die Bäume bricht? —
Hui! wie sich graus dort windet der Schlangen wilde Brut,
Und wie der Drache brüllet, der an dem Felsen ruht!
Und ach! ein zartes Mädchen, wie keines ich noch sah,
Sitzt, an den Fels geschmiedet, hier dem Gezüchte nah,
Und neben ihm ein Riese, der mit ihr kosen will,
Und den ihr Herz verachtet, das leidet tief und still!
Doch sieh! ein kühner Ritter kommt jetzt auf stolzem Roß
Daher gesprengt und schleudert sein schweres Wurfgeschoß
Und kämpft mit Schwert und Lanze, und, schwimmend in dem Blut,
Verendet bald der Riese zusammt der Drachenbrut!
O wonnevoller Anblick, wie von der Felsenwand
Der Sieger los die Ketten der holden Dirne band!
Und wie dem Retter danket, der zärtlich an sie schaut,
Die Schöne, der im Auge die Freudenzähre thaut!
Doch horch! im Rittersaale, wie rauscht es da und klingt,
Wo froh im Hochzeitsreigen ein holdes Paar sich schwingt!
Wie reizende Gestalten da wandeln, und die Gluth
Der Herzen zähmt der Zauber, der in dem Schönen ruht!
Verklungen sind die Töne; die Frauen schlummern sanft,
Und süße Träumen gaukeln um ihres Bettes Ranft;
Die Ritter aber heischet noch in derselben Nacht
Die Ehre; denn das Streithorn, es rief zu Kampf und Schlacht!
Ha! wie die Rosse schäumen, und wie die Schwerter klirrn,
Wie pfeifend durch die Lüfte die scharfen Hiebe schwirrn!
Wie nun die Recken fallen, und wie die Feinde fliehn,
Und unter lautem Schalle die Sieger heimwärts ziehn!

Die Freude würzt die Mahlzeit, ein Siegeslied erschallt,
Es tönen die Pokale, daß laut es wiederhallt;
Der Sänger schlägt die Laute, die Tapfren rühmt sein Sang,
Er rühmt die Lorbeerkränze, die sich ihr Arm errang.
Doch während hier der Jubel die Silberbecher füllt,
Sprühn furchtbar dort die Blitze und wilder Donner brüllt;
Es stürzet eine Wolke, und auf der öden Flur
Seh ich von diesem Dörfchen nicht mehr die kleinste Spur!
Gar bald vergißt im Glücke das Menschenherz die Noth,
Sobald des Lebens Himmel ihm strahlet blau und roth;
Doch der die Sterne lenket, der mächtig große Gott,
Läßt nimmer mit sich treiben von Frevlern Hohn und Spott!
Der Sünde folgt die Strafe, folgt oft ihr auf dem Fuß;
Drum beut der Welt ein Engel nun einen herben Gruß:
Wohl war der böse Engel im deutschen Reich bekannt,
Es war die giftge Seuche, der schwarze Tod genannt.
Auch hier goß seinen Pesthauch der Würger in die Luft,
Da glichen viele Orte wohl einer Todtengruft;
Die Städte waren einsam, die Dörfer wüst und leer
Und öde die Gefilde, gleichwie am Todtenmeer.
Und o! des argen Wahnes, der Menschengeister trübt,
Der an dem Volk der Juden so grause Rache übt!
Es dringt die Schreckenskunde wohl über Berg und Trift:
„Tod wohnet in den Brunnen; das ist der Juden Gift!“
Und o! des argen Wahnes, der Menschenherzen trübt,
Der an den eignen Leibern so blinde Buße übt!
Es zieht durch die Gefilde ein wildentflammter Bund
Und peitscht mit scharfen Geißeln die eignen Lenden wund.
Doch er zerstiebt; am Himmel malt sich des Friedens Bild,
Es lacht, von neuem Glanze bestrahlet, das Gefild,
Der Wandrer ziehet wieder die Straße froh entlang,
Und aus den Zweigen tönet der Vögel Lustgesang.
O milder Schein der Sonne, o Himmel, klar und blau,
Daß allzubald dich wieder verhüllt der Wolken Grau!

O süßer, hoher Friede, daß du zu schnell verblühst
Und in den Menschenherzen des Glaubens Zwist entglühst!
Ha! wie es mir die Seele durchschauert jetzt so kalt;
Mein Vaterland, es seufzet in fremder Machtgewalt!
Vom hohen Norden nieder, wo braust das kalte Meer,
Führt auf die deutschen Fluren der Feind ein wildes Heer.
Das sengt und brennt und mordet, wohin sein Fuß nur tritt,
Und grenzenloses Elend bezeichnet seinen Schritt;
Es rauchen Städt und Dörfer, sein Raub wird Hab und Gut,
Und zu dem Himmel schreiet um Rache manches Blut.
Und wieder stieg ein Engel herab vom Wolkenzelt,
Zur Rache nicht, zur Strafe für die erboste Welt,
Die Pest, die auf den Flügeln des Sturmes fort sich schwang
Und ihre Opfer zahllos mit heißer Gier verschlang.
Kaum hatten sich die Wunden des Vaterlands vernarbt,
Es hatte kaum genug sich verblutet und verdarbt;
Da stieg empor im Süden der weltgerühmte Held,
Und wieder glich die Heimath fast einem Leichenfeld.
Doch mitten in dem Drucke, auf blutgetränktem Raum,
Da pfleget gern zu sprossen der Freiheit goldner Baum;
In seinem Schatten seh ich die Völker weilen nun,
Von ihren Kriegsgebresten und Wunden auszuruhn.
Ihr Sehnen und Erwarten wird endlich auch gewährt
Als Lohn für ihre Liebe, die sie so treu genährt;
Und wenn der alte König einst wieder auferwacht,
Dann haben wohl die Throne die schöne That vollbracht! —
Doch was in buntem Wechsel von Bildern, ernst und traut,
Von Bildern, licht und trübe, mein Auge dort geschaut,
Und was mir in den Busen der alte König goß,
Und mir in treuer Musen[1] geweihtem Schoose sproß;

[1] Bei den alten Griechen und Römern Göttinnen der schönen Künste, besonders der Dichtkunst, neun an der Zahl, von denen jede wieder die Obhut über eine besondere Dichtungsart hatte.

Das wind ich nun zum Kranze mit liebevoller Hand
Und künd es dir zum Preise, mein schönes Vaterland!
Verschmähe nicht die Kunde, die, schlichtes Lied gewöhnt,
Nicht von der stolzen Lippe gerühmten Sängers tönt!

Die Chatten. [1]

Wo jetzt goldne Saaten reifen
In den Thälern an der Us,
Sah man durch die Wälder streifen
Jäger einst mit raschem Fuß.

Kräftig waren die Gestalten,
Blau das Aug und kühn der Blick;
Früh gewöhnt, das Schwert zu halten,
Führten sie es mit Geschick.

Wie die Flur bei Ungewittern
Schwüle drücket, schwer und bang,
Sah die Römer man erzittern,
Wann ihr Schlachtgeschrei erklang.

Gram war ihnen Pflug und Sense
Und der leichte Hirtenstab;
Aber Lust, wenn schon im Lenze
Guten Klang die Streitart gab.

[1] Daß sich das Volk der Chatten (Cäsars Sueven und die jetzigen Hessen), von denen die Mattiaker einen Zweig bilden, auch bis in mehrere Gegenden des Herzogthums ausdehnte, bleibt unzweifelhaft; schon die Benennungen Katzenelnbogen und Katzeneschbach erinnern uns an dieselben, wie wir denn noch bei anderen nach ihnen benannten Orten ihren Namen also verketzert finden. Sie waren ächt deutsche Völker, die keine Fremden einließen, ihre Sprache und Sitten rein behielten und mit den Römern in stetem Kampfe lagen. Ihren Namen will man, wegen der Gleichheit ihrer Grausamkeit und List, von catus, Katze oder Kater, herleiten. Einer andern Ableitung zufolge kommt er von chatten, d. i. haschen, jagen (engl. catch und franz. chasser) und Katte heißt also ein Jäger.

Und wenn Feinde zu bezwingen
  Es nicht gab in heißer Schlacht,
Sah man mit dem Wilde ringen
  Sie in kühler Waldesnacht.

Eisenringe trug, zu sühnen
  Die Gefallnen, stolz der Mann,
Weil davon er nur durch kühnen
  Feindesmord sich lösen kann.

Aber welches Glück beweget
  Dort so sehr des Jünglings Brust?
Sieh, den ersten Feind erleget
  Hat er, das ist seine Lust!

Männerwaffen kann er führen
  Jetzt, obgleich noch jung und zart,
Und die Scheere darf berühren
  Nun sein Haar und seinen Bart.

Schlank, wie eine junge Eiche,
  Tritt mit ihrem goldnen Haar
Dann die Maid, die anmuthreiche,
  In der frohen Krieger Schaar.

Und es flicht die holde Dirne
  Freudig bei dem Reihentanz
Um des Siegers hohe Stirne
  Einen deutschen Eichenkranz.

Doch was drängt sich jetzt in Reihen
  An den Bach der Weiber Zug?
Eine Mutter will dort weihen,
  Was sie unterm Herzen trug!

Weihn zur Kraft des Knäbleins Glieder
Und sein zartes Herz zum Muth;
Darum tauchet sie es nieder
In die kühle, frische Fluth!

Also sah man einst die Chatten
Walten an des Usbachs Strand,
Bis auch dort auf grünen Matten
Eine neue Zeit erstand.

Die Römer.

„Auf, auf! o tapfres Volk der Chatten,
Denn deinen Herden droht Gefahr;
Sieh, nahe deinen freien Matten,
Kreist schon des Römers stolzer Aar!
Dort steht er an dem festen Damme,[1]
Der seiner Siege Grenze schützt
Und in dem Kampf mit deinem Stamme
Die zagen Legionen stützt!

[1] Der s. g. Pfahl- oder Polgraben (fossa Drusiana), den das Volk auch Polheck, Heggraben und Landheg nennt. Diese riesenhafte Verschanzung bestand in einem tiefen, unten mit Steinen belegten Graben und einem von Erde aufgeworfenen, oben mit starken Pfählen und Zaunwerk besetzten Walle, an den sich hier und da größere Castelle anlehnten, während sich in mäßigen Zwischenräumen mit Mannschaft versehene Thürme erhoben. Er zeigt uns noch jetzt in seinen Trümmern, wie weit die Römer das Land in festeren Besitz genommen hatten. Schon bei Neuwied werden seine Spuren sichtbar; von da zieht er über die Gebirgshöhe bei Montabaur, verfolgt hier den Rücken der Bergkette bis auf die Spitze der Waldhöhe bei Kemmenau, die First genannt, und senkt sich von da dicht an den Bädern von Ems vorüber ans Ufer der Lahn herab. Diese überschreitend nimmt er seinen Lauf gegen den Rhein, nach dem Dorfe Becheln, wo er sich plötzlich ostwärts wendet, über Schweighausen, Marienfels, Pohl, Kemel und die Libbacher Heide nach Waldkriftel läuft, die höchsten Punkte des Taunus, die Saalburg, das Kloster Thron und die Kapersburg berührt, bei Ziegenberg das Großherzogthum Hessen erreicht und sich in den fruchtbaren Gefilden der Wetterau verliert. Er stand mit einer andern Befestigungslinie jenseit des Maines im Odenwald in Verbindung, und es ist merkwürdig, daß er an den meisten Orten doppelte und an den Eingängen sogar dreifache Wälle und Gräben hatte. Drusus, der Stiefsohn des Kaisers Augustus, welcher mehrere Streifzüge nach Deutschland machte, soll der Gründer desselben gewesen sein und die Saalburg (Arctaunum) bei Homburg erbaut haben;

Drum taucht, des Leibes Frucht zu weihen,
Sie, Frauen! in die kühle Fluth,
Daß bald dem Vaterlande leihen
Die Knaben ihren Arm und Muth!
Nimm, Jüngling! rasch die scharfe Wehre
Und baldigst scheerst du Haupt und Kinn;
Dort auf dem Felde blüht die Ehre,
Da probe deinen Heldensinn!

Du aber, Schaar der Männer! wähle
Dir Ringe für die nahe Schlacht;
Wirf nieder bald die spitzen Pfähle
An jenem Graben fremder Macht!" —
So klang es durch das Land der Chatten,
Als Rom in diese Gaue drang,
Und tief in seiner Wälder Schatten
Das Schwert ein Volk, ein freies, schwang.

Da focht um eitle Siegesehre
Der Römer und um schnöden Sold;
Der Deutsche aber trug die Wehre
Für seines eignen Herdes Gold.
Und bald vertrieben war der Adler,
Der rings so stolz die Flügel hob,
Und fruchtlos suchen grame Tadler
Zu schmähn der tapfren Chatten Lob.

Erzählt uns gleich auch die Geschichte
In Worten diese Siege nicht
Und führt, von ihrem hellen Lichte
Bestrahlt, sie uns nicht zu Gesicht;

allein es ist, waren seine Legionen noch so zahlreich, fast unglaublich, daß sie allein diesen riesenmäßigen Bau vollendet haben sollten, und dennoch erscheint das Ganze wieder nur als ein römisches Werk. — Außer der Saalburg befanden sich auch noch Castelle bei Idstein (die s. g. Altenburg), am Zugmantel, unter Adolphseck, bei Kemel, Holzhausen, Becheln und Badems.

So kann der Taunus es doch sagen
Und manche blutgetränkte Au,
Wo unsre Väter einst geschlagen
Der Römer Macht in diesem Gau!

Das Christenthum.

Welche Wandlung seh ich ziehen
Plötzlich durch das Chattenland?
Wolken, Nacht und Nebel fliehen
Und der düstre Himmel schwand!
Wo einst kühne Jäger schritten,
Wandern Glaubensboten nun,
Und es leiten milde Sitten
Jetzt ihr Lassen und ihr Thun.

Aus des Haines heilgen Schatten
Sieht man scheu die Asen[1] fliehn,
Seit bekehrt die wilden Chatten
Ein in Christi Kirche ziehn.
Jene Eichen sind gefallen,
Wo sie Wodans Macht verehrt,
Und in Gott geweihten Hallen
Fleht ihr Herz, zu ihm gekehrt.

[1] So hießen die göttlichen Priester der odinischen Naturreligion, die Odin oder Wodan (Gwodan, Godan) als höchsten Gott verehrte. Dies Göttergeschlecht hat seinen Ursprung von Odin und seiner Gemahlin Frigga. — Odin war der älteste und höchste Gott der nordischen Götterlehre, der König des Himmels, das Sinnbild (Symbol) der Sonne, der Beherrscher aller Dinge und der Vater der Götter und Menschen. Ihm dienen die anderen Götter, jeder in seiner Weise, wie Kinder ihrem Vater. Eine andere Meinung trennt diesen nordischen Odin (Othin) von dem germanischen Wodan und läßt ihn um 56—70 v. Chr. mit 11 seiner Landsleute aus Asien in den scandinavischen Norden einwandern, sich dort für ein göttliches Wesen ausgeben, die Nordländer durch List gewinnen, Eroberungen mit ihnen machen, in Deutschland eindringen und ihn dort nach seinem Tode vergöttern. Seine Religion (Asalehre) enthält ein Buch, welches die Edda heißt.

Wo einst, Haupt und Kinn zu scheeren,
Feindesmord erst gab das Recht,
Lehrt man Feindesliebe ehren
Und sie üben das Geschlecht.
Nicht mehr netzt der Strom den Knaben,
Daß er ihn zum Muthe weiht,
Seit des heilgen Geistes Gaben
Ihm der Taufe Naß verleiht.

Statt des Rings, durch den gehalten
Einst zur Rache war die Hand,
Sieht man fromm sie jetzt sich falten
Durch der Andacht heilges Band.
Wo auf blutgetränkten Spuren
Einst den Feind der Jüngling schlug,
Zieht durch segensreiche Fluren
Seine Furchen jetzt der Pflug.

Sicheln schallen auf den Räumen,
Wo man sonst das Wild gehetzt,
Und es prangt an zahmen Bäumen
Birn und Apfel golden jetzt.
Statt der rings zerstreuten Hütten;
Schließet nun sich Haus an Haus,
Und des Glaubens Boten schütten
Da den reichsten Segen aus.

Usingen.

Dort, wo jetzt die Weil durch saatenreiche Thäler
Und durch Wiesenfluren sich der Usbach gießt,
Wo sich auf den Trümmern alter Völkermäler
Die Vergangenheit dem Forscherblick erschließt,

Sah man in der Zeiten allerfernsten Tagen
Wälder nur mit riesenhaften Bäumen ragen.

Nah und fern war keine Hütte, noch ein Weiler
Zu erblicken in der Wälder stiller Nacht;
Nur die rasche Hindin und der wilde Keiler
Sind das Leben, das sich hier bemerklich macht,
Und der Vogel, der in kühler Bäume Schatten
Lieber nistet, als auf sonnig milden Matten.

Doch als an dem Rheine sich das deutsche Leben
Zu entfalten und die deutsche Kraft begann,
Als es galt, der Freiheit Banner zu erheben,
Wo der Brüder Blut in heißen Strömen rann,
Sah auch hier das Aug die Wälder lichter werden
Und erfüllen sich mit Hütten und mit Herden.

Näher nach dem Wahlplatz kühner Thaten zogen
Stämme da, die nie des Rheines Strand gesehn,
Und ein Riesenkampf ergießt dort seine Wogen
Nun fortan, bis Romas Adler untergehn,
Bis die Freiheit wieder herrlich sich entfaltet
Und ihr Segen in den deutschen Gauen waltet.

Chatten ist des kühnen Völkerstammes Namen,
Der herüber damals zu dem Taunus drang,
Der gestreuet dort des Anbaus ersten Samen
Und den wilden Boden mit dem Pfluge zwang,
Der die ersten Hütten in der Wildniß baute,
Als das Vaterland sich seinem Arm vertraute.

Wo der Bach, begrünt von reichem Wiesengrase,
Einen Weiher schuf im Thal, da blickten bald
Freundlich, wie im Sand der Wüste die Oase,
Eines Weilers Zinnen aus dem öden Wald,

Wohl der erste, den auf dieser Flur man kannte,
Und der Mund der Väter Dasungen[1] nannte.

Manch Jahrhundert kam und ging mit seinen Schauern,
Wie mit seinen Wonnen jetzt, und tiefe Nacht
Deckt nun sein Geschick, bis stolz mit seinen Mauern
Sich das Schloß erhob, des Städtchens Zier und Pracht,
Das die Fürsten Nassaus bauten und bewohnten,
Deren Huld mit treuem Sinn die Bürger lohnten.

Des Dörfchens Name.

Ein Dörfchen hatte man gebaut in unserm Vaterland,
Doch keinen Namen ihm verliehn, nach dem man es genannt:
Da ließ der Schulz die Glocke ziehn, und jeder Bauer lief
In Eile fort dem Rathhaus zu, wohin die Glocke rief.
Der Schulze machte nun bekannt, warum er läuten ließ,
Daß nämlich es ins Reine käm, wie man das Dörfchen hieß.
Es sollte sagen Jedermann den Namen, den er mein;
Gesagt, gethan; man rieth und rieth — und kam nicht überein.
Nun schlug man denn am Ende vor, daß je das erste Wort,
Das Einer sich verlauten ließ, der Name sei vom Ort.
Das war auch Allen recht, und schnell verlor sich das Gesumm,
Und eine Stunde standen sie, wie Fische, still und stumm.

[1] Die frühesten Namen der Stadt waren Dasungen und Osingia. Die Burg wurde erst 1326, als der Ort an Nassau kam, erbaut. Von 1551—1558 ließ Graf Philipp IV. die alte Burg verschönern und einen Neubau daran aufführen. Seit 1659 erscheint die besondere Linie der Grafen von Nassau-Usingen, und die Stadt wurde nun Residenz und Sitz der Landesregierung bis 1744, wo der Fürst Karl dieselbe nach Biebrich und Wiesbaden verlegte. Das jetzige Schloß mit dem Hofgarten wurde unter dem Grafen Walrad mit stückweiser Benutzung des alten von 1660—1662 errichtet. — An der Use sollen vor den Chatten die Usipeten (Usipiter) gewohnt und von diesem Flüßchen und von beiten (wohnen) ihren Namen erhalten haben.

Dem Schulzen währte das zu lang, er rief: „Maul off, ihr Leut!"
Und Mauloff ward das Dorf genannt und heißt noch so bis heut.

R. Brenner.

Heinrich Walpod von Bassenheim.

(1190.)

Wer ist der ritterliche Held,
Der dort bei Salem kämpfte,
Als auf dem blutgen Schlachtenfeld
Der Türken Stolz man dämpfte?

Weß Schwert wohl gibt so guten Klang
Dort unter Akres Mauern,
Das manche Türkenmutter zwang,
Zu klagen und zu trauern?

Wer weiht sich dort nach Kampf und Braus
Der Pflege armer Kranken?
Wem hat der deutschen Ritter Haus
So vielen Ruhm zu danken?

Wie heißt der biedre Rittersmann,
Der in dem großen Orden,
Der da sein edles Werk begann,
Der erste Meister worden?

Das war der Graf von Bassenheim,
Herr Heinrich, der Walpode,
Deß Schwert so manchen Bassen[1] heim
Geschickt mit blutgem Tode!

[1] Basse, Pascha, Statthalter und Feldherr bei den Türken.

Das war der edle Herr und Graf,
Der mit so zartem Herzen
Den Brüdern, die das Schicksal traf,
Gelindert dort die Schmerzen! —

Noch kannst du, Wandrer! schaun sein Bild
Zu Cransberg auf dem Schlosse,
Wenn du begrüßest das Gefild,
Wo herrscht sein edler Sprosse.

Katzeneschbach.[1]

Es halten vor des Grafen Schloß
Viel schwerbeladne Karren;
Die Bauern da mit Stier und Roß
Fast ungeduldig harren:
Sie bringen dem Herren den Zehnten ein
Und wünschten, der Ladung bald ledig zu sein.

Denn nach geschehner Liefrung beut,
Gleichsam als Rückvergütung,
Ein Mahl der Zehntherr, das sie freut,
Zu seines Vortheils Hütung;
Drob loben die Bauern den Grafen sehr
Und binden die Garben ihm doppelt so schwer.

Doch eilig ist das Werk gethan,
Schon stehen leer die Karren;
Der Speicher füllet hoch sich an,
Bis zu des Daches Sparren:
„Genieß es der Graf bei gesundem Leib
Auch dieses Mal wieder mit Kindern und Weib!"

[1] So heißt dieses Dorf im Munde des Volkes, wozu die hier erzählte Sage Veranlassung gegeben haben soll. Diese Benennung ist aber blos eine Verketzerung des Namens Katteneschbach, der historisch sich von dem alten Volke der Chatten herleitet. Uebrigens ist Eschbach der einzige zehntfreie Ort im Amte Usingen.

So hieß der Wunsch aus ihrem Mund;
Drauf traten sie zum Saale
Und labten sich aus Herzens Grund
Am reichbestellten Mahle:
Wohl stampfen in Ungeduld Stier und Roß;
Doch sitzen die Bauern noch fest auf dem Schloß.

Als nun das Mahl vorüber ist,
Der Tag sich neigt zu Ende;
Da lächelt mit gar arger List
Der Graf und fragt behende:
„So sagt mir doch, was ihr für Braten aßt,
Will sehn, ob des Mahles ihr nicht schon vergaßt?"

Die Bauern sprechen insgesammt:
„Wir glauben Hasenbraten!"
Da höhnt der Graf: „Will sein verdammt,
Wenn ihr das Ding errathen;
Es war eine Katze, die ihr genoßt,
Für Bauern ist Hasen zu edele Kost!" —

Die Bauern werden roth und blaß
Und knirschen mit den Zähnen;
Doch treiben sie nicht lange Spaß,
Man sieht sie nicht erst gähnen:
Sie gehen so herzhaft dem Graf zu Leib,
Daß zittern in Todesangst Kinder und Weib.

Da stöhnt er bang: „Verschonet mich!"
Als sie ihn so erfassen;
„Dann will für alle Zeiten ich
Den Zehnten euch erlassen!" —
Die Bauern, für solch ein Geschenk nicht blind,
Entballen die Fäuste, die derben, geschwind.

Und plötzlich sieht die Stirnen, heiß
Und glühend, man erkalten:
„Schon gut, Herr Graf; doch Schwarz auf Weiß!
So pflegen wirs zu halten!“
Sein Kund und zu wissen dem ganzen Land
Schrieb dieser soforten mit zitternder Hand.

* *
*

So ward vom Zehnten einst befreit
Dorf Eschbach nach der Kunde,
Und ists geblieben alle Zeit,
Bis auf die heutge Stunde:
Doch wurde seitdem es, wie allbekannt,
Von spöttischem Neid Katzeneschbach genannt.

Kloster Thron. [1]

Hier auf der Stätte heilger Trümmer will ich weilen,
Wo meine Brust bewegt so wundersam sich fühlt;
Will haschen hier die Bilder, die vorübereilen,
Dem Lüftchen gleich, das dieses Tages Schwüle kühlt!
Hinweg, mein Auge! jetzt von jener Fensterbrüstung,
Wo störend mir die Gegenwart das Herz berührt;
Hinweg von diesem Steine, der mir die Verwüstung
Der Zeit des Schwerts zu lebhaft vor die Seele führt!

[1] Das Gericht Wehrheim war Eigenthum der deutschen Kaiser und Heinrich III. schenkte 1040 das Prädium Wirena (Wehrheim) seiner Gemahlin Agnes. Als Reichslehen kam es später an die Grafen von Dietz, und Gerhard III. von da stiftete 1243 das Kloster Thron (Mariä), ein Nonnenkloster Cistercienser- oder Bernhardiner-Ordens, das wohl daher seinen Namen empfing, weil es auf jenem Throngut gegründet und aus demselben dotirt wurde. Es bestand bis 1576, und es befindet sich jetzt ein Hof und eine Wirthschaft an seiner Stätte.

Dort mag indessen hoch der volle Becher schäumen,
Wo heitre Männer sich erfreun und holde Fraun;
Ich will im Schatten dieses Baums ein Weilchen träumen
Und träumend rückwärts auf des Klosters Blüthe schaun!
Hier kniet die Nonne betend in der stillen Zelle,
Nichts ist für sie mehr jetzt der Erde Leid und Lust;
Es schwingt ihr Herz empor sich auf der Andacht Welle,
Und Himmelswonne füllt ihr die entzückte Brust.

Doch in die Kirche führt sie nun der Glocke Rufen,
Wo zu vereinter Andacht täglich sie erscheint,
Bald, wann der Priester steht an des Altares Stufen,
Bald, wann die Hora alle Schwestern dort vereint.
Und Lieder tönen durch die Bogen der Kapelle,
Wann das Gebet verstummt, in süßen Melodein,
Gleichwie wenn Engelslippen dieser Töne Schwelle,
Und Seraphsflügel dieser Sänge Träger sein.

Zwar höret allerorts das Flehn der Herr der Welten,
Wenn recht man nur und um das Rechte zu ihm fleht;
Doch willst du die Begeisterung, die fromme, schelten,
Die selbst durch Klostermauern ihren Zauber weht?
Wer zu erfassen weiß das große Wort der Liebe,
Sein Herz zu weihn dem Leben und Beruf für Gott;
Wer willig ihm zum Opfer bringt all seine Triebe,
Verdienet unsrer Achtung, nimmer unsern Spott!

Wo sich der Leib kasteit, erstarkt die Kraft des Geistes,
Es prüft der Mensch sein Herz und seines Willens Macht;
Das Wort des Fleisches, ists ein sanftes oder dreistes,
Erringt den Sieg, wenn nicht das Aug der Seele wacht!
Nicht wenn dem Munde du versagest eine Speise,
Hast du ein Werk, das Gott gefällt, auch schon gethan;
Es soll ein Zeichen dir nur sein, das schlichter Weise
Die Ueberwindung deines Herzens deutet an!

Denn bist du fähig, dir das Kleine zu versagen,
Das Aeußre, das nur Sinnbild für das Innre ist;
So weißt du auch die rechten Saiten anzuschlagen,
Weil dann du Herr und Meister deines Willens bist!
Zwar kannst du überall dich selbst beherrschen lernen
Und ohne Klostermauern schaffen auch dein Heil;
Doch tadle nicht, wenn Andre folgen andren Sternen
Und dort erkämpfen, was dir sonstwärts wird zu Theil!

Denn Eines schickt sich nicht für Alle, die da wandeln
Auf diesem Runde, selbst ein Wechselbild der Zeit;
Des Geistes Richtung je bedingt auch unser Handeln,
Und seine Größe zeigt die Mannigfaltigkeit.
Doch hat dereinst durch diese gottgeweihten Hallen
Auch die Entartung wohl gelenket ihren Fuß,
Und manches Herz ist, treulos seinem Schwur, gefallen —
Ein hartes Wort, vor dem die Seele schauern muß!

Schloß Zwang vielleicht ein Wesen einst in diese Mauern,
War eigne Schwäche Schuld an der verletzten Pflicht?
Wohl ihnen, wenn verklärt sie jenseits nicht mehr trauern:
Sie sind gerichtet schon; wir wollen richten nicht!
Nur jene Wahrheit drängt sich vor den Geist mir helle,
Daß nicht der Mißbrauch der gerechte Richter ist,
Den man berufen könnte, wenn auf heilger Schwelle
Getrübt ein Herz der Wahn, die Bosheit oder List!

Doch jetzt zurück, mein Aug! ins frohbewegte Leben,
Das in und mit der Zeit sich seine Bäume pflanzt;
Sie hat genommen nur, was selbst sie auch gegeben,
Im Wechsel, der mit ihr den ewgen Reigen tanzt!
Zerstören will sie nur, um wieder aufzurichten,
Daß roste nicht die Thätigkeit in ihrer Brust;
Und muß auf Tüchtigkeit der Neubau auch verzichten,
So ist doch ihr Gewinn gestillte Thatenlust!

Auf dem fröhlichen Mann.[1]

Wie herrlich, wie herrlich, hinunter zu schaun,
Hier über die Wälder, dort über die Aun,
Wo freundlich die Dörfer sich spiegeln im Strome
Und himmelwärts ragen die Burgen und Dome!
Hier fesselt das Herz uns ein zaubrischer Bann,
Sei freudig gegrüßt mir, o fröhlicher Mann!

Was Herbes der römische Krieger ertrug,
Der da mit den muthigen Chatten sich schlug;
Er mußte vergessen beim rauschenden Feste
Des Mars der Strapazen und Schlachtengebreste;
Hier sah er mit Freuden auf Fluren und Tann,
Hier war auch der Krieger ein fröhlicher Mann!

Froh jagte der Kaiser im waldgen Revier,
Da sah man erliegen manch stattliches Thier;
Dann perlten die Becher in luftigen Zelten,
Dem Jäger die Mühen des Tags zu vergelten;
Doch war es auch lustig, zu jagden im Tann,
Hier war er erst wahrhaft ein fröhlicher Mann!

Gar düster das Auge des Wanderers blickt,
Wann müde zur Höhe empor er es schickt;
Er schreitet die Straße, betrübt und verdrossen,
Und härmt sich und sehnt sich nach Wagen und Rossen;
Doch schaut er von Oben auf Fluren und Tann,
Da ist der Gebeugte ein fröhlicher Mann!

[1] So heißt der Höhepunkt des Taunus, nahe der Saalburg, über welchen die Straße von Homburg nach Usingen führt, und von welchem man eine entzückende Aussicht genießt. Hier feierten die taunensischen Cohorten der Römer ihre martialischen (Mars, dem Gott des Krieges geweihten) Feste und im carolingischen Mittelalter wurden daselbst unter Zelten deutsche Jagdfeste gehalten.

Dort bauet der Landmann mit Mühe sein Gut,
Es wallet gar selten nur leicht ihm das Blut;
Doch führt ihn der Pfad aus den waldigen Hecken,
Wo Nebel und Duft ihm den Himmel bedecken,
So labt an der Fernsicht auf Fluren und Tann
Das staunende Aug er als fröhlicher Mann!

Wo wohnet ein Düsterer, nah oder fern,
Dem nimmer geleuchtet ein freundlicher Stern?
O daß er den finsteren Wänden entflöhe
Und stiege herauf zu der lieblichen Höhe!
Es würde beim Blicke auf Fluren und Tann
Fürwahr aus dem Grämling ein fröhlicher Mann!

Der Räuberfang auf der Lochmühle bei Wehrheim.

(Um 1760.)

Die Nacht ist so dunkel, so ruhig und still,
  Man höret nicht Ruf und nicht Schrei;
Das Wasser nur rauschet da unten am Wald,
  Und es klappert die Mühle dabei.
Wer naht da so leise, wer naht da so sacht
  Der Mühle mit Waffen und Wehr?
Herr Grillbach von Wehrheim, er schleichet sich still
  Mit Mannschaft und Ketten daher.

Die Räuber, vom Volke die Heiden genannt,
  Gedenkt er zu fangen die Nacht,
Die lange die Gegend dem Wanderer schon
  Unsicher und furchtbar gemacht.
Mit Vorsicht umstellt er des Hauses Bering
  Und flüstert: „Ihr Leute, habt Acht!
Verhaltet euch ruhig ein Jeder am Platz
  Und seid auf mein Zeichen bedacht!

Der Mühlknecht, er schafft in der Mühle noch jetzt
Und machet das Pförtchen mir auf,
Und wenn ihr mein Zeichen vernommen, so kommt
Ihr alle die Treppe herauf!"
Gewärtig des Winkes, den Grillbach ihm gab,
Läßt leis ihn der Bursche hinein,
Und es gehet die Stiege zur Stube hinauf
Herr Grillbach ganz herzhaft allein.

Da liegen die Heiden, gebettet auf Stroh,
Und schlummern gar fest und gar frisch,
Und all ihr Gewehre, es liegt vor der Streu,
Geordnet in Reihn, auf dem Tisch.
Herr Grillbach betritt mit dem Licht in der Hand
Das Zimmer ganz leise und sacht;
Doch plötzlich beginnt da zu rufen und schrein
Schon Einer, vom Schlummer erwacht.

„Seid ruhig, ihr Herren! ich will nichts mit euch!"
Spricht Grillbach gefaßt und gewandt,
Bis daß er gekommen zum Tische heran
Und nahe den Waffen er stand.
Allein von der Streue schon hat sich gerafft
Johannes, des Hauptmannes Sohn,
Und schießt, meine Seel! ihm das Licht aus der Hand —
So gut noch kam Grillbach davon!

Doch hat nun auch Grillbach die Flinte gelegt
Schon an auf des Hauptmannes Sohn
Und schießet die Kugel ihm stracks durch den Leib —
So schlimm kam Johannes davon!
Johannes, ein schöner, galanter Gesell,
Und dabei ein Studirter zugleich,
Der Liebling des Vaters, sein einziger Sohn,
An Muth und an Stärke so reich!

Es haben nicht Ruf und nicht Zeichen gehört,
Die unten die Mühle umstehn:
Doch als sie vernommen den doppelten Schuß,
Sieht rasch in das Haus man sie gehn.
Der Heiden-Ernst aber, der Hauptmann, er lag
In der Kammer daneben und schlief;
Doch als nach den Schüssen sein Weib ihn geweckt,
Da kam er gesprungen und rief:

„O bist du erschossen, Johannes, mein Sohn?"
Und drückte den Grillbach hinaus,
Und rascher noch, als sie gekommen war, muß
Die Mannschaft verlassen das Haus.
Kaum stellen sie nun sich in Reihen davor
Und schießen die Fenster hinein,
So tönet daher und erfüllet die Luft
Ein furchtbar erbärmliches Schrein.

„O Himmel, erbarme! Ach, schonet ihr denn
Der Frucht nicht im Mutterleib?"
So wimmert, beim Regen der Kugeln erwacht,
Des Müllers gesegnetes Weib.
Herr Grillbach vernimmt ihr Gewimmer und ruft:
„Frau Müllerin, habet nicht bang!
Die Frucht in dem Mutterleib tödten wir nicht;
Wir gehen den rechtlichen Gang!"

Und herzhaft nun dringet, der Mannschaft voran,
Ins Haus er mit Waffen und Wehr;
Sie drängen die Räuber heraus mit Gewalt
Und stoßen und schlagen sie sehr.
Der Heiden-Ernst aber, der springet hinaus
Auf die Kendel am Rade behend,
Schießt seine Pistolen ins Stroh auf das Dach
Und rufet: „Kamraden, es brennt!"

Und ehe hinauf zu dem Dache man schaut,
  Wo prasselnd die Flamme sich zeigt,
Da war schon der Hauptmann entschwunden dem Blick
  Und hatte das Weite erreicht.
Doch schließet in Ketten die übrigen bald,
  Die Männer und Weiber zumal,
Herr Grillbach und führt sie zu Wehrheim hinein,
  Wohl zwanzig und acht an der Zahl.

Er geht mit dem Säbel dem Zuge voran,
  Und Paar von den Heiden um Paar;
Und es drängt, die gefürchteten Räuber zu sehn,
  Das Volk sich in wogender Schaar.
Da steht an der Ecke der Straße ein Kind,
  Und als nah eine Heidin ihm kam,
So sprach sie, ein Töpfchen mit Rahm in der Hand:
  „Nimms, Bübchen! gut ist er, der Rahm!“

Der Knabe, er schüttelt bedenklich den Kopf;
  Doch Grillbach, der grade daher
Geschauet, er nimmt ihr den Topf aus der Hand,
  Den Topf, gar gewichtig und schwer.
Er staunet und gießt aus dem Topfe den Rahm —
  O, wie strahlte sein Inhalt so hold!
Und so hatte ein jegliches Weib seinen Topf,
  Und in jeglichem Topfe war Gold!

Doch blenden nicht konnt ihn das blitzende Gold,
  Er trug es ins Amthaus hinein;
Die Räuber, sie wurden gerichtet alsbald
  Zu Siegen und Coblenz am Rhein.
Der Heiden-Ernst aber, er irrte umher
  Auf der Höhe am waldigen Hang.
„O bist du erschossen, Johannes, mein Sohn!“
  So klagte drei Tage er lang.

„O bist du erschossen, Johannes, mein Sohn!“
So klagte drei Tage er lang;
Am dritten erschaut er den Jägersbub dort
Auf der Höhe am waldigen Hang.
„Mein Fränzchen! Wer hat mir erschossen den Sohn?“
So spricht er: „O sage es mir!“ —
Doch Fränzchen erwiedert: „Ich kenne ihn nicht,
Verrathen nicht kann ich ihn dir!“

Da ziehet der Hauptmann den Hut ab und spricht:
„Ich gebe dies Gold dir als Lohn,
Wenn sichere Kunde du bald mir verschaffst,
Wer mir hat erschossen den Sohn!
Drei Tage vergönn ich, mein Fränzchen! dir Zeit,
Bis du dich erkundiget hast;
Dann triffst du mich hier um die nämliche Stund,
Denn ich habe nicht Ruhe, noch Rast!“

„O bist du erschossen, Johannes, mein Sohn!“
Klagt wieder drei Tage er lang;
Am dritten, da harrte er dorten schon früh
Des Knaben am waldigen Hang.
Allein es erscheinet der Jägersbub nicht,
Er sagt es dem Vater zu Haus;
Der Vater jedoch zu dem Sohne begann:
„Ich lasse dich gar nicht hinaus!“

Und es harrte drei Tage der Hauptmann noch sein
Und klagte am waldigen Hang;
Am dritten verließ er die Stätte und ging,
Es ward vor Verrath ihm da bang.
Doch ob er auf einige Tage auch noch
Dem Arme der Rache entflieht;
Sie holte ihn ein, und er wurde erhascht
Dort oben im Pfälzergebiet.

Zu Neckargemünd, da geschah ihm sein Recht,
Da that man den Galgen ihm baun,
Und Jahre lang war noch sein Leichnam allda
Als warnendes Beispiel zu schaun.
Herr Grillbach indessen blieb frisch und gesund,
Weil Rechtlichkeit nimmer vergeht,
Wie er denn noch bis auf die heutige Stund
In Wehrheim als Wachtmeister steht.

Nach Crisalin.

Drusus Tod.[1]

Drusus ließ in Deutschlands Forsten
Goldne Römeradler horsten,
An den heilgen Göttereichen
Klang die Axt mit frevlen Streichen.

Siegend fuhr er durch die Lande,
Stand schon an der Elbe Strande;
Wollt hinüber jetzt verwegen,
Als ein Weib ihm trat entgegen.

Uebermenschlich von Geberde,
Drohte sie dem Sohn der Erde:
„Kühner, den der Ehrgeiz blendet,
Schnell zur Flucht den Fuß gewendet!

Jene Marken unsrer Gauen
Sind dir nicht vergönnt zu schauen,
Stehst am Markstein deines Lebens;
Deine Siege sind vergebens.

[1] Auf der Saalburg bei Homburg, wahrscheinlich von ihm 9 vor Chr. erbaut und von Germanikus wieder hergestellt, soll Drusus gestorben sein. Nach Andern starb er zu Castra mala im heutigen Westphalen. A. H.

Säumt der Deutsche gerne lange,
Nimmer beugt er sich dem Zwange;
Schlummernd mag er wohl sich strecken,
Schläft er, wird ein Gott ihn wecken!"

Drusus, da sie so gesprochen,
Eilends ist er aufgebrochen;
Aus den Schauern deutscher Haine
Führt er schnell das Heer zum Rheine.

Vor den Augen sieht ers flirren,
Deutsche Waffen hört er klirren,
Sausen hört er die Geschosse,
Stürzt zu Boden mit dem Rosse.

Hat den Schenkel arg zerschlagen,
Starb den Tod nach dreißig Tagen.
Also wird Gott Alle fällen,
Die nach Deutschlands Ehre stellen.

Karl Simrock.

Elegie auf den Ruinen der Burg Bommersheim.

Trauernd gießt aus blauen Himmelshöhen
Ihre Strahlen Luna nun herab,
Läßt bemooste Mauern mich besehen,
Zeigt mir einer stolzen Veste Grab.
Schwarze Schatten liegen dort im Schimmer,
Ephen hüllt die morschen Reste ein;
Seufzend weht die Luft um diese Trümmer,
Um des Schlosses dunklen Leichenstein.

Geister schweben durch die öden Mauern,
Flüstern ihre Grüße mir ins Ohr;
Ihres Hauses Schicksal zu betrauern,
Steigen sie aus düstrer Gruft empor.
Und die Nymphe[1] murmelt Klagetöne,
Schwermuth liegt in ihrem holden Blick;
Sterne spiegeln sich in ihrer Thräne,
Die sie flüsternd weint entflohnem Glück.

Einst bewohnte hier sie Silberfluthen,
Die sie um den schönen Hügel goß;
Ihrer blauen Augen Blicke ruhten
Schützend auf der edlen Helden Schloß.
Sorgsam schaukelte auf ihren Wogen
Sie des Hauses zarte Sprossen hin;
Kam zur Fehd ein Feind herangezogen,
Wälzte sie die Wellen gegen ihn.

Zwar in Asche sind sie längst zerfallen,
Die fürs Recht das tapfre Schwert geführt;
Aber lange wird das Lob noch schallen,
Das den Helden jener Zeit gebührt.
Unschuld ruhte sanft in ihren Armen,
Wie die alte Sage rühmlich spricht,
Und hier thronte Mitleid und Erbarmen,
Heilig ehrten sie der Ritter Pflicht.

Brausend und verheerend zogen Stürme
In dem raschen Strom der Zeit vorbei,
Und es blieben dieser Veste Thürme
Von dem Drange jeder Woge frei.

[1] Nymphen, weibliche Wesen göttlicher Art (Halbgöttinnen), welche nach der Götterlehre der Griechen und Römer die Meere, Seen, Flüsse, Quellen, Berge, Thäler, Bäume und Wiesen bewohnten, und nach diesen ihren Wohnsitzen Nereiden, Limniaden, Potamiden, Najaden, Oreaden, Napäen, Dryaden, Leimoniaden u. s. f. hießen. A. H.

Lange weilte über diesen Fluren
Eintracht, und gesegnet war dies Land;
Ueberall sah man die goldnen Spuren
Von der Wohlthat und der Milde Hand.

Doch es war des Hauses letzter Sprosse,
Der mit frechem Uebermuth und Hohn
Jede Heldentugend aus dem Schlosse
Bannte von der tapfren Ahnen Thron.
Und der Unschuld schlug er manche Wunde;
Seine Brust voll Gier nach Raubgewinn,
Warf er allen Burgen in der Runde
Seinen blutgen Fehdehandschuh hin.

Dieses Unholds Eisenhand, sie streckte
Nicht blos edle Ritter in den Staub,
Wandrer griff sie an und sie befleckte
Sich sogar durch Mord und Straßenraub.
Einst war er zu Roß mit seinen Leuten,
Eingehüllt die Brust in blanken Stahl,
Aus der Burg geritten, denn an Beuten
Fehlt es ihm zu eines Festes Mahl.

Da umzieht die Rache diesen Hügel,
Banner sieht man in dem Schloßhof wehn;
Prasselnd schwingt die Flamme ihre Flügel
Aus dem Dache zu des Himmels Höhn.
Endlich war den Städtern es gelungen,
Was der Uebermacht so oft mißlang;
In das unbewachte Schloß gedrungen,
Schallte weit ihr froher Siegsgesang.

Furchtbar prasselten die wilden Flammen,
In den Wolken malte sich die Gluth;
Krachend stürzt der Helden Schloß zusammen
Und verschüttete der N y m p h e Fluth.

Geister schweben durch die öden Mauern,
Flüstern ihre Grüße mir ins Ohr;
Ihres Hauses Schicksal zu betrauern,
Steigen sie aus düstrer Gruft empor.

Joseph Kremer.

Der Brunnen des heiligen Bonifacius bei Kahlbach.

1.

Die Straße von Mainz her in feierndem Zug
Gen Fulda die Leiche St. Winfrids man trug.
Es folgte die Menge in freudigem Drängen
Von Orte zu Orte mit Jubelgesängen,
Die Seele von Dank für den Meister erfüllt,
Der Deutschland die himmlische Botschaft enthüllt.

Zu Kahlbach, da rastete während der Nacht
Der heilige Sarg, von dem Volke bewacht.
Da schwebten die Englein in Schaaren hernieder
Und stimmten mit ein in die freudigen Lieder;
Der Mond und die Sterne mit lichterem Strahl
Beglänzten das feierlich wachende Thal.

Sobald sich die Schatten der Dämmrung geneigt
Und golden im Osten das Frühroth gezeigt,
Da hob man empor die geheiligte Leiche,
Sie weiter zu bringen, und sieh! durch die Zweige,
Worauf sie geruhet, lebendig und hell,
Entperlte der Erde ein murmelnder Quell!

Und wie einst des Lehrers erhabenes Wort
Dem kränkelnden Geiste ein schirmender Hort,
So ward es dem siechenden Körper die Welle
Der wunderbar lebenverleihenden Quelle.
Bald war durch das weite umliegende Land
Die wirkende Heilkraft des Wassers bekannt.

Es würgte der Schwindsucht todbringenden Hauch,
Belebte des Blinden erlöschendes Aug;
Es streckte des Krüppels gekrümmete Glieder,
Der Lahme bedurfte der Krücken nicht wieder,
Und Jedem, der glaubte die wirkende Macht,
Hat Leben und Blüthe es plötzlich gebracht.

Daneben erhob sich in weniger Zeit
Ein Tempel [1], dem Dienste des Herren geweiht;
Es wallten die Pilger in jeglichem Jahre
An diesem hochfestlichen Tag zum Altare
Und brachten, vom Geiste der Andacht umweht,
Dem heiligen Meister ein dankend Gebet. —

Längst sank schon der Tempel zertrümmert in Staub;
Der schrecklichen Kriegeswucht trauriger Raub;
Längst sind schon die Jubelgesänge verklungen,
Kein Waller mehr nahet, vom Danke durchdrungen,
Und bringt auf den Knieen am hohen Altar
Die Andacht des Herzens dem Ewigen dar;

Doch sprudelt noch heute lebendig und hell
Hervor aus der Erde der murmelnde Quell,

[1] Die uralte Kirche zu St. Crutzen (Creutzen) oder zum hl. Kreuz, die weiland gemeinschaftliche Pfarrkirche für Weiskirchen und Kahlbach, stand nebst dem Kloster Crutzen auf einer sanften Anhöhe neben dem Bonifaciusbrunnen und wurde im dreißigjährigen Kriege zerstört. Das hier gelegene Pfarrgut führt noch den Namen Creutzergut.

Wenngleich nicht Gesundheit und Blüthe mehr gebend,
Gebrechen und Krankheiten wunderbar hebend.
Zu wissen der Landmann dem Wanderer thut,
Daß hier einst die Leiche St. Winfrids geruht.

Doch fraget ihr ihn nach der heilenden Kraft,
Die Leben und Blüthe so Vielen geschafft;
Dann werdet das wichtige Wort ihr vernehmen:
Die Quelle vermochte die Zeit nicht zu lähmen;
Doch längst ist der Glaube, der fromme, enteilt,
Der einstens auf diesen Gefilden geweilt!

2.

Bei Kahlbach dem Fuße des Taunus
Ein kühliger Bronnen entquillt,
Der rieselt mit flüsterndem Murmeln
Durch duftender Saaten Gefild.
Sein Murmeln tönt hehr und so traulich,
Wie Sage entschwundener Zeit,
Wie heilige Kunde der Vorwelt,
Dem Ruhme des Himmels geweiht.

Und es kommen die Vöglein des Feldes,
Zu lauschen dem flüsternden Sang;
Sie lauschen — und einen mit Andacht
Dem Murmeln harmonischen Klang.
Und ein Tönen, gleich gottvollen Hymnen,
Schwellt wonnig des Wanderers Brust;
Ein Tönen, gleich heiligen Psaltern,
Erfüllt ihn mit himmlischer Lust.

O Bronnen, o lieblicher Bronnen!
Wohl flüsterst du heilige Mähr,
Wohl murmelst du gottvolle Weise
Zu Sanct Bonifacius Ehr!
Denn dich rief einst Gott zu dem Lichte,
Zu künden in perlender Fluth,
Daß hier einst des deutschen Apostels
Geheiligte Leiche geruht!

Zu künden den Tagen der Ferne,
Daß hier — an der Mallstätt[1] des Mains —
Viel Volks von dem Ufer der Fulda
Und dem Rebengestade des Rheins
Sich einte zur Feier der Trauer
Für ihn, der des Kreuzes Panier
Hoch schwang durch die Gauen Germaniens,
Nicht achtend der Mordlust Begier.

O Quelle, du Denkmal des Tages,
An dem einst der trauernde Zug
Von Mainz zu dem Grabe gen Fulda
Den Leichnam des Martyrers trug,
O sprudle noch lange und künde
Mit flüsterndem Sange so hehr
Die Sage von deiner Entstehung
Zu Sanct Bonifacius Ehr!

C. Calaminus.

[1] Das Wort Mallstätte kommt vom latein. mallus aus dem altdeutschen Mal, welches einen Kreis- oder Landtag, ein Landgericht (Ding) bedeutet. Mallstätte (Gaumal, Dingstätte, Dinghof, Dingstuhl) heißt sofort die Gerichtsstätte, wo diese Landtage gehalten wurden, und Mallberg, wenn sie auf einem Berge lag. — In diesen feierlich gehegten Volksversammlungen, die jährlich dreimal in einem den Göttern geheiligten Haine stattfanden, wurde Gericht gehalten, Recht gesprochen, Verbrechen gestraft und der Landfriede gewahret. Hier neben der Creutzerkirche hatte das Landgericht Crutzen oder Stuben seine Hegungsstätte.
A. H.

Der Franken Furt.

(6. Jahrhundert.)

1.

Brunehildens [1] Mainfahrt.

Kein Wolkenzug umschließet des Himmels heitren Dom,
Und klar und ruhig fließet dahin des Maines Strom;
Doch jubelt am Gestade das Volk in dichten Reihn,
Der königlichen Gnade die Huldigung zu weihn.
Viel reiche Schiffe gehen den schönen Fluß zu Thal,
Und bunte Flaggen wehen im Morgensonnenstrahl;
Stolz blähen sich die Segel, die Ruder schallen laut,
Und hoch vom Mastenkegel das Königswappen schaut.
Doch stolzer, als die Schiffe mit ihrer reichen Pracht,
Die selbst die dunklen Riffe der Felsen strahlend macht,
Glänzt da auf goldnem Throne mit hohem Herrschersinn,
Im Haar die Demantkrone, der Franken Königin —
Die stolze Brunehilde, der jede Schönheit wich,
Die einem Engelbilde an Huld und Reizen glich!
Die ihre weiten Lande jetzt im Triumph durchzog,
Wo ihr von Strand zu Strande erscholl der Völker Hoch!

2.

Brunehildens Landfahrt.

Wo in dem Wolkensitze das Haupt des Feldbergs graut,
Und hoch des Altkings Spitze ins Thal hernieder schaut;
Da liegen still die Schiffe in einer sichren Bucht,
Die sich durch Felsenriffe des Maines Fluth gesucht.

[1] Brunehilde (die braune Holde), Gemahlin Siegberts I., Königs von Austrasien, wird von den damaligen Schriftstellern als eine sehr schöne und geistvolle, aber auch als eine höchst bösartige, herrschsüchtige und grausame Frau geschildert. Ihr Neffe Clothar II beschuldigte sie, zehn Königsmorde begangen zu haben, und ihr Urtheil war schmählicher Tod. Demzufolge wurde sie drei Tage gefoltert, dann mit den Haaren, einer Hand und einem Fuß an den Schweif eines wilden Rosses gebunden und bei Worms zu Tode geschleift.

Kein Ruderschlagen schallet zurück vom Ufer mehr,
Der Jubel ist verhallet, der hier getönt so hehr;
Doch weithinein im Lande wird er nun doppelt laut,
Wo von dem Felsenrande die Veste Chlodwigs[1] schaut.
Denn im Triumphe führte dorthin die Herrscherin,
Die solche Liebe rührte, des Volkes treuer Sinn,
Das heimwärts dann die Pfade mit trunknem Herzen zog,
Da Brunehildens Gnade und Huld nichts überwog.

3.

Brunehildens Landschau.

Viel schöne Hütten schmücken, aus reichem Stoff gebaut,
Des Altkings hohen Rücken, eh noch der Morgen graut.
Tief unten fesselt kräftig der Schlummer noch die Welt;
Hoch oben regt geschäftig es sich in jedem Zelt.
Da harret Brunehilde, bis durch das Dämmerlicht
In majestätscher Milde der Strahl der Sonne bricht.
Sie will in seinem Glanze, entflohn dem nächtgen Graun,
Das große, schöne Ganze, ihr Reich, hier überschaun.
Und sieh! in holder Schöne lag da das Wunderland,
Daß des Entzückens Töne der trunkne Geist kaum fand!
Das Auge kann nicht weilen; es muß von Ort zu Ort
Bald auf, bald nieder eilen, bewundernd hier und dort.
Die Flüsse und die Bäche, die Dörfer ohne Zahl,
Die schöne weite Fläche und Wald und Berg und Thal!
Und Stadt und Burg und Weiler, des blauen Himmels Raum,
Gestützet, wie durch Pfeiler, auf der Gebirge Saum!

---

[1] Die Burg Königstein.

4.

Frankfurts Gründung.[1]

„Kein Reich der weiten Erde ist diesem Eden gleich;
Da fühlt am kleinen Herde sich selbst der Arme reich!
Von Wonne voll ist heute auch meines Busens Bucht;
Nur Eins, was mich erfreute, hab ich umsonst gesucht!
Wohl ragen rings am Maine der stolzen Dörfer viel
Bis dort am grünen Rheine, wo er erreicht sein Ziel;
Doch blüht an seinem Strande, hier auf dem schönen Plan,
Ein Schmuck dem ganzem Lande, noch keine Stadt heran!
Wo, wie ein Friedensbote, ein hochgewölbter Dom,
Beglänzt vom Morgenrothe, sich spiegelt in dem Strom;
Wo stolze Zinnen ragen, voll Reichthum und voll Pracht,
Und frohe Herzen schlagen, vom Glücke hold umlacht!
Wohlan, die will ich gründen! Der Franken frohe Fahrt
Mag sie der Nachwelt künden, wenn sie das Schicksal wahrt!“ —
So sprach, von Lust bemeistert, mit wonnetrunknem Sinn,
Für ihren Plan begeistert, die holde Königin. —
Da, wo die Schiffe lagen, den grünen Strand entlang,
Und wo seit vielen Tagen kein Jubelton mehr klang;
Erschallt er heute froher bei festlichem Gelag;
Denn ihn erweckt ein hoher, ein denkenswerther Tag.
Es legte da am Strande, vor ihrer Edlen Schaar,
Im köstlichsten Gewande, die Krone in dem Haar,
Den Grundstein Brunehilde zur Stadt, die, weltbekannt
Durch hohen Sinn und Milde, bald ruhmvoll ward genannt.

[1] Nach Dithmar von Merseburg geschah die Gründung Frankfurts in folgender Weise: Als Karl der Große mit den Sachsen kriegte, wurde er einstmals überwunden und sah sich auf der Flucht genöthigt, über den Main zu setzen. Ohne zu wissen, wo eine Furth (seichte Stelle) sein möchte, kam durch göttliche Schickung ein Hirsch und ging, den Weg zeigend, voran. Karl folgte ihm mit seinen Mannen, und als sie das jenseitige Ufer glücklich erreicht hatten, nannten sie die Stätte Furt der Franken und legten den Grund zu der Stadt.

Der römische Kaiser Hadrian.[1]
(121.)

Jubel herrscht im Winterlager
Drunten an der Nidda Strand;
Bacchus herrscht, der Sorgenjager,
Mars zog aus das Kriegsgewand.

Unter den Cohorten weilet
Der verehrte Kaiser heut,
Der mit seinen Kriegern theilet,
Was sie drücket, was erfreut.

Durch das weite Reich gezogen
War er im Triumphe schon,
Und die Herzen, wohlgewogen,
Trug er allerorts davon.

Bald zu Fuß und bald zu Pferde
Kam er, unbedeckt das Haupt,
Weilte gern am kleinen Herde
In der Hütte, grünumlaubt.

In das offne Antlitz schauen
Sollte frei ihm Jedermann,
Weil die Liebe Throne bauen
Und nur Furcht sie stürzen kann.

Klagen half an Ort und Stelle
Sein gerechtes Urtheil ab,
Und die Steuern und die Zölle
Setzte seine Huld herab.

[1] Dem menschenliebenden Hadrian (117 — 138), welcher 121 nach dem römischen Standlager an der Nidda, Colonia Castrensis (Hiberna), kam, soll Heddernheim (Hadriansheim) seine Entstehung und seinen Namen verdanken. Die Trümmer des von ihm wahrscheinlich angelegten neuen Dorfes (Vicus novus) wurden vor etlichen Jahren durch Nachgrabungen entdeckt.

Vesten baute er am Damme,
Der begränzte Romas Macht,
Wo am heißesten die Flamme
Glomm in deutscher Wälder Nacht.

Auch das Dörfchen an dem Flusse
Dort verdankt ihm sein Entstehn,
Wo im Schweiße, wie Genusse,
Ihn die Väter oft gesehn.

Und so geht er nach der Sage
Jetzt als Schatten noch einher;
Doch man glaubet heutzutage
Nicht an Geistermahnung mehr.

Fredegunde.

Dort, wo an der Nidda grünem Strande
Heddernheim anmuthig sich erhebt,
Wo im Nebelflor am Uferrande
Säuselnd uns der Vorwelt Geist umschwebt,
Stand — noch zeigt dem Wandrer man die Lage
Und verkündet ihm die alte Sage —
Einst ein Schloß [1], voll Herrlichkeit und Pracht,
Würdig seiner Herrscher Ruhm und Macht.

[1] Von dieser uralten, an einem Abhange gegen die Nidda gelegenen Burg zu Phetterenheim (Heddernheim) haben wir nur durch die hier erzählte Volkssage Kunde. Auf ihren Trümmern oder ihrer Stätte vielmehr wurde die spätere, jetzt gleichfalls gänzlich verschwundene Burg Philippseck erbaut, wo über dem Thore des letzten Restes ihrer Gebäude noch 1746 folgende Inschrift lesbar gewesen ist:

„Als man zahlt 1480 Jahr,
Ich von neuem angefangen war
Zu bawen, da ich war ein Ackerfeld
Von Philipps Wolfen von Braunheim umb sein Geld,
Den man sunst nennt Klettenberg.
Darumb jetzund um dieses Werk
Steht in Gottes Segen und Hand,
Zu Philippseck werd ich genannt.“

Doch es schwand, wie all der eitle Schimmer
Irdscher Größe, — der Vernichtung Raub;
Selbst die letzten Spuren morscher Trümmer
Deckt die Flur mit Schollen jetzt und Staub.
Goldne Saaten wogen an der Stelle,
Und es flüstert drein des Flusses Welle:
Hingeschwunden sind sie, wie ein Traum,
Die sich hier gefreut in Licht und Raum!

Liutfrid, des Hauses letztem Sprossen,
Mächtig, wie noch keiner war, und reich,
Und des heilgen Winfrids Zeitgenossen,
Blüht ein Töchterlein, der Rose gleich,
Die im Morgenstrahle sich entfaltet
Und am Mittag lieblicher gestaltet;
Und noch heute lebt ihr Name dort
In des Volkes frommem Munde fort.

Ihrer Zähren heißer Quell bethaute
Früh der guten Mutter stilles Grab,
Und hinaus ins wilde Leben schaute
Sie, wie eine Pilgrin ohne Stab;
Denn dem Vater, nur das Schwert gewöhnet,
Dem er schon von Kindheit an gefröhnet,
Schlug nach Jagd und Fehde mehr die Brust,
Als beim Anblick häuslich stiller Lust.

Ruhig und sich selber überlassen,
Lebt sie so der Kindheit goldne Zeit,
Läßt das Wort der Mutter Wurzel fassen,
Das sie ihr ins zarte Herz gestreut:
Denn an Christus hing mit Herz und Munde
Jene fromme Gräfin Adelgunde;
Bis des Lebens Fackel ausgebrannt,
Hat sie ihn als Herrn und Gott bekannt.

Fredegunde folgte in der Tugend
Treulich ihrer guten Mutter Pfad,
Nützte fromm die Tage ihrer Jugend,
Spendete, wo sie der Mangel bat.
Tief gerühret bei des Unglücks Flehen,
Konnte sie nicht länger weinen sehen,
Half Bedrängten bald mit klugem Rath,
Schaffte Lindrung bald auch in der That.

Wie das Veilchen, das im Stillen blühet
Und mit Wohlgeruch erfüllt die Luft,
Späheraugen endlich auf sich ziehet
Durch des Kelches süßen Balsamduft;
So erschallet weit von Mund zu Munde
Auch der hohe Ruhm der Fredegunde,
Lockt die Ritter, nah und ferne, an,
Die, um ihre Huld zu werben, nahn.

Heiter fliehn nun auf der Burg die Tage,
Alles schwelget jetzt in selger Lust;
Mit Turnieren wechseln Festgelage,
Und voll Hoffnung woget manche Brust.
Doch die Stunden sieht man schnell entrinnen,
Keiner kann das holde Kind gewinnen;
Denn sie hat dem Himmel sich getraut
Und ist ihres Heilands reine Braut.

Immer stiller wirds im Schlosse wieder,
Täglich mindert sich der Freier Schaar,
Und die Ruhe senkte sich hernieder,
Die der Guten so erwünschet war. —
Aber dieser goldne Frieden währte
Lange nicht, des Taunus König kehrte
Oefter wieder in das Schloß zurück
Und versuchte des Bewerbens Glück.

Doch des Fräuleins Sinne zu erweichen,
War unmöglich; nicht in Ehr und Macht,
Nicht in Kronen und in Königreichen
Suchte sie des Lebens Glück und Pracht.
Aber um des Vaters Zorn zu stillen,
Der unbeugsam war in seinem Willen
Und dem Fürsten ihre Hand versprach,
Gab sie endlich dem Verlangen nach.

„Nicht gebührts,“ sprach sie mit sanften Worten
Zu dem frohen König Ehrenvest,
„Daß die Braut des Vaterhauses Pforten
Ohne Probe deiner Lieb verläßt.
Drum, bist wirklich du mir so gewogen,
Und sind jene Schwüre nicht erlogen,
Die so feierlich du mir gethan;
Höre das verlangte Probstück an!

Morgen, wann das Frühroth jenem Berge
Freundlich seinen ersten Schimmer zeigt,
Unter frohem Schlag die muntre Lerche
Trillernd in die frischen Lüfte steigt;
Eile dich, es wird dir wohl gelingen,
Mir den frohen Morgengruß zu bringen:
Pflastre dir, leicht ist es ja gethan,
Von des Taunus Höhen eine Bahn!

Während, von dem Sechsgespann gezogen,
Rasch der Wagen rollt in schnellem Lauf,
Pflastre sie; doch drüber hingeflogen,
Sei gebrochen sie schon wieder auf!
Wenn ich dieses Werk von dir gesehen,
Werd ich mit dir zum Altare gehen,
Werde dir mein ganzes Leben weihn
Und dir stets die beste Gattin sein!“ —

Unausführbar dünkte dies Verlangen,
Doch der König kehrte froh zurück;
Ihm schiens vor dem Wagstück nicht zu bangen,
Das verrieth sein wonnetrunkner Blick.
Aber zagend harret Fredegunde
Jetzt der so verhängnißvollen Stunde;
Unter Thränen wird die ganze Nacht
Und Gebeten von ihr zugebracht.

Unterdessen schwelgt der frohe König
Bei dem vollen Becher sorgenfrei,
Und es kränkt ihn jene Probe wenig,
Die für ihn ja nur ist Tändelei;
Denn er stand — so sagt des Volkes Kunde —
Mit dem Teufel in geheimem Bunde,
Dem, wenn er im Dienste treu ihm blieb,
Seine Seele er mit Blut verschrieb.

Viele Schätze mußte Satan heben;
Es bedurfte nur des Königs Wink,
Schaffte, was verherrlichet das Leben,
Ohne Widerrede er und flink.
Auch die schwere Probe zu vollenden,
Müßte er der Hölle Kraft aufwenden,
Sagte mit Behaglichkeit und Ruh
Er dem frohen König eidlich zu.

Kaum erglänzt des Frühroths erster Schimmer
Auf den östlich fernen Bergeshöhn,
Strahlet in des Fräuleins stilles Zimmer,
Spiegelt sich in dessen Wänden schön,
Als sie sich ans hohe Fenster wendet
Und den Blick zur blauen Ferne sendet,
Das mißlungne Wagestück zu sehn,
Oder muthig in den Tod zu gehn.

Doch Entsetzen faßt, wie Sturmeswehen,
Fredegunde, als in vollem Trab
Sie den Wagen von des Taunus Höhen
Rollen sah zur Ebene herab,
Und das Pflaster [1] voraus sich erheben
Und, wie Staub in Wolken, dann entschweben;
Dunkle Nacht umwölkte ihren Sinn,
Todtenbleich sank sie zur Erde hin.

Kaum noch kehrte ihr Bewußtsein wieder,
Fuhr der Wagen schon am Schlosse an;
Neuer Schreck durchbebet ihre Glieder,
Als des Unholds schnelle Tritte nahn.
Muthig steigt sie auf des Fensters Bogen,
Stürzt sich in der Nidda dunkle Wogen,
Frieden in dem kühlen Fluthengrab
Suchend, den die Erde ihr nicht gab.

Ehrenvests Geisterfahrt.

Wild rennet und schnaufet das Sechsgespann,
Und donnernd rollet der Wagen,
Den König, gefesselt vom strafenden Bann,
Nach Heddernheims Fluren zu tragen.
Geschäftig regt sich der Hölle Kraft,
Voran ihm die Straße errichtend,
Und hinter ihm her, was sie eben geschafft,
Im Nu auch wieder vernichtend.

[1] Die s. g. steinerne Straße, welche sich vom Taunusgebirge, Stierstadt, Weiskirchen und Niederursel entlang, nach Heddernheim ziehet, ist ein bleibendes Denkmal für diese Sage.

Wie wann vom Gebirge mit wilder Macht
Der rauschende Waldstrom brauset,
Und weithin durch die schaurige Nacht
Des Donners Rollen sauset;
So füllt das Getöse des Geisterzugs
Mit Schrecken die Haine und Auen,
Und Hirt und Heerde eilenden Flugs
Entweichen mit ängstlichem Grauen.

Dort, wo die Woge der Nidda rauscht,
Hält stille der rollende Wagen;
Mit düsterem Blicke der König lauscht,
Ob murmelnd die Wellen nichts sagen.
Doch keine spricht das erlösende Wort;
Sie eilen ungerührt nieder,
Und traurig kehret vom schmerzlichen Ort
Zum Altking der Büßende wieder.

Hier schwindet der gequälete Geist
Und birgt sich ins öde Geklüfte;
Wild heulend die höllische Schaar ihn umkreist
Und drauf entschwebt durch die Lüfte.
Und ruhig schläft der Verdammte dann,
Bis wieder ein Jahr zerrinnet;
Doch da mit dem wilden Sechsgespann
Von Neuem die Fahrt er beginnet.

Erst wann von der steinernen Teufelsbahn
Entschwunden die letzten der Reste,
Und durch der Zerstörung nagenden Zahn
Vernichtet die Trümmer der Veste;
Dann senket sich Ruhe aus heiterer Luft
Hernieder auf Ehrenvests Staube,
Und Friede umwehet die stille Gruft,
Umwallet von schattigem Laube.

Die Krebsmühle.

Bei Weiskirchen, wo durch Erlen
Ursels Silberbach sich windet,
Und mit ihren bunten Perlen
Die Forelle Schatten findet,
Krebse aber sich im Kühle
Nähren in gar großer Zahl,
Blicket freundlich die Krebsmühle
Auf das schöne Wiesenthal.

Kommt ein Wandrer hergezogen,
Setzt sich vor des Hauses Pforte,
Liest er auf des Eingangs Bogen
Bald des Bauherrn fromme Worte:
„Der Dreifaltigkeit zur Ehre
Ward errichtet dies Gebäu,
Daß sein Glück sich immer mehre,
Nimmer ihm ein Unfall dräu!“

Und der Müller kündet sinnig
Ihm die wunderbare Kunde,
Wie sie jetzt dir schlicht und innig
Fließet aus des Sängers Munde.
O vernimm sie als ein Zeichen,
Wo der Himmel selber sprach,
Und, vernünftig auszugleichen,
Menschenweisheit nicht vermag! —

Als vollendet stand die Mühle,
Und des Meisters Spruch geendet,
Hat der Hausherr sich vom Pfühle
Zu dem Kreise ernst gewendet:

„Der Dreifaltigkeit zu Ehren
Ließ ich dieses Haus erbaun;
Möge stets sein Glück sich mehren,
Nimmer ihm ein Unfall graun!

Darum will ich hier geloben,
Daß an keinem ihrer Feste
Sich ein Rad mir soll erproben,
Gälts auch der Verdienste beste!
Heilig sei, was ich verspreche,
Wie die Sonnentage, frohn;
Und wenn je mein Wort ich breche,
Bring es mir nicht guten Lohn!"

Und des Himmels reicher Segen
Blühte bald in seinen Räumen,
Stets sah man das Rad sich regen
Ohne Rast und ohne Säumen;
Doch an jedem Sonnentage,
Der Dreifaltigkeit geweiht,
Ruhte von der langen Plage
Mühl und Müller alle Zeit.

Wann vom Dorf zur Sabbathfeier
Kaum die Glocke niedersummte,
Wegte Herr und Knecht sich freier,
Und der Räderschlag verstummte.
Und sobald ein Bursch genommen
Arbeit hier, so hat er auch
Kunde unverweilt bekommen
Von dem heilgen, alten Brauch.

Doch ein wagender Geselle,
Der in Dienste da getreten,
Dachte frech: „Nicht heut schon stelle
Ich das Mahlen ein; zu beten

Gibt es Zeit in Fülle morgen:
Auf dem armen Erdenreich
Macht sich nur die Einfalt Sorgen,
Der Dreifaltigkeit ists gleich!"

Aber kaum war der Gedanken
Noch entschwebet seinem Munde,
Da begann das Haus zu wanken,
Tief erschüttert in dem Grunde.
Und es krachte und es brauste,
Wie des Sturmes wilde Macht,
Und es rauschte und es sauste,
Wie in Ungewitters Nacht.

Doch jetzt hat es ausgewettert,
Und der Himmel scheint gerochen;
Sieh! die Räder sind zerschmettert,
Und das Mahlwerk ist zerbrochen!
Und der Bursche war verschwunden;
Drunten in der Kammengruft
Hat man wieder ihn gefunden,
Trank nie mehr des Lebens Luft. —

Heimgegangen zu den Vätern
War der Müller mit den Erben.
Fromme Kunde wird den Spätern,
Wenn auch gleich die Frommen sterben.
Heilig blieb fortan die Sitte,
Dieser Mühle starkes Schild;
Stets auch stand in ihrer Mitte
Jenes Schreckenstages Bild.

Als nun später andrem Stamme
War die Mühle überkommen,
Dem nicht minder fromme Flamme
In dem Busen stets geglommen,

Dachte der doch unverhüllet,
Weil erloschen das Geschlecht,
Sei auch das Gelübd erfüllet,
Und gelöscht sein altes Recht.

Aber als das Glöcklein tönte
Frieden ins Gewühl der Erden,
Und die Ruhe, die gewöhnte,
Nicht der Mühle sollte werden;
Horch! da brauste es, wie Wetter,
Durch des Mühlwerks ganzen Bau,
Und zerrissen im Geschmetter
Waren Rad und Stein und Tau.

Zitternd und mit bleichem Munde
Wiederholte das Gelübde
Da der Müller, das zur Stunde
Redlich und getreu er übte.
Und so oft an Frohnsonntagen
Hier vorbei ein Wandrer strebt,
Hört er nie ein Rad mehr schlagen,
Tiefe Stille ringsum schwebt.

Sollte aber, vom Gedränge
Der Geschäfte übereilet,
Man vergessen je, die Gänge
Einzustellen; unverweilet
Mahnet dann der Räder Brausen
An die Pflicht des heilgen Brauchs,
Und der Müller steht da draußen
Und erfüllt sie feuchten Augs. —

Der Urselbach.

Aus des Feldbergs engen Schluchten,
Von des Altenkönigs Fuß
Stürzen sich die Waldgewässer,
Rauschen, wie ein Regenguß;
Eilen durch die Felsgebüsche
Lustig sich einander nach,
Einen im romantschen Thale
Sich zu einem stillen Bach.

Durch die Auen unter Blumen
Fließt er sanft und silberhell
Und in seinem klaren Wasser
Spielt und sonnt sich die Forell.
Und des Landmanns kluger Führung
Folgt er, wie ein junges Lamm,
Tränket ihm die durstgen Wiesen,
Fügt sich auch dem schwächsten Damm.

Einsam glänzt am Fichtenwäldchen
Ein Gebäude dort hervor,
Und die braunen Kupferschmiede
Oeffnen freudig Thür und Thor.
Funken sprühen, Hämmer pochen,
Seht, wie sich die Räder drehn!
Alles muß, was hier sich reget,
Durch den stillen Bach geschehn.

Gärten und Kastanienwäldchen
Lenken seinen fernern Lauf,
Und es nimmt das thätge Ursel
Ihn in seine Mauern auf.

Willig durch die Straßen alle
Folgt er jedes Bürgers Hand,
Leistet ihm die kleinsten Dienste,
Schützt ihn auch vor Durst und Brand.

Aber Größres möcht er fördern,
Bürgerglück, Gewerb und Kunst;
Tausend fleißge Hände buhlen
Täglich jetzt um seine Gunst.
Hört die vielen Hammerwerke,
Hört die Mühlen, wie sichs regt!
Seht die Erze, die der Künstler
In die schönsten Formen schlägt!

Kupfer, das dem Golde gleichet,
Eisen, das die Erd bezwingt,
Tabak, der Gelehrte witzigt,
Mehl, nach dem der Städter ringt,
Farben aus gemahlnem Holze,
Auch Papiere, bunt und weiß,
Oel, das Nacht in Tag verwandelt,
Schafft der Bach auf ihr Geheiß.

Er veredelt, was der Kaufmann
In den fernsten Ländern sucht,
Sendet in die fernsten Länder
Wieder seines Fleißes Frucht.
Alles will ich euch nicht rühmen,
Was er schafft und schaffen kann;
Städter, wollt ihr denkend prüfen,
Kommt heraus und schaut es an!

In dem schönsten Wiesenthale,
Dem der Himmel ewig lacht,
Hat er in drei kleinen Stunden
Seinen kurzen Lauf vollbracht.

Aber jeder seiner Schritte
Gießet Heil und Segen aus,
Und an seinen Ufern blühen
Dorf an Dorf und Haus an Haus.

Kennt ihr nicht das muntre Ursel,
Regen Fleißes alten Sitz?
Soll ich euch Weiskirchen nennen,
Weit berühmt durch Geist und Witz?
Heddernheim und Niederursel
Wissen, was der Bach vermag;
Schöne Mühlen, Schlößchen ähnlich,
Lärmen fröhlich Nacht und Tag.

Der du an dem Bache sinnest,
Blick auf ihn und werd ihm gleich!
Sanft und heiter fließ dein Leben,
Thätig, still und segensreich!
Sieh, mein Bach stirbt in der Nidda,
Doch sein stilles Wirken bleibt;
Du wirst einst im Grabe enden,
Sag, was von dir übrig bleibt?

J. M. Schmidt.

Schönes Geläute und Erhaltung der großen Glocke zu Oberursel.[1]

(1645).

Es muß auch nicht seyn außgestellt,
Weil ich vom Gottesdienst gemeldt,
Daß Ursel hab ein solch Geläut,
Dergleichen kaum ist weit und breit.

[1] Aus „Nova Facies, d. i. Neues Auffsehen der in Königsteiner Graff- und

Die grosse Glock, ein Zierd der Stadt,
An Gwicht achtzig vier Centner hat.
Man hörts an stillem hellem Tag
Bey Franckfurt an dem Eissern Schlag:
Zu Nachts-Zeit in der tiefen Still
Noch weiter, wer sie hören will.
Dieß Glock vom Thurn herunter fiel,
Als Ursel brandt auf Stumpf und Stiel:
Und weil man meynt, sie hätt ein Sprung,
Man solche zu verhandlen trung.
War alles auch schon angewiessn,
Stadt Franckfurt wolt das Geld herschiessn.
Zerschlagen solt sie werden bald,
Gemacht war schon aller Anstallt.
Zwey Burger dieß sehr schmertzen wolt,
Crommes Eckart und Widerholt.
Die wolten nicht drein consentirn,
Daß man die Glock thät hinweg führn,
Biß man sie hätt zuvor probirt,
Ob man an ihr kein Klang mehr spürt.
Allein es halff kein Bitt, noch Sagn,
Die Glock doch werden solt zerschlagn,
Weswegen die zwei treue Mann
Sich Nachts über die Stadt-Maur lahn,
Und in der Nacht zu Königstein
Bey Ober-Ampt sich stellen ein.
Sie klagen mit zährvollen Augen,
Man wolt die grosse Glock verkauffen,
Und nicht probirt, ob ihr der Fall
Geschadet hab an ihrem Schall.
Herr Eckart thät frey offerirn,
Man soll zuvor die Glock probirn,

Herrschafft gelegenen Stadt Ober-Ursel, worinn sich selbige von zweyen Seculis her, absonderlich vom 1537ten biß auff dieses gegenwärtige 1724ste Jahr darstellet." — Der Verfasser dieser Reimchronik ist Otto Wallaw (Wallau).

Wann sie nicht wird für gantz erkannt,
Wolt zahlen, was sey angewandt.
Gleich früh, als nur der Tag anblickt,
Wurd ein Befelch nach Ursel gschickt,
Daß die Glock nicht werd weggeführt,
Man hätte sie dann wohl probirt.
Da schraubte man die Glock herauff
Und henckt sie auf dem Kirchhof auff,
Schlug mit der Schlag daran fein starck,
Man hört sie klingen auff dem Marck;
Sie hat ihrn Klang noch wie zuvor.
Was lauffen konnt, das lief hervor,
Für Freuden weynte jedermann
Und danckte Gott mit Lobgesang.
Herrn Eckart und Herrn Widerholt
Bekennen thät das gantze Volck,
Daß sie der Stadt die Glock erhaltn.
Ihn dancken müstens Jung und Altn.
Dafür die Glock geläut solt werdn,
Wann man bestatten wird zur Erdn
Eins ihrer angebohrnen Freundt;
Umsonst sey aber dieß gemeynt:
Geschehen sollt ihn dieß zu Ehrn,
Weil sie der Glock Erhälter wärn.

Die Schlacht bei Oberursel.

(30. Juni 1674.)

Man preist der Städte manche ob ihrer Tapferkeit,
Die ruhmvoll sie bewähret in heißem Kampf und Streit;
Doch was das Städtchen Ursel vor grauer Zeit gethan,
Gedenket auch mit Wärme nur Einer noch daran?

Man zählte sechzehnhundert und fünfundvierzig Jahr,
Da herrscht im deutschen Reiche wohl große Noth und Fahr;
Es hauste der Franzose am Rheine furchtbar schlimm,
Nichts mochte widerstehen des Welschen bittrem Grimm.
Auch auf des Taunus Fluren trieb er sein grauses Spiel
Und brachte des Verderbens dem schönen Lande viel;
Doch traf das Städtchen Ursel der allerhärtste Schlag,
Das am Frohnleichnamsfeste in Schutt und Asche lag. [1]
Wohl hatte sich vertheidigt die Stadt mit Heldenmuth,
Doch mußte sie erliegen des Elementes Wuth:
Es schwang des Brandes Fackel das zügellose Heer,
Mordbrennern gleich, entzündend ein wildes Flammenmeer.
Drum will sie nicht vergessen den unglücksvollen Brand,
Vergessen nicht der Gräuel, verübt von Feindeshand,
Und schwöret auf der Asche von Haus und Hof und Gut,
Zu opfern bittrer Rache den letzten Tropfen Blut. —
Man zählte sechzehnhundert und vierundsiebzig Jahr,
Da drohte neu der Franzmann dem Städtchen mit Gefahr.
Es war ein starker Haufe, der auf sein Weichbild traf:
Mein biedres Volk, o halte recht wacker dich und brav!
Dreimal begann der Angriff; es stritt mit Muth und Glück
Und trieb von seinen Mauern blutig den Feind zurück;
Der ließ dann manchen Monat verschont es von Bedrang
Und schien der Schmach vergessen, der hier erlittnen, lang.
Doch wehe, Ursel, nun dir! — Er kommt in stärkrer Zahl,
Es trifft ob deines Muthes dich seiner Rache Wahl!

[1] Als Fupadel 1645 vom Rheine mit 4000 Mann herüber fiel, um sich mit dem General, dem Vicomte de Turenne, zu vereinigen, traf der Marsch auf Oberursel und die ganze Stadt zusammt der schönen Kirche wurde ein Raub der Flammen. Schon 1622 im Lüneburger Krieg ging Ursel einmal im Feuer auf. — Die Nova Facies gibt folgende Distichen auf diese Niederlage der Franzosen:

Ursellum potiit Gallus, laceratus abivit.
    Ursulus ista facit: quid facient Aquilae?
Praecipites Galli furias hostisque procacis
    Quis posset cursum sistere, nemo fuit!
Rhenanae quod non Urbes potuêre, nec arces,
    Unicus ad Moenum Viculus hoc potuit!
Vix ea posteritas credet, nisi dixeris, illic
    Foemineos homines, hic habitasse Viros.

Doch nimmer zagt das Städtchen, ob seine Schaar auch klein,
Und dringt, ein kühner Löwe, auf seine Gegner ein.
Wie schlug es auf den Kamm da den stolzen, welschen Hahn,
Wie heilt es ihn so kräftig von seinem Siegeswahn!
Vernichtet mußt er fliehen; das war des Frevels Lohn,
Den am Frohnleichnamsfeste getrieben er mit Hohn.
Vernichtet mußt er fliehen und löschen mit dem Blut
Die Asche, drein noch glimmte der Bürger Hab und Gut! —
So rächte Oberursel den mörderischen Brand:
O nimm es dir zu Herzen, mein theures Vaterland!
Denn fragst du, wie das Städtchen die kühne That vollbracht;
So wisse, seine Eintracht war seine ganze Macht!
Kein Feind ist dir gewachsen, der dir Verderben bringt,
Wenn deine starken Lenden der Einheit Band umschlingt!

Die Mission zu Oberursel.[1]
(1720).

Soll ich Begeistrung nennen, oder Wahn
Das Bild, das jetzt an mir vorübergleitet? —
Das Herz, es wandelt seine eigne Bahn,
Gleichwie der Geist auf seiner eignen schreitet!

Der Brüder, die nach Jesus man benennt,
Sieht Ursel Drei zur Buße heute mahnen,
Und eine Menge Gläubiger entbrennt,
Durch sie den Pfad des Himmels sich zu bahnen.

[1] Von dieser öffentlichen Bußübung, wie man sie noch in der neuesten Zeit an manchen Orten halten sah, singt die Nova Facies unter Anderm:

Viel Pönitenten giengen mit,
Theils Creutzer schleifften Schritt für Schritt,
Theils trugen Stein: theils ihren Leib
Mit Peitschen schlugen: jedes Weib
In weiß modestem Kleid erschien,
Die Kinder giengen für ihn hin,
All hatten Creutzlein in der Hand,
Auch Kertzlein jedes, das da brand:
Theils Creutzlein hieng vom Halß herab,
Viel sehens-würdig es da gab.

Die Frauen ziert ein weißes Bußgewand,
Die Männer sieht man in dem schwarzen prangen;
Die Kinder tragen Kerzen in der Hand
Und Kreuzlein, die an ihrem Halse hangen.

So zieht hinaus, gesondert Paar für Paar,
Voran das Zeichen mit dem Kreuzesbilde,
Des frommen Volkes bußerfüllte Schaar
Und wallt in Schlangenreihn durch das Gefilde.

Tief war die Andacht, die zu dieser Zeit
Die Herzen ihrem Gotte näher brachte,
Und feierlich die Gänge, die man weit
Und breit begeistert durch die Fluren machte.

Doch ach! daß, wo der Glaube freudig blüht,
Der Wahn auch gerne treibt die wilden Schossen,
Und, wo der Reue Sinn im Herzen glüht,
So leicht der falschen Buße Zweige sprossen!

Ha! siehst du, wie man in der Pilger Reihn
Dort Schritt für Schritt die Last der Kreuze schleifet?
Wie manche Schulter beugt ein schwerer Stein
Und scharfer Peitschen Hieb die Lenden streifet? —

Hält ein, o wahnbethörte Büßerschaar,
Des Sühnungsblutes ist genug geflossen!
Unblutig weiht das Opfer der Altar,
Seit liebevoll die Welt ihr Gott umschlossen!

Nicht deinen Leib zerknirsche, nein! den Sinn,
Wenn eitle Lust das Herz dir will umsprühen;
Schwing eine geistge Geißel, und Gewinn
Wird vor dem Geist der Geister dir erblühen!

Wahrhaftes Bild der Oberurseler Frauen.[1]

Weiters Erasmus lobet sehr
Die Stadt Ursell, weil ihm daher
Ein Weib, so wohl gezogen ist,
Zur Ehe gegeben worden ist.
Dies ist der Urßler Weibs=Leuth Ruhm,
Kaum findest solche um und um;
Der Mann in Wahrheit ist ernährt,
Wem Gott daraus ein Weib beschehrt.
Dann diesen Weibs=Leuth angebohrn,
Daß sie die Zeit halten verlohrn,
Da sie nicht hätten Tag und Nacht
Ihrm Stücklein Brod stets nachgedacht.
Nahrhafftigkeit wahrhafftig ist
Ihn angelegn zu aller Frist.
Sommer und Winter gilt ihn gleich,
Nicht zärtlich seynd sie, auch nicht weich.
Im Schnee und Regen gehn sie fort,
Früh, spath, sie handeln hier und dort,
Daß sie als ehrlich Leuth passirn,
Sich lassen keine Müh verirn.
Nach Franckfurt sie stets marchandirn,
Sie tragen Nüß, Aepfel und Birn,
Wachholder und den weißen Sandt.
Es ist genug im Land bekanndt,

[1] Aus der Nova Facies. — Der hier genannte Erasmus ist der bekannte Dichter und Satiriker Erasmus Alberus (geb. 1500, gest. 1553), der, längere Zeit Prediger und Rector der von ihm 1525 eröffneten lateinischen Schule zu Ursel, wie aus der Nova Facies hervorgeht, eine Art Reimchronik von Oberursel geschrieben hat. Es ist unzweifelhaft, daß diese Chronik, um 1536 in Ursel gedruckt, sich noch in irgend einer Bibliothek befindet. Nach einer Urseler Tradition ist sie mit anderen daselbst erschienenen Werken nach Paris gebracht worden. Obgleich nun nicht alle Bücher, welche den Druckort Ursel führen, in unserem Ursel gedruckt sind, da auch zu Ursel an der Matt in der Schweiz schon frühzeitig Druckwerke erschienen, so ist doch gewiß, daß besonders seit 1558 daselbst viele Schriften gedruckt wurden. Auch der gelehrte Würtemberger Nicodemus Frischlin soll 1590 hier eine Druckerei errichtet haben, die nach der Nova Facies 1622 mit dem Brande der Stadt abging.

Daß nichts so gering zur Nahrung dient,
Das diesen Leuth kein Vortheil bringt.
Sie nähren sich in saurem Schweiß,
Das macht ihr ohnermüdter Fleiß.
Jedoch seynds lustig und fröhlig,
Die Urßler Arth ist glückseelig!

Ursler Marck-Geding.[1]

Das Best, so sagen kan vom Waldt,
Ist, daß mans Marck-Geding noch halt,
Zu Ursell auf der Auen sehn
All unterm freyen Himmel stehn.
Die zwey Marck-Meister sitzen doch,
Nebst ihnen andren wenig noch,
Mit fünff Marck-Schultzen an der Zahl,
Die Märcker stehen allzumahl.
Herr Anwaldt kommt geritten dar,
Begleitet von Soldaten Schaar,
Repräsentirt sein Principal
Herrn Obrist-Waldbott allemahl.
Er setzt sich oben an, und thut
Mit Ceremonien gar gut
Zum Marck-Geding die Eingangs-Redt,
Wie dieser Brauch im Marck-Buch steht.

[1] Aus der **Nova Facies.** Als Deutschland noch mit Wäldern bedeckt war, dachte man nicht daran, solche zu schirmen; vielmehr sah man sie gern roden und urbar machen. Bei der wachsenden Bevölkerung jedoch verbanden sich mehrere Dörfer zu gemeinschaftlicher Benutzung eines Waldes und machten sich selbst Gesetze darüber (Markbriefe), wodurch die Märker- oder Markgedinge entstanden. Jene Gesetze waren oft äußerst roh und streng. So lautete ein solches z. B. in Oberursel: „Wer einen Baum schält, soll an dem hervorgerissenen Nabel an den Baum genagelt und solange darum herumgeführt werden, bis alle Gedärme aufgewunden sind". Ferner: „Wer einen Wald ansteckt, soll an Händen und Füßen gebunden und dreimal ins dickste Feuer geworfen werden" u. A.

Dies jährlich zweymal wird gehägt,
Wobey alles wird angeregt;
Was nur zum Marck=Recht dienen mag,
Ein jeder beybringt seine Klag.
Die Frevel man anbringt und strafft,
Wovon hernach wird angeschafft
Ein wohlbestelltes Tractement.
Man isst und trinckt biß an das Endt.
Ein Willkomms=Becher ist vor die,
Welche beym Tractement noch nie
Gewesen, der drey Schoppen halt.
Den muß man trincken alsobaldt
In einem Zug und zeigen an
Das Wahr=Zeichen so unten dran.
Wer dieß nicht weiß, der muß auch noch
Den Deckelt von zwey Schoppen hoch
Außtrinken, solt er auch nicht stehn
Oder nach Hauß mehr können gehn.
Starck ist von Silber dies Pocal
Und schön verguldet überall.
Alle Herrschafften nahe und fern,
So in die hohe Marck gehörn,
Daran ihr Wappen haben stehn,
Gestochen ein, es ist gar schön.

Die Geisterschlacht am Fuße des Altkönigs.

Seltsam rauscht es durch des Altkings Wipfel,
So, wie Stürme, um die Mitternacht,
Wenn zu Fuße ihm und auf dem Gipfel
Sind die Geisterheere auferwacht.

Oben sieht aus moosbedeckten Hügeln
Schweben man die deutschen Fähnlein auf;
Schlachtgeordnet stehn sie auf den Flügeln
Und des Heeres Kern, ein fester Knauf;

Unten aus zerstreuten Gräbern steigen
Hier und dort die bleiche Römerschaar;
Moder duften ihre Feldeszeichen,
Ihre Fahnen und der goldne Aar.

Um den Kaiser stehen die Cohorten
Festgeschaart, den wackeren Sever,[1]
Und, entflammt von seinen kühnen Worten,
Ziehen siegesmuthig sie einher.

Horch! wie rauschet von des Berges Spitze
Da so wild des Deutschen Schlachtgesang!
Widerstehn nicht kann er seiner Hitze,
In den Kampf reißt ihn des Muthes Drang.

Und sowie er nieder von der Höhe
Steigt, so zaget manches Römers Brust,
Daß er lieber von dem Wahlplatz flöhe,
Als er theilte eines Sieges Lust.

Doch der Kampf beginnt; es schweigt die Stimme
Zager Furcht, sobald die Waffen klirrn,
Und, geführt von wildem Schlachtengrimme,
Dumpf die Hiebe durch die Lüfte schwirrn.

[1] Der römische Kaiser Alexander Severus (222—336 n. Ch.), ausgezeichnet durch seine strenge Kriegszucht und seine Tapferkeit gegen die Germanen und Neuperser, wurde nebst seiner Mutter Mammäa nach Einigen zu Sindlingen, nach Andern (und wahrscheinlicher) zu Bretzenheim bei Mainz von britannischen Soldaten ermordert. Sein Name wurde auf dem Standbild zu Heddernheim, welches, ziemlich kunstvoll, einen Straßenschutzgeist darstellte und zugleich als Genius des Kaisers mit Lorbeern geschmückt, in der Rechten einen Opferteller, in der Linken ein Füllhorn hielt und nach der Inschrift 230 errichtet wurde, als der Novus Vicus (Heddernheim) oder eine Straße desselben unter ihm gebaut war, nach seiner Ermordung ausgelöscht.

Lange tobt die Schlacht so; doch kein Weichen
Und kein Siegen wird das Aug gewahr,
Und kein Blut fließt bei den scharfen Streichen,
Und kein Leben schwebet in Gefahr.

Geister sind es, und nur Funken sprühen
Von den Waffen blitzend durch die Nacht,
Geister, die von bittrer Rache glühen,
Aber nie verletzt das Schwert der Schlacht.

Doch es kräht der Hahn, und wie ertönet
Von dem nahen Dorfe sein Geschrei,
Schweigt der Kampf, der durch die Flur gedröhnet,
Und die wilde Schlacht, sie ist vorbei.

Die Cohorten stürzen plötzlich nieder
Und die Fähnlein flüchten in den Wald,
Wo, in Staub zerfallend, ihre Glieder
Deckt das Moos der Hügel alsobald.

Das Steinopfer.

„Heidelbeeren, Heidelbeeren!
Heidelbeeren, schwarz und blau,
Glänzend in des Morgens Thau,
Wird der Altking uns bescheeren!
Heidelbeeren!"

Also zieht am frühen Morgen
In den Wald der Kinder Schaar;
Fröhlich schließt sich Paar an Paar,
Hüpfen, singen ohne Sorgen:
„Heidelbeeren!"

Doch auf Einmal wird es stille;
Keines hüpfet, keines springt,
Keines jubelt, keines singt,
Wie gestört von einer Grille:
„Heidelbeeren!"

Wer verscheucht aus ihrem Kreise
Wohl so plötzlich alle Lust?
Wer erstickt in ihrer Brust
Wohl die lustgeschwellte Weise:
„Heidelbeeren!" —

Finster ragt ein Fels am Pfade, [1]
Und ein Unhold wohnt darin;
„Suchet," mahnt sein strenger Sinn,
„Nimmer ohne meine Gnade
Heidelbeeren!"

Und die Schaar, von Angst gedrücket,
Sucht sich je drei Steine dann,
Opfert sie dem Felsenmann,
Bis versöhnt er ruft: „Nun pflücket
Heidelbeeren!"

Und ermuntert ziehn sie weiter
In den kühlen, dunkeln Wald,
Füllen ihre Körbe bald,
Kehren heim und singen heiter:
„Heidelbeeren!"

Aber wehe jenem Kleinen,
Das zu opfern dort vergaß
Und sich dennoch kühn vermaß,
Froh zu singen mit den Reinen:
„Heidelbeeren!"

[1] Am s. g. Kellerberg, einer Vorhöhe des Altkönigs. — Noch heute herrscht dort bei den Kindern die Sitte, an dieser Stätte drei Steine zu opfern, die sie gegen den Felsen werfen.

Denn es fällt, dem Zauber fröhnend,
Sicher an den finstren Stein,
Büßet seine Beeren ein,
Und der Unhold rufet höhnend:
„Heidelbeeren!“

Der Hauptstein.[1]

Zeuch, Knabe, nicht in den dunkelen Wald,
Vergiß nicht der Warnung des Vaters so bald!
„Am Fuße des Altkings, da raget ein Stein,
Die goldene Henne, die wohnet darein,
Die Henne mit Federn, so roth, wie Blut,
Und ihre golden befiederte Brut.
Nie schaut sie des freundlichen Tages Gesicht,
Der moosige Felsen erschließet sich nicht.
Doch stößt sich daran eines Kindes Fuß,
So schießt sie hervor mit blutigem Gruß,
Hervor mit der Küchlein unzähliger Brut,
Begierig saugend sein träufelndes Blut.
Vergiß drum nimmer das ernstliche Wort
Und bleibe vom grauenden Felsen dort!
Verloren ist, wen sein Zauber umgarnt!“ —
So hatte der liebende Vater gewarnt.
Doch zog der Knabe zum dunkelen Wald,
Vergaß der Warnung des Vaters gar bald
Und konnte der Sehnsucht nicht widerstehn,
Den wunderbarlichen Felsen zu sehn.
Es wallte vor Ungeduld heiß ihm das Blut,
Zu schauen der Küchlein so seltene Brut.

[1] Ein Fels am s. g. Hühnerkopf, einer Vorhöhe des Altkönigs.

„Fleuch!" rauschet im Dickicht ein jegliches Blatt;
Der Knabe doch wurde des Schauens nicht satt.
Und als sich nicht hurtig erschloß der Stein,
Da wollt er vergehn vor Lust und Pein.
„Halt!" rauschen die Blätter, „o Knabe, halt!"
Doch reißet ihn fort schon die Zaubergewalt.
Am Felsen verletzt er den strauchelnden Fuß,
Die Henne begrüßt ihn mit blutigem Gruß.
Es perlte in Wellen sein rosiges Blut,
Das saugte begierig der Küchlein Brut.
Dem Walde nimmer entkam mehr der Knab,
Und Moos umgrünte sein einsames Grab.
Drum merket euch, Kinder! die warnende Lehr:
Der Eltern Ermahnung sei immer euch hehr!

Deutsches Berglied.

(Nach August Fresenius.)

Hier auf diesen frohen Höhen
Sei dir, Herr, mein Lied geweiht;
Hier, wo Himmelslüfte wehen,
Preis ich deine Freundlichkeit.
Wie des Taunus Berge steigen,
Steig mein Lied empor zu dir;
Wie sich seine Thäler neigen,
Neige sich mein Geist vor dir!

Herr, soweit die Augen reichen,
Sehn sie Deutschlands Herrlichkeit;
Hier willst du den Deutschen zeigen
Deine Macht und Gütigkeit.

Deine Allmacht lehrt mich Demuth,
Deine Gütigkeit Gebet,
Daß das Herz in freudger Wehmuth
Kindlich, Vater, zu dir fleht.

Wie des Rheines Fluth im Thale
Unversiegbar strömt und kühn,
So laß Deutschland in dem Strahle
Frommer Andacht ewig blühn.
Daß dein Segen es umwehe,
Daß es, Herr, dein Tempel sei,
Und wie seines Altkings Höhe,
Sei es ewig froh und frei!

F. L. Weidig.

Altkönig.

Altkönig trägt ein grün Gewand,
Umhaucht von blauer Luft:
Stolz schaut er in sein weites Land,
Gehüllt in Silberduft.

Und morgens, wann die Sonne steigt,
Legt er den Purpur an,
Und abends, wann der Tag sich neigt,
Hat er ihn ausgethan.

Und wenn er seine Krone nimmt
Von Wetternacht und Gluth,
Dann ist er auf sein Volk ergrimmt,
Das rings im Thale ruht.

Doch plötzlich führt der Abendwind
Die Wolkenkrone fort,
Spielt um die Stirn ihm leis und lind
Und flüstert manches Wort.

Da ruht sein Zorn, da schweigt er mild
Und schaut hinab ins Thal,
Gleich einem ersten Riesenbild,
Umglänzt vom Mondenstrahl.

Adelheid von Stolterfoth.

Ariovist. [1]

Herrlich ists, wenn von des Altkings waldger Spitze
Niederblickt das Auge auf die stolze Flur;
Durch des Schauers Seele zucken Zauberblitze,
Der bewundert da die Größe der Natur.
Lieblich vor dem Blicke liegt es ausgebreitet,
Jenes schöne Land, das stolz der Rhein durchfließt,
Das der Donnersberg und, wo der Mainstrom gleitet,
Hier der Altking, dort der Melibraus umschließt.

[1] Einer alten Sage zufolge soll Ariovist (Ehrenvest), der König des Sueven- oder Kattenbundes, auf dem Altkönig gewohnt und seine Herrschaft, bevor Cäsar kam, über einen großen Theil Galliens erstreckt haben. Der des Berges waldige Kuppe in dreifachem Ringe umkränzende Steinwall, das Kraftwerk rüstiger Völker, macht es wahrscheinlich, daß hier einmal der Sitz eines mächtigen Herrschers gewesen sein mag, während sein Name (Altking) der Sage noch mehr Gewicht gibt. Auch andere Berggipfel des Taunus, wie der Thalwegsberg, die weiße Mauer, die alten Höfe, der Kellerkopf, die Rentmauer u. a. dienen mit den Trümmern ähnlicher Ringwälle als stumme Zeugen des hier gegen die fremden Eindringlinge einst wogenden gewaltigen Kampfes. — Nach der Schlacht bei Bisantium (Besançon) 58 vor Chr. verschwand Ariovist spurlos; doch ist es wahrscheinlich, daß er auf der Flucht über den Rhein mit seiner Gattin ertrank, die er in einem kleinen Boote retten wollte. — Wie der Sonne, bewiesen die alten Deutschen auch dem Monde (Maan) göttliche Verehrung. Sie gaben besonders Acht auf sein Ab- und Zunehmen und unternahmen vor dem Neumonde keine wichtige Angelegenheit, vorzüglich keine Schlacht.

Doch was denkest du, o trunkner Geist! schon wieder
An den Reichthum und die Schönheit dieser Flur?
Jene Reize preisen lange schon die Lieder;
Drum hinweg den Blick von dieser Zauberspur!
Denn ganz Andres füllet mir die Seele eben
Hier, wo einst ein riesenhafter Kampf getobt;
Eines Helden Schatten fühl ich mich umschweben,
Den, der Krone werth, sein kühner Muth erprobt!

Hier, wo dreifach um des Berges hohe Stirne
Sich in Ringen zieht der steingethürmte Wall,
Stand er oft, als Roma schon, die stolze Dirne,
Dachte an des deutschen Vaterlandes Fall;
Sah im Geiste ihre goldnen Adler horsten,
Wo gerauchet sonst der Väter freier Herd;
Sah die Eichen fallen in den heilgen Forsten,
Wo ihr frommer Sinn die Götter einst verehrt.

Hoch ins Grau der dunklen Wetterwolke ragte
Da sein Schloß, des alten Königs stolzer Sitz,
Und den Feind, der ihm sich in die Schranken wagte,
Traf sein Arm vernichtend, wie den Baum der Blitz
Bis nach Gallien dehnten sich des Reiches Grenzen,
Das sein Scepter lenkte mit gewaltger Macht;
Todtenbecher sah man Cäsars Heer kredenzen,
Wann sein Riesenvolk er führte in die Schlacht.

Noch im Keim ersticken wollte er die Pläne
Jener Stadt, die bald mit nimmersattem Drang
Auch sein Vaterland, vergleichbar der Hyäne,
Mit den Krallen ihrer Ländersucht umschlang.
Doch er fiel; des schlauen Römers List obsiegte
Ueber deutsche Kraft und deutschen Heldenmuth,
Und ein Volk, das herrlichste der Welt, es schmiegte
Sich dem Adler drüben an des Rheines Fluth.

Kämpfen darf der König, also wills der Väter
Glaube, bis der Neumond eingetreten, nicht;
Dies enthüllt dem Imperator ein Verräther,
Ach! ein Deutscher, der vergessen seiner Pflicht!
Und der Römer, der zuvor den Kampf nicht wagte,
Führt nun eilig die Cohorten in die Schlacht,
Wo sein Heer, das kaum noch zitterte und zagte,
Ohne Widerstand die Deutschen niedermacht.

Bisanz sah das blutge Bad, und düster schaute
Drein der Mond, der grausen Niederlage Schuld;
Doch es rächte bald ihr Volk, das auf sie baute,
Wenn in falschem Glauben auch, der Götter Huld.
Sagt uns auch von Ehrenvest nicht mehr die Kunde,
Ob die Erde, ob der Rhein ein Grab ihm schuf;
Geht doch Hermanns Name bald von Mund zu Munde,
Und ihn sühnt der Legionen Todesruf.

Und die Wälle, die des Berges Haupt umkränzen,
Dieses Kraftwerk rüstger Völker, kündens noch,
Wo die Väter sahn den wackren Helden glänzen,
Der mit Muth bekämpft der deutschen Freiheit Joch.
Und ganz Andres pflegt die Seele mir zu füllen
Bei dem Anblick dieser wonnenreichen Flur;
Seh ich hier sich ihre Schönheit mir enthüllen,
Träume ich von ihrer goldnen Freiheit nur! —

Der deutsche Scipio.

„Wer sleht den lewen? wer sleht den riesen?
wer überwindet jenen unt diesen?
daz tuot jener, der sich selber twinget.“
Walther von der Vogelweide.

Schon mußte nach viel blutgen Schlägen,
Geschreckt vom Schwert, das Rando schwenkt,
Roms Feldherr Zins in Gold darwägen,
Bis an den Rhein zurückgedrängt.
Der Altking, wo der Starke thronet,
Ist rings von freiem Volk umwohnet.

Hin, wo sich Rhein und Main vermählen,
Lenkt oft den Falkenblick der Held;
Dort hat Cohorten, nicht zu zählen,
Der Imperator aufgestellt.
Ein Herold naht aus Sodens Thalen:
„Man weigert, den Tribut zu zahlen!“ [1]

„So soll mein Schwert hart auf dir lasten,
Volk, das nicht Wort, noch Eide hält;
Soll nimmer ruhen, nimmer rasten,
Bis mir dein Stolz zu Füßen fällt!“
Kriegsaufruf, drohend durch die Gauen,
Erregt die Siedler stiller Auen.

Stolz auf des kühnen Führers Namen,
Vertrauend auf sein flammend Schwert,
Die Völker deutscher Zunge kamen,
Durch Randos Aufgebot empört:
„Eh wird der Main sich rückwärts wälzen,
Als Adler wehn auf Altkings Felsen!“

[1] Die Römer hatten die allemannischen Gesandten, welche die wohl seit Kaiser Julian vertragsmäßig gewordenen Geschenke hatten in Empfang nehmen sollen, betrügen wollen und schnöde behandelt.

Der Allemannen Schwerter blitzen
Das ganze Maingestad entlang;
Von blutgefärbter Lanzen Spitzen
Dräut den Tyrannen Untergang.
Moguntia sah bald zum Zweiten
Teutonen übern Rhenus schreiten.

Auch dort krönt Sieg gerechte Sache
In mancher blutgen Freiheitsschlacht.
Der Unterjochung Plan heischt Rache,
Die Rom versucht, doch nie vollbracht.
Voran der Geist von Hermann schwebet;
Das Volk der sieben Hügel bebet.

Sieh! eine Jungfrau bringt gefangen
Man aus erobertem Castell,
Die, wunderschön an Wuchs und Wangen,
Ganz der Holdseligkeit Modell,
Durch Reihen bärtger Krieger schreitet,
Von Liebe, nicht von Spott begleitet.

Und rechts und links ein Flüstern hebet
Sich aus dem Volksgedräng empor:
„Für Rando diese Huldin lebet,
Wie Freia,[1] schön, schlank, wie ein Rohr.
Das Recht, geraubte Fraun zu lieben,
Darf nur das Römervolk es üben?

Erhaben, wie ein Gott des Sieges,
Steht Rando vor dem Feldherrnzelt
Und überschaut das Thal des Krieges,
Wo Tyr[2] noch volle Ernte hält.
Jetzt naht gesenkten Blicks die Schöne;
Im Wimper strahlt die Perlenthräne.

[1] Freia (Frigga), Göttin der Liebe und Wodans Gemahlin. Auf ihren Rosenlippen sitzt Ueberredung allbezaubernd.
[2] Tyr, Gott des Waffen- und Rechtstreites.

„Gib mich dem Jüngling, den verwundet
Vom Wahlplatz man landeinwärts trug,
Daß sein ich pflege, bis gesundet
Er wieder folgt dem Adlerzug.
So, Prinz, laß deine That bezeugen,
Daß Großmuth Allemannen eigen!"

Wie glüht sein Herz! Doch bald ermannet
Der Held sich. Die Entscheidung naht.
Der Selbstverläugnung Kraft sich spannet,
Beschlossen ist die edle That.
„Sei, Jungfrau, ihm zurückgegeben,
Für welchen deine Zähren beben!"

Und mit Erröthen, mit Erblassen
Die Glückliche sich züchtig neigt,
Des Edlen Hände zu erfassen;
Er aber diesem Kampf entweicht,
Versagt des Danks Erguß der Schönen
Und wendet sich, im Aug die Thränen.

Versteinert stehn und schaun die Krieger
Bald Rando, bald die Jungfrau an;
Doch jetzt ist er ein größrer Sieger,
Als jüngst, da er die Schlacht gewann.
Mehr siegt der Herrscher eigner Seele,
Als wer der Welt ertheilt Befehle!

Das Römerheer vernimmt die Kunde
Mit Staunen und Bewunderung;
Die Sage strömt von Mund zu Munde,
Wirbt ungetheilte Huldigung;
Und mancher Harfner sinnt auf Weisen,
Den deutschen Scipio zu preisen.

Wilhelm Buri.

Des ersten Sultans Grab.

Es schlummert in türkischen Landen
Gar mancher christliche Held,
Den ferne des Todes Banden
Umschlungen auf blutigem Feld;
Doch schläft auch in christlicher Erde
Manch tapferer Muselmann,
Deß Blut, von rächendem Schwerte
Getroffen, dem Herzen entrann.

Vornehmer aber zu schauen,
Ist hier kein Moslemingrab,
Als dort auf dem Altking, dem grauen,
Das Haidenkraut schmucklos umgab.
Da modert in kühligem Grunde
Des ersten Großsultans Sarg,
Den, nicht mehr besagt es die Kunde,
Welch Schicksal da oben verbarg.

Drum schwört, so verkündet die Sage,
Die treulich das Volk bewahrt,
Der Sultan noch heutzutage
Bei Mahomeds[1] heilgem Bart:
„Er wolle des Ahnen Gebeine
Erobern am Altking dort
Und führen im goldnen Mondscheine
Nach Mekka, dem heiligen Ort.“

[1] Mahomed (Mohammed, Muhammed), 569 zu Mekka geb., gest. 632 n. Chr., war der Stifter der mohammedanischen Religion. Der Inhalt derselben heißt der Islam und sein Bekenner Moslemin oder Moslem — Muselmann.

Noch hielt bis auf diese Stunde
Kein Sultan den hehren Schwur;
Doch kommt nach der alten Kunde
Einst einer zur rheinischen Flur
Und übet der schrecklichen Gräuel
Da viele an Gut und Leib,
Bis ihn zu Köln mit dem Bläuel
Erschlagen ein greises Weib.

Auf dem Altkönig.[1]

(König Heinrich der Finkler spricht.)

O, wie so wohl thut mir die Bergesluft!
Die Lindenknospen platzen auf und drängen
Grüngoldene Blätterrosen an die Sonne.
Der König Lenz will seinen Einzug halten
Und eine Pfalz läßt er sich hier erbauen;
Der Zimmermann, der Specht, klopft an die Bäume,
Und mit dem Grabscheit sticht der Dachs den Grund,
Die Bachstelz kommt, die Ziegelstreicherin,
Und ders beguckt, der Guckguck, hintendrein,
Gar bald muß fertig sein das grüne Schloß!
Schon zieht einher der Chor der Musikanten;
Der Hänfling fiedelt und der Finke pfeift;
Auch singt die Geistlichkeit, die Mönche und die Pfaffen;
Dann kommt der König Lenz, verliebt und faul;
Ich aber will sein treuer Pfalzgraf sein!

Ich denk an meinen Vogelherd in Sachsen.
Altkönig heißet dieser Berg mit Recht;

[1] Aus dem historischen Schauspiel: „Heinrich der Finkler, König der Deutschen.“

Weit herrscht er übers deutsche Land hinüber,
Wohl gar bis in mein Sachsenland hinein.
Dort einsam aber träumt der blaue Malchen
Und tränket seine Hirsche aus dem Main.
O Taunus, schwenke hoch den blauen Hut
Und grüße mir das klare Neckarweib!

Julius Mosen

Der Lindwurm vom Scharterwald.

(Zwischen Feldberg und Altking.)

Wer war es, der den Lindwurm schlug,
Wer war es, der das Land befreit?
Für ihn, der diesen Lorbeer trug,
Sei auch des Sängers Lied bereit!
Der Lindwurm von dem Scharterwald
Haust schrecklich dort am Felsenrand;
Wehrt Keiner seinen Gräueln bald,
Und rettet Niemand denn das Land?

Der Pilger zu dem heilgen Ort,
Der Hirte, der zur Weide fährt,
Sie alle schleppt der Drache fort
Und manchen hat er schon verzehrt.
Der Lindwurm von dem Scharterwald
Haust schrecklich dort im Thalesgrund;
Es lauert da die Ungestalt
Tief in der Berge Felsenschlund.

Wer war es aber, der ihn zwang?
Der Vater hat es nicht gethan,
Auch nicht dem Sohne es gelang;
Vollbracht hat es der greise Ahn!

Zum Sohne einst der Vater sprach:
„Die beste Lanze bringe mir;
Ich reite jetzt hinaus und wag
Den Kampf mit jenem grimmen Thier!“

Da fleht der Sohn: „O seid so gut,
Und laßt mich, Vater, mit euch sein!“
Doch dieser spricht: „Dein junges Blut
Verschon; ich zwing ihn wohl allein!“
So nimmt die Lanze er zur Hand
Und sucht den grimmen Lindwurm auf;
Er sieht ihn an dem Felsenrand
Und stürzet muthig sich darauf.

Doch seine Lanze nichts vermag
Und nichts sein scharfes, gutes Schwert;
Es stürzt, indem er schlug und stach,
Der Tapfre und mit ihm sein Pferd.
Rasch ihn der grimme Wurm umschloß
Und hatte ihn gar bald verzehrt;
Doch flüchtig war derzeit sein Roß,
Von Blut bespritzet, heimgekehrt.

Und als der Sohn das Roß ersah,
In bittre Klagen aus er brach:
„Ach, bist allein du wieder da,
Mein guter Vater, er erlag? —
So reite ich denn jetzt hinaus,
Und schaffe mir durch Rache Ruh;
Und führ auch ich den Kampf nicht aus,
Ich Recht doch seinem Schatten thu!“

Und Lanze wählt er sich und Schwert
Von scharfer Scheid und gutem Stahl;
Und spricht, bevor er steigt aufs Pferd,
Zum Ahnenvater noch einmal:

„Im Walde dort nach blutgem Straus
Der Vater heut dem Wurm erlag;
Drum reite nun auch ich hinaus,
Ob Rache ich ihm schaffen mag!

Kehrt ohne mich das Roß zurück,
So wisset ihr, was ist geschehn;
Doch hoffe ich auf gutes Glück,
Es mag wohl besser mir ergehn!“
Da zürnt der Ahne sehr und sprach:
„Wie könnte das ich gehen ein?
Das wäre meinem Alter Schmach,
Des Sohnes Rache, sie ist mein!

Dein hoher Muth ist ehrenwerth,
Doch schone dein so junges Blut;
Es fraß der Rost noch nicht mein Schwert,
Und Kraft in meiner Brust noch ruht!“
Der Jüngling aber spricht darauf:
„Heut thue ich, was ihr gethan;
Ihr haltet meinen Drang nicht auf,
Heut fange ich am Besten an!“

Und rasch spornt er sein Roß und sprengt
Zum Walde ungesäumt hinein;
Sein Muth ist feurig und er denkt,
Sich eines schönen Siegs zu freun.
Wohl hat er bald den Wurm gewahrt,
Der lauernd lag am Felsenrand;
Wohl ist der Jüngling, jung und zart,
Entschlossen auf ihn zugerannt.

Doch seine Kraft vermochte nicht
Zu überstehn des Scheusals Sturm;
So muthig er auch ringt und ficht,
Auch er erliegt dem grimmen Wurm.

Und wiederum das treue Roß
Nach Hause ohne Reiter kam;
Des Ahnen heiße Thräne floß,
Doch rasch er Schwert und Lanze nahm.

Und eilig sprengt er nach dem Wald,
Vom Zorn der Rache heiß erglüht,
Wo liegen er die Ungestalt
Bald an dem Felsenrande sieht.
Sie liegt und schnarcht in tiefer Ruh,
Vom Fraße angefüllt und müd;
Da tritt beherzt er auf es zu,
Damit er wohl den Stoß ersieht.

Und wo er eine Lücke fand
Im Panzer seiner Schuppenreihn,
Da stößt die Lanze seine Hand
Ins tiefste Leben ihm hinein.
Und als der Wurm im Todesschmerz
Aus seinem tiefen Schlaf erwacht,
Da freuet sich des Greises Herz,
Da jubelt er: „Nun ists vollbracht!

Des Enkels und des Sohnes Tod,
Hast, Scheusal, heute du gebüßt,
Da all dein Leben blutigroth
Aus dieser Todeswunde fließt!“
Wohl grimmig um der Wurm noch schlägt
Und fürchterlich noch heult und schreit;
Doch hatte ihn der Held erlegt
Und das geplagte Land befreit.

Wer war es, der den Lindwurm schlug,
Den Lindwurm von dem Scharterwald?
Ihm, der einst diesen Lorbeer trug,
Des Sängers Lied zum Ruhme schallt!

Wer war es also, der ihn zwang?
Der Vater hat es nicht gethan,
Auch nicht dem Sohne es gelang;
Vollbracht hat es der greise Ahn!

Nach Crisalin.

Der Feldberg und der Hermannsborn.

Du, den zuerst der Sonne Licht begrüßet,
Gefeiert sei du mir
Im Wolkenmantel, der erhaben dir
Von deinen Schultern fließet!
Du herrschest ruhig über diese Ferne,
Und Berge huldgen dir,
Und zu Gefährten hast du für und für
Die Wolken und die Sterne!

Der jüngre Bruder [1] stehet dir zur Seite —
In Liebe offenbar,
Und nirgends sieht die Sonn ein edler Paar
In ihres Laufes Weite!
Einträchtig, wie ihr ruht im Abendschimmer,
So neid- und eiferlos,
Wie ihr euch hebet aus der Ebne Schoos,
Sei deutsche Treue immer!

Drum hat auch seit der Vorzeit hier gethronet
Der alten Treue Geist;
Und was sich edel, stark und gut erweist,
Hat, heilig, hier gewohnet!
So sei noch einmal, Feldberg, mir gepriesen,
Des Vaterlands Altar,
In dir erkennt der Enkel immerdar
Die Kraft, hier stets erwiesen.

[1] Der kleine Feldberg.

Hoch hat der Väter Sage dich erhoben
Aus dunkler Vorwelt Mund;
Doch der von deiner Höhe kam, der Bund
Ist höher noch zu loben!
Der Glanz des Vaterlandes war verschwunden,
Und Knechtschaft herrschte nur;
Da wurde durch der Väter Bundesschwur
Der Rettung Preis gefunden.

Als Hermann sie versammelte zum Rathe
In stiller Mitternacht,
Und unter sie, entschloßner That bedacht,
Das Schwert zur Hand er trate:
Da zeigte er umher des Landes Strecken,
Das nachtbegraben lag,
Wie aus dem Schlummer und der Knechtschaft Schmach
Die Rach es sollte wecken.

Und wo des alten Königs Mauer glänzte,
Da wandt er hin das Schwert,
Wo Ehrenvest, der Krone Deutschlands werth,
Die Siege Roms begränzte.
Ans Herz hielt er das Schwert mit seiner Rechten
Und schwang es hoch empor,
Und, Rache schwörend, traten alle vor,
Fürs Vaterland zu fechten.

Dann stiegen sie ins Thal hinab zur Quelle,
Zur Quelle, tief und rein;
Und alle tranken ewigen Verein
An der geweihten Stelle.
Den Namen führt sie noch zu unsren Zeiten;
Doch, Hermanns Quelle werth,
Hebt Keiner noch zum Racheschwur das Schwert,
Die Rettung zu bereiten!

Crisalin.

Brunhildis Bett.[1]

Den Feldberg klimmt eine Schaar hinan
Durch finstren Wald auf felsiger Bahn.
Zwölf Reisige sind es, in Waffen rauh,
Und auf weißem Roß eine hohe Frau.
Sie trägt eine goldne Kron im Haar,
Ihr Auge blickt stolz und falkenklar;
Bald schaut es hinab in die Waldesnacht,
Bald zum Himmel auf nach der Wolkenpracht.

„Hinan! so lang noch die Sonne blinkt,
Und wenn auch mein Roß zusammensinkt!
Im Abendstrahl will ich schauen Burgund
Da droben vom luftigen Bergesrund.“
Brunhildis ruft es, die Königin,
Und schaut auf die hohen Krieger hin;
Die schreiten gewaltig am Berg daher
In glänzender Rüstung mit Schild und Speer.

Schon lassen zurück sie weit den Forst
Mit Bärenhöhlen und Adlerhorst;
Von der kahlen Höh ragt ein Felsen auf,
Da rasten sie, keuchend vom wilden Lauf.
Und Brunhildis steigt hinan geschwind,
Da flattert ihr schwarzes Haar im Wind,
Da glänzt ihre Kron in der Abendgluth
Und ihr wallendes Kleid, wie rothes Blut.

Stumm blickt sie nach ihres Enkels Land
Und streckt darüber die weiße Hand;

[1] Die Dichterin verlegt hier Brunehildens Landschau sowohl, als auch ihr s. g. Bett (lectulus Brunehildis) auf den Feldberg an den Brunhildenstein, während die anderen Sagenschreiber beide auf den Altkönig setzen. So sagt A. Schreiber: „Auf dem Altkönig ließ die fränkische Brunehild sich ein Gemach erbauen, um im Strahl der aufgehenden Sonne ihr weites Reich zu überschauen“ und N. Vogt: „Brunehildis ließ sich auf dem Altking ein Schloß bauen, welches sie ihr Bett nannte.“ A. H.

Ihr Auge ruht träumend auf Main und Rhein
Und den Bergen, ragend im letzten Schein.
Und als gekommen die stille Nacht,
Da halten die Recken treue Wacht;
Süß duftet das Bett ihrer Königin,
Und es ragt der Felsen darüber hin.

Und was sie geträumt im Morgenlicht,
Das sagt sie den ehrnen Wächtern nicht;
Doch ist ihr Antlitz so ernst und so bleich,
Als sie heimwärts zieht ins burgundische Reich.
Und eh noch der Mond von dannen weicht,
Hat König Dietrich das Ziel erreicht:
Da ward durch Brunhildis weiße Hand
Der zehnte König zu Grabe gesandt.

Das weite Reich und die Königskron,
Die erbet beide sein zarter Sohn;
Doch Brunhildis herrscht, der Urenkel nicht,
Und erfüllt ist ihr stolzes Traumgesicht.
Doch eh noch entschwunden das alte Jahr,
Da kommt der wilde Rächer Klothar:
Hat einst auch geträumt ihr im Morgenroth,
Daß Rosse sie schleifen zum blutgen Tod?

Adelheid v. Stolterfoth.

Die heilige Hildegarde auf dem Feldberg.[1]

(1146.)

Auf des Feldbergs hohen Gipfel
Steigt ein gotterfülltes Weib,
Und es neigen sich die Wipfel
Vor dem keuschen, heilgen Leib.

[1] Während Hildegarde hier Segen über Bernhards Unternehmen herabflehte, und, wie Moses auf dem Berge Horeb, um Sieg für das neue Volk

Betend mit gereckten Armen,
Einem lichten Wesen gleich,
Fleht zum Vater voll Erbarmen
Sie empor zum Sternenreich.

Fleht um Sieg für jene Fahnen,
Die St. Bernhards Ruf vereint,
Zu befrein das Land der Ahnen,
Das in schwerem Drucke weint.

Fleht voll Inbrunst, bis ermattet
Auf den Fels sie niedersinkt,
Der Brunhildens Grab beschattet
Und dem Wandrer schirmend winkt.

Die getreuen Dienerinnen
Springen bei erschrocken all;
Doch schon hebt mit heitren Sinnen
Die Abtissin sich vom Fall.

Und, o Wunder! in dem Steine
Schaut man ihres Falles Spur;
Hingesunken schien die Reine,
Wie auf weiche Kissen, nur! —

Noch erblickt der fromme Waller
Jenes Falles Eindruck dort,
Und es lebt im Munde Aller
Diese schöne Kunde fort.

Gottes, dis Kreuzfahrer, betete, sah man Frankfurts Bevölkerung, von allgemeiner, nie gekannter Begeisterung ergriffen, nach der Stiftskirche strömen, wo Bernhard von Clairvaux zum Kreuzzuge predigte. Sieche und Gebrechliche zogen auf allen Straßen daher und genaßen, und die Gesunden entflammte sein bezauberndes Wort so, daß die Männer und Söhne frohlockend aus den Armen ihrer Väter, Mütter und Geliebten schieden und das in Seide oder Gold gestickte Kreuz an die Brust hefteten, um das h. Grab aus den Händen der Ungläubigen zu befreien, und daß die letzteren, wenn sie betrübt waren, wie Balderich sagt, nur betrübt waren, weil sie zurückbleiben mußten und nicht Theil nehmen konnten an der h. Sache des Kreuzes. — Daß dieser zweite Kreuzzug erst im folgenden Jahr (1147) geschah und nicht glücklich ausfiel, ist genugsam bekannt.

Philipp von Reifenberg.

(Nach der Sage des Volkes.)

Tief in dem Gebirge, da liegt
Ein Thal ist wild und öd,
Da stürmts von des Feldbergs Höh,
Und liegt noch im Sommer Schnee,
Wanns Korn in der Blüthe steht.

Und in dem Thale, da lag
Vor Zeiten gar fest ein Schloß,
Den Wall gehauen in Stein,
Daß sicher wohl mochte sein,
Wer solchen Schirmes genoß.

Herr Philipp von Reifenberg,
Ein kühner, stolzer Mann,
Der hielt es in seiner Macht,
Hat Kaiser und Reich veracht,
Den Kirchenfluch und den Bann.

Er hauste einsam und wild
Auf der Wolf- und Eberjagd,
Da ließ ihm der Churfürst ergehn:
„Zu nehmen sein Schloß zu Lehn
Von des heilgen Stuhles Macht.“

Doch Philipp mit spöttlichem Wort
Ihm schnöden Bescheid erklärt:
„Er soll auf des Feldbergs Rücken
Erst reife Trauben sich pflücken,
Bevor ich sein Dienstmann werd!“

Da hat ihm der Churfürst gedroht
Mit Acht und Fluch und Bann,
Nach Mainz vor Gericht ihn bestellt,
Dann hartes Urtheil gefällt,
Und aus Schutz und Schirm ihn gethan.

Doch Philipp, als ers vernahm,
Sprach: „Ist mir versagt der Schutz,
Will selber mein Schützer ich sein;
Mit dem Schwerte biet ich allein
Den Fürsten und Pfaffen Trutz!"

Da kamen viel Ritter aufs Schloß,
Der Fehde Genossen zu sein;
Es kamen die deutschen Herrn,
Die Herrn von Kloppenheim, gern;
Denn er hatte drei Töchter fein.

Und wem nicht gefiel das Recht
Der neuen Herren, der kam,
Und wem die Ritterschaft werth,
Der Väter tapferes Schwert
Für Philipp zur Wehre nahm.

Da schallte das Schloß bei Tag
Von Waffen- und Schwerterklang,
Und abends beim fröhlichen Mahl
Ertönte der goldne Pokal
Beim heiteren Reihengesang.

Die Fräulein, die waren so schön,
So edel der Ritter Art;
Es glänzte der funkelnde Saal
Von ihrer stattlichen Zahl
Und den Frauen, reizend und zart.

Einst nahm der Burgherr das Wort:
„Wir sind alle so fröhlich nun!
Hier müßte der Churfürst noch sein;
Es sollte ihn selbst wohl freun,
Wie gut vor dem Banne wir ruhn!“

So er, und es sprachen darauf
Die Herrn von Kloppenheim dreist:
„Hier müßts ihm gefallen, auf Ehr!
Wir holen ihn morgen her;
Er ist nach Frankfurt gereist!

Vielleicht hat er unsern Fraun
Ein schönes Meßstück bestellt;
Denn bringet er keines her,
Bekommen sie doch keins mehr;
Der Pfaff hat der Ritter Geld!“

„Auch kann,“ ergänzt Philipp, „zugleich
Er dann nach den Trauben gehn,
Ob bald sie zum Lesen weich;
Denn, wahrlich! dann komme ich gleich
Nach Mainz und muthe das Lehn!“

Und sie zogen des andren Tags
Wohl übers Gebirg an den Main;
Da kam mit reisigem Zug
Und Wehr und Mannschaft genug
Der Churfürst das Thal herein.

„Da ist er — des Adels Feind!“
Hub Jeder zu schreien an,
Und sprengten ein ins Gedräng
Und hatten Beute die Meng;
Der Churfürst aber entrann.

Entrann auf dem Maulthier kaum,
Der Ritter raschem Gericht;
Die zogen nach Reifenberg hin
Und sprachen mit heiterem Sinn:
„Er mag unsre Trauben nicht!"

Doch der Churfürst, hoch ergrimmt,
Sann bitterer Rache nach,
Hat Philipp in Bann und Acht
Bei Kaiser und Reich gebracht,
Weil des Landes Frieden er brach.

Darauf sammelt er rasch ein Heer
Und zog vor das Schloß heran;
Doch all seine Macht verschwand
Vor dem muthigen Widerstand,
Den Philipps Ritter gethan.

Am Tage scholl Waffenklang
Und Kriegsgelärm im Schloß;
Die Nacht beim fröhlichen Mahl
Und bei dem goldnen Pokal
In heiterem Wachen verfloß.

Die Fräulein, die waren so schön,
So edel der Ritter Art;
Die thaten so sehr sich freun,
Den muthigen Schutz zu verleihn
Den Fräulein, reizend und zart.

Doch der Churfürst dachte auf Trug,
Der Zorn verblendete ihn;
Bei fürstlichem Wort und Eid
Bot Philipp er sicher Geleit
Zur Red auf den Feldberg hin.

Und Philipp ritt arglos hinauf
Mit einem Knechte allein;
Da lachte der Churfürst mit Hohn:
„Reif sind nun die Trauben schon,
Doch schmecke euch sauer der Wein!"

„So, so!" sprach Philipp bestürzt:
„Ist das der fürstliche Schwur?"
Doch der Churfürst höhnte fort:
„Dem Aechter halt ich kein Wort;
Denn ihm gebührt Strafe nur!"

„So sollt," sprach Philipp, „ihr doch
Euch dieses Verrathes nicht freun!
Frei war ich, frei bleib ich auch noch;
Mein Schwert, es breche das Joch!"
Und stieß in die Brust es hinein.

Noch hielten die Fräulein das Schloß,
Bis aller Vorrath verzehrt;
Dann haben sie sich bei Nacht
Nach Kloppenheim aufgemacht
Und mit Feuer das Schloß zerstört.

Herr Philipp der letzte war
Von seinem Stamm und Geschlecht;
Doch, weil er das Lehn nicht nahm,
Sein Erb auf die Fräulein kam,
Die männlich gewahret ihr Recht.

Der Wandrer, der dort auf der Höh
Des Feldbergs der Fernsicht sich freut,
Sieht Reifenbergs Mauern im Thal
Ernst trauern im Abendstrahl,
Ein Denkmal vergangener Zeit.

Crisalin.

Graf Arthus, Herr von Falkenstein.[1]

1.

Ik sag minen heren van Falkensten
to siner borg op rieden,
en schild förte he beneben sik her,
blank swerd an seiner sieden.

„God gröte ju heren van Falkensten!
si ji des lands en here,
ei so gebet mir wedr den gefangen min
um aller jungfroun ere!"

„De gefangene den ik gefangen hebb
de is mi worden sure,
de ligt tom Falkensten in dem torn,
darin sal he vervulen."

„Ligt he dan tom Falkensten in dem torn,
sal he darin vervulen,
ei so wil ik wal jegen de müren tre
un helpen leffken truren."

Un es se wal jegen de müren trat,
hört se fien leffken drinne.
„sal ik ju helpen, dat ik nig kan,
das nimt mi wit un sinne."

„Na hus, na hus, mine jungfrou zart,
un tröst ju arme weisen!
nemt ju op dat jar enen andern man
de ju kan helpen truren!"

[1] Von Falkenstein bei Linz hat man ähnliche Sagen, wie von Falkenstein am Taunus. Wir finden übrigens auf dem Gebiete der Sagen solcher Doppeltgänger noch mehrere.

„Nem ik op dat jar enen andern man
bei eme möst ik slapen;
so let ik dan ok jo min truren nig,
slög he min arme weisen.

Ei so wolt ik dat ik enen zelter hett
un alle jungfroun rieden,
so wolt ik met heren van Falkensten
um min fien leffken strieden.“

„O ne, o ne, mine jungfrou zart!
des möst ik dregen schande;
nemt ji ju leffken wal bi de hand,
trekt ju mit ut dem lande!“

„Ut dinem lande trek ik so nig
du gifst mi dan en schriven,
wen ik nu komm in fremde Land,
dat ik darin kan bliven.“

As se wal in en grot hede kam
wal lude ward se singen:
„nu kan ik den heren van Falkensten
mit minen worden twingen.

Do ik it nu nig hen seggen kan
do wil ik don hen singen:
dat ik de heren van Falkensten
mit minen worden kont twingen.“

Aelteres Volkslied.

2.

Es ligt ain schloß in Hessenlant
es ist zuon eren riche,
Falkenstain ist es genant,
wo fint man sin geliche?

So rait der jung von Falkenstain,
uf ** wolt er riten,
den schilt den schob er nebent sich,
das schwert als an der siten.

Do er über die haidi trabt
do fuert er ain gevangnen,
do begegnet im ain fröwli zart
mit röselechten wangen.

„Sinds ir der jung von Falkenstain
und sind des lands ain herre,
so gebend mir wider min schönes lieb
durch aller fröwlich ere!“

„Drut fröwli zart, das duon ich nit,
darumb dürfend ir nit truren!
er muoß gen Falkenstain in den turn,
darin muoß er erfulen.“

Muoß er gen Falkenstain in turn
und muoß darin erfulen,
so wil ich under die muren stan
und wil im helfen truren.“

Do si under die muren kam
sie hört ir schönes lieb dinnen,
„daß ich dir nit gehelfen mag
das bringt mich von minen sinnen.“

„Zücht haim, zücht haim, trut fröwli zart,
und tröstend üweri waisen,
und nemend biß jar ein andern man
und vergeßend üwers laides!“

„Nim ich biß jar ain andern man
so muoß ich bi im schlafen,
er truckt mich früntlich an sin arm,
truren muest ich laßen.

Nim ich biß jar ain andern man
der schlecht mir mine waisen,
daz tuot mir an dem herzen zorn,
owe mis großen laides!

Wärs daß fröwlich harnasch truegend
as die ritter und die knechte,
so wött ich mit dem jungen von Falkenstain
umb min schönes lieb fechten.“

„Trut fröwli zart, das duon ich nit,
das wär mir ain groußi schande;
nemet ir wider üwer schönes lieb
und ziehend hin mit ze lande!“

„Got frist den jungen von Falkenstain,
got tröst den jungen von Falkenstain,
got tröst im das leben!“

Späteres Volkslied.

3.

Es ritt der Herr von Falkenstein
Wohl über eine breite Haide.
Was sieht er an dem Wege stehn?
Ein Mädel mit weißem Kleide.

„Wohinaus, wohinaus, du schöne Magd?
Was macht ihr hier alleine?
Wollt ihr die Nacht mein Feinslieb sein,
So reitet mit mir heime!“

„Mit euch heimreiten, das thu ich nicht,
Kann euch doch nicht erkennen!“
„Ich bin der Herr von Falkenstein
Und thu mich selber nennen!“

„Seid ihr der Herr von Falkenstein,
Derselbe edle Herre,
So will ich euch bitten um'n Gefangnen mein,
Den will ich haben zur Ehe!“

„Den Gefangnen mein, den geb ich dir nicht,
Im Thurm muß er vertrauern.
In Falkenstein steht ein tiefer Thurm
Wohl zwischen zwei hohen Mauern.“

„Steht zu Falkenstein ein tiefer Thurm
Wohl zwischen zwei hohen Mauern;
So will ich an den Mauern stehn
Und will ihm helfen trauern!“

Sie ging den Thurm wohl um und wieder um:
„Feinslieb, bist du darinnen?
Und wenn ich dich nicht sehen kann,
So komm ich von meinen Sinnen!“

Sie ging den Thurm wohl um und wieder um,
Den Thurm wollt sie aufschließen.
„Und wenn die Nacht ein Jahr lang wär,
Keine Stund thät mich verdrießen!

Ei, dürft ich scharfe Messer tragen,
Wie unsers Herrn sein Knechte,
Ich thät mit'm Herrn von Falkenstein
Um meinen Herzliebsten fechten!“

„Mit einer Jungfrau fecht ich nicht,
Das wär mir ewig Schande
Ich will dir deinen Gefangenen geben,
Zieh mit ihm aus dem Lande!"

„Wohl aus dem Lande, da zieh ich nicht,
Hab Niemand was gestohlen:
Und wenn ich was hab liegen lahn,
So darf ichs wieder holen."

Neueres Volkslied.

4.

Graf Arthus, Herr von Falkenstein,
Ritt über eine Haide;
Da saß ein Mädchen still, allein
Am Weg in grauem Kleide.
„Warum so einsam, junges Blut?
Du bist so schön und scheinst so gut,
Komm, mit mir heim zu reiten!"

„Ihr seid mir fremd, ich folge nicht!"
Sagt sie mit blöden Wangen.
„Ich bin Graf Arthus, zittre nicht,
Erfülle mein Verlangen!"
„Seid ihr Graf Arthus, so befreit
Mir den Geliebten;" spricht die Maid,
„Er sitzt bei euch gefangen!"

„Nicht den Gefangnen geb ich los,
Er liegt in festen Mauern.
Es steht ein Thurm an meinem Schloß,
Da soll er ewig trauern!"

Die Jungfrau hörts und spricht beschämt:
„Und bis er sich zu Tode grämt,
Will ich ihm helfen trauern!“

Und um den Thurm klagts nun bei Nacht
In lieben, leisen Tönen:
„Bist du, Geliebter, drin bewacht,
O, so vernimm mein Stöhnen!
Wohl reißt die Mauer nicht entzwei,
Doch kann des Mädchens feste Treu
Durch Band und Kerker dringen!“

Sie geht den Thurm wohl auf und ab
Und kann ihn nicht erschließen.
„O mein Geliebter, wie im Grab,
Wohnst du in Finsternissen.
Säh ich dich, ach! nur einmal doch,
Und harrt ich sieben Jahre noch,
Mich reute keine Stunde!“

Oft irrt sie klagend um den Thurm:
„O könnt ich retten, rächen!
Wär ich ein Mann, ich wollt im Sturm
Durch diese Mauern brechen.
Trüg ich ein Schwert, ich wollt es ziehn
Und mit dem harten Grafen kühn
Um den Geliebten fechten!“

Es hörts der Graf und kommt und spricht:
„Ich löse seine Bande!
Mit einer Jungfrau fecht ich nicht,
Das brächte mir nur Schande
Doch ohne Schwertstreich siegtest du;
Nimm den Geliebten, zieh in Ruh
Mit ihm in ferne Lande!“

„Was soll ich aus dem Lande fort?
Ich habe Nichts verbrochen.
Doch lohnen möcht ich dir das Wort,
Das deine Huld gesprochen.
Hatt er die Treue dir verletzt,
Für seine Treue steh ich jetzt,
Wie du die meine kennest!“

Eduard v. Schenk.

5.

Die Befreiung.

Das Mädchen.

Des Geliebten Spur zu finden,
Den des Kerkers Nacht bedeckt,
Sing ich, wo ein Thurm den Winden
Kühn das Haupt entgegen streckt.
Keine Antwort tönt hernieder
Von der Zinnen hohem Rand;
Nimmer reimen sich die Lieder,
Ihm nur ist der Reim bekannt.
Bergen dich die starren Wände,
So gib diesem Lied den Schluß:
Liebe beut am letzten Ende
Schmerz und Thränen statt Genuß.

Der Gefangene.

Welche süße Stimme dringet
In des Thurmes alte Nacht?
Und die Weise, die sie singet,
Hab ich selber einst erdacht.

Sonnenglanz und Tageshelle
Dringen leuchtend schon herein;
Dieser Töne süße Schwelle
Muß der Mund der Liebsten sein.
Höre denn des Liedes Ende,
Lieblich lockend, wie der Kuß:
Süßer doch ist ihre Spende,
Als der Freuden Ueberfluß.

Der Fürst.

Hinter diesen alten Mauern
Horcht ich eurem Liederstreit;
Treue Liebe soll nicht trauern,
Dein Geliebter sei befreit!
Zu der Seinen trautem Kreise
Führ ihn aus den Banden heim;
Singt ihr künftig jene Weise,
So vergeßt nicht diesen Reim:
Liebe bricht durch Thor und Gitter;
Aus des Kerkers enger Haft
Führt sie den erwählten Ritter
Durch der Treue Wunderkraft.

Karl Simrock.

Falkenstein.

1.

Von moosigen Felsen am grünen Hain
Schaut hoch herab in die Auen
Mit tüchtigen Mauern der Falkenstein,
Umweht von finsterem Grauen:
Wohl staunend zur Höhe der Wandrer sieht,
Der munter die Straße nach Homburg zieht.

Denn hoch sich die trotzende Burg erhebt
Auf steiler Wand in die Lüfte;
Von Hufen der Rosse das Thal erbebt,
Und dumpf erschallen die Klüfte:
Es führt voll Beschwerde nur eine Bahn
In schwindelndem Kreise den Berg hinan.

Dort hauset ein Ritter von kühner Art,
Nur rauh und in sich verschlossen;
Längst ruhet die Gattin, doch hold und zart
Ist Irmengard ihr entsprossen.
Sie gleichet dem Stern bei des Abends Hauch,
Der Vater dem dunkelen Felsenstrauch.

Früh, wenn er ins Thal mit den Knappen ritt,
Umtobt von wildem Getöne,
Den Garten im rosigen Schein betritt
Dann still die liebliche Schöne,
Und horchet mit Seufzen am Wasserfall
In einsamen Büschen der Nachtigall.

Wie fromm auch und treulich in Kindespflicht
Allein dem Vater sie lebet,
Kann deuten die Jungfrau das Sehnen nicht,
Das ihr den Busen erhebet:
Da meldet sich abends ein Rittersmann,
Herr Kuno, gesandt von dem Fehdgespann.

Durch Thaten ist Kuno von Sayn berühmt,
Durch edle Tugend und Sitte:
Er schaut in die Fläche, vom Mai beblümt,
Hier in der Eigener Mitte;
Schön glühet die Flur im Abendlicht,
Doch schöner des Mägdeleins Angesicht.

Es flieht ihn die Ruhe der stillen Nacht,
Weil Lieb im Herzen erglommen;
Am Morgen, als nun sein Geschäft vollbracht,
Denkt er, bald wieder zu kommen:
Der mürrische Vater entläßt ihn kalt,
Ein andres Gefühl in der Tochter wallt.

Verstanden hat Kuno den süßen Blick,
Von scheuer Röthe begleitet;
Kaum kehrt der wandelnde Mond zurück,
Als er hinüber schon reitet.
Er klimmet empor aus dem Felsenthal
Und tritt mit der Red in des Burgherrn Saal:

„Gott grüß euch, Herr Ritter von Falkenstein!
So fest sich Jeder auch halte,
Er kommt in die luftige Burg herein
Recht mühsam!“ — Aber der Alte
Antwortet mit bitterem Lächeln darauf:
„Wer zwang euch, zu steigen den Berg herauf?“

„Die Liebe,“ sagt jener; „sie traf mir recht
Des Herzens glühende Scheibe.
Ihr kennt mein Wirken und mein Geschlecht:
Gebt Irmengard mir zum Weibe!“
„Ihr werbet gar eilig, mein lieber Sohn!“
Erwiedert der Alte mit saurem Hohn.

„Doch wartet! Ihr kennt ja den schmalen Steg,
Kaum breit für einzelne Rosse!
Den sollt ihr mir bahnen zu offnem Weg,
Bequem zur Fahrt nach dem Schlosse:
Kann Alles in heutiger Nacht geschehn,
Dann will ich die Tochter euch zugestehn!“

Drauf Kuno: „Wer möchte wohl das so bald
Mit tausend Händen erringen?“ —
Im Winde doch jegliches Wort verhallt;
Den Starrkopf kann er nicht zwingen.
Drum schweigt er und wallet mit düstrem Blick,
Voll Gram, nach der heimischen Burg zurück.

Er eilet sogleich zu der Berge Schacht,
Wo Erz die Diener ihm graben,
Und kündet dem Steiger, was heute Nacht
Der Falkensteiner will haben.
Der Mann ihm antwortet: „Herr Ritter mein!
Das kann nicht in Monden vollführet sein.“

Und Kuno begreift es in seiner Qual
Und schleicht zum Rande der Wiesen;
Dort weilet er, bis sich auf Hain und Thal
Des Abends Schatten ergießen.
„Ach! mußt ich erschauen das holde Bild!“
So klagt er, „mein Sehnen wird nie erfüllt!“

Was feuriger Liebe noch möglich schien,
Hat Wahrheit jetzo verneinet.
Mißmuthig beschließet er, fern zu ziehn,
Als plötzlich vor ihm erscheinet
Ein winziges Männchen von seltner Art
In dunkeler Kutte, mit weißem Bart.

Wohl stutzet der Ritter; doch er ist Mann
Und fragt: „Was wär dein Begehren?“
Der Kleine versetzet: „O Freund, ich kann
Unsichtbar Mancherlei hören.
Dein Steiger, er sprach ein vernünftig Wort;
Ganz Andere können nur helfen dort.

Viel hausen der Geister in Feuergluth,
Und manche herrschen im Winde;
Auch viele bewohnen das Reich der Fluth,
Doch wir die Höhlen und Gründe.
Wir nennen uns Gnomen,[1] der Tiefe Herrn,
Und dienen den Guten und Braven gern."

„Dir helf ich!" so füget hinzu der Zwerg,
„Mein Reich doch nimmer berühre
Dein Eisen in St. Margarethens Berg!
Mit meiner Ruthe nun führe
Die Frohner nach Osten, wo guter Schacht!
Wir Geister, — wir wohnen nach Mitternacht.

Kobolde vom Volke sind wir genannt,
Mehr Luft, als irdische Wesen.
Es werde dir, Ritter von Sayn, bekannt,
Daß ich zum Heil dir erlesen!
Zu bahnen dort drüben des Schlosses Gang,
Das ist uns ein Spielchen, kaum stundenlang!"

Da ruft der Gebeugte: „Für Irmengard
Gäb ich die Schätze der Erde:
O laß mich erfüllen, was noch so hart,
Daß mir die Holde nur werde!" —
„Mit goldener Frucht schon blüht dein Lohn!"
Sagt jener und schwebet im Duft davon.

[1] Geister der Erde. Den vier Elementen Feuer, Luft, Wasser, und Erde entsprechen vier Klassen von Elementargeistern: Salamander, Sylphen, Undinen und Gnomen. Das Reich der letzteren erstreckt sich über das ganze Innere der Erde. Ihre Gestalt ist klein und gespensterhaft. Sie sind die Hüter der Bergwerke und Schätze der Erde. Gutwillig von Natur, dienen sie gerne den braven Menschen; doch sind sie auch leicht reizbar und spielen ihren Beleidigern gar manchen schlimmen Streich. Ihr Wesen besteht aus den feinsten Stoffen der Erde, darum ist ihre Bewegung eine sehr leichte und geisterähnliche.

A. H.

Nacht kommt, doch die Hoffnung der Schönen sinkt;
Vom Vater hat sie gehöret,
Daß er nur mit Dem, was unmöglich dünkt,
Des Edlen Hand sie gewähret:
Noch wacht sie in Trauer beim Lampenschein —
Da horch! Was erschüttert den Felsenstein?

Sie bebet vor Freude, — wie geht es los!
Wie toben Schaufel und Hammer!
Es scharret, es hacket, schon nah dem Schloß,
Den Burgherrn weckts in der Kammer:
„Ha!“ lacht er, „das geht ja mit Eins, Zwei, Drei!
Der Kuno, — er haut mir den Berg entzwei!“

Mit Einmal erbrauset ein wilder Sturm
Und rast in Föhren und Eichen;
Es trillert, wie Eulen vom hohen Thurm,
Man hörts die Lüfte durchstreichen:
Gelächter, Gezisch und Blasen schallt
Auf Höhen, in Klüften, durch Flur und Wald.

Ob diesem erschrickt nun der Alte sehr
Und denkt an mancherlei Sünden;
Ja wahrlich, die sind bei ihm weit mehr,
Als bei der Tochter, zu finden:
Die Gute, die Reine, sie betet still
Und denket: „Es geht, wie der Himmel will!“

Lang schauet der Vater auch in den Psalm:
Doch sieh! was eben noch toste,
Wird ruhig, es wehet kein Strauch, kein Halm;
Der Maid sagt jener zum Troste:
„Es zog nur vorüber die wilde Jagd!“
Dann weicht er im Stuhle des Schlummers Macht.

Als jetzo der Morgen im Purpurstrahl
Die Bäch und Haine verschönet,
Da schmettert ein silbernes Horn im Thal,
Und bald von Unten ertönet
Ein Reiten und Fahren, — es schallt heran:
Was soll das bedeuten? Wer mag sich nahn?

Ha, Kuno! — er sprenget zum Hof herein;
Sein Rothroß bäumet sich dorten,
Und Reisige jagen schon hintendrein,
Ein Wagen rollt durch die Pforten.
Dies Alles die liebende Jungfrau sieht:
„Ach, Vater!“ so ruft sie und bebt und glüht.

Er eilet zum Fenster und trauet Dem nicht,
Was seine Blicke gewahren:
„Das stelle mir Einer ins rechte Licht!
Kam durch die Luft er gefahren?“
So theilt er sich selber das Staunen mit,
Als Kuno herein in den Burgsaal tritt.

„Gott grüß euch, Herr Ritter! Nun wollet mir
Nicht eure Tochter versagen!
Schon bring ich herüber den Brautschmuck ihr,
Ihn führt mein flüchtiger Wagen.
Vor Allem doch saget, holdselge Maid,
Sagt, wollet ihr lohnen mein Herzeleid?“

Schon neigt sie voll Liebe sich zu ihm hin
Mit sanft erröthender Wange;
Doch kann nicht begreifen des Alten Sinn,
Wies hier geschehn mit dem Gange:
Da höret er staunend das Wunder an
Und schaut die gezirkelte, weite Bahn.

„Wohlan denn! Ich gab euch mein Ritterwort!“
Sagt Falkenstein, „und es fehlet
Euch nie — das erkenn ich — ein gütger Hort:
So seid in Friede vermählet!“
Die Herzen, die gestern noch trüb und wund,
Vereint nun der seligsten Liebe Bund.

Gar selten von Neuem das Wunder kam,
Daß, wo auch immer sie wohnen,
Treu liebende Seelen für Noth und Gram
Die guten Geister belohnen:
Drum nennet das Volk den gebahnten Steg
Im lustigen Sinne den Teufelsweg.

Noch ragen die Trümmer von Falkenstein,
Nächst Kronbergs blühenden Auen,
Auf Felsen des Taunus am grünen Hain
Empor in düsterem Grauen:
Steindrosseln bewohnen die Oede nur,
Entflogene Sänger der Alpenflur.[1]

Karl Geib.

2.

Ein Leichenschleier fließt des Mondes Schimmer
Ums Haupt der Burg, die auf der Höhe ragt,
Aus deren moosbewachsenem Getrümmer
Die Eule schaurig in die Winde klagt.
Still liegt sie vor mir, dunkel und erhaben,
Wie eine Inschrift, die der Genius
Vergangner Zeiten lehrend eingegraben,
Daß alles Irdische zerfallen muß.

[1] Die Steindrossel, turdus saxatilis, auf den südlichen Alpen zu Haus, hat sich am Falkensteine eingenistet. A. H.

Einladend ist der Friede dieser Scene,
Die magisch in dem Schein des Mondes glüht;
Doch in mein Auge stiehlt sich eine Thräne,
Und Wehmuthsschauer füllen mein Gemüth.
Wie könnt ich ruhen, wo die Weltgeschichte
Mit ihren Schrecknissen vorüberfuhr?
Ruinen sind die Male der Gerichte,
Und Todtenasche staubt auf ihrer Spur.

Wo nun die Freundin freudenloser Todten,
Die Schwermuth, unter Grabesschauern thront,
Hat einst das Leben Freuden ausgeboten,
Dort haben frohe Sterblichen gewohnt.
Ein stiller Zeuge ist der Mond am Himmel,
Er sah den Geistern der Zerstörung zu;
Einst schien er in der Lebenden Gewimmel,
Nun blickt er in des Todes kalte Ruh.

Hier schlich in süßem Thatentraum der Knabe
Zur Kammer, wo der Väter Rüstung hing,
Der Stunde harrend, wo die Ehrengabe
Des Ritterschwertes seine Hand empfing.
Der Vater sah mit innigem Erfreuen,
Wie hohe Kraft des Knaben Seele trug,
Und wie, den Ruhm der Väter zu erneuen,
Des Hauses Geist die stolzen Flügel schlug.

Der Jüngling zog hinaus in die Gefahren,
Die Jungfrau blieb allein mit ihrem Harm;
Doch schöner kehrte nach des Kampfes Jahren
Der Jüngling siegreich in den treuen Arm.
Des Lebens Höchstes hat ihr Herz empfunden,
Der Himmel war den Seelen aufgethan;
Ich frage nun: Wo sind sie hingeschwunden? —
Und schweigend blickt mich die Vernichtung an.

Als lange schon ihr Herz in Staub zerfallen,
Vergessenheit auf ihrem Namen lag,
Und, waltend in den unbewohnten Hallen,
Der Winde Wuth die morschen Mauern brach;
Da hatte dort, wo noch die Thore glänzen,
Auf die der Mond durchs Laub der Linden schaut,
Wie eine Herberg an des Lebens Gränzen,
Ein Klausner sich ein Häuslein aufgebaut.

Mit eignen Augen hab ich ihn gesehen,
Wie sinnend er im Lindendunkel ging;
Gern mocht ich zu dem frommen Greise gehen,
Der stets das Kind mit Freundlichkeit empfing.
Redselig trug er mir die bunten Mähren,
Der Vorzeit schauerliche Sagen vor,
Und in mein Auge sanken Wehmuthszähren,
Bezaubert hing an seinem Mund mein Ohr.

„Einst," sprach der Alte, „wohnt in diesen Hallen
Ein Fräulein, das sich durch der Schönheit Lob
Und durch des Herzens Güte unter Allen,
Wie unter Blumen eine Ros, erhob.
Unzählbar und aus allem Land erschienen
Die reichsten Ritter in des Vaters Schloß,
Um Herz und Hand der Jungfrau zu verdienen,
Doch keiner war, der ihrer Gunst genoß.

Ein Ritterjüngling nur, noch zart von Jahren,
Doch frommen Herzens und zum Kampfe kühn,
Gelobte, nach dem heilgen Grab zu fahren,
Gesegne Gott sein redliches Bemühn! —
Als nun das Fräulein sich zu ihm gewendet,
Gestand er nach der Treue Wechselwort:
„Es sei der Liebe Werk noch nicht vollendet,
Ihn ruf ein heiliges Gelübde fort."

„So geht erst, das Gelübde zu erfüllen!“
Sprach Bertha, und voll Thränen sank ihr Blick;
„Vollbringet fromm des Heilands heilgen Willen,
Er führ euch glücklich an mein Herz zurück!
Nehmt diesen Ring als Pfand der Treu und Liebe;
Bis dreimal sich der Kreis des Jahrs erneut,
Bewahr ich trauernd euch die treuen Triebe,
Die euch mein Herz in dieser Stunde beut!“

Weit zog der Jüngling mit den frommen Schaaren,
Die Ritterpflicht und Sinn des Christen rief,
Vor Heidenwuth das hohe Grab zu wahren,
Wo der Erlöser Schlaf des Todes schlief.
Erschrecklich in dem Schlachtenungewitter,
Voran auf dunklen Wegen der Gefahr,
Vollführte Herrliches der tapfre Ritter,
So lang sein Arm der Schirm der Christen war.

Als nun zwei Jahre schnell dahin gegangen
Im Staub der Mühen und im Lärm der Schlacht,
Ergriff den Ritter sehnliches Verlangen
Und zog ihn heimwärts, wie durch Zaubermacht.
Die Stätten, die des Heilands Fuß betreten,
Die heilgen Hügel, die ihn bluten sahn,
Verließ der Liebende; die Winde wehten,
Die Schiffe eilten durch des Meeres Plan.

Als er drauf anstieg am ersehnten Lande
Und einzog in der Stadt des Constantin;
Da schlugen Häscher grausam ihn in Bande,
Tief unten, wo kein Licht der Sonne schien.
Verlassen lag er, zählte bang die Stunden,
Der Sehnsucht Flügel trug die Seele fort;
Doch Ketten hielten seinen Fuß gebunden,
Errettung hofft er nicht vom Schreckensort.

Einst war der Schlaf auf seine Stirn gestiegen,
Da kam im Traum ihm seine Bertha vor;
Im Arm des Andern schien sie froh zu liegen,
Und wüthig riß ihn Höllenschmerz empor. —
Und einen Fremden sah er vor sich stehen,
Der sprach: „Ich weiß, wohin das Herz euch treibt
Und schaff euch hin, schnell, wie die Winde wehen,
Wenn ihr euch mir mit eurem Blut verschreibt!"

Gewaltig, mit der ganzen Wucht der Ketten
Erhub der Ritter von dem Lager sich:
„Unhold, ich würde dir dein Grab hier betten,
Die Banden meines Armes retten dich!"
Und sieh! der Unbekannte war verschwunden,
Es trat ein Scherge mit den Worten ein:
„Herr Ritter, ihr seid ohne Schuld befunden,
Ich bin hieher gesandt, euch zu befrein!"

Mit heitrem Muthe lenkte nun die Schritte
Der Ritter zur ersehnten Heimath hin,
Und unterwegs in eines Waldes Mitte
Erbot sich ihm ein Pilger, mitzuziehn.
So gingen sie zusammen viele Tage;
Der Pilger, der die besten Wege fand,
Verkürzte durch Gespräch des Weges Plage
Und war bei allem Volke wohlbekannt.

Doch eines Abends irrten sie vom Wege,
Der Pilger schwieg, der Ritter ging ihm nach,
Und sie empfing ein stilles Waldgehege,
Auf dem die Nacht mit ihren Schatten lag.
So zogen sie und irrten manche Stunde,
Es schien kein Stern, es schien kein Erdenlicht,
Es gab kein Laut von einer Seele Kunde,
Es zog die Zeit, die Schatten zogen nicht.

Und endlich, um den Schrecken zu vollenden,
Versperrte eine Mauer ihre Bahn;
Sie gingen rückswärts, aber aller Enden
Hub sich die Mauer düster himmelan.
Ermattet brachen dann des Ritters Glieder,
Vor seine Seele trat der dunkle Tod,
Und zitternd sank er auf die Kniee nieder,
Um Gott zu flehen in der höchsten Noth.

Da sprach der Pilger dann voll arger Freude:
„Dreimal vollendet sich der Jahre Lauf;
Die Seele, die ihr liebt, verliert ihr heute,
Noch schwebt das Spiel; setzt auch die eigne drauf,
Und hört: Ich schaff euch frei und frank zur Stelle,
Wenn ihr vor Schlaf die müden Augen wahrt;
Doch schließt der Blick sich vor des Tages Helle,
So seid ihr mein zum Lohn der weiten Fahrt!“

In der Gefühle schrecklichster Bewegung
Beschwor der Ritterjüngling Gottes Macht,
Allein vergebens; stumm und ohne Regung,
Als wäre Gott gestorben, blieb die Nacht.
Und dem Gedanken, den der Geist des Bösen
Ihm heimlich in die bange Seele sprach,
Es könne Gott nicht helfen und erlösen,
Gab er in schrecklicher Bethörung nach.

„Drei Jahre,“ dacht er, „sinds seit unsrem Scheiden,
Die ich geliebt, wird eines Andren sein;
Ich muß sie ewig lassen, ewig meiden!“
Und ward voll Grimm und ging das Bündniß ein. —
Sieh, Knabe, sprach der Klausner, mit Entsetzen
Bedenk ich, was er that um eitles Glück!
Wärs um die Welt mit allen ihren Schätzen,
Ich unterzög mich nicht dem Wagestück.

Hoch über des Gesichtes blauen Schranken
Mit Wind und Wolken fuhr der Höllenwicht;
Dem armen Ritter schwanden die Gedanken,
Und Schlaf umzog der Augen müdes Licht.
Da kamen zischend, wie der Pfeil vom Bogen,
Im Augenblick der dunkelsten Gefahr
Zwei Falken, Engeln gleich, daher geflogen
Und öffneten das müde Augenpaar.

Er war gerettet. Gottes Auge wachte,
Als das des schwachen Menschen nicht mehr sah;
Und als die Seele zu vergehn gedachte,
Da war die Hilfe von dem Himmel nah.
Rasch ging die Fahrt, mit rascherem Gefieder
Umschwebte sie das treue Falkenpaar:
Laut murrend ließ der Unhold ihn hernieder
Und schlich sich fort, ihn nahm kein Blick mehr wahr. —

Hochjubelnd scholl es aus des Schlosses Pforte
Und weckte Sorgen in des Ritters Brust;
An einen Diener wandt er bang die Worte:
„Woher so spät der laute Lärm der Lust?“
Der sprach: „Ihr seid willkommen bei dem Feste,
Das heut dem Bräutigam die Herrin eint;
Kommt näher, denn es ist nur Lärm der Gäste,
Was euch mit Staunen zu erfüllen scheint!“

Voll Schmerzen trat er in des Schlosses Hallen
Und schlich sich schweigend in den lauten Schwarm
Der muntren Gäste, ungekannt von allen;
Bleich war sein Antlitz und entstellt von Harm.
Als drauf der Humpen ging im Kreis der Zecher,
Leert ihn der Ritter auf des Hauses Glück,
Und warf den Ring in den geleerten Becher,
Ein Diener trug ihn zu der Braut zurück.

Die nahm ihn und erbebte und erblaßte,
Und Staunen griff die Gäste im Gelag,
Bis sie vom Sturm des Schreckens sich erfaßte
Und zu dem Bräutigam die Worte sprach:
„Noch hat des Priesters Hand uns nicht verbunden,
Gewähret, daß sie nimmer uns vereint;
Er ist nicht todt, er hat sich eingefunden,
Den wir im Reich des stillen Grabs vermeint!“

Es prüfte dann der Bräutigam die Menge
Der Freunde, die zum Fest versammelt war,
Und einen Fremden sah er im Gedränge
Und führt ihm schweigend die Geliebte dar. —
Und willst du nun nach Braut und Ritter fragen,
So frag das Grab, dort ruhet ihr Gebein.
Das Wunder melden noch des Landes Sagen,
Noch führt die Burg den Namen Falkenstein.“

Also der Klausner. Auf die bleichen Wangen
Ergoß in Silbertropfen sich der Schmerz,
Und wie durchbebt von dunklem Geisterbangen,
Hob er die feuchten Blicke himmelwärts.
Ach! ihn empfing nun lange schon die Pforte,
Von der so oft der fromme Schwärmer sprach;
Wie Geistertöne, klingen seine Worte
In stiller Tiefe meiner Seele nach.

Fr. Schmitthenner.

Elegie auf der Ruine Königstein.

Vergangenheit, mit nachtumflorter Miene
Tauchst du empor aus deiner stillen Fluth,
Und schwer und finster schwanken auf die Bühne
Die Schatten all, bedeckt mit Staub und Blut.

Vom Falkenstein, gleich grollenden Gewittern,
Brüllt der Geschütze mächtger Donnerknall;
Die festen Mauern Königsteins erzittern,
Die Zinne raucht, es fällt der stolze Wall.

Die Feuerkugeln zischen durch die Lüfte,
Und rasend wächst der Flamme wilde Wuth;
Die Mauern stürzen nieder ins Geklüfte,
Und an den Felsen klebt der Deutschen Blut.

O Vaterland! wie tief warst du gefallen
Ins Sclavenjoch, wie tief warst du gestellt!
Der stolze Aar zerfleischt mit seinen Krallen
Ein Volk, das biederste der Welt!

Ihn trieb ein ungeheuerer Gedanke,
Der Alerandern einstens schon beseelt:
Zu eng ist ihm des großen Frankreichs Schranke,
Er greift nach dir, du ganze, weite Welt!

Auf Leipzigs unvergeßlichen Gefilden,
Wo Gustav Adolph einst den Sieg errang;
Da wars, wo sich der Völker Thränen stillten,
Da war es, wo die schwere Fessel sprang!

Fr. Stoltze.

Die Entstehung der Burg Königstein.

1.

Des Taunus stolzen Wäldern war Jecha[1] immer hold,
Sie liebt das edle Waidwerk, nicht Berge, reich an Gold;
Drum hielt der König Chlodwig dort eine große Jagd
Zu Ehren der erhabnen und kühnen Göttermagd.

[1] Die altdeutsche Göttin der Jagd. — Als der Frankenkönig Chlodwig 496 über den Rheinstrom setzte, die Allemannen und Sueven zu bekriegen, lagerte er eine Zeitlang in der Gegend, wo jetzt Frankfurt steht, und streifte tagtäglich nach dem nahen Taunus herüber, um hier der wilden Jagdlust zu obliegen.

Des Heidenthumes Schimmer, der Königswürde Glanz
Entfaltet da beim Jagen der Frankenkönig ganz;
Er selber leuchtet Allen voran mit kühnem Muth,
Nicht fürchtend wilder Stiere und grimmer Eber Wuth.
Doch eh er sichs versehen, umfängt ihn eine Schlucht,
Wo er sich lange fruchtlos zurecht zu finden sucht,
Bis, da er unverdrossen sich durch das Dickicht wand,
Er hoch auf einem Berge von steilen Felsen stand.
Entzückend war die Fernsicht, die hier sein Blick genoß,
Da lieblich rings die Fluren der Sonne Strahl umfloß;
Versenkt in goldner Pläne und süßer Träume Meer,
Stand lange dort er sinnend, gelehnt auf seinen Speer.
Glich auch kein Reich der Erde dem schönen Frankenreich,
War auch kein Fürst im Reiche dem Frankenherrscher gleich;
Noch war er nicht gelandet an seiner Wünsche Ziel,
Noch nährte er im Busen der Siegespläne viel.
Als so er in Gedanken erwog sein stolzes Loos,
Grub er drei Kreuzeszeichen wohl in der Felsen Moos;
Er grub sie unwillkürlich, das Kreuz, der Christen Hort,
War noch dem Frankenkönig ein kaum gekanntes Wort.
Da plötzlich hört ers rauschen, gleich einem Sturm, durchs Thal
Und sieht am Himmel glänzen ein Kreuz in lichtem Strahl;
Und als die Flur nun wieder in heilger Feier schwieg,
Vernahm er klar die Stimme: „Im Kreuze nur ist Sieg!“
Der König steht betroffen, er faßt das Wunder nicht,
Obwohl es unverkennbar kein bloses Traumgesicht;
Doch schon ertönt das Jagdhorn, die Jäger jubeln laut,
Entzückt, daß endlich wieder ihr Blick den Herrn erschaut.
Längst war die Jagd vergessen, verhallt der Stimme Klang,
Die damals ihm so mächtig die tiefe Brust durchdrang;
Da stand er dort bei Zülpich, der Allemannen Heer
Ihm gegenüber, zahllos, gleichwie der Sand am Meer.
Schon schien für ihn verloren die fürchterliche Schlacht,
Da hat er jener Stimme vertrauensvoll gedacht
Und feierlich gelobet, dem Kreuze sich zu weihn,

Würd ihm der Gott der Christen des Sieges Glück verleihn.
Und sieh! der tapfre König der Allemannen fiel,
Und günstig ward den Franken der Waffen blutges Spiel;
Das Treffen war gewonnen, das Schlachtgetümmel schwieg,
Und Chlodwig sprach mit Ehrfurcht: „Im Kreuze nur ist Sieg!"
Kaum hatte er gelöset zu Rheims sein frommes Wort,
Da zog er nach dem Taunus, an den ihm heilgen Ort,
Und legte dort den Grundstein zur Burg, die herrlich bald
Mit stolzen Thürmen ragte hoch über Flur und Wald. —
Noch heute schaut der Wandrer den stolzen Königstein
Und tritt mit stillem Staunen in seine Trümmer ein,
Wo er die alte Kunde der greisen Veste hört:
„Daß sie gebaut ein Franke und Franken sie zerstört."

2.

Dort, wo jetzt Königstein auf steilen Felsen raget,
Um dessen Trümmer nur die wilde Schwalbe schwirrt,
Stand König Chlodewig, der, als er hier gejaget,
Von den Gefährten einst im Dickicht sich verirrt;
Und fruchtlos streift sein Blick rings durch die waldgen Strecken,
Es kann sein Auge nicht der Rückkehr Pfad entdecken.

Er sinnt dem Unfall nach und gräbt gar manche Zeichen
Planlos mit seinem Speer dem grauen Felsen ein;
So auch, des Zufalls Spiel, ein Kreuz, wiewohl, dem reichen
Und selgen Glauben fern, des Heidenthumes Schein
Noch an die Götterwelt das Herz des Königs bannte,
Als seine Gattin längst zum Kreuze sich bekannte.

Und siehe! plötzlich ist des Berges Wand gespalten,
Und eine Jungfrau steigt aus diesem Felsenthor;
Das Angesicht umglänzt von zauberischem Walten,
Gleichwie ein Engel, schön, so steiget sie empor;

Ein goldnes Crucifix sieht man in ihrer Linken
Und einen Lorbeerkranz in ihrer Rechten blinken.

„Dreihundert Jahre schon," so spricht das holde Wesen,
„Hält mich in diesem Fels ein Zauberer gebannt;
Mich zu befreien, ist ein König auserlesen,
Der, wenn zum Christenthum er sich noch nicht bekannt,
Wie ich, o Fürst! es dir jetzt zu verdanken habe,
Des heilgen Kreuzes Bild in diesen Felsen grabe!

Doch aller Zauber ist damit noch nicht geendet
Und das Erlösungswerk nicht völlig noch vollbracht;
Erst wenn zum Christenthum der König sich gewendet,
Dann erst vernichtet ganz ist meines Feindes Macht!"
So sprach sie, und der Fürst, den ihre Worte rühren,
Verspricht, was sie begehrt, getreulich auszuführen.

Da drückt die Jungfrau sanft den Kranz auf seine Schläfe:
„Des Sieges sei gewiß! Doch wenn du ihn erringst,
So denke meiner auch, weil mich Vernichtung träfe,
Wenn der Befreiung Werk nicht völlig du vollbringst!
Gräbst in den Felsen du als Christ das Kreuzeszeichen,
Dann wird der letzte Bann von meiner Seele weichen!"

Nach diesen Worten war das holde Bild versunken,
Und über ihm verschloß sich rasch die Felsenwand;
Und wundersam bewegt und von Entzücken trunken,
Verläßt der König nun des steilen Berges Rand,
An dessen Fuße er die bangen Jäger findet,
Gelagert an dem Bach, der durch das Thal sich windet.

Rasch kehrt er an den Main zurück zu seinem Heere
Und führet ohne Rast es in den Kampf der Schlacht;
Bei Zülpich klangen hell die Schwerter und die Speere,
Und nieder warf er dort des Völkerbundes Macht,

Nachdem auf offnem Feld, als heiß der Kampf getobet,
Dem Christenglauben er zu weihen sich gelobet.

Weihnachten wars, als Rheims die Königstaufe schaute,
  Die von Rhemigius, dem Bischof, ward vollbracht.
O Stunde süßer Lust, in der Chlotilden thaute
  Des Lebens höchstes Glück, das sie sich nie gedacht;
Denn stets vergeblich war geblieben ihr Beginnen,
Der Lehre von dem Kreuz den Gatten zu gewinnen!

Dreimal schon ist sein Haupt vom heilgen Naß benetzet,
  Und als zur Salbung nun bereit der Bischof war;
Da fliegt ein Täubchen, weiß, wie Schnee, herbei und setzet
  Ein Fläschchen von Crystall vor ihm auf den Altar
Mit einem Oele, das — ein Wunder unverhüllet —
Des ganzen Tempels Bau mit Wohlgeruch erfüllet!

Die Taufe ist geschehn, und in entflammter Rede
  Spricht dem erstaunten Volk der Bischof an das Herz;
Und durch das Wunder kehrt nun gläubig Audoflede,
  Des Königs Schwester, auch die Blicke himmelwärts,
Und an demselben Tag noch hört dreitausend Franken
Als Christen man mit ihr Gott preisen und ihm danken.

Bald war mit Schnee und Eis des Winters Macht zerronnen
  Und des Versprechens wohlgedenk, das er gethan,
Tritt Chlodewig, sobald der schöne Lenz begonnen,
  Mit frohem Sinn die Fahrt zum waldgen Taunus an.
Wie mochte ihm das Herz so voll Erwartung schlagen,
Als vor dem Blick er sah den Zauberfelsen ragen!

Es zittert seine Hand, und kaum hat sie gezogen
  Des heilgen Zeichens Bild, da springt die Felsenwand,
Und sieh! ein Täubchen kommt, wie Schnee, heraus geflogen,
  Das in dem klaren Blau des fernen Himmels schwand,

Als dreimal es umkreist den steilen Felsenhügel
Und um des Königs Haupt geschwungen froh die Flügel!

Lang blickt ihm Chlodwig nach und faltet an der Stelle
Die Hände zum Gebet, wo ihm sein Glück getagt,
Und legt den Grundstein noch zu einer Betkapelle,
Bevor er Lebewohl der heilgen Höhe sagt,
Zu deren Fuße man nur wenig Hütten schaute,
Bis Falkensteins Geschlecht den Königstein erbaute.

Stolz sah die feste Burg man in die Lüfte streben,
Bis sie mit heißer Gluth der Zeiten Drang umsprüht;
Doch sah das Städtchen man mit ihr sich auch erheben,
Das, trotz so manchen Sturms, noch heutzutage blüht:
Der Prunk des Ritterthums war nicht mehr zu erhalten,
Das Glück des Bürgerthums wird neu sich stets entfalten!

Die Mähre vom Königsteiner Loch.[1]

Vom Binger Loch im Rheine hört man gar manchen Sang,
Dem Loch am Königsteine gab noch kein Sänger Klang;
Drum that ich sie ergründen, die Mähr aus alter Zeit,
Und will sie nun verkünden den Freunden weit und breit!
Man zählte dreizehnhundert und fünfundsiebzig Jahr,
— Daß ihr euch drob nicht wundert, die Chronik sagt es klar —
Da herrscht in diesen Reichen ein Sommer, dürr und heiß,
Wie Niemand sich des gleichen mehr zu erinnern weiß.
Es fiel kein Tropfen Regen, zu tränken Berg und Thal,
Und selbst der Quellen Segen verschlang der Sonne Strahl.
Verschmachtend schaute Faunus[2] auf seiner Fluren Grund;

[1] So heißt die Vertiefung des Gebirges zwischen den Höhen des Taunus bei Falkenstein und den gegenüber liegenden Bergkuppen, welche für die Bewohner der Taunus-Mainebene die Westgegend, also die Regenluft, bildet.
[2] Faunus, der alte Schutzgott der Fluren und Wälder.

Es seufzte auch am Taunus um Regen jeder Mund.
Doch unerbittlich scheinet der Herr der Meeresfluth;
Ob Alles klagt und weinet, fort währt die heiße Gluth:
Kein Thau, der auf den Matten das welke Gräschen hebt;
Kein Wölkchen, dessen Schatten den Wandrer neu belebt! —
Da wohnt ein frommer Pater dort auf dem Königstein;
Den bat das Volk, ihm Vater in dieser Noth zu sein.
Und täglich von den Thürmen mahnt bald der Glocken Klang,
Den Himmel zu bestürmen mit Beten und Gesang.
Acht Tage so verfließen, — von Hilfe keine Spur;
Da soll die Andacht schließen ein Bittgang durch die Flur.
Ernst sieht einher man gehen das Volk in langem Zug;
Die bunten Fahnen wehen, das Kreuz voran man trug.
„Herr, spende deinen Segen, thu auf die Vaterhand
Und sende milden Regen auf unser dürres Land!"
So klingt die heiße Bitte, so tönet der Gesang
Hier durch des Thales Mitte und dort der Flur entlang.
Doch kaum war er vollendet, da wards am Himmel Nacht;
Ein Wetter kam, gesendet durch höhrer Fügung Macht.
Es zuckten helle Gluthen durchs Loch zu Königstein;
Es rauschten kühle Fluthen weit in das Land hinein.
Und Alles dankt dem Manne, deß gottergebne Brust
Zu helfen aus dem Banne der großen Noth gewußt.
Doch fortan strömt der Regen durchs Loch zu Königstein;
Er will sich nicht mehr legen, es wird kein Sonnenschein.
Da schilt die Menge bitter das gute Herrlein aus
Und zieht, ein Ungewitter, wild tobend vor sein Haus:
„Du hast das Loch den Tropfen geöffnet, Mönchlein klug;
Nun magst dus wieder stopfen, wir haben jetzt genug!"
So schrie der tolle Haufe, doch fand er Hilfe nicht;
Vom Regen in die Traufe trieb ihn das Strafgericht.
Es rauschten lange Wochen die Regenwolken noch,
Bis sie der Wind gebrochen und zugethan das Loch.
Doch oft erschloß ers wieder, erschließt oft jetzt es noch;
Und ziehn die Wolken nieder durchs Königsteiner Loch:

Dann pflegt es lang zu regnen, und heißt, ’s ist so im Lauf,
Wenn Wandrer sich begegnen: „Das Loch ist wieder auf!
Ein Mönchlein machts einst offen, hats nicht mehr zugebracht;
Wir dürfen lange hoffen, bis Sonnenschein uns lacht!“ —
Drum gilts auch Ernst dem Volke, das sich im Thale plagt,
Wann eine trübe Wolke am Königsteine ragt.

* *
*

Das ist die alte Kunde vom Königsteiner Loch,
Woher zu dieser Stunde ein altes Sprichwort noch.
Hat Einer an dem Arme ein Loch, groß oder klein,
Dann heißts: Daß Gott erbarme, der ist von Königstein!

Kloster Retters.[1]

(1146.)

Tief im Kerker angekettet,
Gerhard, Graf von Nürings, schmachtet;
Da ist Keiner, der ihn rettet,
Und sein Ruf bleibt unbeachtet.
Todtenstille herrscht im Kreise;
In der Türkenwache Lärmen
Tönet schauerlicher Weise
Nur der Mitgefangnen Härmen.

Schlüssel klirren auch bisweilen
Und die schweren Kerkerthüren;
Sonst kann er auf viele Meilen
Keinen Lebenslaut erspüren.

[1] Jetzt Hof Röders bei Königstein, war ein Kloster des Ordens der Augustiner. Anfangs nur für Mönche bestimmt, gesellten sich schon 1191 auch Nonnen zu denselben, denen 1222 die Brüder das Kloster allein überließen. Nur Töchter des Adels fanden Aufnahme in dasselbe, und zur Zeit der Kirchenspaltung (1559) wurde es aufgehoben. — Nürings (Norings) hieß ehedem die Burg Falkenstein.

Doch mit festerem Vertrauen
Blickt er stets zum Zelt der Sterne,
Wo, wenn treu auf ihn wir bauen,
Nimmer uns der Retter ferne.

Eine Kirche und ein Kloster
Zu erbaun, gelobt der Ritter,
Und er schließt das Aug getroster
Hinter seinem düstren Gitter.
Welch ein holdes Traumgebilde
Hat mit ihm sein Spiel getrieben?
Er begrüßte die Gefilde
Seiner Heimath, seine Lieben!

Vor ihm lag, von Wald umkränzet,
Ihre Flur in heilgem Schweigen,
Und den Retter, lichtumglänzet,
Sah er noch gen Himmel steigen! —
Doch die Lust ist nicht Bethörung,
Die der Wundertraum verleihet;
Seinem Flehen ward Erhörung,
Und er findet sich befreiet!

Trunken lenkt er seine Schritte
Nach des nahen Schlosses Mauern,
In der Seinen frohe Mitte,
Die um ihn schon lange trauern.
Wer vermöchte das Entzücken,
Das des Grafen Herz belebte,
Wer die Wonne auszudrücken,
Die der Gattin Brust durchbebte?

Nach der Trennung langem Kummer
Schien das Edelpaar gewecket
Nur aus einem tiefen Schlummer,
Den ein böser Traum genecket.

Doch vergaß im Freudenrausche
Gerhard nicht, was er gelobet;
In des Lebens Wechseltausche
War sein frommer Sinn erprobet.

Stolz erhob sich im Gebirge,
Wo der Freiheit Licht er schaute,
Bald das Kloster und die Kirche,
Die er seinem Retter baute.
Herrlich blühten sie und führten
Unsres großen Retters Namen,
Bis die Stürme sie berührten,
Die von jenem Mönche kamen.

Die Gründung der Burg Cronberg.[1]

1.

Von Palästinas fernem Strande
Kehrt zu dem theuren Heimathlande
  Der Ritter von Eschborn zurück:
Es blühte für der Christen Fahnen
Dort auf des Kampfes blutgen Bahnen
  Nur wenig Ruhm und wenig Glück.

Doch nicht mit leeren Händen kehrte,
So viel er darbte und entbehrte,
  Der Recke in der Heimath Bucht:
Ein gutes Werk denkt er zu stiften
Und bringet auf des Taunus Triften
  Mit der Kastanie süße Frucht.

[1] Die Edlen von Eschborn bildeten ein sehr ansehnliches Rittergeschlecht und theilten sich ums Jahr 1219 in 2 Linien, deren eine nach der neuerbauten Burg Cronenberg sich den Familiennamen von Cronenberg beilegte.

Wohl weiß er, daß auf sonngen Hügeln,
Geschirmt vor kalter Stürme Flügeln,
Die zarte Frucht am Besten reift:
Drum wählet zu des Altkings Füßen
Er einen Hügel, den zu grüßen
Nur linder Weste Hauch umstreift.

Dort lässet er das Kiesfeld roden
Und pflanzt sie in den steingen Boden,
Und sein Bemühn wird bald belohnt:
Es sprossen stolz die jungen Bäume
Hoch in der milden Lüfte Räume,
Als wie des Klimas längst gewohnt.

Mit Lust besorgt er ihre Pflege
Und sucht, die Felsen allerwege
Zu schaffen aus des Feldes Grund:
Da that in dichtem Dorngeflechte
Beim Graben Einer seiner Knechte
Einst einen wunderbaren Fund.

Es sind drei schwere, goldne Kronen:
Wer mochte hier dereinst wohl thronen,
Den solch ein Diadem geschmückt?
Ob Könge da wohl trunken saßen
Und ihrer Kronen Glanz vergaßen,
Durch dieser Fernsicht Reiz entzückt? —

Nicht kann er lösen sich die Frage,
Doch fühlt sich von der schönen Lage
Des Hügels sehr sein Herz umstrickt:
Es lächeln ihm, wie goldne Träume,
Der holden Fluren weite Räume,
Die rings sein Auge überblickt.

Kaum möchte er von hier mehr scheiden
Und, nimmer satt, den Blick da weiden,
Wann er die Pflanzung kommt zu schaun:
Da tauchte freundlich der Gedanken
Einst in ihm auf — und ohne Wanken
Begann er, hier ein Schloß zu baun.

Bald blickte die gewaltge Veste
Durch der Kastanien breite Aeste
Hernieder auf des Thales Pracht:
Hoch in des Himmels Wolken graute
Ihr Riesenthurm, der stolzgebaute,
Ein Zeuge alter Kraft und Macht!

Der fernen Nachwelt zu bekunden,
Wo er die Kronen aufgefunden,
Benannt er Cronenberg die Burg:
Stolz ragt auf ihrem Felsenthrone,
Des Thales Zier, der Berge Krone,
Sie dort Jahrhunderte hindurch.

Einst oft der ganzen Gegend Schrecken
Durch ihres Stammes wilde Recken,
Weht Friede jetzt um ihr Portal:
In der Kastanien dunklem Laube
Wohnt nun die sanfte Turteltaube,
Und Lämmer weiden in dem Thal.

2.

Im Schlosse zu Königstein beim Gelag
Sind viele Gäste zu schauen,
Der Ritter gar mancher von gutem Schlag,
Ein Kranz der herrlichsten Frauen;

Doch alle verdunkelt mit ihrem Schein
Das edele Fräulein von Königstein.

Es glühte für Jutha gar manche Brust,
Als Gattin sie zu umfangen;
Doch schlug nur für Einen in süßer Lust
Ihr Herz und heißem Verlangen;
Und darum war Hartmuth von Askeborn[1]
Dem Auge der Ritterschaft längst ein Dorn.

Doch tiefer, als Jedem, der jemals kam
Zur Burg mit gastlichem Rechte,
War darum er Hilbert von Dornstein gram,
Aus Ursels altem Geschlechte,
Der keinerlei Opfer zu scheuen schwur,
Sofern er zum Ziele gelange nur.

Schon waren die Stirnen vom Wein erhitzt,
Man trank dem Feste zur Ehre;
Der Ursler zur Seite dem Burgherrn sitzt
In langem, stillem Verkehre;
Und Jutha wird sein, denn für ein Stück Wald
Verspricht ihm die Tochter Herr Romuald.

Kaum hatte den Gästen noch mitgetheilt
Der Vater diese Entschließung,
Als Hartmuth dem staunenden Saal enteilt,
Verwirret, ohne Begrüßung;
Doch ging nur von dannen sein rascher Fuß,
Zu sammeln die Mannen zu blutgem Gruß.

Es grauet der Morgen, da liegt er dort
Schon vor den trotzigen Thoren;
Doch plötzlich vernimmt er das Schreckenswort:
„So wahr ich Ritter geboren,

[1] Alte Namensformel von Eschborn. — Die Burg zu Oberursel hieß Dornste

Stürz ich von dem Thurme mein Kind hinab,
Ziehst du nicht sogleich von den Wällen ab!"

Dem Ritter erstarret im Leibe fast
Das Herz bei dieser Erklärung;
Er leistet der Forderung ohne Rast,
Voll banger Sorge, Gewährung;
Er kannte den Burgherrn in seiner Wuth,
Drum zog er von hinnen mit trübem Muth.

Doch keinerlei Drohung bezwang das Herz
Des Fräuleins, muthvoll und kräftig;
Und schmachtet in Ketten sie auch und Erz,
Sind alle Qualen geschäftig;
Sie bleibet getreu dem gewählten Mann,
Den achten und lieben ihr Herz nur kann.

So saß sie denn lange im Burgverließ
Bei kargem Wasser und Brode,
Das täglich der Vater ihr reichen ließ,
Erinnernd an sein Gebote;
Doch jeglicher Mahnung, bereit zu sein,
Gab standhaft zurück sie ein kaltes Nein.

Da trat mit dem Ursler einst Romuald,
Vom Burgkaplane begleitet,
Zu ihr in den Zwinger und machte kalt
Ihr kund, was her ihn geleitet:
„Noch heute ist Hartmuth des Todes Pfand,
Reichst du mir nicht Hilbert sogleich die Hand!

Es hat uns sein Burgvogt verkauft sein Nest
Für fünfzig blinkende Gulden,
Und nicht mehr vollbringt er des Tages Rest,
Willst seinen Tod du verschulden;

Doch kannst du erhalten sein Lebenslicht,
Sofern du mir leistest auf ihn Verzicht!“

Da endlich denn willigte Jutha ein,
Als ihre Sterne erblaßten,
Und folgte bekümmert nach Dornenstein
Dem Manne, dem ihr verhaßten;
Doch war auch die Hand ihm nun angetraut,
Gehörte doch Hartmuth das Herz der Braut.

Vier Wochen verschleichen in trägem Gang
Indeß dem trauernden Weibe,
Und Hilbert ergibt sich in ihren Drang,
Daß still und einsam sie bleibe,
Getrost, daß ihm bringe die Zeit das Glück,
Das kalt ihm versage der Augenblick.

Doch als er nach Königstein zog zur Jagd
Drei Tage einst mit den Mannen;
Da sandte Frau Jutha die treue Magd
Im Pilgerkleide von dannen,
Herrn Hartmuth zu künden, daß günstig nun
Die Zeit, der Befreiung Versuch zu thun.

Kaum war ihm geworden das frohe Wort,
Da sitzt er schon auf dem Rappen
Und eilet in nächtlicher Stille fort
Mit seinen Rittern und Knappen;
Und Dornstein erreicht er um Mitternacht,
Kein Sternlein funkelt, kein Auge wacht.

Sturmleitern gewinnen die Mauern schnell
Und auch die inneren Hallen;
Bald leuchten die Flammen da furchtbar hell,
Die Zinnen krachen und fallen:

Verwirrung erfüllet das ganze Schloß,
Es flucht die Besatzung, es zagt der Troß.

Doch sicher entführt er sein süßes Gut,
  Mit dem den Zelter er theilte,
Und ehe, geschreckt durch des Himmels Gluth,
  Herbei der Urseler eilte;
Da lag schon in Trümmern des Schlosses Bau,
Und es athmet in Freiheit die holde Frau.

Doch furchtbar entbrennet nun Hilberts Zorn,
  Sinnt auf die blutigsten Rachen,
Und schwöret, die Veste von Askeborn
  Zum Aschenhaufen zu machen;
Den Räuber jedoch und das falsche Weib
Lebendig zu schinden am ganzen Leib.

Viel Ritter und Herrn sich ihm schließen an
  Und ziehn vor Askeborns Wälle;
Doch wurde die Fehde nicht abgethan,
  Wie er gehoffet, so schnelle;
Es höhnte die Veste mit trotzgem Thurm
Den sechsmal vergeblich gewagten Sturm.

Schon waren gefallen mit Romuald
  Der Ritter viele und Sassen;
Schon fühlet sich Hilbert genöthigt bald,
  Ruhmlos den Kampf zu verlassen;
Da half ihm vollbringen Verrath und Geld,
Was trotzig versagt ihm das Ehrenfeld.

Die Burg ist geöffnet; in wilder Wucht
  Eindringt er mit den Vasallen,
Stürmt durch die Gemächer, denn Jutha sucht
  Sein Schwert und Auge vor Allen;

Doch als er es zückt zu dem blutgen Streich,
Schickt Hartmuth den Feind in das Schattenreich

Die Flammen ergreifen mit wilder Gluth
  Des Schlosses stürzende Zinnen;
Doch wußte der Ritter mit kühnem Muth
  Der Rettung Pfad zu gewinnen;
Es führte ihn mit der Geliebten bald
Ein heimlicher Gang in den nahen Wald.

Die Bäume vergönnen den sichren Schoos
  Dem flüchtgen, liebenden Paare;
Es bieten zum Lager ihm Gras und Moos
  Die zarten, flockigen Haare;
Und Jutha, erschöpfet von Angst und Harm,
Schläft sanft in des schützenden Retters Arm.

Doch fühlet auch er sich nach Mitternacht
  Vom Arm des Schlummers umwunden;
Und als mit dem Morgen sein Aug erwacht,
  Ist seine Jutha verschwunden;
Und ein Eremite, der vor ihm stand,
Beut freundlich dem Staunenden Gruß und Hand.

„Herr Ritter!" so spricht er mit sanftem Ton,
  „Gern möcht ich glücklich euch sehen;
Doch sagt es euch euer Gewissen schon,
  Euch drückt ein großes Vergehen,
Und nimmer doch blühet euch Glück und Huld,
Solang euch belastet die Sündenschuld!

Drum nehmet den Gürtel und Pilgerstab
  Und betet dreimal zehn Tage
Drei Stunden tagtäglich am heilgen Grab
  In Demuth, Reue und Klage;

Und schlagt die Geliebte euch aus dem Sinn,
Sie weilet im Kloster als Büßerin.

Doch kehret ihr aus dem gelobten Land
  Zurück zum heimischen Herde;
So bringt von des heiligen Grabes Rand
  So viel geweihete Erde
Euch mit in die Heimath, als reichet hin,
Drei Stöckchen von Rosen zu pflanzen drin.

Dann werdet einander ihr wieder schaun,
  Als treue Gatten vereinet,
Und da euch ein stolzeres Schloß erbaun,
  Wo euch ein Zeichen erscheinet;
Es thun euch, versenkt in der Erde Grund,
Die Stätte drei goldene Kronen kund!"

So sprach er, da rollt in den weißen Bart
  Ihm eine dunkele Zähre;
Doch Hartmuth beginnet die fromme Fahrt,
  Und glücklich bringt ihn die Fähre
Hinüber ins heilige Morgenland,
Wo ihren Erlöser die Menschheit fand.

Treu kam er der Mahnung des Greises nach
  Und lebte seinem Gelübde,
Und o! er empfands an des Herzens Schlag,
  Daß Buß er fruchtlos nicht übte;
Die Seligkeit, die ihm durchdrang die Brust,
War eiteler Wahn nicht und irdsche Lust.

Mit Ehrfurcht noch küßt er das heilge Grab
  Und tritt dann freudig und heiter,
Die Flasche von Kürbis, den Pilgerstab
  Als liebe, treue Begleiter,

Nachdem er der Sendung genug gethan,
Die Rückkehr zur theueren Heimath an.

So wallte er einstens in düstrem Wald
Auf stillem, einsamem Pfade;
Da hört er ein klägliches Wimmern bald:
„Habt Gnade," flehte es, „Gnade!"
Und, niedergeworfen von Räubers Hand,
Im Staube ein Mönch sich, ein greiser, wand.

Da fasset den Ritter gerechte Wuth,
Er schlägt den Räuber darnieder,
Daß ihm des erloschenen Lebens Gluth
So bald erwachte nicht wieder,
Und führet den Greis mit besorgter Hand
Zum Kloster, das jenseit des Berges stand.

Und herzlich empfängt ihn der fromme Abt
Und spricht: „Der Lenker der Welten
Nur kann, was ihr heute gethan uns habt,
O Pilger, würdig vergelten;
Doch bleiben undankbar wir nicht zurück
Und beten zum Himmel für euch um Glück!

Doch daß euch vom Kloster der Bergesschlucht
Ein Angedenken auch werde,
So nehmet und pflanzet von dieser Frucht
Auf vaterländischer Erde;
An sonnigen Hügeln, vom Süd umstreift,
Die süße Kastanie am Besten reift!"

So sprach er, und Hartmuth verfolgt die Bahn
Zur Heimath fröhlich nun weiter;
Es segelt das Schiff, wie ein leichter Kahn,
Die See ist ruhig und heiter,

Und ehe vollendet das Jahr den Lauf,
Steigt vor ihm der Rücken des Taunus auf.

Wie da ihm vor Wonne der Busen schlug,
Darf nicht der Sänger erst künden;
Es hatte nicht Grüße sein Herz genug
Den Bergen rings und den Gründen,
Den herrlichen Fluren, so wohlbekannt,
Den Städten und Dörfern, so gern genannt.

Von Askeborn war durch des Feindes Wuth
Auch keine Spur mehr geblieben;
Die Stätte erschaut er mit Wehemuth,
Der Ahnen denkend, der lieben,
Und ziehet vorbei, denn des Glückes Baum
Soll nicht mehr ihm blühen auf diesem Raum.

Ein Hügel am Fuße von Königstein,
Den Hang gekehret nach Süden,
Dient, freundlich beglänzt von der Sonne Schein,
Als Ruhestätte dem Müden,
Den bald der Gedanke zu fesseln sucht,
Hier müsse er pflanzen die fremde Frucht.

Rasch legte darum er ans Werk die Hand,
Ihm wars, als dürft er nicht rasten;
Und sieh! als er eben begonnen, fand
Er einen eisernen Kasten,
Aus welchem ihm blinkten in goldnem Schein
Drei Kronen mit Perlen und Edelstein!

Noch steht er und staunet das Wunder an,
Da klopft es ihm auf die Schulter:
„Willkommen," so hieß es, „auf diesem Plan,
Willkommen, redlicher Dulder!"

Und neben ihm der Eremite stand,
Die liebliche Jutha an seiner Hand.

„Gewissenhaft thatest du deine Pflicht,
  Drum lohnt dich himmlischer Frieden;
Doch daß auch der irdsche dir fehle nicht,
  Sei dir nun Jutha beschieden;
Jetzt hast du auf ihren Besitz ein Recht,
Und blühen gesegnet wird dein Geschlecht!

Die seltenen Früchte aus Morgenland,
  Umhüllt vom heiligen Grunde,
Den mit du gebracht von des Grabes Rand,
  Sie pflanze hier in der Runde,
Und herrlich gedeihn wird auf diesem Raum,
Gleichwie in der Heimath, der fremde Baum!

Doch da, wo du hobest der Kronen Schatz,
  Laß stolz die Mauern sich thürmen,
Und nenne nach ihnen den festen Platz,
  Der Trotz wird bieten den Stürmen;
Jahrhunderte werden vorübergehn,
Doch felsenfest Cronenbergs Zinnen stehn!“

So sprach er und drückte dem Paar die Hand,
  Das warm sich hielte umschlossen;
Dann lenkte ins Dickicht er und verschwand,
  Das Aug von Zähren umflossen;
Doch ließ er auch blicken sich nicht mehr dort,
Im Stillen noch war er ihr gütger Hort.

Die Schlacht bei Eschborn.[1]

1.

Als man zälte 1389 Jahr:
Den 12. May, das ist wahr,
Als die Herren mit den stetten
Ein Tag zu Egra halten theten,
Vor der Königen deß Krieges wegen,
Wie das im besten hinzulegen,
Zu solcher Zeit Frankfurt die statt
Nicht wenig sich gerüstet hat.
Zweytausend stark zu Fuß und roß
Mit Wagen, Weren und Geschoß,
Die Edlen von Cronberg mit Gewalt
Zu überziehen und zu dempfen bald,
Sampt andern Feinden und Helffern mehr,
Zogen also fort mit ihrem Heer.
Etlich Höf und Dörffer sie da verbrännten,
Die Bam im Walt vor Muthwill schälten.
Als die von Cronberg daß vernommen,
Sie sich darauf nicht lang besonnen
Und botten bald dem Feind die spitz,
Doch geriets nit wol in erster Hitz,
Dann die von Frankfort gar stark waren
Und wollten mit Sieg witer heimfahren,
So kommt des Pfaltzgraf Horst zu Hant,
Der zu Oppenheim war, herzugerannt
Wol mit anderthalb hundert Glän,
Auch Heerhörner und ein groß Gethön,
Schlugen sämptlich in die Frankforter frey,
Schlugens in die Flucht mit großem Geschrey,

[1] Ein altes Gemälde im Schlosse zu Cronberg stellt diese Schlacht bildlich und wörtlich in diesen alten Reimversen dar. — Das Heer der Frankfurter führte an der Stadtschultheis Winter von dem Wasen und der Hauptmann Rule von Schweinheim. Dreizehntausend Goldgulden waren der Preis des Friedens und der Einlösung der 619 gefangenen Bürger Frankfurts.

Wie wol der Frankforter doch mehr war,
Dann der ganz Cronberger Schaar.
Der Zeit blieb gar bald und geschwint
Manch Frankforter Mutter liebes Kind.
Sechshundert wurden gefangen
Zu Cronberg geführt zu Handen,
Also die Frankforter beste Macht
Hernieder lag in dieser Schlacht.

Alte Reimverse.

2.

Cronbergs Doppeladler.

Das Wappen Frankfurts zieret nur ein gekrönter Aar,
Im Wappen Cronbergs pranget gekrönt ein Adlerpaar;
Das dankt das wackre Städtchen der denkenswerthen Schlacht,
Worin es einst vernichtet der freien Städter Macht.
Man zählte dreizehnhundert und neunundachtzig Jahr,
Da drohte Cronbergs Landen gar große Noth und Fahr;
Ein starkes Heer von Frankfurt zog aus zu Fuß und Roß,
Gerüstet wohl mit Wagen und Wehren und Geschoß.
Sie nahmen, wie im Sturme, der Cronenberger Land
Und hausten da so schrecklich mit Plündern, Mord und Brand,
Daß ihrem Uebermuthe, fern allem Maß und Ziel,
Sogar des Waldes Bäume zu schälen, es gefiel.
Sobald die Cronenberger vernommen diese Post,
Wie flog von ihren Schwertern da plötzlich Staub und Rost!
Wie flammte kampfbegierig da Rittersmann und Knecht,
Zu liefern den Bedrängern ein blutiges Gefecht!
Doch wie vermag das Häuflein der großen Uebermacht
Des Feindes Trotz zu bieten in offner Feldesschlacht?
Es scholl bei seinem Anblick drum laut der Städter Hohn,
Und siegestrunken blähte ihr stolzer Troß sich schon.

Das Häuflein, deß nicht achtend, drang rasch voran und schwieg;
Doch sprachs in jedem Herzen: „Tod heute, oder Sieg!“
Und durften sie nicht hoffen des Sieges Ruhm und Glück,
Sie kämpften, wie die Löwen, und Keiner wich zurück.
Schon war sie rings umzingelt, die kleine, tapfre Schaar,
Noch immer stand sie muthig, geschlossen Paar an Paar,
Und zehnfach mußt es büßen der Feind, so oft ein Held
Aus ihrer Mitte fallend mit Blut getränkt das Feld.
Doch ihre Noth vermehrte sich jeden Augenblick,
Den edlen Helden drohte Vernichtung das Geschick;
Die Städter schien zu krönen des Sieges Ruhm und Glück,
Sie kehrten triumphirend im Geiste schon zurück.
Doch während schon nach Beute ihr lüstern Auge sah,
War Cronbergs braven Streitern ein starker Helfer nah;
Der Pfalzgraf[1], ihr Genosse, der noch zu rechter Zeit
Erschien mit seinen Reitern, entschied den heißen Streit.
Des Freundes Anblick stählte der müden Arme Kraft,
Es klirrten dumpf die Schwerter der tapfren Ritterschaft;
Da schlug man auf die Städter mit solcher graußen Wucht,
Daß sie das Wahlfeld ließen in blutig wirrer Flucht.
Doch wurde hier ereilet, was noch verschont die Schlacht,
Und ganz und gar vernichtet der freien Städter Macht.
Der schönste Sieg erfreute die kleine Heldenschaar,
Und Cronbergs Wappen zieret seitdem der Doppelaar.

Die Zerstörung von Eschborn und Tidenheim.

(875 n. Chr.)

Bei Eschborn, unfern dem Main,
Lag ein gottgeweihter Hain,
Wo auf segensreicher Flur
In dem Dienste der Natur

[1] Ruprecht, Pfalzgraf bei Rhein. — Jenes Schlachtfeld heißt noch heute das Haderfeld.

Fromme Asen, gottentflammt,
Einst geübt ihr heilges Amt.

Als nun Wodans Priester schwieg,
Und das Kreuz gewann den Sieg,
Sproß des Christenthumes Keim
Kräftig auch in Tidenheim,
Und das Volk des ganzen Gaus
Einte hier ein Gotteshaus.

Karls, des Großen, tapfre Hand
Schirmte Kirche da und Land,
Und es glühte das Geschlecht
Heiß für Frömmigkeit und Recht,
Das man alter Sitte nach
Hier an heilger Stätte sprach.

Doch Odin sah zornentbrannt,
Wie von hier sein Dienst verbannt;
Seinem Auge wars ein Dorn,
Daß am heilgen Asenborn[1]
Andrer Priester frommer Brauch
Scheuchte seiner Opfer Rauch.

Darum trieb vom Walde her
Er ein Wetter, furchtbar schwer;
Blitze goß des Himmels Dom,
Regen flossen, wie im Strom,
Und vom Dorf der schönen Flur
Sah man bald nicht mehr die Spur.

[1] Asebrunnen, Asceburnen, Aschenbrunnen, Ascobrunnen, Essieheburnen, alte Namensformen von Eschborn, wo in dem der höchsten Gottheit geheiligten Haine Tidenheim oder Ditincheim die älteste christliche Kirche Nassaus erstand, wie man denn überhaupt an solchen den Göttern geweihten Stätten die ersten christlichen Kirchen erbaut findet. Auch befand sich hier die älteste Mallstätte des Niddagaus.

Schrecklich war sein Zorngericht,
Rettung drum zu denken nicht.
Ungestüm riß Hof und Haus
Mit sich fort des Wetters Graus,
Und es fand durch Fluth und Wind
Da den Tod Mann, Weib und Kind.

Auch die Kirche ward zerstört,
Und der Hain, so ihm gehört,
Durft ihm nicht verschonet sein;
Selbst der Todtensärge Stein
Trug die Welle, graus und wild,
Weit hinaus durch das Gefild.

Da verschwand von Tidenheim
Ort und Name; doch der Keim
Frommen Christenglaubens sproß
Bald mit neuer Kraft und goß
Durch des Heidenthumes Nacht
Seines Lichtes hehre Macht.

Trotz des Donnrers jachem Zorn
Blühte auch zu Aseborn
Schnell die Kirche wieder auf.
Durch des Mittelalters Lauf
Blieb das heilge Gotteshaus
Mutter dieses ganzen Gaus.

Nicht den Kampf mit Menschen nur,
Auch den Kampf mit der Natur
Mußte so das Christenthum
Ueberstehen, bis sein Ruhm
Himmelskräftig, friedensvoll
Durch die weite Erde scholl.

Der arme Frankfurter Mönch.

(Um 1368.)

Zu der Taunusberge Füßen
　Und den gelben Main entlang
Tönt, das Leben zu versüßen,
　Schöner Lieder froher Sang;
Tönt in lustgeschwellten Klängen
　Durch die Dörfer, durch die Stadt,
Und es hört an diesen Sängen,
　Singt sich keine Seele satt.

Wessen aber sind die Lieder,
　Die man so entzücket singt,
Deren Klang da hallet wieder,
　Geist und Herzen sanft bezwingt? —
O verwischte doch die Kunde
　Nicht den holden Zauberhauch!
Doch es geht von Mund zu Munde
　Ihres Sängers Schicksal auch!

Auf dem Hof der guten Leute,[1])
　Von dem Aussatz überweiß,
Fern von jeder Lebensfreude,
　Trauert dort ein armer Greis;

[1] Auf dem Gutleuthof, am Maine gelegen, war ein Siechhaus errichtet worden, dessen schon in der Mitte des 14. Jahrhunderts erwähnt wird. Ein Bewohner dieses Hospitals war der s. g. arme Frankfurter Mönch. Von ihm sagt die Limb. Chronik: „Zu dieser Zeit war auff dem Mayn ein Münch, Barfüßer Ordens, der ward von den Leuten aussätzig und war nicht rein. Der machte die besten Lieder und Reihen in der Welt von Gedicht und Melodeyen, daß ihm Niemand auff dem Rheinstrohm oder in diesen Landen wohl gleichen mochte. Und was er sung, das sungen die Leute alle gern, und alle Meister pfiffen und andre Spielleute führten den Gesang und das Gedicht. Er sung diß Lied:

Ich bin ausgezehlet,
Man weisset mich Armen vor die Thür,
　Untreu ich spühr
　Nun zu allen Zeiten.

　Item sung er:
May, May, May, die wunnigliche Zeit
Männiglichen Freuden geit,
Ohn mir. Wer meynte das?

Deren Lieder und Widergesang (Lieder mit drei Gesetzen statt der früheren langen Lieder mit fünf oder sechs Gesetzen) machte er gar viel, und war das alles lustiglich zu hören."

Zwar an Geist nicht und Gemüthe,
Doch ein Greis dem Leibe nach,
Eine früh gewelkte Blüthe,
Die des Sturmes Wehen brach!

Dieser sang die zarten Weisen,
Die begeistert rings die Flur,
Doch uns jetzt die Sagen preisen,
Wie so manches Schöne, nur;
Denn schon lange ist verklungen
Spurlos durch der Zeiten Drang,
Was der arme Mönch gesungen,
Main und Taunus wieder sang.

Die Schlacht bei Nied.

(1246.)

Gen Frankfurt auf den Reichstag in großem Pomp und Pracht
Zieht König Heinrich Raspe[1] mit ausgewählter Macht.
Ihn hat zum Gegenkaiser dem Friedrich man gekürt,
Der sich ein schlimmes Feuer im Reiche angeschürt.
Fern weilet in Italien der Hohenstaufe meist,
Wo seine schönsten Kräfte verschlang des Aufruhrs Geist;
Doch Conrad, dem im Busen vor Gram das Herz fast brach,
Ist nahe, um zu rächen des theuren Vaters Schmach.

[1] Heinrich (Raspe), Landgraf und Herzog von Thüringen, der am Himmelfahrtstage 1246 als Gegenkaiser des Hohenstaufen Friedrich II. gewählt worden war, hatte einen Reichstag nach Frankfurt ausgeschrieben. Das Glück, das ihm in dieser Schlacht nicht abhold schien, verließ ihn aber schon bald wieder. Bei Ulm erlitt er eine völlige Niederlage und starb, verwundet und flüchtig, 1247 auf der Wartburg. Mit Conrad (IV.), der nach seines Vaters Tod (1250) von der schwäbischen Partei neben Wilhelm von Holland (1247—1256) als Kaiser gewählt wurde, erlosch 1254 die Kaiserreihe der Hohenstaufen. — Jene beiden Grafen, welche zu Raspe übergegangen sein sollen, weil ihnen der Papst versprochen habe, Schwaben unter sie zu theilen, waren die schwäbischen Grafen de Citobergo und de Croheligo (Würtemberg und Gröningen).

Er harrt des Gegenkönigs mit starker Heeresmacht,
Und aus dem Festgepränge wird eine blutge Schlacht;
Und, wo noch eben jauchzend sich that die Freude kund,
Da hört man jetzt nur stöhnen des Todes starren Mund.
Gar tapfer führt das Schlachtschwert des Hohenstaufen Sohn
Und scheinet schon zu ernten des Heldenmuthes Lohn;
Doch aus des Glückes Mitte ersteht, verhüllt dem Blick,
Mit grauenvoller Tücke das finstre Mißgeschick.
Zwei Grafen treffen plötzlich jetzt eine andre Wahl
Und führen ihre Helme, zwei Tausend an der Zahl,
Zum Gegenkaiser über, und auf die Uebermacht
Lenkt tückisch nun die Göttin das Kriegesglück der Schlacht.
Schon wankt, von ihren Brüdern bedränget, Conrads Schaar,
Wie muthig auch sich schläget noch manches tapfre Paar;
Doch wurde erst gemeinsam die Flucht der Mannschaft Ziel,
Als Frankfurts Troß und Pöbel ihr in den Rücken fiel.
Nur Conrads Reiter stehen noch fest und unverzagt,
In deren Reihn er selber, Verderben bringend, ragt;
Und mußt er überlassen dem Gegner auch das Feld,
Der Staufen würdig, hatte gekämpft der wackre Held.

Die Entstehung von Höchst.

(Früher Hostato genannt.)

Herr Roland lag erschlagen im Thal von Ronçeval,
Weittönend war verklungen des Wunderhornes Schall;
Da zog auf müdem Rosse, versenkt in düstren Gram,
Am Main hinauf gen Frankfurt ein fränkscher Reitersmann.
Das war Herrn Rolands Knappe, der treue Hostato,
Der, nur dem Herrn gehorchend, bei Ronçeval entfloh,
Um letzten Gruß und Kunde von seiner Helden Fall
Zu bringen hin gen Frankfurt dem großen Kaiser Karl.
Der war an selbem Tage, voll gläubig frommen Sinns,
Gezogen zu dem Grabe des heiligen Justins,

Das, wo die Nidda friedlich dem Main sich zugesellt,
Der Heilge selbst bei Lebzeit zur Ruhstätt sich erwählt.
Hier tönten fromme Hymnen, und priesterlicher Sang
Scholl heut dem Gau des Maines gar feierlich entlang;
Denn Karl, der fromme Kaiser, legt selbst den ersten Stein,
Daß eine Kirch sich wölbe ob Sanct Justins Gebein.
Die Feier war geendet, der Grundstein war gelegt,
Da trat der Knappe Rolands zum Kaiser, tief bewegt:
„Herr Kaiser, aus Hispanien bring ich euch Trauermähr;
Herr Roland, euer Neffe, Herr Roland ist nicht mehr!
Der Basken Schwert erschlug ihn im Thal von Ronçeval,
Es fielen seine Ritter und tapfren Mannen all.
Gar heiß war dort das Schlachten, die Erde trank viel Blut;
Groß war der Feinde Drängen, groß war Herrn Rolands Muth!
Wohl stieß ins mächtge Schlachthorn der tapfre Paladin,
Doch nicht kam rettend Hilfe — Herr Roland sank dahin.
Die Mannen fielen rächend, ich nur floh trauervoll,
Zu bringen euch Herrn Rolands getreues Lebewohl!"
Herr Karl stand tief erschüttert; auf seinem Angesicht
Weilt wehmuthsvolle Trauer ob Hostatos Bericht.
Doch stark den Schmerz bemannend, sprach er mit festem Ton:
„Bringst gleich du Trauerkunde, sei dennoch groß dein Lohn!
Dir, der in vielen Schlachten und Stunden der Gefahr
Herrn Roland bis zum Tode ein treuer Diener war,
Dir sei als Lohn die Würde des Ritterthums gewährt,
Ich schlage dich zum Ritter mit kaiserlichem Schwert!
Dies heilge Grab und Kirche sei deiner Hut vertraut;
Es werde dir als Schirmvogt hier eine Burg erbaut.
Die trage deinen Namen zur fernen Nachwelt hin
Und künde, wie ich schätze gar hoch getreuen Sinn!"
Mit Thürmen ragen stattlich bald Kirch und Burg empor;
Es ging am schönen Maine ein Städtchen bald hervor.
Eintausend Jahre stehts schon, doch bleibt es immer neu
An biedrem Sinn und Glauben, an deutscher Männertreu.

Und Frauen, schön und lieblich, voll deutscher Sittsamkeit,
Die walten fromm und milde mit seltner Häuslichkeit
Im Städtchen, das gelegen in Nassaus schönem Land
Und männiglich am Mainstrom als Höchst ist wohlbekannt.

C. Calaminus.

Die Basilika[1] zu Höchst.

(9. Jahrhundert.)

Erinnrung entschwundener Zeiten,
Du schwellest so wonnig die Brust;
O wolle den Sänger begleiten,
Es harret sein himmlische Lust!
Nach Höchst, wo an Maines Gestaden
Justinus der Martyrer ruht,
Zur Quelle der göttlichen Gnaden,
Hindrängt michs mit heiliger Gluth!

Dich grüß ich, geweihete Stätte!
Jahrhunderte sind schon ergraut,
Seit hier auf die fluthende Glätte
Die schöne Basilika schaut.
Dir nah ich mit heiligem Schauer,
Du Tempel am herrlichen Strand;
Im Wechsel bewahrst du die Dauer,
Krieg wich dir voll Ehrfurcht und Brand!

[1] Die Basiliken (königliche — großartige — Häuser) waren bei den Griechen länglich viereckige Gebäude mit prachtvollen Säulengängen, für öffentliche Zwecke bestimmt. Konstantin der Große überließ viele derselben den Christen zu Bethäusern. Als man nun später christliche Kirchen zu bauen anfing, ahmte man in Form und Bauart die alten Basiliken nach, deren Säulengänge durch die Kreuzgänge der Kirchen vertreten wurden. Aber nicht nur die Form, sondern auch der den dankbaren Christen lieb gewordene Name der Basiliken wurde beibehalten und daher die angesehensten Kirchen fortan noch also genannt. Die Kirche zu Höchst indessen führt wegen ihres Langhauses mit seinen merkwürdigen Säulen mit Recht und im eigentlichen Sinne den Namen einer Basilika.

Dich betret ich voll hehrer Gefühle
Und küsse mit Andacht den Platz,
Der gewahrt vor dem Zeitengewühle
Des heiligen Leichnames Schatz! —
Dort stand vor dem grimmigen Richter
Standhaft der begeisterte Mann,
Es strahlte das Antlitz ihm lichter,
Da er blutend die Palme gewann.[1]

Triumphe umschallten die Leiche,
Von himmlischem Scheine umglänzt,
Und führten sie hier in die reiche
Basilika, blumenbekränzt.
Da ruht sie am Strande des Flusses
Im herrlichen Tempel nun aus,
Und es füllen, voll frommen Ergusses,
Lobsänge das heilige Haus.

Es perlen da unten die Wellen
Und murmeln, wie göttlicher Sang;
Es säuseln die Lüfte und schwellen
Zum Hause den lieblichen Klang.
Die Wogen, sie flüstern die Kunde,
Wie Gott seine Heilgen verklärt;
Die Lieder von Munde zu Munde,
Wie Gott in den Heilgen man ehrt.

O wehet noch lange, ihr Winde!
Um den Tempel, dem Frommen gebaut;
Ihr Wogen, o flüstert gelinde,
Harmonisch dem Liede getraut!
Ihr Sänger! verkündet die Größe
Des Herrn, den Justinus geglaubt;
Du aber, o Wandrer, entblöße
An der Stätte mit Ehrfurcht das Haupt!

[1] Unter Kaiser Marcus Aurelius im Jahr 167.

Das Muttergottesbild zu Höchst.

(1348.)

Als man schrieb dreizehnhundert und achtundvierzig Jahr
Gar schlimme Zeit und Elend im deutschen Reiche war.
In Deutschlands schönen Gauen war da des Jammers viel
Die finstre Macht des Todes trieb da ein grausig Spiel.
Aus Asien, jener schönen, doch giftgeschwellten Wieg
Der Pesten, war geschritten mit ungehemmtem Sieg
Ein Engel, gierig schwingend sein Schwert, so blutig roth
Der Engel jenes Würgens — das war der schwarze Tod
Wohl war sie schwarz zu nennen, die Seuche jener Zeit,
Die, gleich des Samums Gifthauch, in Sturmesschnelligkei
Von Welschlands üppgen Fluren bis zu des Nordlands Höhn
Mit Höllenwüthen raste, umhüllt von Todeswehn.
Europas Völker bebten; das tausendjährge Reich
Der Hölle schien entfesselt; gespenstigfahl und bleich
Sah hoch vom blutgen Himmel der Sonne Bild herab:
Es sah durch Leichendünste ein großes Völkergrab.
Auch dort im Herzen Deutschlands, zu Höchst an goldnen Main,
Brach grause Nacht des Schreckens verzweiflungsvoll herein
Als rings von allen Marken erscholl die Trauerkund:
„Es kommt der Todesengel, es naht die letzte Stund!“
Gebete stiegen brünstig zu Gottes Thron empor,
In frommem Bittgang flehte St. Antons[1] Priesterchor:
„Sei gnädig, Herr, den Deinen, wend ab der Seuche Tod
Gebeut dem Dräun der Hölle, du starker Zebaoth!“
Vor Allem aber strömte des Volkes Beterschaar
Zum heilgen Jungfraubilde, von dem im selben Jahr

[1] Geschichtlich ließen sich die Antoniter erst 1441 unter dem Erzbischof Diether, der ihnen die Probstei nebst der Kirche und ihren Zehnten schenkte hier nieder und errichteten ein Ordenshaus, das bis auf die neueren Zeiten fort bestand. A. H.

Die Sage sich erneuet, daß einst bei schwerer Noth
Maria würde schirmen die Stadt vor grimmem Tod.
Vorm untren Thore stand es, das heilge Gnadenbild,
Das jetzt in schwerer Nothzeit der Stadt war Schirm und Schild;
Denn, wie die Sag verheißen, so hielt es wunderbar
Fernab von Höchsts Gemarkung die drohende Gefahr,
So daß, als rings im Maingau der Tod hielt reiche Ernt,
Des Morgenlandes Pesthauch von Höchst nur blieb entfernt.
Der Schild der heilgen Jungfrau bot jener Seuche Trutz,
Es war dem frommen Städtlein ein kräftger Gnadenschutz.

* * *

Dies ist die fromme Sage vom Höchster Gnadenbild,
Das bis zur heutgen Stunde noch manche Noth gestillt,
O Wandrer, sieh mit Andacht zum heilgen Bilde auf,
Daß segnend es dich schirme auf deinem Pilgerlauf! —

E. Calaminus.

Die vornehmen Bauleute.

(1404.)

Gar mächtig tönt die Sage aus fern versunkner Zeit,
Wohl traulich klingt die Kunde von deutscher Biederkeit,
Die einst die Väter hegten mit Kraft und hohem Muth,
Mit Kraft, die bei den Vätern erstarrt im Grabe ruht.
Den Schleier deutscher Mähre enthülle drum mein Lied,
Indeß mein Auge rückwärts zur grauen Vorzeit sieht;
Es künde stolz die Sage vom Schloß zu Höchst am Main,
Vom Schloß, desgleichen nirgends im deutschen Land wird sein.
Denn stehn auch viel der Schlösser gar stolz im deutschen Reich—
Dem Schloß zu Höchst kommt keines an edlem Ursprung gleich:

Nicht Hände der Leibeignen, nein! ritterliche Kraft
Hat einst in grauer Vorzeit des Schlosses Bau geschafft.
Churfürst Johann von Nassau hielt lustiges Bankett
Zu Mainz im Bischofsschlosse, der Freude heitrer Stätt,
In muntrem Tanze kreisten die Ritter und die Fraun,
Gar hoch ergötzts den Churfürst, dem Tanze zuzuschaun.
Doch plötzlich stockt der Reigen, ein Bote, schnell und kühn,
Eilt durch des Saales Mitte zum Fürstenstuhle hin:
„Wollt eiligst Hilfe senden, o Herr, nach eurem Schloß
Gen Höchst, das hart bedränget der Kronenberger Troß!
Die Kronenberger Ritter mit großer Wehr und Macht
Berennen heiß die Veste, so daß leicht diese Nacht
Mag sehn den Fall des Schlosses, wenn nicht Entsatz sich naht;
Drum sendet schleunigst Hilfe, o Herr, ehs wird zu spat!“
„Bei Gott! die soll nicht fehlen, ich selbst will gleich zu Roß,
Will blutgen Heimweg deuten dem Kronenberger Troß!“
So ruft ergrimmt der Churfürst, springt auf mit jäher Hast,
Daß ob des Auges Zornblitz der Diener Schaar erblaßt.
Und rufet, daß es dröhnend durchschallt den weiten Saal:
„Auf, auf, ihr Herrn vom Rheine! Nicht Tanz, nicht frohes Mahl
Seh ferner diese Halle; ein blutger Tanz am Main
Soll heut des Festes Ende, des Festes Krone sein!“
Der Ruf zum blutgen Kampfe schwellt manches Ritters Brust,
In manchem Auge sprühte des Streites kühne Lust;
Doch lässig ging das Wappnen, es fiel das Rüsten schwer;
Vom Rheinwein trunken, schwankte gar Mancher träg einher.
Drum frommte nicht dem Churfürst das Jagen durch die Nacht,
Es ward zu spät die Hilfe dem Schloß gen Höchst gebracht;
In Flammen stand die Veste, der Himmel blutroth war,
Im Rückzug jauchzte höhnend der Kronenberger Schaar.
Drob starrte wüthgen Blickes der Churfürst in die Gluth,
Voll Grimmes rief er schäumend, entbrannt in Rachewuth:
„Vasallen, die ihr säumtet, als ich zur Eil entbot,
Ihr sollt mein Schloß mir büßen, bei meines Heilands Tod!

Vasallen meines Stuhles, bei eures Lehns Gefahr,
Erkür ich euch zur Strafe, daß binnen einem Jahr
Mit Beistand kundger Meister durch eure eigne Hand
Ein neues Schloß erstehe hier an des Maines Strand!"
Der Ritter Schaar hört schweigend des Zürnenden Gebot,
Sie wogen todtenstille die Schmach, die sie bedroht;
Doch einer trat mit Kühnheit zum Wuthentbrannten hin
Und sprach: „O Herr, wollt wenden den allzustrengen Sinn!
Wollt wenden euer Urtheil, nicht ziemt uns solches Baun —
Der Ehre wärn wir ledig in allen deutschen Gaun.
Zu sühnen unsre Säumniß sind Alle wir bereit,
Doch sei die Strafe edel, entfernt von Niedrigkeit!"
„Bei meinem Spruche bleibt es, nicht brech ich meinen
Schwur!"
Entgegnet rasch der Churfürst. „Doch ist es dieses nur,
Daß eurem Sinn das Bauwerk als niedre Schmach erschien;
So stundet euren Kummer, dem will ich euch entziehn!
Wie ich zur Kurzweil öfters in frührer Zeit gethan,
So will ich bei dem Bauen hier Hand mit legen an;
Und traun! was dann der Churfürst mit eigner Hand verricht,
Das schändet wohl den Ritter und Churvasallen nicht!"
Und wie die Chronik meldet, so bauten im Verein
Des Mainzer Stuhls Vasallen das Schloß zu Höchst
am Main.
Der Churfürst half gar wacker, so daß in einem Jahr
Durch ritterliche Hände das Schloß vollendet war.
Und wieder hielt der Churfürst ein stattliches Bankett,
Das war zu Höchst im Schlosse, der neu geweihten Stätt;
Da saßen stolz die Ritter im selbsterbauten Saal,
Des Rheines Necktar perlte im blinkenden Pokal.
Und freudig nahm der Churfürst den Becher jetzt zur Hand
Und rief: „Lang möge zieren des Maines blühnden Strand
Mein Schloß zu Höchst, das festlich der heutge Tag geweiht,
Gott mög es segnend schützen bis hin zur fernsten Zeit!"

C. Calaminus.

Tillys Sieg bei Höchst.

(8. Juni 1622.)

1.

Verwirrung herrscht im Städtchen, und Alles rennt und flieht,
Indeß mit Braunschweigs Vortrab gen Höchst Kniphausen zieht;
Leer stehn die festen Mauern, und ohne Schwertesblitz
Nimmt rasch sie durch Ersteigen der Oberst in Besitz.
Die Hauptmacht seines Heeres führt Herzog Christian, [1]
Sich mit dem Grafen Mansfeld zu einen, selbst heran;
Und da in seine Hände so bald die Mainstadt fiel,
So wähnt er schon zu haben ein leichtgewonnen Spiel.
Doch Tilly und Cordova folgt rasch ihm auf dem Fuß
Und beut ihm an der Nidda gar einen bittren Gruß.
Es gießt die Schaar der Bayern auf seine Reiterei
Aus achtzehn Feuerschlünden heiß der Kartätschen Blei.
Wie tapfer die auch standen, so ists ihm keine Hehl,
Daß sein Vernichtung harre; drum gibt er den Befehl,
Den Main zu überschreiten, um auf dem linken Strand
Durch ehrenvollen Rückzug zu fassen festren Stand.
Doch ward sein Wink das Zeichen zu regelloser Flucht,
Und Manchen trifft Verderben, der darin Heil gesucht.
Den Tilly in dem Rücken, vor sich die Wogen, muß
Der Herzog selbst durchwaden den Strom mit eignem Fuß.
Der Graf vom Löwensteine erreicht in kühler Fluth
An seiner Mannschaft Spitze das Ziel für seinen Muth;
Und, von dem Schwert verschonet, versanken noch im Fliehn
Zu Schwanheim in dem Moore drei ganze Compagnien.

[1] Christian, Herzog von Braunschweig, warf sich, von jugendlichem Feuer getrieben, auch zum Kämpfer für den verjagten Churfürst Friedrich von der Pfalz auf und zog aus Westphalen daher, um sich mit dem Grafen Mansfeld an der Bergstraße zu vereinigen.

Wie stöhnte da im Sumpfe und in der Fluth der Tod,
Wie quoll aus schweren Wunden das Blut so heiß und roth!
Dem Herzog perlten Thränen im kummervollen Blick:
Des Heeres Hälfte hatte vernichtet sein Geschick.

2.

Still wird es in dem Moore und ruhig auf dem Main,
Der Tod hat ausgeächzet, es schweiget Flur und Hain;
Zu Höchst im Schlosse aber, da tönt noch Waffenschall,
Denn hoch will die Besatzung verkaufen ihren Fall.
Hart ist des Städtchens Lage und bitter seine Noth,
Es blickt der Mond auf Leichen und Trümmer blutig roth;
Und länger widerstehen kann Braunschweigs Schaar nun nicht,
Wie kühn auch mancher Bürger in ihren Reihen ficht.
Ein Herold wird gesendet aus dem bedrängten Schloß,
Zu fodern freien Abzug der Mannschaft und dem Troß;
Und willig bietet Tilly, des Blutvergießens satt,
Die Hände, der Besatzung zu schonen und der Stadt.
Schon öffnen sich die Thore und still beginnt der Zug
Der Truppen, dem voraus man die weiße Fahne trug;
Da tritt zu Tilly eilig ein Bote hin und spricht:
„O edler Herr, gedenket, gedenket eurer Pflicht!
Die ihr da ziehen lasset, beflecket heilges Blut,
Das schreit zu euch um Rache, o seid auf eurer Hut!
Sie haben sich versündigt, ein grauenvolles Wort,
Sie haben sich besudelt, o Herr, durch — Priestermord!"
Da zieht der grimme Feldherr ein finsteres Gesicht:
„Mit Kriegern schloß Vertrag ich, mit Priestermördern nicht!
Ergreifet denn, Soldaten! die gottvergeßne Brut,
Ergreift sie, macht sie nieder; denn Blut nur sühnet Blut!" —

O Anblick voller Grausen! Auf Leichen ohne Zahl
Blickt düster bald hernieder der Abendsonne Strahl:
Sie alle mußten fallen, bis auf den letzten Mann,
Daß rauchend durch die Straße der Strom des Blutes rann.

Des Rathsherrn Traum.

Wie ists so öd und stille zu Höchst, der Stadt am Main!
Wie blickt so trüb und schaurig der Abendsonne Schein
Auf Schutt und Trümmer nieder, auf Leichen ohne Zahl,
Wie hielt der Schlachtenengel hier reiches Todtenmahl!
Wie ists so still geworden in Höchst, der guten Stadt!
Wie üppig hat gekeimet die blutgetränkte Saat
Des dreißigjährgen Krieges, der Zeit des Wahns, so wild,
Wie hat in Grabesstille der Tod die Stadt gehüllt!
Verstummt ist alles Leben, nur oben in der Luft,
Da rauschts und schwirrts hernieder zur offnen Leichengruft;
Die Raben und die Geier, die halten leckren Schmaus,
Und Niemand wehrt dem Gastmahl — ein Grab ist jedes Haus.
O blutger Tag des Tilly, o Tag der Höchster Schlacht,
Wie hast du schweren Jammer der guten Stadt gebracht!
Zerstreut sind ihre Bürger, dem Tod verfiel manch Haupt;
Was jüngst die Pest verschonte, hat heut das Schwert geraubt.
Doch — dort auf blutgem Schutte, da regt noch Leben sich,
Da sitzt ein Greis, deß Auge zum Tode fast erblich;
Verwundet starrt er nieder, gebeugt vom tiefsten Schmerz,
Doch Andres, als die Wunde, träuft Jammer in sein Herz.
Der Mann mit greisem Haupte, des Grames düstres Bild,
Der Mann, deß mattes Auge der Wehmuth Thräne füllt,
Das ist der Rathsherr Schindling, ein Held an Kraft und Muth,
Dem heilge Pflicht des Bürgers mehr galt, als Leib und Gut.

Denn als vom Frankenlande herab der Tilly zog,
Und längs dem Main hinunter die Schreckenskunde flog,
Und auch in Höchst die Bürger sich einten, schnell zu fliehn,
Da sah den greisen Rathsherrn man hohen Muths erglühn:
„Nein, nie verlaß ich treulos den heimathlichen Herd,
Mir ist die Stadt der Väter mehr, als das Leben, werth!
Ich und die Meinen bleiben, mag selbst die Hölle nahn,
Die Pflicht, der Stadt zu wahren, steht Allem mir voran!“
Und mancher wackre Bürger hielt bei dem Muthgen aus,
Half treu die Stadt beschirmen im Sturm und Schlachten-
graus;
Bis daß zu Gunsten Tillys der Kampf beendet war,
Bis daß im Tod sie schliefen bei Braunschweigs tapf-
rer Schaar.
Nur ihn, den greisen Rathsherrn, schützt Gottes Hand allein;
Doch grauser, als der Schlachttodt, muß solches Leben sein!
Sein Haus — es liegt zertrümmert, die Seinen sind nicht
mehr,
Wohin den Blick er wendet, ist Alles stumm und leer.
Und so — ein Bild des Jammers — sitzt einsam nun der Greis
Auf seines Hauses Trümmern, indeß sein Blut so heiß
Vom wunden Haupte rieselt; doch achtet deß er nicht,
Denn bald umweht ihn träumend ein freundliches Gesicht.
Ja, freundlich ist und tröstend des Fiebertraumes Bild,
Das mild mit Himmelswonne die wunde Brust erfüllt;
Im Kreise seiner Lieben dünkt ihm aufs Neu zu sein,
Aufs Neu der lieben Gattin, der Kinder sich zu freun.
Und schön in jungem Glanze, wie nie geahnt er hat,
Strahlt hell in rosgem Lichte die theure Vaterstadt;
Erstanden ist sie wieder, aus Schutt empor geblüht,
Und überall er Segen, er reges Leben sieht. —
O holdes Bild des Traumes, du Stern in dunkler Nacht,
Wie hat der Gottheit Walten dich liebend wahr gemacht!
Denn nicht ein Träumen ists mehr; erwacht in selger Lust,
Schließt Kinder und die Gattin der Greis an seine Brust.

Tief in des Kellers Räumen, in gottergebnem Sinn,
Schritt über ihren Häuptern der Todesengel hin.
Des Kampfgetöses Ende führt sie herauf zum Licht,
Wo herrlich ward verwirklicht des Vaters Traumgesicht.
Und ganz ist wahr geworden des Rathsherrn Sehertraum,
Geprüft, doch reich gesegnet in später Zeiten Raum,
Blüht schön die Stadt, die einstens so still und öde war,
Als man schrieb sechzehnhundert und zweiundzwanzig Jahr.

C. Calaminus.

Die Höchster Luft.

Von dem milden Wehn der Lüfte
Durch der Blumen süße Düfte
Tönt das Lob aus allen Zweigen;
Nur von einer hört mans schweigen,
Schweigen, wie in tiefer Gruft,
Und das ist die Höchster Luft!

Mildes Lüftchen, das, beneidet
Nur, so manche Schmach erleidet,
Dir will jetzt ein Lied ich zollen,
Mag mir auch der Zephyr grollen;
Höher, als den Lockenschuft,
Schätz ich dich, o Höchster Luft!

Von des Maines grünem Strande
Wehst du rein und frisch zum Lande;
Höher glühen da die Wangen,
Die dein mildes Spiel umfangen:
Ueber Berg und Thal und Kluft
Darum Lob dir, Höchster Luft!

Wenn so manche Thoren sähen,
Wie sich stolz die Segel blähen,

Die den schönen Main befahren;
Trübte nicht seit langen Jahren
Noch ihr Aug des Nebels Duft
Blos zur Schmach der Höchster Luft.

Aber weil sie unvernünftig
Alles hassen, was nicht zünftig
Ihrem stolzen Sinne deuchet,
Schmähn sie, was da fleucht und kreuchet,
Selbst der Blumen süßen Duft,
Blühend in der Höchster Luft.

Kommt ein Herr des Wegs geschritten,
Wohlgebildet, wohlgelitten,
Feiner, als der feinste Stutzer;
Spricht schon jeder Stiefelputzer,
Jeder Knecht der Düngergruft:
„Das ist lauter Höchster Luft!"

Kommt ein Kind in schmuckem Kleide,
Eine wahre Augenweide,
Schöner, wie der schönste Engel;
Alsobald ruft jeder Schwengel,
Jeder parfümirte Schuft:
„Das ist alles Höchster Luft!"

Doch laß nur die Thoren schmollen,
Mildes Lüftchen, die dir grollen!
Ob sie dich zum Spott erlesen,
Bleibe, was du stets gewesen;
Ueber Berge, Thal und Kluft,
Wehe sanft, o Höchster Luft!

Kommt mirs einmal in die Sinne,
Mich zu legen auf die Minne;

Hol in deinem Heiligthume
Ich mir eine zarte Blume,
Die geathmet deinen Duft,
Reine, milde Höchster Luft!

Der Liederbach.[1]

Es schauet hochklopfenden Herzens
Herab von des Feldberges Höhn
Ein Jüngling und tauchet mit Wonne
Die Brust in das kühlende Wehn;
Er grüßet lautjauchzend hinunter
Zu dem fernher winkenden Rhein,
Er sendet heißglühende Grüße
Hinauf zu dem goldenen Main.

Hinab zu den lachenden Gründen,
Hinauf in das ewige Blau
Ziehts ihn mit gewaltigem Sehnen,
Wie die Blume trinket den Thau;
Er blicket verlangend hinüber,
Wo stille die Wolke verfliegt,
Und glühend auf strebender Höhe
Die sinkende Sonne sich wiegt.

Und heim, zu dem Kreise der Lieben,
Nun zieht es die schwellende Brust,
Der Maid mit den Augen, den blauen,
Gedenkt er in sehnender Lust;
Er folget des Baches Rauschen,
Der lustig vom Felsen sich schwingt
Und abwärts durch grünende Matten
Mit trautem Geflüster sich schlingt.

[1] Der Liederbach entspringt auf der südwestlichen Seite des Feldberges und stürzt sich nach einem zwar kurzen, aber sehr romantischen Laufe bei Höchst in den Main.

„O Liederbach,“ sprach er, „wohl zieret
Dich sinnig der nennende Klang,
Denn, gleichwie die Lieder der Harfe,
Tönt lieblich dein schwellender Sang!
Doch Andres wohl haben die Väter
Gemeint, als sie so dich genannt;
Wer gibt von dem Sinne mir Kunde,
Wem ist die Bedeutung bekannt?“

Und hehr, wie das Brausen des Sturmes,
Und lind, wie der Maienluft Wehn,
Ertönen dem Jüngling zur Seite
Accorde, hochherrlich und schön;
Erwachend aus träumendem Sinnen,
Erblickt er am moosigen Rand,
Dort nahe der alternden Weide,
Einen Greis in der Vorzeit Gewand.

Der rosige Schimmer des Abends
Vergoldet das silberne Haupt,
Leicht zittert ein Kranz in den Locken,
Von windendem Epheu belaubt;
Das Haupt neigt er müde und sinnend
Zur Harfe, die wunderbar klingt,
Indeß von entschwundenen Tagen
In seltsamen Weisen er singt.

Von Tagen des Ruhms und des Kampfes
Der Sänger im Thüringer Land
Erzählet der Harfner begeistert,
Sein Sinnen zur Wartburg gewandt;
Preist freudig die kunstreichen Lieder,
Die dort einst der Wettkampf gebar,
Mit Blicken des Stolzes besingt er
Das Ringen mit Todesgefahr.

Gedenket des trugvollen Sieges,
Und bang ihm die Stimme erbebt —
Den Heinrich von Ofterdingen
Mit Künsten der Hölle erstrebt;
Gedenket, wie dann ihn die Reue
Fort trieb aus der Seinigen Schoos,
Und er in den Schluchten des Taunus
Als Klausner sein Leben beschloß.

„Ihr Wellen!“ erklangs zu der Harfe,
„Hehr rauschten des Thales entlang
Mit euch einst die gottvollen Lieder,
Die Ofterdingen hier sang;
Still lauschten dann drunten am Ufer
Des Thales Bewohner gerührt
Und gaben euch so die Benennung,
Die heute noch sinnig euch ziert!“

Still war es — und ahnendes Beben
Durchschauert des Jünglings Gemüth,
Als langsam im Zwielicht des Abends
Den Sänger verschwinden er sieht.
Still war es — nur hoch in den Zweigen,
Da flüsterte leise und hehr
Der Nachtwind, als hätt er gelauschet
Des Liederbachs seltsamer Mähr.

C. Calaminus.

Die Hofheimer Kapelle.

Im Morgenstrahle glänzen rings die Höhen,
Der Nebel flieht, enthüllet liegt die Welt.
Jetzt kann ich dich, du liebes Hofheim, sehen,
Das freundlich sich am Berge hingestellt,

Und fromme Schaaren seh ich aufwärts wallen
Zum Gottesdienst in der Kapelle Hallen.

Hier, wo der Gottheit heilge Opfer glühen,
Wo gläubig die Gemeinde sie verehrt,
Am hohen Gotteshaus vorüberziehen,
Und ihr nicht danken, der mein Dank gehört?
Sie nicht verehren, die die Welt geschmücket,
Die meinen Blick mit hoher Lust entzücket? —

Wie gießt der Orgel feierliches Tönen
Mir Freud und Wehmuth sanft in meine Brust!
Ich denke all des Guten und des Schönen,
Ich denke mancher hingeschwundnen Lust;
Verwandte Geister fühl ich mich umwehen
Und wähne, manches liebe Bild zu sehen.

Ich ahne dich in diesen Wehmuthsthränen,
Wenn sich die Brust mit hoher Wonne schwellt;
Du bist ihm nah, dem kindlich frommen Sehnen,
Du großer Geist, du Vater dieser Welt.
Mir sagts der Seele heiliges Erbeben:
„Er ist dir nah und lebt in deinem Leben!

Es ist kein Wahn, was tief die Brust beweget,
Es ist kein Traum, was tief im Innren spricht;
Denn das Gefühl, das sich im Herzen reget,
Es ahnet jenes ihm verwandte Licht.
O folge freudig diesem heilgen Zuge,
Was dich ergreift, ist fern von jedem Truge!“

Nun habe meine Andacht ich vollendet
Und greife ruhig nach dem Wanderstab;
Ein Blick sei noch ins Heimathland gesendet,
Und dann in Lorsbachs heitres Thal hinab!

Sei mir gegrüßt, du Wiege meiner Tage,
O Frankfurt, seis mit frohem Herzensschlage!

Dort hebt sich aus der sanft verschwommnen Ferne
Der alte Dom, das Denkmal mancher That;
Und winket mir, gleich einem lieben Sterne,
Der Pilgern winkt auf ihrer Wandrung Pfad.
Du grauer Zeuge banger, trüber Stunden,
Die Sonne strahlt, der Nebel ist verschwunden!

Auch ich hab viel des bittren Leids erfahren,
So manche Kränkung in der Vaterstadt;
Doch ob die Feinde meine Brüder waren,
Ich zürnte nicht der ungerechten That.
Ist doch das Leben Dämmrung nur zu nennen,
Wo sich die Herzen täuschen und verkennen!

Und nun ins heitre Thal hinabgestiegen!
Hier zeigt sich schon der steile, schmale Pfad.
Schon seh ich da die Mühle freundlich liegen,
Und schäumend stürzt der Bach und treibt das Rad;
Dann seh ich ihn so sanft durch Blumen gleiten,
Des Menschen Bild nach tief bewegten Leiden.

Fr. Stoltze.

Der Waltherstein.

Traurig irrt der Ritter Walther
Durch des Lorsbachs stilles Thal,
Und, gebleichet vor dem Alter,
Glänzt sein Haar im Sonnenstrahl.
Seine Züge sind verwirret,
Und entstellt sein Angesicht,
Denn des Wahnsinns Nacht umschwirret

Seiner Seele trübes Licht.
Ach, die falsche Ungetreue
Hat zerstört sein Lebensglück,
Und es bringt kein Gott aufs Neue
Ihm des Geistes Tag zurück!
Hoch auf eines Felsens Spitze,
Der da raget in die Luft,
Steht er jetzt, und Fieberhitze
Birgt vor ihm die tiefe Kluft.
Und er lenkt die Schritte weiter,
Stürzt hinab, und todt im Blut
Findet ihn der Mond, der heiter
Wache dort im Thale thut;
Theilet mit die Trauerkunde
Dann dem Morgensonnenschein,
Und es heißt seit dieser Stunde
Jener Fels der Waltherstein.

* * *

Doch, so wie ich hörte sagen,
Hat, der Liebe schönste Zier,
Aufgepflanzt seit jenen Tagen
Dort die Treue ihr Panier.

Der Fräuleinborn.

Lieblich tönt der Quelle Flüstern
Durch das moosige Gestein;
Schatten, die sie mild umdüstern,
Laden mich zur Ruhe ein.
Und es spielt um meine Sinne
Gar ein liebetrautes Bild,
Und die goldne Zeit der Minne
Taucht herauf, gar hold und mild.

Hier, im Dunkel dieser Bäume,
  Wo auf Felsen thront der Aar,
Träumte seine schönsten Träume
  Einst ein edles Liebespaar.
Von dem Eppenstein hernieder
  Kam die holde Gisela,
Und im Schatten duftger Flieder
  Harrte sie des Liebsten da.
Doch nicht lange darf sie harren
  Auf den edlen Falkenstein;
Leise hört das Laub sie knarren,
  Philipp ists und kanns nur sein!
In den Armen liegen beide
  Sich einander stumm und still,
Weil nach langer Trennung Leide
  Erst das Herz sich finden will.
Ach! ihr Vater ja verdunkelt
  Ihres Glückes holden Schein;
Wie sein Auge zornig funkelt,
  Nennt man ihm den Falkenstein!
Doch die Buche ist verschwiegen,
  Sie verräth nicht ihren Bund;
Zärtlich an einander schmiegen
  Können hier sich Brust und Mund!
Und die Quelle darf es hören,
  Sie erzählt es nicht dem Fluß,
Wie sie ewig Liebe schwören,
  Und besiegelt sie ihr Kuß!
O der Stunden, süß und wonnig,
  Wo sie hier gekost so traut,
Wo sie eine Hoffnung, sonnig,
  Auf der Zukunft Flur gebaut!
Ausgeharrt! Es wird gelingen,
  Was im Augenblick mißlang;
Gute Früchte kanns nicht bringen,
  Wenn die Liebe leidet Zwang!

Horch! was tönt im Rittersaale
  Auf dem Eppensteine dort?
Trag es, Quelle, jetzt zum Thale,
  Bäume sagts einander fort!
Droben steht an Philipps Seite
  Gisela als holde Braut,
Die der Vater benedeite,
  Und der Priester ihm getraut!
Freudig tönt der Hochzeitsreigen
  Durch den hochgewölbten Saal,
Bis die goldnen Sterne steigen,
  Und der Mond beglänzt das Thal.
Da verläßt die frohen Räume
  Unbemerkt das junge Paar
Und besuchet dort die Bäume,
  Wo auf Felsen thront der Aar;
Wo die Quelle lieblich flüstert,
  Die ihr stilles Glück gesehn,
Bis am Himmel, unumdüstert,
  Seinen Stern sie sahen stehn.

Längst nun wuchert an der Stelle,
  Wo sie sich gefreut, der Dorn;
Doch die Quelle, klar und helle,
  Heißt noch heut der Fräuleinborn.

Burg Eppenstein.

Sonne glüht auf Taunus Höhen,
Hufschlag tönt den Berg hinan,
Und ein edler Rittersmann
Schweift, wo hoch die Fichten stehen,
Die im Zephyrwinde wehen,
Da ein Zug auf früher Jagd
Ihn verirrt hieher gebracht.

Von dem Berg zum Thale wieder
Lenkt er, wo durch Wiesen hell
Strömt ein lautrer Felsenquell;
Und er läßt die müden Glieder
An dem Blumenrande nieder:
Horch! da schallt in sanftem Klang
Fern ein weiblicher Gesang.

Ach, wie traurig sind die Töne!
Ritter Eppo lauscht: ihm dünkt,
Daß das Lied vom Berge klingt.
Harrt in Nöthen eine Schöne
Auf den Arm der Heldensöhne?
Was es sei, — er will ihr nahn,
Bricht durch Wildniß sich die Bahn.

Ha! was soll sein Blick gewahren?
Eine Felsenhöhl im Hain;
Vor ihr, auf bemoostem Stein,
Sitzt ein Mädchen, das die klaren
Thränen mit den blonden Haaren
Trocknet, lieblich, wunderschön,
Wie er keine noch gesehn.

„Rette, Herr!" so fleht sie, „rette!
Kühn und edel scheinst du mir:
Bertha heiß ich, welche hier
Fesselt eines Scheusals Kette."
Und der Ritter staunt: „Wer hätte
Solches Frevelstück gewagt?" —
Drauf die holde Jungfrau sagt:

„Endlich darf die Klag erschallen!
Ueber dieses Berggefild

Herrscht ein Riese, graß und wild,
Der, ach! unsres Schlosses Hallen —
Bremthal heißt es — überfallen,
Vater, Brüder mir erschlug
Und hieher mich Arme trug.

Seiner Liebe mich erlesen
Hat er, droht auch mit Gewalt;
Doch dann bet ich, und alsbald
Schwindet alle Macht des Bösen,
Und sein übermüthig Wesen
Sinkt, wie rascher Bäche Fluth,
Die nach wildem Sturme ruht.

Wann durch dieses Waldes Hecken
Schwül die Mittagssonne blinkt,
Dann der Ries in Schlummer sinkt;
Nichts vermag ihn aufzuwecken:
Doch genug! Dich könnt entdecken
Er, der noch, vom Schlaf besiegt,
Auf dem hohen Gipfel liegt."

„Diesen Wicht send ich zur Hölle!"
Eppo rufts und zieht sein Schwert.
Bertha drauf: „Ach! ihm versehrt
Stahl und Eisen keine Stelle." —
„Wohl! hinab stürz ich ihn schnelle!"
„Nimmer gehts, weil Tausend ihn,
Schläft er, nicht von dannen ziehn."

„Flieh mit mir zu sichren Gründen,
An Rhenanias stolzen Fluß!"
„Siehst du nicht um meinen Fuß
Sich die ehrnen Fesseln winden?
Will der Schlaf den Unhold binden,

Oder lockt ihn Raub und Mord,
Schließt er mich an diesen Ort."

„Dennoch seis! Bei Gott und Ehre!"
Schwört der Held: „Dich zu befrein,
Setz ich all mein Leben ein."
Und im Aug des Dankes Zähre
Spricht die Jungfrau: „Nun, so höre,
Edler Mann! Nicht möglich ist
Hier Gewalt, nur Muth und List.

Wo sich Bremthals Mauern heben,
Liegt ein eisern Netz — fürwahr!
Künstlich, stark und wunderbar:
Dies errang des Vaters Streben
Einst in heilgen Lande; geben
Wirds der alte Burgvogt dir,
Und — den Riesen fangen wir."

Schnell mit liebentflammtem Blicke
Eilt er fort nach jenen Höhn.
Als des Morgens Flügel wehn,
Kehrt er mit dem Netz zurücke.
Bertha winkt: „Ha! Recht zum Glücke!
Weil der Ries am Baume sitzt
Und sich eine Pfeife schnitzt."

Fern kann ihn der Ritter schauen;
Lustig pfeift er, daß es gellt,
Wie in früher Fabelwelt
Der Cyclop[1] auf Aetnas Auen,
Einst, wie er, des Landes Grauen:

[1] Polyphem, der Vielrufer, auf Sicilien. Die Cyclopen, Riesen mit einem Auge auf der Stirne, waren von Milch lebende Hirten, nach Andren Schmiede in der Werkstätte des Feuergottes im feuerspeienden Berge Aetna.

Eppo reicht das Netzt und husch!
Tritt er wieder in den Busch.

Bertha steigt zur hohen Spitze,
Eilet, es umherzuziehn;
Moos und Blumen, die dort blühn,
Streut sie drüber; seinem Sitze
Naht der Ries in schwüler Hitze:
Welch ein holder Duft! Ihn freut
Baß der Schönen Sorglichkeit.

Taumelnd legt er sich und kettet
Sie nicht an; sein Auge sinkt,
Schnell das Band sie um ihn schlingt;
Eppo klimmt heran. „Gebettet
Ist er wohl! — Daß ich gerettet,“
Ruft die Maid, „mit Gott allein
Solls gedankt dir, Edler, sein!“

Dann erröthend sagt sie: „Wallen
Möchte zu der Heimath ich!“
Eppo drauf: „Ich führe dich!
Doch erst muß der Schlechte fallen;
Einst kann er dem Netz entwallen.“
Für den Ritter bebt ihr Herz;
Doch er sänftigt Angst und Schmerz.

Und geleitet sie zum Thale,
Fliegt zurück; der Ries erwacht,
Ringet, daß die Kette kracht,
Tobt und heult, wie zehn Schakale,
Bäumet sich mit einem Male
Hoch auf; doch der Rittersmann
Packt voll Muth den Recken an.

Stößt ihn kräftig fort und munter;
Mit Gepolter rollt im Schuß,
Gleich dem Plock des Sisyphus,[1]
Er den Felsenberg hinunter;
Sein Gebrüll ertönt darunter,
Und zertrümmert in dem Staub
Liegt er schon, der Falken Raub.

Eppo eilt, als überwunden
Jener, Bertha zu; sein Roß
Trägt nun beide nach dem Schloß;
Bald hat Liebe sie verbunden;
Wo die Schöne sich gefunden,
Wo er kam, sie zu befrein,
Wird gethürmt der Eppenstein.

Ein Gerippe[2] von dem Riesen
Glänzt zum Zeichen noch am Thor;
Wann der Frühling schwebt empor,
Und des Thales Blumen sprießen,
Wandelt Mancher durch die Wiesen
Auf der schön begrünten Bahn
Gern zur öden Burg hinan.

K. Geib.

[1] Nach der griechischen Fabellehre ist König Sisyphus verurtheilt, in der Unterwelt einen schweren Steinplock über einen Berg zu wälzen. Kaum hat er ihn mühsam auf den Gipfel desselben gebracht und vermeint ihn eben darüber hinunter zu werfen, so schlägt der tückische Stein (nach der Bestimmung der Götter) um und rollt mit donnerähnlichem Gepolter wieder in die Ebene zurück, und von Neuem muß er die schweißbringende Arbeit beginnen, ohne jemals seine Aufgabe lösen zu können, so daß seine Strafe ewig kein Ende nimmt. A. H.

[2] Jenes riesenhafte Gebeine, welches unter dem Thorgewölbe der Burg Eppstein in Ketten aufgehängt war und von Einigen für ein Wallfischgerippe, von Andern für die Knochen eines Mammuth, vom Volke aber für das Gerippe des Riesen gehalten wurde, befindet sich jetzt im Museum zu Wiesbaden. A. H.

Elegie auf der Ruine Eppstein.

Im ewgen Wechseltanz der flüchtgen Horen
Ist unsrer Welt kein Augenblick getreu;
Doch was wir Herrliches in ihm geboren,
Es bleibt für ewge Zeiten groß und neu.
Drum ist es schön, mit edlem Muth zu wagen,
Was uns erhebt noch in den spätsten Tagen.

Wer ruft mir hier aus längst erloschnen Stunden
Den großen Namen eines Adolph zu?
Wie Harfenton, dem sich ein Lied verbunden,
Durchzieht es dieser Trümmer stille Ruh.
Die Veste ist dem Zahn der Zeit verfallen,
Doch Adolphs Name, nie wird er verhallen.

Es schreiten jene riesgen Phantasieen
Mit stiller Macht durch die erstaunte Welt,
Und ob die Blumen längst auch nicht mehr blühen,
So lebt ihr Duft doch überm Sternenzelt.
So lebt die That des großen Geists hienieden,
Ob er auch selbst von dieser Welt geschieden.

Wer den Beruf in seiner Seele fühlet,
Der wage kühn das innere Gebot;
Und wenn er auch durch Schicksals Macht verspielet,
So ist sein größter Ruhm sein tapfrer Tod.
Denn herrlich ist es, im Beruf vollenden,
Der Feige nur mag nicht so glorreich enden!

Als Rudolph zu den Vätern heimgegangen,
Wer war wohl würdiger im deutschen Land,
Mit Kron und Scepter auf dem Thron zu prangen,
Als Nassaus Adolph, ders auch tief empfand? —

Denn Albrecht, Rudolphs übermüthger Knabe,
Er trüg, so schien es, bald das Reich zu Grabe.

Mit edlem Muth trat Adolph in die Schranken,
Ihn rief die Lieb zum Vaterland herbei;
Denn Albrecht wollte nicht vom Throne wanken,
Da ihm Geburt dies hohe Recht verleih.
So standen nun bei Göllheim beide Heere,
Zur Schlacht bereit und tapfrer Gegenwehre.

Der Edle fiel, wie nur ein Held kann fallen,
Im Kampfe um der Krone Eigenthum;
Des Siegers Name wird dahin verhallen,
Doch ewig bleibet Adolphs Glanz und Ruhm.
„Heut fiel der tapferste der deutschen Söhne!“
Rief selbst ein Feind [1] und weiht ihm eine Thräne.

Fr. Stoltze.

Der Maunstein auf dem Staufen.

Aus dem Feld, wo er, ein Ungewitter,
Hauste, und ihm mancher Lorbeer sproß,
Kehrte freudetrunken Eppsteins Ritter
In das alte, stolze Ahnenschloß;
Denn die Liebe schärfet seine Sporne,
Trudchen, das in seinen Träumen lebt,
Blühend, wo auf steilem Felsenhorne
Falkenstein sich in die Lüfte hebt.
Wohl noch brennt ihn manche tiefe Wunde,
Die er aus dem heißem Kampfe trug;
Aber tiefer die, so ihm die Kunde,
Ach, die schlimme, in dem Herzen schlug!

[1] Gerhard, Erzbischof von Mainz, der sich rühmte, die Kaiser in seiner Tasche zu haben.

„Frage, Arthur! nicht nach deiner Holden!“
Spricht sein Burgvogt, wie er ihn erblickt:
„Deiner Hoffnungsblumen schönste Dolden
Hat das Berges Riese dir zerknickt!
Mit Gewalt sah man ihn weg sie führen,
Böse Geister halfen ihm beim Raub;
Ihre Thränen konnten ihn nicht rühren,
Und für ihre Bitten war er taub!
Auf dem Staufen hält er sie gefangen,
Und sie seufzet dort in schwerer Haft;
Ach! Erlösung wird sie nie erlangen,
Denn den Unhold schützet höhre Kraft!“

Kaum vernimmt der Ritter diese Worte,
Wirft er ungestüm sich auf das Roß,
Sprengt im Fluge durch die hohe Pforte
Nach dem Berge vor der Väterschloß.
Tief im Schlummer lieget dort der Riese,
Unbesorgt, daß ihn ein Schwert bedräut,
Und sein Lager gleichet einer Wiese,
Reich mit Blumen mancher Art bestreut.
Ha! wie wendet sich das Herz dem Ritter
In dem Leibe, da er ihn erschaut!
„Komm hervor aus deinem engen Gitter,
Komm hervor, du treue Eisenbraut!“
Spricht er hastig und entzieht der Scheide
Rasch das kampfbewährte, scharfe Schwert,
Daß er Rache schaffe seinem Leide,
Dessen Flamme ihm das Herz verzehrt.
Doch vergeblich waren Stich und Hiebe,
Die er auf das Haupt des Riesen thut;
Huldigend des Schlafes starkem Triebe,
Liegt er da, und fließt kein Tropfen Blut.
Staunend steht der Ritter; doch, o Wonne,
Die Geliebte wird er dort gewahr!

Goldner schien wohl nimmer ihm die Sonne,
Doch sie birgt ihm, ach! auch die Gefahr;
Denn als kaum er will ans Herz sie pressen
Und umschlungen steht von ihrem Arm,
Wacht der Riese auf, der unterdessen
Seiner Ruh genossen sonder Harm.

Ha! wie zürnt er, da er schaut den Ritter,
Und wie grimmig er die Fäuste ballt!
Wie er brüllet, daß, ein Ungewitter,
Seine Stimme durch die Berge hallt!
Und von seinen bleichen Lippen rollte
Dumpf alsbald das Wort ins Thal hinein:
„An der Brust, wo er sich wärmen wollte,
Da erkalte er und werde Stein!"
Eine Fee, umstrahlt von lichtem Glanze,
Löste bald des Fräuleins schwere Haft,
Das im Kloster mit dem Palmenkranze
Schloß des Lebens öde Pilgerschaft;
Doch der Ritter steht seit jener Stunde
Dort, in Fels verwandelt, festgebannt,
Und am Staufen in des Volkes Munde
Wird noch heut der Mannstein er genannt.

Okriftel.

Es stürzen aus der Berge Schluchten
Die Waldgewässer wild und jach,
Und über seines Ufers Buchten
Schwillt hoch hinaus der schwarze Bach.
Die Felder verheert er, verwüstet den Hain
Und wälzet sich reißend hinab in den Main.

Bei Hofheim liegt an seinem Strande
Das Dörfchen Kriftel, still und klein;
Das schützt er sonst vor Durst und Brande,
Heut will er sein Verderber sein.
Schon schlingt er die Fluthen um Scheune und Haus
Und rauscht durch die Gassen mit wildem Gebraus.

Frei von den wildempörten Wellen
Bleibt nur des Dorfes obrer Theil;
Dort sucht das Volk auf sichren Schwellen
Für sich und seine Habe Heil.
Es härmet sich Vater und Mutter und Kind,
Laut tönet ihr Jammern durch Wogen und Wind.

Da stürzen dumpf der Brücke Pfeiler,
Die Lüfte füllt ein lauter Krach;
Und sieh! von dem bedrängten Weiler
Reißt einen Theil mit fort der Bach!
Reißt fort ihn und läßt ihn dort stehen am Main
Vor einem den Göttern geheiligten Hain.

Des Wegs daher indessen keichet
Ein altes Weib und steht, gebannt
Von diesem Schauspiel, und erbleichet,
Als sie ihr liebes Dorf erkannt.
„O Kriftel!" so ruft sie mit thränendem Blick,
„Was suchet dich heim für ein hartes Geschick!"

Doch blühte stolz am gelben Maine
Das neue Kriftel bald empor;
Es glänzten aus dem Götterhaine
Die rothen Dächer hell hervor:
Kaum wurde der Angstruf des Mütterchens kund,
Da hieß es Okriftel in jeglichem Mund.

Noch steht es an demselben Platze
Und wird, wie männiglich bekannt,
Noch heute so im Gegensatze
Zu seinem Mutterdorf genannt.
Es spiegelt im Main sich, gesegnet und reich,
Kein Dörfchen wohl ist mehr an Ursprung ihm gleich!

Die heilige Bilehildis.

(Um 650.)

Wohl führt ob seines Weines süßer Blume
Der Name Hochheims einen guten Klang;
Doch eine andre sing ich ihm zum Ruhme,
Bilhilden ist geweihet mein Gesang:
Vernimm, mein Volk, mit freundlichem Gemüthe
Mein schlichtes Lied von Hochheims schönster Blüthe!

Ein Engel von Gestalt, aus edlem Stamme,
War Bilehild auf Hochheims Flur erblüht;
Wer je gesehen ihrer Schönheit Flamme,
Dem war das Herz von Liebe heiß durchglüht;
Es schien verschwendet die Natur zu haben
An ihrem Bild die reichsten ihrer Gaben.

Doch, wie ihr Leib, war auch ihr Herz geschmücket
Mit jedem Vorzug, der ihm Werth verleiht;
Des Heilands Gnade hatte sie beglücket
Und frühe schon dem Christenthum geweiht;
Es schien des Himmels Huld mit jeder Tugend
Geziert zu haben ihre zarte Jugend.

Dem Herrn zu dienen, frei von irdschen Schranken,
In einer Klosterzelle stillem Raum,
War darum auch ihr seligster Gedanken
Und ihres Jugendlebens schönster Traum;
Doch anders pflegt nicht selten, als wir denken,
Die ewge Weisheit unser Loos zu lenken.

Kaum waren sechzehn Sommer ihr verflossen,
Als Herzog Hetan[1] warb um ihre Hand;
Und Bilehildis bot sie unverdrossen,
Obwohl ihr längst geträumtes Glück nun schwand;
Nicht ihres Herzens Triebe will sie stillen,
Ihr gilt der Eltern Wunsch für Gottes Willen.

„Erhabner Fürst!“ so sprach das edle Wesen,
„Nach meinem Willen dürft ihr fragen nicht!
Was mir der Eltern Sorge auserlesen,
Ist meinem Thun und Lassen heilge Pflicht;
Denn unter ihrer Willkür steht mein Leben,
Das Gott und sie erhalten und gegeben!

Doch wäre mir die eigne Wahl gelassen,
So möchte zwar als seinen Bräutigam
Den Heiland lieber wohl mein Herz umfassen
In einem Kloster, still und tugendsam;
Nun aber, da der Herr es anders füget,
So folg ich ihm, der niemals täuscht und trüget!“

Von ihrem Gatten heißgeliebet, blühte
Bilhildis, einer Frühlingsblume gleich;
Und da ihr Volk für sie gar innig glühte,
So war ihr Wirken froh und segensreich;
Nur Eines kümmert sie; all ihr Beginnen
Kann Hetan nicht fürs Christenthum gewinnen.

[1] Hetan I., Herzog von Franken und Thüringen. Bilhilde war die erste christliche Herzogin von Ostfranken.

Doch macht auch oft sein wilder Sinn ihr Schmerzen,
Sie fügt sich ihm mit Liebe und Geduld;
Trägt eine Hoffnung ja sie unterm Herzen,
Die bald wird sühnen seiner Kränkung Schuld;
Denn gern ließ er das Recht ihr angedeihen,
Des Leibes Frucht dem Christenthum zu weihen!

Da rief des Krieges wildentfachte Flamme
Den Herzog plötzlich auf das Schlachtenfeld,
Und Bilehilde zagte, gleich dem Lamme,
Als, wie ein Leu, zum Kampfe zog der Held;
Und zärtlich bat sie den geliebten Gatten,
Ihr Rückkehr zu den Eltern zu gestatten.

Wenn ungern auch, so ließ er doch sie ziehen;
Und flüchtig trägt auf glatter Wellenspur
Das Schifflein sie; des Maines Ufer fliehen,
Und bald begrüßt sie ihrer Heimath Flur.
O selges Aug, das Freudezähren weinet,
Wenn Langgetrenntes wieder sich vereinet!

Bald aber soll, o glücklichstes der Loose!
Bilhilden blühn noch eine größre Lust;
Ein zartes Söhnlein wiegt sie auf dem Schoose
Und Hetans Bildniß schließt sie an die Brust;
Nur Eines kümmert sie, daß fern er weilte
Und nicht mit ihr die Mutterwonne theilte!

Doch selten pflegt ein Glück für uns zu blühen,
So sproßt das Unglück ihm auch nicht mehr fern;
Wenn Herzen, von der Freude trunken, glühen,
Gesellt sich ihr der Schmerz nur allzugern;
Doch ists des Himmels Wink, der ihn bereitet
Und der zum Besten unser Schicksal leitet!

So war nur kurz auch Bilehildens Wonne,
Es hatte sie für Höheres gewählt
Der Herr; sie sollte leuchten, wie die Sonne,
Dem Bräutigam der Seelen anvermählt;
Drum sieht im Kampfe fallen sie den Gatten
Und früh den Sohn, den einzigen, bestatten.

Doch sah sie auch mit thränenfeuchtem Blicke
Auf ihrer Lebensfreuden frisches Grab;
So fügt sie willig doch sich dem Geschicke,
Das ihr nicht mehr genommen, als es gab,
Und preist mit frommem Sinne dessen Namen,
Von dem ihr Glück, wie ihre Leiden kamen.

Nichts bindet jetzt mehr ihren freien Willen,
Und Folge kann sie ihrem Wunsche leihn;
Drum eilt die Jugendsehnsucht sie zu stillen,
Dem Herrn im Nonnenschleier sich zu weihn,
Und läßt das Kloster Altenmünster bauen,
Das dort zu Mainz noch heute ist zu schauen.

Ein schönes Denkmal sind die stummen Mauern
Für sie, die hier ihr frommes Leben schloß,
Und sieht man auch die stillen Räume trauern,
Wo einst so reich die Saat der Tugend sproß;
Es ward der Schatz, den da sie sich erworben,
Durch Motten weder, noch durch Rost verdorben.

Und mögen darum auch die Zinnen stürzen,
Die uns ihr Streben noch bezeugen jetzt;
Das Denkmal wird kein Sturm ihr je verkürzen,
Das ihr zum Ruhm die Kirche hat gesetzt,
Die sie als Bild der Heiligkeit verehret
Und, ihrem Wandel nachzufolgen, lehret!

Der Hochheimer Markt.

Es lieget nicht gar weit von hier,
Den Main hinauf fünf Viertelstunden schier,
Ein schöner Ort am Berge hingelehnet,
Der seiner Größe nach zum Flecken aus sich dehnet,
Mit einem spitzen Kirchenthurm geschmücket,
Der weit und breit die Gegend überblicket.
Dort aus der Rebenhügel Morgendämmrungflor
Hebt majestätisch sich die Sonn empor.
Der ganze Flecken zeigt sich in der Ferne
Uns Mainzern gern, und wir — wir sehn ihn gerne.
Hier wurde seit den Zeiten unsrer Alten
Bis heuer alle Jahr ein großer Markt gehalten.
Das, denkt ihr alle insgemein,
Kann Anders nichts, als Hochheim sein!
Getroffen, dieses ists; der Wahrheit würd ich schaden,
Sagt anders ich; doch will ich nun einmal rathen,
Was eurem Sinn, als Hochheim ich beschrieb,
Gewiß, wie „Zweimal zwei macht vier,“ nicht fremde blieb.
Ihr habet, unter uns gesagt,
Im nämlichen Moment an guten Wein gedacht;
Drum bin ich überzeugt, daß ich den Zweck nicht fehle,
Wenn ich vom Wein und Markt und, wie mirs ging, erzähle.

Vom Himmel waren wir gesegnet;
Es hatte schon die ganze Nacht zuvor geregnet,
Als ich mit meinem Freunde, und mein Freund mit mir,
Durch wechselseitiges Versprechen theils gezwungen,
Theils auch aus Lust zur partie de plaisir,
Ein solospännig Chäschen uns gedungen.
Der Himmel mag sein Spiel auch noch so possig treiben,
Wer wird auf ein so hehres Fest zu Hause bleiben?
Wenns regnete, daß ihr auf mitter Chaussee schifftet,

Laßt euch nicht stören in dem herrlichen Genuß;
Es ist nun einmal so auf diesen Tag gestiftet,
Daß es mit Kübeln schütten muß.

Ich leite, meine Herrn! nun wieder ihre Blicke
Auf unsre Equipage zurücke.
Ein alter Kasten, roth beschmieret,
Mich deucht, mit Rothenrübenbrüh lakieret;
Die Räder dreierlei, das eine blau,
Zwei andre gelb, das vierte grau.
Kein Mensch vermochte es, die Schlinke aufzubringen,
Wir mußten übers Thürchen springen.
Die Kissen polstermäßig angepfropft,
Allein mit Roßhaar, das auf Wiesen wächst, gestopft.
Das stolze Pferd, ein blinder Renner,
Fünf Gulden werth für für jeden Kenner.
Vier Füße, die für Seitensprünge bürgten,
Drum hatten wir vor Scheun und Durchgehn nichts zu fürchten.
Der schlanke Hals, zur Erde hingerichtet,
Das Knochenwerk, zum Hütaufhängen eingerichtet;
Dem Hufe nach ein Frieseländer,
Dem Schwanze nach ein Engeländer.
Sein Alter wüßte ich, und kostet michs das Leben,
Euch so genau nicht anzugeben;
Nur so viel ist gewiß, wärs eines Menschen Sohn,
Er wäre längst schon aus der Conscription.

„Jü, jü! Ke, ke! Jü, jü! Fort, Schimmel, fort!"
Allein mein Schimmel bleibet an demselben Ort,
Und will nicht wenden, will nicht weichen.
Ich fange an, am Zaume hin und her zu geigen:
„Jü, jü!" — Das Luder regt sich nicht in seiner Scheere,
Und stellet sich, als wenn es taubstumm wäre.
Erst ohngefähr nach zwanzig Peitschenhieben
Fings an, dem edlen Thiere zu belieben,
Im Schneckenschritte vorzugreifen.

Auf Einmal hört ich Etwas wimmern, Etwas pfeifen,
Mir war, als hätten wir ein Kindlein überfahren;
Doch merkte ich sogleich, daß es die Räder waren.
Man hatte sie, Gott weiß, wie lang, herum gejagt
Und ihnen ihre Nahrung, Fett, versagt;
Daher sie, wie Franzosen oder Ratten,
So pfiffen, weil sie Hunger hatten.
Natürlich, wo der Gaul so hager,
Sind sicher auch die Räder mager!

Kaum hatten wir begonnen, abzureisen,
Verlor schon unser Hengst die beiden Vordereisen;
Doch wir die Köpfe nicht; nur frisch drauf zu kutschiert!
Doch halt! — Auweh! Ich glaub die Brück ist abgeführt!
Und wirklich war dem so; wir mußten dort gelassen
Zum Zeitvertreibe eine Stunde passen.
Am Ende gings. „Geschwind?" — Das kann nicht fehlen,
Genau konnt ich die Brückendiehle zählen,
An denen wir, gewiegt von aufgeregten Wogen,
Daß Gott erbarm! vorüber — flogen.
In Kastel schon ließ uns der Hunger keine Ruh,
Zwei Fläschchen stürzten wir und aßen was dazu;
Noch weit ging unser Weg, wir durften es nicht wagen,
Die langen Festungswerke durch bei leerem Magen
Uns und den alten Schimmel durchzuschlagen.
Vom Bären bis zum Kaßler Thor
Und weiter fiel uns nichts Besondres vor.
Wir waren nun gestärkt, und nichts mehr konnt uns hindern.
Durch eine Menge Menschen, groß und klein,
Vorbei an Bettlern mit geborgten Krüppelkindern,
Gelangten fröhlich wir zu Hochheims Thor hinein,
Und hörten überall auf ihren alten Geigen
Die Leezemer den Walzer streichen.

So naß, als hätten wir mit Kleidern uns gebadet,
Sind doch mein Freund und ich gleich auf den Markt gewadet.

Der Boden dort war zart, wie Nudeltaig,
Das Ganze einem Biwack gleich.
Hier Zuckerbäcker, Spengler, Krämer,
Spinnräder dort und Bauern, Pferdezähmer;
Hier schenkt man Gelbenrübenbrühe ein,
Dort gibts Kastanien und neuen Wein;
Von einer Menge Langenwaarenläden,
Wozu die Bratwürst auch gehören, nicht zu reden.

Es bildet, rings mit Tüchern überspannt,
Die Säcklerbude eine spansche Wand;
Dahinter seh ich einen Bauern gehen;
Ihm schenket, dicht an seiner Seite,
Herr Säcklermeister das Geleite.
Ha! Spieler seh ich dort bei falschen Würfeln stehen! —
Möcht Alles überschaun, möcht überall gern sein,
Denn mir behagt dies Rufen und dies Schrein;
Mich unterhält das laute Leben,
Der Menschen Handeln, Treiben, Suchen, Wirken, Streben,
Das sich in tausendfachen Scenen oft verliert:
Hier werden Hosen, dort das Glück probiert.

Nach kurzem, fröhlichem Verweilen
Beschloß ich, draus dem Viehmarkt zuzueilen,
Um nah dabei nach Muße stehn zu bleiben,
Wie dort die Juden ihre Massematten treiben.
Zum Glück gelangte ich dazu,
Als grad gehandelt ward um eine alte Kuh.
Nach dortiger Gewohnheit, klipp und klapp,
Gings Händeklatschen auf und ab.

„Horck, Seligmenche Kiderich!
Ich roth der, loß deß Kieche nit im Stich;
So krieschst de oser kaans in hunnert Jahr,
Deß is Galanteriecheswaar!"

„As ich der gebb en anzge Grosche mehr,
Saak, daß des Herzche Dideberje schaufel wer;
Wie mackst d'es oser lobe, bischt de klug?
Sein Buckel is mer lang nit braat genug!"

„Deß Bickelche nit braat genug, wie so?
S'is oser, wie e Dischplatt, un veiolebloo;
E Hernche hots, ich waaß, 's gefällt der wohl,
Grad wie e Faschtebretzelche, betrachts emol!
Sein Helsche schlockert, un was Falte dran,
Mer mahnt, es het e Schabbohhemdche an.
E Bärtche hots, wie unserahns, ganz ohne Bosse,
Es kennt sich alle Schawwes zwicke losse;
Un mit sein Schwenzelche michts hin und her,
Wie e Danzmanschterche die Kreiz un in die Quer.
Mein Maul werd mer vun lauter Schwetze trucke,
Sarche! loß mer emol e Schelche Koffche schlucke;
Du brauchschst die Millich nit zu schaune,
Ich zahl der'sch jo, nemm varzeh Baune!" —

Als sie durch Loben und Verachten
Den Preis der Kuh auf vierzig Gulden brachten,
Ward, ich blieb bis zum Ende gegenwärtig,
Der Handel unter beiden fertig.
Nun fasten wir im Wirthshaus Posten,
Den Zweiundzwanziger zu kosten,
Indessen unser Gaul, das alte Aas,
Das Füllsel aus dem Chäsenkissen fraß.
Wie viel wir tranken, ist euch ja all eins,
Wir kamen wohlbehalten noch nach Mainz;
Doch hätten wir kein Kütschchen mit gehabt,
Wir wären wankelmüthig heimgeschlappt.
Es kostete zehn Gulden schier
Uns beiden mit einander die Pläsir.
Sagt nicht, daß sie zu theuer wäre;
Denn ihr verdanke ich die Ehre,

Sie hier mit schwachen Rednergaben,
So gut ich konnt, erzählt zu haben!

Fragt nicht, wie unser Gaul sich später aufgeführet,
Wie der Vermiether hieß, der uns ihn vorgeführet!
Denn einer starb, der andre ist krepieret,
Weßwegen ich kein Wort von beiden mehr erwähne:
De mortuis non, nisi bene! [1]

Friedr. Lennig.

Makrian, der König der Buccinobanten. [2]

(371.)

1. Der Ueberfall im Wiesbad.

Es zieht aus seinem Schlosse der König Makrian;
Was mag er wieder hegen für einen Thatenplan?
Führt gegen Romas Adler von Neuem in das Feld
Sein treues Volk der kühne Buccinobantenheld?
Zuwider geht ihm längst zwar der Friedensbund mit Rom,
Ein Dorn ist seinem Auge der Feind am heimschen Strom;
Doch heute denkt der Recke an Fehde nicht und Streit,
Ein Paar getreuer Edlen nur bilden sein Geleit.
Ins Wiesbad muß er gehen, wo heiß die Quelle springt,
Die neue Kraft und Blüthe dem siechen Körper bringt;

[1] „Von den Todten nichts, als Gutes!"

[2] In der Umgegend von Wiesbaden, am Rhein, Main und auf den Gebirgen des Taunus finden wir zu dieser Zeit zwei Stämme des großen Völkerbundes der Allemannen, vereint zur Vernichtung der römischen Macht, wie zuvor der Bund der Franken. Auf den höheren Regionen der Gebirge wohnten die Buccinobanten, von denen noch heute der Trompeter den Namen führt, so genannt von ihren Hirten- und Streithörnern (buccina). Im Gegensatze zu ihnen hieß der in der wiesenreichen Ebene wohnende Stamm Mattiaker oder Mattenbewohner, welche Benennung sich von dem altdeutschen Worte Matte (Wiese) herleitet. Daher stammt denn auch der Name Wiesibad, Wiesenbad, Wiesbaden, während die Herleitung desselben von den Usipetern, oder Usipiern (Visipetri — Hißpätern — Heißbädern — Visbium) weniger zu begründen ist. Auch spricht dafür das Zeugniß der römischen Schriftsteller Plinius, Martial und Amm. Marcellin, welche diesen Ort Fontes Mattiaci und Aquae Mattiacae, Mattiakische Quellen und Mattiakische Wasser, nennen.

Muß waschen dort und baden, ihm ist es keine Lust,
Im warmen Wasserstrahle die kranke, schwache Brust.
Zu Mainz, der Römerveste, weilt Valentinian
Und sinnt mit seinen Feldherrn auf einen Kriegesplan:
Er weiß, was Makrianus schon längst im Sinne trägt,
Und will das Uebel heilen, bevor es Wurzel schlägt.
Da kommt ein Ueberläufer und zeigt dem Kaiser an:
„Wollt ihr den König fahen, so ist es bald gethan!
Er sitzet dort im Bade und wascht den kranken Leib;
Ein Ueberfall genüget, ist nur ein Zeitvertreib!"
Der Römer sinnt nicht lange; sobald erscheint die Nacht,
Setzt er auf Schiffen über mit auserlesner Macht.
Das stille Thal des Salzbachs führt ihn ans rechte Ziel,
Und seine Sorgen endet das rasch vollführte Spiel.
Doch sicher ist der Anfang, das Ende ungewiß!
Kaum war er auf dem Marsche, als eine Finsterniß
Eintrat, daß sich genöthigt, noch dem Castelle nah,
Er, an des Baches Ufern schon Halt zu machen, sah.
Streng wird es den Soldaten vom Kaiser untersagt,
Zu rauben und zu brennen, wies ihnen sonst behagt;
Und Trödler, welche harmlos des Weges ziehn noch spat,
Läßt morden er, daß sicher er bleibe vor Verrath.
Umsonst! Die wilden Krieger mißachten sein Gebot,
Und helle Flammen malen die dunklen Wolken roth;
Ihr tolles Schreien tönet laut durch die stille Nacht,
Und aufgeregt vom Lärmen wird fern des Königs Wacht.
Nicht kann es ihr entgehen, was da geschehen soll;
Drum bringt sie, banger Ahnung und treuer Sorge voll,
Auf einem schnellen Wagen den kranken Herrscher bald
Tief in der Berge Schluchten in einen sichren Wald.
Wer malt des Kaisers Ingrimm, als er dem Bade naht
Und den ersehnten Vogel im Neste nicht mehr faht?
Voll Zorn läßt er verwüsten des Lands ein großes Stück
Und kehret tiefbekümmert nach Trier dann zurück.

2. Der Friedensschluß bei Castel.

Im heißen Quell zu waschen die narbenvolle Brust,
Das war dem kranken Recken gar eine schlechte Lust;
Ihn freut es mehr, zu baden in seiner Feinde Blut,
Sobald durch seine Sennen schwillt neue Lebensgluth.
Er trifft die Römerschaaren vernichtend, wie ein Blitz,
Und nimmt von seinem Lande im Sturmesflug Besitz;
Ja drohet selbst den Mauern Moguntias Gefahr
Und ward dem Feinde furchtbar, wie nie zuvor ers war.
Der Kaiser, wiederkehrend, sieht, daß er durch Gewalt
Nichts richte, und gebietet dem Zorn des Herzens Halt.
Nur Makrianus Freundschaft kann bringen ihm Gewinn,
Drum fühlt er sich gedrungen, zu ändern seinen Sinn.
Er läßt den König laden durch eines Herolds Mund
Und bietet an von Neuem ihm seiner Freundschaft Bund;
Und dieser im Bewußtsein der Ueberlegenheit
Erkläret sich zum Frieden willfährlich und bereit.
Er kommt; hochaufgerichtet steht an des Rheines Strand,
Die Krone auf dem Haupte, den Zepter in der Hand,
Umrauschet von dem Klirren der Waffen seiner Schaar,
Mit kühnem Feuerauge der stolze deutsche Aar.
Der Kaiser kommt gefahren auf dunkler Wogenbahn
Von Mainz mit seinen Feldherrn in reichgeschmücktem Kahn:
Von Weitem macht ihn kenntlich schon seiner Waffen Glanz,
Die strahlend wiederspiegelt der krausen Wellen Tanz.
Sowie er tritt ans Ufer, grüßt ihn der laute Klang
Der angeschlagnen Schilde und deutscher Stimmen Sang:
Das war ein Klirrn und Rauschen, womit man ihn empfing,
Daß Sehn dem weichen Römer und Hören fast verging!
Jetzt endlich ist mit Mühe der wilde Lärm gestillt,
Der Sturm hat sich geleget, der in den Herzen schwillt;
Und nun erst gibt die Stätte wahrhaft das Ansehn kund,
Daß hier zwei Herrscher eine des Friedens hehrer Bund.

Der Kaiser bietet willig sein Eideswort zum Pfand,
Nicht ferner zu betreten des Rheines rechten Strand,
Und leistet für den Schaden, den jüngst verübten, gern
Ersatz, daß er nur halte die grimmen Deutschen fern.
Dafür gelobt der König, zu Mainz den Römeraar
Nicht fürder zu bedrohen mit seiner Krieger Schaar,
Die Schild und Schwert zusammen mit lautem Jauchzen schlug,
Als von dem deutschen Ufer der Strom den Kaiser trug.

Dichterische Beschreibungen des Wiesbads.

1.[1]

(1640.)

Wißbaden, die uralte Statt,
Ohnfern vom Rhein ir Wonung hat,
Gegen dem Rheingau und Statt Mentz
Ligt am Gebürg in schöner Grentz.
Inn Historien wol bekannt
Die Bäder sindt im gantzen Landt.
Es ist diß Orts berümpt sehr weitt
Ein hochverstendig Obrigkeitt.
In Gottesforcht ein erbar Rhat
Fürwar den Scepter fürt gerad.
Nach Gstalt des Himmels Firmament
Ist guter Wißwachs an dem Endt.
Drumbher gut Lufft und Ackerfeld,
Vil Weinberg, alles wol bestelt.
Schöne Gärtten, fruchtbare Bäum
Helt man allhie inn gutem Zäum.
Das Teutsch redt man sehr schön und fein,
Wie du hörst an den Jungfräulein.
Die Saltzbach gibt viel Krebs und Fisch,
Auch Wiltbret man hier tregt zu Tisch.

[1] Der Verfasser hat dies Gedicht zugleich auch in lateinischen Distichen bearbeitet.

Ein treflich Malwerck hats allhir,
Solt sicherlich das glauben mir.
Sauer Brunn und ferniger Wein
Inn billichm Wert hie sind gemein.
Im Wißbad ligt ein altes Schloß
Am Bezirck wol verwart und groß,
Adlich Wonungen, ein schön Rathhauß,
Auch zirlich Bäder sindt durchaus,
Bistu in grosser Mattigkeit,
Herrlich es dient zur Gesundheit.
Heidnisch Gemäur, Monimenten
Werden hir gezeigt den Frembden.
Schaw doch, mein liber Freundt, zu Hant
Den Sidbrunn bkannt im gantzen Lant.
Noch umb die Statt drei Brünnlein sindt,
Aus welchen gsundt süs Wasser springt.
Die Schul, so hievor wohl regirt,
Wirdt durchs Kriegs Wesen tribulirt.
An Gottes Wort es mangelt nicht,
Gnug wird hierinn das Ampt verricht.
In der Kirch schön Epitaphen
Zu sehen von Herrn und Grafen.
Das von Langeln adlich Geschlecht
Ist tugendhafft, geneigt zum Recht.
Kriegs Obersten hir Wonung han,
Lobwürdig ist der Ackermann,
Metziger, Krämer und Schröpffer,
Balbirer, Becker undt Töpffer,
Schumacher, Schneidr, so wol ir Schmitt,
Seydt alzmal begriffen hirmit.
An allerhant gschönen Waren
Die Füll war in guten Jaren.
O wers noch um dieselbe Zeitt,
Wie wer ewr Rhum bekannt so weitt.
Sonst war auch untr der Burger Schar

Kein Stoltzr und Faulr zu finden dar,
Und wer auch jetzt noch arbeiten mag,
Bekommpt sein Brodt hie alle Tag.
Vor euch, ir armen Krüppel, schaut,
Ein reicher Spitahl ist erbaut.
Von mehr Herrlichkeit zu sagen,
Wils die Zeit jetzt nitt ertragen.
Ade! mein Reim beschlissen thu,
Halt uns, o Gott! inn gutter Rhu!

Martin Venator.

2.

(1740.)

Und soll ich dich nicht auch besingen,
Du Matten- oder Wiesenbad?
Soll ich nicht dem ein Loblied bringen,
Der hier solch grosses Wunder that?
Nein, wahrlich! hier ist Gottes Finger,
Die Allmacht zeigt sich fast so reich,
Und ist an Kräften kaum geringer,
Als wie dort in Bethesdens Teich.
Er wollt ein Mittel offenbaren,
Das alle Mittel übertrifft.
Hier quillt seit mehr, als tausend Jahren,
Der ärgsten Seuchen Gegengift;
Hier fließt für mancherley Gebrechen
Ein wunderthätig Polychrest,[1]
Von dem man sich kann Trost versprechen,
Wenn uns der Arzt nichts hoffen läßt.
Hört, wie mit sprudelndem Getümmel
Das Wasser aus den Röhren springt,
Und wie sein fetter Rauch gen Himmel,
Woher er kommen, dankbar dringt,

[1] Polychrest heißt eine Arznei, die gegen viele Krankheiten dienlich ist.

Ein rauchend Opfer dem zu reichen,
Der diesen Quell entspringen ließ,
Und uns dadurch ein herrlich Zeichen
Von seiner Huld und Allmacht wies.
Am Fuß, wo sich in breite Höhen
Der altberühmte Taunus streckt,
Sieht man das Wunderbad entstehen,
Das so viel Furcht, als Lust erweckt.
Lust, weil man es mit Nutz gebrauchet,
Indem es lindert, heilt und wärmt;
Furcht aber, weil es wallt und rauchet,
Und unaufhörlich schäumt und lärmt.
Es theilt sich in drey grosse Quellen,
Woher viel kleine kommen sind,
So daß in sechs und zwanzig Stellen,
Und mehr, ihr heilsam Wasser rinnt.
Doch ist kein Mangel zu befahren,
Es hat stets einerley Gestalt,
Und ist von so viel hundert Jahren
Von gleichen Kräften und Gehalt.
Wollt es die Sterblichkeit vergönnen,
Und käm ein Römer an das Licht,
So würd er zwar die Stadt verkennen;
Allein die warmen Bäder nicht.
Hier wollte Drusus gerne wohnen,
Hier legt er Thor und Vestung an,
Hier lagen seine Legionen;
Hier hat Licin[1] die Cur gethan.
Man findet noch viel Ueberschriften,
Die von den Römern Meldung thun;
Auch werden in versteckten Grüften
Hierum noch manche Römer ruhn.
Was hemmt dem Ackersmann die Pferde?
Weswegen steht und stockt sein Pflug?

[1] Q. Licinius Trio, unter Augustus Statthalter von Gallien.

Er wundert sich, sticht in die Erde,
Und findet einen Todtenkrug;
Den wirft er hin; als er zerbrochen,
Ruft eine hohle Stimm im Feld:
Verschone meiner stillen Knochen,
Ich bin ein alter Römerheld!

Doch wer vermag nun auszuführen,
Was solche grosse Hitz erweck?
Man wird nur Müh und Zeit verliehren,
Und kömmt jedennoch nie zum Zweck.
Hier hat sich die Natur verborgen:
Sie läßt zwar ihre Wirkung sehn;
Doch können wir mit allen Sorgen
Nicht bis zum Grund und Ursprung gehn.
So weit kann Menschenwitz nicht dringen,
Er ist zu stumpf, zu schwach und klein.
Gott will hier, wie in andern Dingen,
Bewundert, nicht begriffen seyn.

Zwar geben unsre neuen Weisen
Die Ursach dieses Siedens an:
Der eine will den Kiesstein preisen,
Wie der von Berger dargethan;
Wiewohl es Lister erst ersann.
Ein andrer schreibet es dem Kampfe
Ungleichgesinnter Salze zu,
Und daß daher das Wasser dampfe,
Und solche Wundercuren thu.
Ich aber fall von dieser Wärme
Mehr der bejahrten Meynung bey,
Daß in dem weiten Erdgedärme
Ein unterirdisch Feuer sey,
Woher das Wasser braus und walle,
Und solche Wunderwerk entstehn,

Wodurch die Kräfte der Metalle
In die gesottnen Tropfen gehn.
Durch mineralisches Geäder
Dringt die gekochte dünne Flut;
Daher entstehn die warmen Bäder,
Drum sind sie für Gebrechen gut:
Denn weil sie, da sie circuliren,
Die zartste und geheimste Kraft
Den Mineralien entführen,
Wird solcher grosser Nutz geschafft.
Will aber jemand Zweifel tragen,
Ob Flammen in der Erden seyn;
Der mag Sicilien befragen,
Wo Berge grimmig Feuer speyn:
Er sehe die Phlegräer Flächen
Mit unerschrocknen Augen an,
Wo Flammen aus der Erde brechen;
So wird sein Zweifel abgethan.
Was aber diese Glut erhalte,
Und ihre feiste Nahrung sey,
Daß sie zu keiner Zeit erkalte,
Da wohnt uns nichts gewisses bey.
Zwar Baccius und Kircher haben
Viel Meynungen hervorgebracht;
Allein es bleibt vor uns vergraben,
Und steckt noch in der dicksten Nacht.
Gott, der die Glut selbst angeflammet
Gleich von dem Anbeginn der Welt,
Weiß nur allein, woher sie stammet,
Und was sie immer unterhält.
Uns ist hierzu kein Witz verliehen;
Wie eifrig man es untersucht,
Ist doch der Sterblichen Bemühen
In diesem Stück ohn alle Frucht.
Es wird uns wohl verborgen liegen,

So lange wir noch irdisch sind,
Bis daß wir einst mehr Klarheit kriegen,
Und unser Geist mehr Licht gewinnt.
Was mehr gewisser kann man sagen,
Woraus das warme Bad besteh,
Wodurch es manchen Leibesplagen
Mit Heilungskraft entgegen geh.
Wenn man es nach der Kunst probiret,
Und durch die Glut zur Beichte zwingt;
Erfährt man, was es bey sich führet,
Und woher seine Kraft entspringt,
Ein heilsam Eisensalz durchwürzet
Die siedendheiße Lebensflut,
Das aus geheimen Adern stürzet,
Und solche Wundercuren thut.
Ein Vitriol von zartem Geiste,
Ein Schwefel von besondrer Art,
Ist, wie man sieht, das allermeiste,
Was in dem Bad sich offenbart.
Dieß lehrt auch nach dem Augenscheine
Die Gegend selbst mehr, als zu wohl;
Sie ist voll Kies- und Eisensteine,
Nebst selbstgewachsnem Vitriol.
Auch sind von einer Eisenerden
Die Röhren meist so angefüllt,
Daß sie dadurch oft enger werden,
Als daß daraus das Wasser quillt.
Ein fettes Wesen, das nicht selten
Als Haut auf diesem Bade schwimmt,
Kann ferner zum Beweisthum gelten,
Daß hier ein sanfter Schwefel glimmt.
Auch läßt es noch ein Salz entfallen,
Wenn es wohl eingesotten ist,
Das seine glänzenden Crystallen
Meist in ein förmlich Viereck schießt.

Dieß dient die Därmer auszuspühlen,
Wenn mans in Wasser schmelzen läßt;
Daneben pflegt es auch zu kühlen,
Und stört der Würmer schädlichs Nest.
Doch bleibt uns hier auch viel verholen,
Das wirklich in dem Wasser steckt,
Und dennoch durch den Zwang der Kohlen
Sich unsrem Forschen nicht entdeckt.
Ein geistiges elastisch Wesen
Ist würklich das, was drinnen liegt;
Doch läßt sichs nicht zusammen lesen,
Dieweil es alsobald verfliegt.
Umsonst sind der Chymisten Künste!
Des Wassers eigentliche Kraft
Verdämpfet in die zärtsten Dünste,
Und wird vom Wind hinweggerafft.
So bleiben uns die besten Stücke
Des Kraftgewässers doch verhehlt,
Womit es zu der Menschen Glücke
Einst Gott und die Natur beseelt.
Und folglich ist auch unser Wissen
In dieser Absicht seicht und leer,
Indem wir das entbehren müssen,
Was zur Erkenntniß nöthig wär.

Inzwischen läßt sich aus den Theilen,
Die sichtbar sind, so viel verstehn,
Mit was für grosser Kraft zu heilen
Das Wasser von Natur versehn.
Von innen dient es abzuführen,
Und macht das Eingeweide rein;
Es säubert Blase, Darm und Nieren,
Und treibt den Gries und Lendenstein;
Es öffnet die verstopften Gänge
In Leber, Milz, Netz und Gekrös,

Und kein Canal ist ihm zu enge,
Es dringt durch jegliches Gefäß.

Doch kann das äusserliche Baden
Fast größren Nutzen nach sich ziehn,
Es heilet manchen alten Schaden,
Der aller Kunst unheilbar schien.
Den Aussatz, Ausschlag, Krätz und Beulen,
Und was man sonst Scorbut benennt,
Ist diesem feuchten Arzt zu heilen
Durch Güte der Natur vergönnt.
Wer lahm ist, wen der Schlag getroffen,
Wen Gicht und Podagra befällt,
Der kann hier auf Genesung hoffen,
Und wird oft glücklich hergestellt.
Ein schmerzhaft Foltern in dem Rücken,
Ein pfriemengleiches Lendenweh
Läßt sich hier leichtlich unterdrücken
Durch diese nasse Panacee.[1]
Wenn Jungfern keine Rosen blühen,
Und Weiber noch nicht Mütter seyn,
Wird beiden oft das Glück verliehen,
Daß sie sich ihres Wunsches freun.
Doch zeigt es seine größte Stärke,
Wo Glieder ganz unbrauchbar sind;
Da thut es solche Wunderwerke,
Daß es oft schwerlich Glauben findt.
Ich kann selbst aus Erfahrung sagen,
Daß ich oft Leute bringen sehn,
Die fühllos auf den Betten lagen,
Und konnten doch bald wieder gehn.
Sollt man die Kricken haben können,
Die mancher Lahme von sich warf,
Was hätte man für Holz zum Brennen,

[1] Panacee heißt ein allgemeines Mittel für allerlei Krankheiten.

Wär auch der Winter noch so scharf?
Denn für die Lähmung schlaffer Nerven
Ist dieses Bad ein Balsamsaft,
Und den geschwächten Geist zu schärfen,
Hat es fast unerhörte Kraft.
Es leben mehr, als tausend Zeugen,
Die dieses Bades Ruhm erhöhn;
Drum will ich wohlbedächtig schweigen,
Und hier halb müde stille stehn.

Dan. Wilh. Triller.

3.

(1758.)

Freund! was pflegstu wohl zu dencken,
Wenn du diese Quellen siehst,
Die dir solch ein Wasser schencken,
Das sich siedendheiß ergießt,
Und dabey durch seine Kräfte,
Die verdorbnen Lebens-Säfte
Deines Cörpers wärmt und heilt,
Und neu Leben dir ertheilt?

Du besinnest dich sehr lange,
Eh du sagest, was du denckst;
Ja, mich deucht, es wird dir bange,
Bis du dich zum Ausspruch lenckst;
Deine forschenden Gedancken
Wollen hin und wieder wancken,
Dein Gemüthe, zweifelsvoll,
Weiß nicht, was es schliessen soll.

Freund! so ist es, frey zu sagen,
Unser Sinn irrt hier herum,
Und man bleibt bey allem Fragen
Ueber dieses Wunder, stumm.

Wasser kocht hier aus der Erde;
Wie es aber kochend werde,
Dieses bleibet dem Verstand
Schwacher Menschen unbekannt.

Leute zwar sind gnug zu finden,
Die nicht nur durch Kunst und Fleiß
Starck bemüht sind, zu ergründen,
Woher dieses Wasser heiß?
Nein! die selbst in vielen Büchern
Uns aufs kräftigste versichern,
Daß sie würcklich ausgespührt,
Woher diese Hitze rührt.

Einer will ein Feuer wissen,
Das in tiefer Erde brennt,
Und den nahen Wasser=Flüssen
Eine stäte Hitze gönnt.
Dieser meynt, die Erden=Säfte
Würden durch des Wassers Kräfte
Aufgelöst, und so bewegt,
Daß sich solche Hitz erregt.

Jener glaubet, daß das Wallen
Dieses Wassers hin und her
Und sein heftig Steig= und Fallen
Ursach dieser Hitze wär.
Dieser meynet, daß die Erde
Durch sich selbst erhitzet werde,
Diese Hitze nähm sodann
Das durchrinnend Wasser an.

Freund! lies alle diese Lehren,
Lies sie vielmal mit Bedacht;

Laß dir jedes recht erklären,
  Was dis Wasser feurig macht.
Sag sodann, ob sich dargegen
Nicht gar starcke Zweifel regen,
  Und ob jeder Meynung nicht
  Viel an Gründlichkeit gebricht?

Manche zwar wird sehr gepriesen,
  Und fast als gewiß geacht,
Mit viel Gründen auch bewiesen,
  Und bestmöglichst klar gemacht;
Wenn wir aber Witz und Dencken
Scharf auf solche Gründe lencken,
  Treffen wir noch vieles an,
  Das uns irre machen kan.

Dem, der Erd und Himmel füllet,
  Dessen göttlichen Verstand
Keine Finsterniß umhüllet,
  Dem, nur dem, ist es bekannt,
Woher diese Hitz entspringet,
Die durch dieses Wasser dringet,
  Und ihm solche Kraft ertheilt,
  Daß es wunderwürdig heilt.

Er hat selbst zu diesem Brande
  Schon den Stoff zurecht gemacht,
Als die Welt durch ihn zu Stande
  Und in Ordnung ward gebracht;
Er hat durch sein göttlich Walten
Solchen auch bisher erhalten,
  Daß er dieses Wassers Fluß
  Stäts, ohn Abgang, hitzen muß.

Freund! Der ists, den diese Quellen,
  Die in diesem Brunnen glühn,

Sichtlich uns vor Augen stellen,
Und uns fühlbar zu ihm ziehn;
Dessen Stimm wir hören schallen
In dem Sieden, Brausen, Wallen,
Ja, den jeder Dampf uns zeigt,
Der hier in die Höhe steigt.

O! daß wir ihn finden möchten,
Hier in diesem Wunder-Brand!
O! daß wir von Hertzen dächten:
Hier ist, warlich! Gottes Hand!
O! daß wir mit Ehrfurchts-Trieben
Innigst uns zu ihm erhüben,
Der auf so besondre Art
Seine Macht hier offenbahrt!

Ist es möglich, daß wir stehen
Hier an dieses Brunnens Rand,
Und sein feurig Wasser sehen
Mit bewunderndem Verstand?
Sehen, wie es kocht und rauchet,
Fette Kräfte von sich hauchet,
Stäts in gleichem Grade brennt,
Und nie eine Aendrung kennt?

Ist es möglich, daß wir gehen
Hin, wo sichs in Bäder gießt,
Und den fetten Balsam sehen,
Der auf seiner Fläche fließt;
Ja uns in denselben setzen,
Unsre Glieder wärmend netzen,
Daß der Pein, die uns beschwehrt,
Dadurch kräftig wird gewehrt?

Ist es möglich, daß wir gehen
Hin, wo man dis Wasser trinckt,

Und den grossen Nutzen sehen,
Den es krancken Cörpern bringt;
Ja dasselbe selbst geniessen,
Mit so glücklichem Erspriessen,
Daß der Schmertz, der uns gepreßt,
Seinen festen Sitz verläßt?

Ist es möglich, daß wir können
Alles dies bewundernd sehn,
Und doch nicht im Geist entbrennen,
Zu der Haupt-Quell hinzugehn,
Den zu suchen und zu ehren,
Dem das Hertze zuzukehren,
Der durch seine Güt und Kraft
Alles dieses würckt und schaft?

Eins mit von den größten Wercken,
Die die Welt uns zeigen muß,
Dran sich Gott läßt greifflich mercken,
Ist ein heisser Wasser-Fluß,
Der aus tiefer Erde steiget,
Niemals eine Aendrung zeiget,
Und in Leibes-Schwächlichkeit
Wundervolle Hülf verleiht.

Warlich! das sind solche Sachen,
Die kein blosser Zufall stift,
Und durch seine Kraft kan machen,
Daß sie keine Aendrung trift.
Nein! man merckt an solchem Wercke
Absicht, Güte, Weisheit, Stärcke,
Kurtz: es zeugt von einem Geist,
Der was Göttlichs an sich weist.

Freund! wer unsern Brunnen siehet,
Wie er stäts unwandelbahr

Feuchtes Feuer von sich sprühet
Tag vor Tag und Jahr vor Jahr;
Ja, wer selbst sein Wasser brauchet,
Sich in dessen Balsam tauchet,
Und, durch seine Kraft gestärckt,
Heyl in Leibes-Schwachheit merckt;

Freund! wer alles dis erfähret,
Und nicht Gott hierbey erkennt,
Ihn nicht hertzlich preist und ehret,
Nicht in seiner Lieb entbrennt,
Ja wohl gar durch freche Sünden
Noch kan seinen Zorn entzünden,
Der ist, kurtz und frey erklärt,
Keines Menschen-Nahmens werth!

Gottfr. Ant. Schenck.

Baderegeln.[1]

1.

(1610.)

Höer Gast, der du brauchst dieses Bad,
Diß Regel halt, ist dir ohn Schad:
Früh, wann du aufgestanden bist,
Verricht dein Gebät zu jeder Frist.
Dann folgends, wann sechs schlägt die Glock,
Zieh aus dein Wambs, das Hembd und Rock,
Geh in das Bad, es thut dir wohl,
Jedoch merck drauf, dann es nicht soll
Zu heyß seyn anfangs überaus,
Du wirst sonst matt, und schlägst bald aus.

[1] Da es nicht uninteressant sein dürfte, aus diesen Versen die damalige Badeart und Diätordnung im Gegensatze zu der heutigen kennen zu lernen, so fanden sie hier auch schon deshalb eine Stelle.

Bleib drin nicht länger, dann ein Stund,
Bis sieben schlägt, ist gar gesund.
Geh raus, und zieh an deine Jupp,
Den Koch frag, ob gar sey die Supp?
Wann selbig dir ist angericht,
Ein guten Trunck vergiß dann nicht.
Ferners geh vor das Thor spatzirn
Zum Wiesen=Brunn, dich zur lustirn.
Um halber zehen merck mich eben,
Thue dich wieder ins Bad begeben,
Ein Stund sollstu dann bleiben drein,
Mittler Zeit wird es Mittag seyn.
Alsdann schmeckt der Trunck grausam wohl,
Jedoch seh zu, sauf dich nicht voll.
Auch mäßiglich sonst halte dich!

* * *

Weiter merck mich ohn allen Schertz,
Mit guter Luft erfrisch das Hertz,
Bis es wird um die Vesper=Zeit,
Ein Bettlein wird dir seyn bereit,
Darein du sollest schlafen gahn,
Bis fünf schlägt, dann solltu aufstahn,
Ins Bad dich wiedrumb fügen bald,
Der Wein in dem wird eben kalt.
Um siebne mach dich aus dem Bad,
Erfrisch das Hertz mit eim Salat.
Nach diesem thue dann dein Gebät,
Und füg dich wiedrumb zu deim Bett,
Schlaf ruhig ein die gantze Nacht.
Doch letzlichen noch eins betracht,
Dann so du gantz gebadet aus,
Und willst wiedrumb fahren nach Haus,
So zahl den Wirth, danck Gott dem Herrn,
So wird er zum Bad Glück beschehrn.

Mich. Casp. Lundorf.

2.

(1740.)

Wunder des Höchsten! gesegnete Quelle!
  Selbst durch die Hände des Schöpfers gekocht!
Kräftiges Mittel für mancherley Fälle,
  Wenn nun die Aerzte nichts weiter vermocht!
Fliessender Schwefel und trinkbares Eisen,
O wer vermag dich nach Würden zu preisen?

Deine begeisterten Fluten beseelen
  Starrende Nerven und stockendes Blut;
Doch wer kann alle die Wirkungen zählen,
  Die dein balsamisches Wasser stets thut?
Wären doch vor der erstaunlichen Menge
Blätter, ja Bücher bey weitem zu enge!

  Doch, daß das Bad nicht Schaden bringe,
Wie man davon Exempel weiß;
So merke man nur die drey Dinge:
Nicht allzu lang, zu tief, noch heiß!
Man muß es nicht zu lange brauchen,
Zumal wenn man den Anfang macht;
Auch hat zu tief sich einzutauchen
Angst, Keuchen und mehr Noth gebracht.
Wenn man sich bis zur Hüfte setzet,
So geht man tief genug hinein.
Doch, soll der Oberleib benetzet
Und durch das Bad erwärmet seyn;
So wird mit eingetauchten Schwämmen
Und nassen Tüchern dieß gethan,
Als wodurch man die Schmerzen hemmen
Und Gliederlindrung schaffen kann.
Nichts aber bringet größren Schaden,
Nichts kann mehr Unheil nach sich ziehn,
Als wenn durch allzuheisses Baden

Die überschwemmten Cörper glühn.
Da setzt es Haupt- und Magenschmerzen,
Da wallt und steigt das Blut empor,
Da fühlt man Klopfen in dem Herzen,
Da saust und braust es vor dem Ohr,
Da wird ein Schwindel oft verspüret,
Da folgt oft Ohnmacht auf das Bad,
Ja, manchen hat der Schlag gerühret,
Weil er zu heiß gebadet hat.
Man brauch es laulich und gelinde,
Und dergestalt sanft abgekühlt,
Daß man die Wärme kaum empfinde;
So wird der rechte Zweck erzielt.
Darneben lebe man beym Baden
Socratisch [1] und in Mäßigkeit,
Und meide sich zu überladen,
Weil sonst die Cur nicht wohl gedeyht.

Ihr nun, die ihr hieher gereiset,
Gedenket stets an eure Pflicht,
Daß ihr den Schöpfer dankbar preiset,
Der dieses Heilbad zugericht.
So oft ihr trinkt, so oft die Fluten
Euch über eure Glieder gehn,
So sucht den Brunnquell alles Guten
Mit Lob und Danke zu erhöhn.
Laßt euch den heissen Quell entzünden,
Daß ihr nicht kalt und fühllos seyd,
Den Schöpfer im Geschöpf zu finden,
Der dieses Gnadenbad verleiht.
So werdet ihr nach Wunsch genesen,
So ist die Cur an Leib und Geist
Euch nützlich und beglückt gewesen,
Und ihr seyd nicht umsonst gereist.

[1] Das ist: Nüchtern und mäßig.

Gott will für diese Wundergaben,
Die er so reichlich uns geschenkt,
Nur ein erkenntlich Herze haben,
Das seiner beym Genuß gedenkt.
So laßt uns denn den Höchsten loben
Bey dieser wunderbaren Flut!
Wie groß ist der im Himmel oben,
Der hier so grosse Wunder thut!

So rauschet und rauchet, ihr fliessenden Flammen,
So wallet und siedet dem Höchsten zum Preis;
So schäumet und wirbelt euch eifrig zusammen,
So bleibet stets heilsam, so bleibet stets heiß,
Damit einst, nach tausend verstrichenen Jahren,
Die spätesten Enkel noch Wirkung erfahren!

Strömt ferner und dienet den Armen und Reichen
Mit einerley Nutzen und einerley Kraft;
Heilt künftig noch allerhand grimmige Seuchen
Mit eurem gestählten und ölichten Saft,
Und zeiget durch sonst nicht zu hoffende Curen
Der mächtigen Gottheit untrügliche Spuren!

Es woll euch dieselbe noch weiter beschützen,
Damit euch nichts Schaden und Hinderung bringt!
Es müssen nie feindliche Schwerdter dort blitzen,
Wo euer gesegneter Brunnquell entspringt,
Daß viele mit Rühmung der göttlichen Gnaden
Zu ihrer Gesundheit oft trinken und baden!

D. W. Triller.

Wiesbadens Lob.

1.

(1637.)

Wann von dem Himmel ja ein Orth mit grossen Gaben
Gezieret ist, so kan am Rheinstrom man ihn haben.
Umb Maintz herumb, da ist der wunderschöne Platz,
Das Lusthauß der Natur, ihr allerschönster Schatz.
Korn, Wein, gesunde Lufft, die Felder, Wälder, Wiesen,
Die werden hierherumb vor andern alln gepriesen:
Was ein gesunder Leib an Nahrung wünschen kan,
Das findet man allhier: ja, so ein krancker Mann
Ingleichen Mittel sucht, der darf nicht weiter reysen,
Ein Brunnen wird man ihm zu Langen-Schwalbach
weisen.
Nicht weit davon ein Bad, so man Wißbaden nennt,
Der Kranckheit wird dadurch der Weg gar bald verrennt.
Der Sauerbrunnen thut eröffnen und erweichen,
Wil nicht in seiner Krafft des Iovis nectar weichen,
Wißbaden von Natur ist warm, eröffnend, heiß,
Mit dir, o Siloe, es streitet umb den Preiß.
Das warme Wasser fleust auß harten steinern Ritzen,
Entzündet thut es auß den Schwefel-Kammern schwitzen,
Ja, in dem Schlangenbad gantz mitten in dem Rhein
Find man ein Wasser, das gantz warm und heiß thut seyn.
Mit kaltem Wasser es zwar gäntzlich ist umbgeben,
Gleichwohl erhelt die Wärm darzwischen sich beym Leben.
Mir zweiffelt auch gar nicht, daß allerhand Gestein
Vom guten Ertz hierumb nicht solt zu finden seyn,
Wann man nur suchen wolt und einen Muth thät fassen,
Darbey gelehrte Leut, die das verstehn, nit hassen.
Wer wolte wissen, wo des Wißbads Würckung wer,
Wann nit Herr Hörnigk[1] hät beschrieben seine Ehr?

[1] Ludwig von Hörnigk in: „Wißbades Beschreibung, 1637.“

Den Sauerbrunnen auch, den hat in vielen Fragen
Der gantzen erbarn Welt Herr Hörnigk vorgetragen.
Ich wünsche Glück dazu. Gott gebe diß darbey,
Daß eines Bergwerks auch er ein Erfinder sey,
Diß eintzig geht noch ab dem hochgelobten Lande.
Gott gebe die Genad und öffne diese Bande;
Er segne dieses Land, damit an Golt und Gelt
Fürters kein Mangel sey in dieser kleinen Welt!

Joh. Joach. Becher.

2.

Aich hun in meim Lewe viel Länner gesehn,
Doch kans, daß su prächtig, su fruchtbar, su schehn,
Als das, wo ich har bin, das Nassauer Land;
Es is jo bei Alte un Junge bekannt.

Vor Allem awer sollt'r emol Wisbare sehn,
Kammerade, das is euch e Stadt wunnerschehn;
Do springt euch haas Wasser aus'm Ardburem raus,
Es schmeckt, wie schwach Flaschbrieh, for Viele en Schmaus.

Do sieht mer euch Mensche aus alle Harrn Länner,
Mit korze, mit lange un bunte Gewänner,
Do sieht mer euch Russe un Därke un Polacke,
Un Frankforter un Menzer un all die Schwerhacke.

Do trinkt mer euch Wasser, 's is kräftig un rein,
Waas Gott es schmeckt besser, als hie euer Wein,
Un e Weinche wächst do euch, su siffig, su sieß,
Die Mensche die lewe dort, wie im Paradies.

Die Collnad un der Cursaal, daß is euch e Pracht,
Die Dietmühl un Nierthal wird von Kahnem veracht;
Uf de Gaasberg lafe Esel, statt Gaase, enauf,
Sitze Weiber un Männer un Märercher drauf.

In de Wälder, do sollt'r emol's Wildbertspiel sehn,
  Der Deiwel soll mich hole, der Verstand bleibt ahm stehn;
Die Haase sinn do euch, wie die Reh hie, su groß,
  Un Märercher gibts dort, es wird ahm kurios.

Aich sags euch jetzt nochemol, es is aach bekannt,
  Der Herzog von Nassau hots allerschehnst Land,
Es hots beste Wasser un aach de beste Wein:
  Der Herzog soll lewe! Drauf schlage wir ein.

Herbold.

Wiesbaden.

(24. Oktober 1644.)

Oft, wann ich froh durchwandle die schöne Taunusstadt
Und dann an ihrer Blüthe kaum sehen kann mich satt,
Da drängt sich vor die Seele mir gern ein düstres Bild,
Wo Scenen ich erblicke, gar schaurig, öd und wild.
Wie jetzt an heitren Tagen der Bürger und der Gast
Sich zu ergehen pflegen hier von des Tages Last;
So wallte man auch damals, nichts träumend von Gefahr,
Als man schrieb sechzehn Hundert und vier und vierzig Jahr.
Da schlich ein Wolf [1] aus Baiern sich unvermerkt heran

[1] Als die Franzosen 1644 im September Mainz eingenommen hatten, und die kaiserliche und baierische Armee am 21. Okt. zu Schwanheim anlangte, wurde Oberst Wolff und Sporck mit 1200 baierischen Reitern beordert, Höchst und Hofheim zu besetzen, und diese ließen in der Umgegend plündern und allerlei Gewaltthaten üben. Dies geschah in der Nacht des 22. auch an der Kupfermühle zu Wiesbaden und die erschreckte Stadt bat daher um eine Schutzgarde. Sie wurde ihr von Sporck zum Scheine bewilligt und dem Oberst durch Geschenke dafür Erkenntlichkeit bezeigt. Doch am 24. erschienen 14 Reiter, und die Garde ließ sie ein, vorgebend, daß die Wiesbadner dermalen doch nichts behielten und, wenn die Ersten Alles geraubt hätten, so dürften es keine Andren thun. Kaum hatten diese mit der Plünderung eines Hauses begonnen, so kamen 500 weitere Reiter, überschwemmten die Stadt und suchten sie furchtbar heim. Besonders mißhandelt wurde das weibliche Geschlecht und selbst mit Kindern die unerhörteste Schande getrieben, überhaupt so gehauset, daß es, wie ein damaliger Bericht sagt, mit keiner Feder beschrieben werden könne. — Als Strafgericht Gottes man sah es an, daß Wolff und die meisten Officiere und Leute seiner ruchlosen Rotte, 6 Wochen darnach, bei der Bestürmung von Bensheim fielen, während Sporck lebensgefährlich verwundet und kaum wieder geheilt wurde.

Und nährte in der Seele gar einen schwarzen Plan:
Es war mit leichter Mühe der Ueberfall geschehn,
Und ruhig muß der Bürger mit an die Plündrung sehn.
Wohl opfert Jeder gerne die Habe und sein Gut,
Weiß er damit zu retten sein Höchstes nur, sein Blut;
Doch wehe! auch mißhandelt wird Greis und Weib und Kind:
So schalten keine Krieger, nur freches Raubgesind!
Mißhandelt und gemordet wird Greis und Weib und Kind:
Wohl ihnen, die gefallen von blutgem Schwerte sind!
Denn ach! es ist zu bald nur für die bedrängte Stadt
Die rohe Kriegerhorde des Blutvergießens satt.
Es wandelt sich ihr Blutdurst in eine wilde Lust,
Die nur Entsetzen wecket in jeder Menschenbrust:
Gleich einer Herde Viehes, wird nackt — Gott seis geklagt!
Was jetzt noch Athem schöpfet, zum Thor hinaus gejagt.
Die Wälder sahn die Schande, verübt an dieser Schaar,
Worin sie preisgegeben dem höchsten Elend war;
Und öde, wie wohl nimmer ein deutsches Städtchen lag,
Lag Wiesbads Weichbild lange nach diesem heißen Tag.
Denn wo jetzt freudig wandelt der Bürger und der Gast,
So oft er will ergehen sich von des Tages Last;
Da wuchs auf öden Straßen das Unkraut und das Gras,
Daß Nester dort sich bauten das Feldhuhn und der Has!

Der Pfälzer Bauer nach der Kur im Wiesbad.

Do sein eich, Gott sei Dank, daß eich do sein:
Deß is e Kreiz, e Jammer un e Pein!
Eich war im Wißbad, un hun dort die Kur gebraucht,
Weil verzig Woche schun mein ganz Gestell nix daugt.
Wie war eich schun so ferdig und so schlecht;
Mein Glirrer sein mer noch als wie gekrecht.
Eich hun schun was geflucht un geschimmt,
Wie nur su ebbes an ahm kimmt? —

Beim Starnwerth seelig, ar hot met ahm Aag geschielt,
Hun mer als junge Borsch als Werfelches gespielt.
Voll ware mer; do hots Dischbutt gebb um en Grosche,
Met Stuhlban hun se do ze neint uff mer gedrosche.
Zeit dare Krankheit is mersch fast,
Als härr eich gestern erscht mein Schleh gefaßt.

Unser Feldscheerer, nan! was wohr is, das is wohr,
Verstieht sein Handwark, wie die Sunn, so klohr.
Im ganz Großharzogdum fehrt kahner besser
Zeit finf un dreißig Johr de Benzel un des Messer.
Ar waaß der, wie e Blitz, die Oder ze verschlah,
Krischtiere gewwe kann er prechtig ah.
Ar hot mich, wie eichs Bett mußt hiere, oft besucht,
Un allerlah ammer broweert als un versucht.
Kahn Dokter aus der Stadt krieht mich net in die Klooe;
Dar kennt mich dorch un dorch, kahn annern duhn eich frohe.
Dann wammer ahn emol schun dreißig Johr balweert,
Do waaß mer, wus em fehlt, un waaß, was em geheert.
Ar seht immer zu mer, wanns noch su arig sticht:
„Bazzjenzea![1] 's is nix, als wie des laafend Gicht!"
Eich will vun Harze garn jo glawe, was er seht,
Wanns nor emol zu jemand annerscht laafe ded! —

Vier Woche lang, su hot ersch hawwe wolle,
Härr eich de Dah ahn Stinnche bade solle.
Awwer eich hun mich hibsch gedummelt un gehurrelt,
Un hun mich nur ahn Woch de Dah vier Stunn gepurrelt.
Dann was ahn Gaul in viermol fort kann bringe,
Deß misse vier uff ahnmol zwinge.
Eich sein e Karl, dar sich gewesche hot;
Freilich, obs helfe dud, deß waaß der liebe Gott.
Wie eich getrickent war un abgewischt,
Do hun eich Oder losse, daß dersch wischt.

[1] Patientia — Geduld!

Dernoht hun eich geschrefft, am Enn, zu gurer Letzt
Hun se mer an sechs Blätz Blutihel angesetzt.
„Jetz is gewiß kahn beser Troppe Blut meh ammer!"
Saht eich, un sein enuff gehickelt in mein Kammer.
Mer broweert allerhand; war hangt, dar dud verlange.
Im Bad hatt eich, es wär beinoh ze Schanne gange,
Noch iwrig Merrezin vun Jemand angetroffe;
„Als gut vor unserahns!" docht eich, un huns gesoffe.
Wies drunne war, hots was gepetzt un gerummoort,
Als wammer ahns in Leib e Messer hätt gebohrt.
Dorch Schare werd mer klug, des Nächstmol loß eichs bleiwe,
Dann 's war zum Schlucke nix, es war for einzereiwe.
Eich hätt dran treiwe könne giehn:
Drum loß als jeder hibsch, was en nix angieht, stiehn!

De annern Nohmeddah hun eich de haaße Brunne,
Ohne daß eich ahn Mensch hätt drum gefroht, gefunne.
Wie bei em greschte Feier uff em Haard
Quorrelt un brotzelt dort des Wasser aus der Ard.
Deß is der e Gekoch un e Gegähr,
Mer sollt net mane, daß es menschemiehlich wär.
Was mah do drunne sein? Ze grawe härr eich Luscht,
Wanns ah die Hell net is, es is in kahm Fall juscht.

Die Haaptsach awwer is der Kursaal; do druff halle
Die Leit gewaltig viel, meer hot er net gefalle;
Dann ar is dumm gebaut. Mer kimmt gar net recht drauß,
Es sein kahn Stockwerk druff, wie uff em annern Haus;
Kahn Armer kann drein wohne un kahn Reicher,
Ar hot jo net emol en ordentliche Speicher! —

Mein Stock un Sack hun eich uff e Seit misse lehe,
Eh eich enein gedarft hun, awwer do dergehe
Hun eich en Zerrel krieht met nein e vierzig druff;
Do froht eich: „Was is deß?" Deß Ding, deß fiehl mer uff.

Do sahte se: „Deß wär e Zaiche un e Schein,
Daß mer dernochernd mich däd kenne, daß eichs sein.“
Wohar hun die naun grad gewißt uffs Hoor,
Daß eich jetzt alt sein nein e vierzig Johr?

Der Saal is gruß, un kann viel Batze koschte;
Ar ruht uff achtunzwanzig stahnern Poschte.
Deß sein ze viel; in meiner Scheier stieht nor ahner,
Dar treht genung; freilich, die is e gut Dahl klahner.
De Borrem reiwe se dort als met Bettstreich ein,
Daß mer hibsch falle kann, un daß er glatt soll sein.
Die glasern Deere duy grad uff enanner ziehe;
Wammersch Gicht noch net hot, de kammersch do noch kriehe.
Noch ebbes, denkt emol, uff bade Seite,
Eich hun mich drum befroht, 's sein Getze vun de Heide,
Stiehn der su Stadewa vun weiße Marmelstahn:
Nir um hun die, fui Deiwel! un nix an.
Vum gruße Saal, do gieht mer in die Newwestubb,
Do sein die meerschte Leit un spiele uff ahm Trupp.
Dort hun se uff em Disch su e rund Ding im Spiel,
Deß leeft erum, wies Rad annere Kaffeemichl.
Wies is, deß waß eich net, eich glab, 's sitzt ahner unne,
Un wo des Kiehelche hinleeft, dar hot gewunne.
Dort fliehe die Karlin im Aheblick eweck,
Bald hin, bald har, mer mahnt des Geld wär Dreck.
Do mache, die verlehrn, Gesichter, wie e Bauer,
Wanns Hußge zu em kimmt, ganz deiwelmäßig sauer.
Wammer vorhar wißt, wie dar Klicker fällt zuletzt,
Hätt unserahns emol for Spaß ah druff gesetzt.
Kahn Spiel is des bescht Spiel, dann Weiß, deß is net Schwarz,
Un Eckstahn is kahn Kreiz, un Schippe is kahn Harz.
Kahn Deiwel waaß, ob er gewinne dud, do wett eich;
Der Hunneich is mer lieber, wie der Hätteich.

Deß Spiel ze Wißbad gieht in ahm Stick fort, ahn Leier.
Glei vor em Saal, do is e hibscher Weiher:

Dort kumme Sunndahs Gäscht aus alle Ecke
Un schneire Kumblemender zum Verrecke,
Un duhn was vornehm, ahns dem annern um die Wett,
Grad als wann Alles Geld volluff ze fresse hätt.
Die dreiwe der vun ahns bis in die Nacht ehr Wese;
Die meerschte kumme an un fahre fort in Schese.

Ehr Leit! wann der noch net im Wißbad wart,
Gieht hin, ahnmol ze siehn, es is doch der miwwarth.
Naun war eich driwwe; hots aach nix gebatt,
Seht mer im Sprichwort, no, do hots aach nix geschatt! —
Ja schehn! — Mein Knolle Geld war fort in ahner Woch,
Die Knolle vum mein Gicht, adjes! die hun eich noch.

Friedrich Lennig.

Der Wartthurm bei Wiesbaden.

Durch die Seele ziehn mir Träume,
Lüftchen gleich nach wildem Sturm,
Hier, wo Blumen jetzt und Bäume
Blühen um den grauen Thurm,
Der, verödet einst, auch innen
Wohnlich jetzt den Blick erfreut,
Während er auf seinen Zinnen
Ihm die schönste Fernsicht beut.

Blumen blühn, von Schmetterlingen
Leis geküsset und belauscht,
Wo einst bärtge Wächter gingen,
Von der Waffen Schall umrauscht,
Und ich darf die Blicke tauchen
In die Zauber, rings gesät,
Wo dereinst des Kriegers Augen
Nach dem Feinde nur gespäht.

Wohl auch führt mir düstre Bilder
Die Erinnrung hier noch vor;
Schwerter klirrn, es tönen Schilder,
Wo ich träumend mich verlor.
Einen Kaiser, recht und bieder,
Zeigt sie trauernd meinem Geist,
Den zu frühe warf darnieder
Priestertücke, arg und dreist.

Ruhig ließ ihn kaum mehr schlafen
Gerhards Haß und seine List,
Der der Mörder dieses braven,
Ach, des eignen Blutes ist! —
Darum hielt auf diesem Thurme
Adolphs Garde treue Wacht,
Wann ihm Ruhe nach dem Sturme
Auf dem Sonnenberg gelacht.

Daß sie ihren Kaiser schütze
Vor des Ueberfalls Gefahr,
Wachte sorgsam diese Stütze
Seines Thrones immerdar,
Bis er durch des Gegners Wehre
Blutend fiel, des Reiches Schmerz,
Kämpfend für der Krone Ehre,
Er, das beste deutsche Herz!

Doch erinnert mich das Düstern
Dieses Thurms an Trübes auch;
Hör ich mit den Blumen flüstern
Doch auch süßen Frühlingshauch.
Recht denn! Laßt die Trümmer dauern
Und den Zeiten ihren Lauf! —
Um und an den öden Mauern
Rankt das Grün der Hoffnung auf.

Die Leichweishöhle.[1]

1.

Der Wilderer Leichweis.

„Wer war der Jäger, der so bang
Im Walde dort ins Dickicht sprang?“
„Das war der Wildrer Leichweis, Kind,
Dem gram gar sehr die Jagdherrn sind!“
„Und warum sind sie ihm denn feind,
Da er doch nicht so böse scheint?“
„Weil manches Reh und manchen Hirsch
Er ihnen wegschießt auf der Birsch!“
„Ich dächte, was lieb Gottchen macht,
Sei doch uns Allen zugedacht?“
„Wohl recht! Er gibt uns Allen gern;
Doch ist die Jagd den großen Herrn!“
„So ists denn doch mit ihnen nicht
Gut Kirschen essen, wie man spricht?“
„Sie setzten, um zu fahn den Tropf,
Längst einen Preis auf seinen Kopf!“
„Ei, Väterchen! warum denn gingst
Du eben nicht, daß du ihn fingst?“
„Das ist, mein Sohn, kein Kinderspiel;
Auch nützt er unsren Saaten viel!“
„Gelt, unsren Waiz zertritt das Wild,
Der so viel schöne Gulden gilt?“
„Ach, ja! da tummelts oft sich satt; —
Doch schweig, wir sind jetzt an der Stadt!“

[1] Wo sich ein kleines Seitenthal mit dem Nerothale vereinigt, thürmen sich Felsengruppen malerisch über einer verschütteten Höhle auf, die dem berüchtigten Wilderer Leichweis von Dotzheim längere Zeit zum Verstecke gedient und von ihm den Namen erhalten hat. Rings erheben sich steile Berghöhen mit schattigen Buchenwäldern, und in der Tiefe murmelt ein klarer Waldbach über abgerissene Felsplöcke hinab in die blumenreichen Wiesen des Nerothals, und die Natur bildet hier eine höchst anmuthige und romantische Stätte, wohin Wiesbadens heitre Welt am Tage der Himmelfahrt des Herrn auszufliegen pflegt.

So sprach der Bauer und sein Sohn
Und wünschten ihm nicht bösen Lohn;
Doch seines Schicksals weitren Lauf
Bewahrte nicht die Kunde auf.
Die Höhle nur, die einst ihn barg
Vor der Verfolgung, wie ein Sarg,
Nennt nebst den Felsen, rings zerstreut,
Uns seinen Namen noch bis heut.

2.

Der Gang zur Leichweishöhle.

Himmelfahrt, die Festesfrühe,
Führet mich in Neros Thal;
Goldne Morgenröthe, sprühe
Lichter heute deinen Strahl!
Welch ein fröhliches Gewimmel!
Wohl! ich folge seiner Spur,
Fahre heute selbst zum Himmel —
In den Himmel der Natur!

Buchenschatten, die mich laden,
Mich der Waldeslust zu freun;
Blumen, die auf diesen Pfaden
Sanfte Zauberreize streun;
Thäler, die der Berge Füßen
Malerisch entlang sich reihn!
Was zuerst soll ich begrüßen,
Wem die ersten Klänge weihn?

Bachgemurmel, Quellenflüstern,
Finkensang auf Baum und Strauch;
Blätterrauschen in den Rüstern
Und der Lüfte linder Hauch!

Ha! wem fällt hier nicht, wie Schuppen,
  Von dem Aug des Winters Nacht,
Wenn an diesen Felsengruppen
  Ihm das Ziel der Wandrung lacht?

Hohe Freude ist erglommen
  Aus der guten Mutter Schoos;
Nur hinan und Sitz genommen
  Auf der Felsen weichem Moos!
Herrlich ist es, hier zu rasten
  An dem Busen der Natur,
Wo nicht Glaubenszwiste lasten
  Und sich wölbt ein Tempel nur!

Doch besingen Wort und Reden
  Würdig dieser Stätte Lust?
Träumt von dem verlornen Eden
  Hier die lenzberauschte Brust?
Nein, sie schwelgt in seiner Schöne,
  Fühlet nichts von Sehnsuchtschmerz;
Worte nicht, nur Jubeltöne
  Findest hier du, Herz an Herz!

Nacht und Nebel sind zerronnen
  Vor des Mutterauges Glanz;
Schöner Frühling hat begonnen,
  Lieblich duftet schon sein Kranz!
Alle Herzen schlagen wonnig
  Für die ewig junge Frau,
Und hernieder klar und sonnig
  Schaut des Himmels sanftes Blau.

Jede Kraft und jedes Leben,
  Thier und Pflanze und Gestein;
Ihre Ruhe und ihr Streben
  Stimmen in ein Ganzes ein!

Schatten, Dunkel, Licht und Flammen
Kennen nur ein Was und Wie,
Wirken eintrachtsvoll zusammen
Eine große Harmonie!

Jauchzet denn in dies Gewimmel,
Seelen, folget seiner Spur,
Fahret heute selbst zum Himmel —
In den Himmel der Natur!
Aber folget auch dem Strahle,
Der euch winket dort zum Glück,
O! und bringt aus diesem Thale
Euch den Himmel mit zurück!

Die Trauereiche.[1]

Warum läßt du deine Zweige
Trauernd sinken, stolzer Baum?
Bist doch eine deutsche Eiche,
Wurzelst doch auf deutschem Raum!
Trinkest unsrer Sonne Segen,
Athmest unsre reine Luft,
Labst dich an dem kühlen Regen,
Saugst den frischen Morgenduft! —
Ha! er schüttelt seine Wipfel,
Und die Zweige werden Schall!
Horch! wie rauschts durch seinen Gipfel!
Ist das nicht Trompetenhall?
Und, wie ernste Trauertöne,
Flüstert es im Blätterwehn:

[1] Die äußersten Zweige dieser merkwürdigen Eiche sind so dünn, wie bei der babylonischen Weide und hängen, gleich dieser, zur Erde, woher sie die Trauereiche heißt. Sie bildet keine eigene Gattung der Eichen, sondern ist ein bloses Abspiel der Natur. Am s. g. Entenpfuhl befindet sich auch eine Trauerbuche.

„Einen meiner bravsten Söhne
Sah ich elend untergehn!
Aus des Waldes finstrem Grunde
Blitzt ihn an des Räubers Stahl:
Die Trompete rasch zum Munde,
Schmettert laut er sein Signal.
Weithin hört man es erschallen;
Mainz, die goldne Stadt, erkennt
Den Trompeter, den vor Allen
Jeder Mund so gerne nennt.
Und die Brüder ruft das Zeichen,
Eilig sind sie ihm zur Hand;
Doch sie sahn ihn nur erbleichen,
Und der Meuchelmörder schwand.
Einsam ward er hier bestattet
Bei dem Wehn der Abendluft,
Und, von frischem Kühl beschattet,
Schläft er da in stiller Gruft.
Dort das Denkmal rauher Steine
Schuf ihm edler Waller Hand,
Kündend, daß den Tod hier eine
Deutsche Heldenseele fand.
Ihn betrauern meine Zweige
Und in ihm das deutsche Blut;
Deutschlands Ruhm ja ging zur Neige,
Seiner Einheit Kraft und Muth.
Wohl noch sinket deutscher Regen,
Wie er sank auf Hermanns Flur,
Und noch spendet ihren Segen
Seine herrliche Natur;
Hell noch glänzt die deutsche Sonne,
Kühn noch braust sein stolzer Rhein,
Und noch glühet in der Tonne
Feuervoll der deutsche Wein;

Doch sein Volk, es ist verschwunden
Und den Vätern nicht mehr gleich;
Einst mit Eichenlaub umwunden,
Ist es jetzt entzweit und weich! —
Schlummern wird er lange Tage,
Dieser edle deutsche Sohn,
Bis nach donnerkräftgem Schlage
Deutschlands Dämmerung entflohn.
Dann wird er sich jung erheben
Und in Klängen, süß und traut,
Schmettern durch das Land der Reben
Der Trompete mächtgen Laut!"

Der Trompeter oder das seltsame Kegelspiel.

Noch kannst am Geisberg dort die Kegelbahn du schauen,
Die Räubern einst gedient zu einem grausen Spiel,
Als noch der Willkür Arm geherrscht in Deutschlands Gauen,
Gleichwie in ihrer Brust die Bosheit ohne Ziel;
Die Sage aber lebt, die Wahrheit zu bekunden,
Daß, wenn des Menschen Herz abirrt von seiner Bahn,
So weit die Sonne scheint, kein Wesen wird gefunden,
Das ihm an Rohheit gleicht, ihn übertrifft an Wahn! —
Von Idstein sprengt daher ein Reitersmann behende;
Die Sendung ist vollbracht, die ihm sein Churfürst gab.
Schon winkt die goldne Stadt ihm dort am Mainesende,
Wo mild sein Gönner führt den oft verhaßten Stab.
Der Sonne letzter Strahl begießt die Wälder grade,
Und schweigend steigt der Mond am Bergessaum empor;
Nur der Trompete Klang belebt die stillen Pfade,
Den wunderlieblich lockt des Reiters Mund hervor.
Mild ist die Nacht und dort, wo still die Eiche trauert,
Sinnt auf ein seltsam Spiel die blutge Räuberschaar,

Die auf des Hornes Ton alsbald begierig lauert,
  Denn eine Kugel fehlt noch und ein Kegelpaar.
Nah ist der Bläser jetzt; ihn trägt der Sehnsucht Flügel,
  Der Churfürst harret sein und noch ein theures Glied;
Doch plötzlich greift dem Roß ein Räuber in die Zügel
  Und donnert barsch ihn an: „Das war dein Todtenlied!“
„Mein Leben laß ich euch,“ spricht sanft der Reiter, „gerne;
  Doch eine Bitte noch versagt ihr wohl mir nicht:
Mein Todtenlied vernahmt ihr nun schon aus der Ferne;
  So hört denn auch, wie euch mein Lieblingslied entspricht!“ —
Und ruhig läßt die Schaar ihn auf die Eiche steigen
  Und lauscht den Tönen still, die, durch den Abendwind
Getragen, süß und hehr, bald heben sich, bald neigen
  Im Trostgesang: „Wenn wir in höchsten Nöthen sind!“
Allein zu lang will bald dies Leiblied ihnen deuchen;
  Der Hauptmann ruft: „Machs kurz, sonst schieß ich dich vom Baum!“
Doch den Trompeter kann die Drohung nicht verscheuchen,
  Und voller rauscht der Klang ins Thal vom Bergessaum.
Und weh! es fällt der Schuß, und Todesnacht umhüllet
  Sein Aug, indessen ihm der letzte Hauch entwallt,
Der die Trompete scharf, wie Geisterodem, füllet,
  Daß es, ein Schreckenslaut, die stille Nacht durchhallt.
Zerfetzt ist bald sein Leib; die Schenkel werden Kegel,
  Als Kugel dient sein Haupt, das bleich vom Rumpfe fiel.
Neun Kegel sind jetzt da, wie es verlangt die Regel,
  Und diese Kugel macht vollzählig nun das Spiel.
Und es beginnt, o Graun! — Die Todtenköpfe rollen:
  Bald Zwei, bald Vier, bald Sechs ruft oft der Kegeljung;
Doch plötzlich: Alle Neun! und die Genossen zollen
  Dem Hauptmann lautes Lob, dem dieser Wurf gelung.
Indessen geht zu Mainz der Churfürst ungeduldig
  Im Schlosse hin und her: „Wo heut er auch nur weilt?

Er blieb noch nie so lang! — Doch geb ich ihn nicht schuldig;
Es hat ihn, ach! gewiß ein Mißgeschick ereilt!
Die eben mich geschreckt, die trüben Bilder, waren
Nicht ohne Deutung wohl, weil sie mich gar nicht fliehn!“
So spricht er mit sich selbst und heißet die Husaren
Dem Liebling seines Hofs eiligst entgegen ziehn.
Schon auf der Brücke hört ihr Ohr die fernen Klänge,
Das Lied der höchsten Noth ist ihnen wohlbekannt;
Die Pferde treibt der Sporn; doch ach! des Weges Länge
Hält sie vom Ort der Noth nur allzulang gebannt.
Der letzte Schreckenston sagt ihnen, was geschehen,
Und thränend siehts ihr Aug, da sie der Stätte nahn,
Wo sie das grause Spiel der blutgen Räuber sehen,
Die Rache erst am Ziel der Bosheit soll umfahn.
Lang stehen starr sie da und schaun dem wunderbaren
Und grausen Spiele zu, sonst furchtlos, wie die Leun;
Doch endlich tritt heran der Führer der Husaren
Und donnert: „Drauf und dran, Kamraden, alle Neun!“
Ein harter Kampf beginnt; doch ihre Eisenarme
Schlingt die Gerechtigkeit bald um den Räuberchor,
Den, aufgeknüpft zu Mainz, das Volk in dichtem Schwarme
Neugierdevoll umstand, — fruchtlos, wie oft zuvor!

Sonnenberg.[1]

Odin gibt Licht und Leben, die Sonne ist sein Thron;
Er reift die goldnen Reben, des Winzers süßen Lohn.
Mit Grün schmückt er die Haide und gibt den Blumen Glanz;
Er zeitigt das Getreide, sein ist der Erntenkranz.
Von Allem hat er Kunde, was je ein Herz erwägt,
Und weiß, was auf dem Runde der Erde zu sich trägt.

[1] Auf der Stätte dieser Burg soll ein Sonnentempel der Mattiaker gestanden und sie daher den Namen erhalten haben. Nach einer anderen Sage wurde sie von dem allemannischen Fürsten Sunno gegründet und benamt.

Er blicket in die Tiefe und schauet auf die Höhn;
Wo wären, so er riefe, die Bösen, die entflöhn?
Ihn ehrt der Mattiaker, der diese Thäler baut,
Ein Volk, getreu und wacker, das seiner Macht vertraut;
Denn er gibt Licht und Wonne, kann Segen nur verleihn;
Sein Sinnbild ist die Sonne, sein Werk nur das Gedeihn.
Dort auf dem Berge ragte, gehüllt in goldnen Flor,
Wann hold der Morgen tagte, sein Tempel stolz empor.
Da schallten Jubeltöne, wann auf die Sonne ging,
Und sich in seiner Schöne entfaltete ihr Ring.
Doch wann die düstre Wolke verbarg ihr holdes Licht,
Und Odin seinem Volke entzog das Angesicht;
Dann flehte es und brachte ihm Sühnungsopfer dar,
Bis neu am Himmel lachte sein Auge, hell und klar.
Ihm dienten fromme Asen, entstammt aus Friggas Blut,
Die seinen Willen lasen aus seiner Augen Gluth
Und sein Gebot enthüllten als Priester dem Geschlecht,
Das sie mit Lust erfüllten für Freiheit, Pflicht und Recht.
Doch jener Einfalt Tage sind längst dahin geeilt;
Es ist nur mehr die Sage, die ihren Traum noch theilt,
Der leis, wie Geisterflügel, die Seele mir umfacht,
Wann dort vom sanften Hügel der Sonnenberg mir lacht.

Der Jude auf Sonnenberg.

Vom Westerwald herüber tönt es: „Rache!"
Und furchtbar hallt es wieder an dem Rhein;
Der Jude zittert unter seinem Dache
Und kann des Lebens nicht mehr sicher sein.
Der Rabbi Samuel war Christ geworden
Erst kaum, da floß dort meuchlerisch sein Blut;
Des Himmels Aug nur sah den Alten morden,
Auf dessen Tod ein dunkler Schleier ruht.

Wohl mochte eine Mörderseele locken
Sein Reichthum zu dem frevelhaften Streich;
Uns blicket an mit schweigendem Verstocken
Die Unthat, einem Nachtgespenste gleich.
Doch kann dem Volke man sein Urtheil rauben,
Das dieser schwarzen That die Juden zeiht?
Verlassen hat der Rabbi ihren Glauben,
Drum haben sie der Rache ihn geweiht!

Und um mit Blut vergoßnes Blut zu ahnden,
Fließt stromweis nun der Hartverklagten Blut;
Entflammte Horden sieht auf sie man fahnden,
Rachsüchtig, oder lüstern — auf ihr Gut.
Da suchet Schutz auf Sonnenberg ein Jude,
Weil aus der Vaterstadt er flüchten muß;
Ha, höchste Zeit ist es, daß er sich spude,
Denn Mainzer Häscher sind ihm auf dem Fuß!

Und athemlos stürzt nieder er und jammert
Mit seinem einzgen Troste, seinem Sohn,
Und hält das Knie des Burgherrn fest umklammert
Und flehet Schutz von ihm um Gottes Lohn.
Der edle Werner kennt den braven Alten,
Der Burg und Dorf mit Waaren oft besucht,
Und gibt sein Wort, gesichert ihn zu halten,
Als er gehört die Gründe seiner Flucht.

Doch auch die Häscher treten vor den Ritter,
Zwei Schergen und des Bischofs Kapellan,
Der zürnet auf das Volk der Juden bitter
Und klaget es der größten Frevel an.
Was Arges je in Deutschland ist geschehen
Durch Meineid, Wucher, Feuer, Mord und Gift;
Auch für die Unthat müssen sie ihm stehen,
Die jetzt mit Graun erfüllet Nassaus Trift.

„Laßt mir den Hund und gebt nicht unsern Mördern,“
So spricht er, „gar in eurer Burg noch Schutz!
Gerecht ist unser Urtheil; helft es fördern
Und bietet nicht des Bischofs Rechten Trutz!“
Doch Werner höret ruhig seine Klagen
Und spricht gelassen zu dem Priester dann:
„Nicht werd ich meinen Schutz dem Greis versagen,
Ich fürchte nicht des Bischofs Acht und Bann!

Wird aber schuldig er der That befunden,
Wenn rechtlich ist die Sache untersucht;
Dann werd ich länger nicht sein Urtheil stunden,
Sei auch von mir sein graues Haupt verflucht!“
Da gehn die Häscher, und er war geborgen;
Denn während aufgeknüpft zu Mainz am Pfahl
Gar manche Leiche sah der junge Morgen,
Grüßt lang er noch der Sonne milden Strahl.

Wohl träumte unter seines Schützers Dache
Der Greis von einem goldnen Morgenroth;
Wohl schwieg die Stimme dieser blutgen Rache, [1]
Und zog vorbei die trübe Zeit der Noth;
Wohl sah die Juden man nicht wieder morden,
Und mancher böse Stern hat sich geneigt;
Doch Tag ists für sein Volk noch nicht geworden,
Noch hat sich sein Messias nicht gezeigt!

Wird lasten bis ans Ende dieser Tage
Auf seines Samens Samen wohl der Fluch,
Den auf sein Haupt gethürmet nach der Sage
Des leidenden Erlösers Wehespruch?

[1] Bei den grausamen Judenverfolgungen im 14. Jahrhundert zeichnete sich ein Mensch, aus dem Nassauischen gebürtig, besonders aus. Er wurde, weil er die Arme mit starkem Leder verwahrt hatte, Armleder und vom Pöbel König Armleder genannt, und führte die tollen Haufen der Verfolger an, bis ihm der Kaiser den Kopf abschlagen ließ.

Noch birgt sein Loos die Zukunft; es muß dulden,
Bis ausgeglichen einst die tiefe Kluft,
Und nur der Herr, der Sühner aller Schulden,
Weiß, wann ihm weht des goldnen Frühlings Luft!

Schlangenbad.

Der Jäger längs dem Weiher ging,
Die Dämmerung den Wald umfing.
Was plätschert in dem Wasser dort?
Es kichert leis in Einem fort.
Was schimmert dort im Grase feucht?
Wohl Gold und Edelstein, mich deucht.
Kronschlänglein ringelt sich im Bad,
Die Kron sie abgeleget hat.
„Jetzt gilt es wagen, ob mir graut;
Wers Glück hat, führet heim die Braut!" —
„O Jäger, laß den goldnen Reif,
Die Diener regen schon den Streif!
O Jäger, laß die Krone mein,
Ich geb dir Gold und Edelstein!
Wie du die Kron mir wieder langst,
Geb ich dir Alles, was du verlangst!" —
Der Jäger lief, als sei er taub,
Im Schrein barg er den theuren Raub.
Er barg ihn in dem festen Schrein:
Die schönste Maid, die Braut war sein.

Volkslied.

Die Entdeckung der Schlangenbader Quelle.

Dort im einsam stillen Thal,
Zwischen Bergen, hoch und steil,
Wo der Quelle heißer Strahl
Sprudelt der Genesung Heil,

Trieb ein Hirt vor grauer Zeit
Seine Heerde auf die Flur;
Denn es sproßte weit und breit
Nirgends üppger die Natur.

Da erkrankte ihm ein Stier,
Und verwundert nimmt er wahr,
Wie sich stets das arme Thier
Sondert von der Rinder Schaar.
Mühsam nach dem nahen Wald
Wankte es; doch kehren sieht
Seine Lebenskraft er bald,
Seltner es die Heerde flieht.

Als es nun beim Morgenschein
Wieder im Gebüsch verschwand,
Ging der Hirte in dem Hain
Ihm von Ferne nach und fand
Staunend es an einem Quell
Hingestreckt auf weiches Moos,
Dessen Strahlen silberhell
Perlten aus des Berges Schoos.

Neues Leben trank es hier
Aus des Bornes warmer Fluth,
Und in Bälde grast das Thier
Auf der Trift mit neuem Muth.
Schnell wird aus des Hirten Mund
Jetzt der Quelle Zauberkraft
Und das seltne Wunder kund,
Das ihr milder Strahl geschafft.

Bald erhebt sich da ein Bau,
Schöner perlt des Bornes Strahl,
Lichter wird des Waldes Grau
Und verschönt das stille Thal.

In die fernsten Länder eilt
Schnell der Nymphe hoher Ruhm,
Und der kranke Fremdling weilt
Gern in ihrem Heiligthum.

Hier am Busen der Natur,
Die ihr Kraft und Leben gab,
Schwingt sie segnend durch die Flur,
Ihren milden Zauberstab.
Um sich her mit zarter Hand
Pfleget zahme Schlangen sie,
Deren Schaar dem stillen Land
Deutungsvollen Namen lieh.

Denn wie sich ihr Farbenspiel,
Wann der Frühling sich erneut
Und die alte Hülle fiel,
Mit verschöntem Glanz bestreut;
So verjünget an dem Quell
Sich der Kranken bleiche Schaar,
Und das Auge scheidet hell,
Das getrübt genahet war.

Adolphseck.[1]

1.

Von dem alten Klosterthurme hallen
Früh die Glocken feierlichen Klanges,
Und des Volkes gläubge Schaaren wallen
Nach dem Tempel voll des frömmsten Dranges.

[1] Vogel erklärt die verschiedenen romantischen Sagen über den Ursprung dieser Burg für unwahr und rein erdichtet, und läßt dieselbe erst 1356 durch den Graf Adolph II. von Nassau-Idstein erbauen und Balckenhain nennen. Da indessen der Kaiser Albrecht von Oestreich schon 1302 Adolphseck zerstörte; so kann jener nur als Wiederhersteller der Burg bezeichnet, und es muß

Festlich ist das Gotteshaus gezieret,
Froher Jubel zu den Sternen dringet;
Alles Irdische das Herz verlieret
Und begeistert sich zum Himmel schwinget.
An den Wänden flammen tausend Kerzen,
Hehrer Glanz entfließet ihren Strahlen;
Aber ach! in einem zarten Herzen
Woget da ein Meer von bittren Qualen.
Nassen Blickes, mit gebleichten Wangen,
Steht die Jungfrau vor dem Hochaltare,
Bietet, ach! den Schleier zu empfangen,
Schon der Scheer die goldgelockten Haare.
Ha! wie mögt so blindlings ihr zum Schleier,
Harte Eltern, solch ein Kind verdammen?
Schlägt ihr Herz nicht für den Himmel freier,
Euer Zwang wirds nie für ihn entflammen! —
Kaiser Adolph kommt daher geritten,
Hört den frohen Sang, betritt das Kloster,
Will den ewgen Herrn um Segen bitten
Und dann seines Weges ziehn getroster.
Aber ach! er sieht die Engelgleiche,
Welche zwischen Welt und Himmel ringet,
Sieht das holde Antlitz kummerbleiche,
Das man in des Schleiers Dunkel zwinget!
Und ihr Blick begegnet seinem Auge,
O umsonst, der Schleier ist gefallen!
Wehren kann er nicht dem heilgen Brauche
Und verwirret stürmt er aus den Hallen.
„Dieser Blick, gegeben, zu entzücken,
Soll erlöschen hier in kalten Mauern?

sofort die Sage in ihrem Rechte belassen werden. „Die Sage will ihr Recht, sagt Fouqué, ich schreit ihr nach!" — Einen drolligen Contrast bildeten zwei alte Steininschriften dieser Burg:

„Kaiser Adolphus, der alte Geck,
Baut seiner Dirne ein Schloß in die Eck."

„Wenn Sünd nit hette Sünden Namen,
Wollt ich mich doch der Sünden schamen."

Dieses Herz, geschaffen, zu beglücken,
Soll in öder Zelle hier vertrauern?"
Rief im wilden Aufruhr der Gefühle
Adolph oft, von tiefem Schmerz durchbebet;
Streifte einsam durch des Waldes Kühle,
Von dem holden Bilde stets umschwebet.
Immer stärker loderten die Flammen,
Und die Leidenschaft stets mächtger gährte;
Mochte die Vernunft sie auch verdammen,
Liebe war es, die sie ewig nährte.
Bald vergessen sind die hehrsten Schranken,
Wo die Herzen ihre Gluthen schüren;
Und gereift war schnell ihm der Gedanken,
Diese Braut des Himmels zu entführen.
Wohl erkennt er seines Plans Gefahren,
Doch es bleibt sein ungebeugter Wille:
Darum baut er, seinen Schatz zu wahren,
Eine Burg in düstrer Waldesstille.
Kaum erhob sich dort die feste Mauer,
Als er zu dem Klosterfenster eilte,
Wo beim Kerzenschein in tiefer Trauer
Das geliebte Wesen noch verweilte.
„Endlich ist genaht die schöne Stunde,"
Flüstert er mit sanftem Liebesworte,
„Komm in meine Arme, Amalgunde,
Denn geöffnet ist des Klosters Pforte!"
Auf die Kniee sinkt die Nonne nieder:
„Himmel, o vergib, was ich verbrochen,
Nimm hier deinen Schleier von mir wieder,
Was mein Mund, hat nie mein Herz versprochen!"
Wonne in der Brust, der liebevollen,
Eilt sie leise durch die dunklen Hallen,
Und der Himmel mochte ihr nicht grollen,
Da ihm Zwangesopfer nie gefallen.
An den Busen schließt sie Adolph trunken:

„Heut entsagst du einer heilgen Würde,
Morgen sollst du in der Krone prunken!“
Sprichts und führt davon die süße Bürde.
Finster wars, doch heiter schien der Morgen,
Als des Priesters Segen sie verbunden;
Drückten seine Seele Herrschersorgen,
Wob darein sie ihm die süßten Stunden.

2.

König Adolph, stark und kühn,
Eilt, nach Alsas[1] Flur zu ziehn;
Straßburgs Bischof dort im Bund
Mit des Fürsten Gegner stund.
Rings, wo sich die Stadt erhebt
Und der Dom in Wolken strebt,
Donnern überall heran
Durch die Auen Roß und Mann.
Frankreichs Schaaren stehn bereit,
Bald entglüht der Waffenstreit;
Keinem doch, so stark er ringt,
Noch des Sieges Schale sinkt.
Neu voran dringt Adolphs Muth,
Aber in des Kampfes Wuth
Trifft den Helden ein Geschoß;

[1] Die Beherrscher Frankreichs hatten seit einiger Zeit mehrere deutsche Reichsländer im arelatischen Königreiche an sich gerissen, und Philipp den Schönen (IV.) gelüstete es nun auch nach der Grafschaft Burgund. Adolph, besorgt für das Ansehen des Reiches, schloß daher 1294 mit Eduard I. von England ein Bündniß gegen Frankreich. Allein Pabst Bonifacius VIII. gebot Waffenruhe, bevor der Krieg noch zum Ausbruch kam. — Die Klagen der Burgund. Städte über französischen Druck aber riefen ihn 1297 wieder ins Elsaß, und hier spielt diese romantische Sage. In Schlettstadt wurde ihm die Kundschaft, daß sein alter Feind, der Bischof v. Straßburg, Conrad v. Lichtenberg, in einem Hinterhalte auf ihn lauere, und er entkam mit seinen wenigen Begleitern zu Schiff nach Germersheim. Ein Waffenstillstand zwischen Eduard und Philipp beendigte sehr bald auch diese Feindseligkeiten wieder. Aber im Süden Deutschlands stieg jetzt ein Gewitter gegen Adolph empor, sein Kampf mit Albrecht von Oestreich, das sich bei Göllheim am Hasenbühl entlud und 1298 am 2. Juli den König Krone und Leben kostete. A. H.

Heißes Blut der Wund entfloß.
In dem Sattel wanket er,
Seiner Hand entfällt der Speer,
Und vom schlachtumstürmten Ort
Tragen ihn die Knechte fort.
Fern im Hain auf stiller Flur
Steht ein Nonnenkloster, nur
Dem Gebet, der Einsamkeit
Und der frommen Pflicht geweiht.
Zu dem Kloster bringet ihn
Sein getreuer Knappe hin,
Wo die Gottgeweihten gern
Pflegen jetzt den edlen Herrn.
In dem Kreis der Jungfraun sah
Bald sein Blick Imagina,[1]
Wie ein Frühlingsmorgen, schön,
Unschuldvoll, wie Engel, gehn.
Neu war sie der Schwestern Zahl;
Der Vogesen waldges Thal
Zeigt des edlen Stammes Schloß,
Dem die holde Maid entsproß.
Nun als Adolphs Wärterin
Tritt sie vor sein Lager hin,
Schüchtern, mitleidsvoll, und wacht
Sorgsam oft in stiller Nacht.
Balsam heilt der Wunde Schmerz,
Doch es krankt des Königs Herz;
Zu Imagina gewandt,
Faßt er ihre weiche Hand:
„Fräulein!" spricht er, „nicht mehr krank
Bin ich, eurer Pflege Dank!
Aber Wunden neu zurück

[1] Es ist merkwürdig, daß dies auch der geschichtliche Name seiner rechtmäßigen Gattin war. Seine Gemahlin nämlich, welche die Ehre der kaiserlichen Krone mit ihm theilte, hieß Imagina und war nach der Limburger Chronik eine Tochter des Grafen Gerlach zu Limburg.

Führt mir euer holder Blick."
Sanft ihr Aug zu Boden sah,
Und erröthend steht sie da;
Bald mit einem leisen Ach!
Weichet sie aus dem Gemach.
Und das Herz so warm und schwer,
Harrt auf ihre Wiederkehr
Adolph; doch im Abendschein
Tritt ein andres Weib herein.
Staunend fährt er auf und spricht:
„Eure Schwester — kommt sie nicht?"
Drauf die Antwort: „Ich bin hier,
Weil sie krank, gebietet mir!"
Ach! wie traurig dieses Wort
Tönt dem kaum Genesnen dort!
Unmuthvoll und ohne Ruh
Bringt er fast drei Tage zu.
Doch bei Nacht, da Alles schlief,
Eine zarte Stimme rief,
Und es tritt im Kerzenschein
Sacht Imagina herein.
Er erhebt sich wonnentglüht;
Doch sie ruft in Angst: „O flieht!
Denn der Bischof ist bedacht,
Euch zu fahen diese Nacht.
Gleich sind seine Knechte hier;
Edler Herr, o folget mir!
Durch geheime Pforten bald
Führ ich euch zum nächsten Wald!"
Schnell den Knappen schickt er fort
Mit Befehl zum fernen Ort,
Wo versammelt seine Schaar
Unter Pfirt und Bergheim war.
Dann folgt aus des Gartens Flur
Mit dem treuen Hunde nur

Adolph seiner Führerin
Durch den Wald zum Strome hin.
In das Kloster nun zurück
Will die Maid; mit nassem Blick
Ruft der Held: „Ach! ohne dich
Blüht kein Erdenglück für mich!“
Kann Imagina dem Flehn
Des Geliebten widerstehn?
Eine heilge Stimme spricht:
„Dein Gefühl ist Sünde nicht!“
In den Fischerkahn hinein
Treten er und sie: den Rhein
Ueber gehts, und Sicherheit
Nimmt sie auf nach Sturm und Leid.
Aber neu mit tapfrer Wehr
Stand dem Feind des Königs Heer;
Bald ertönts auf jedem Pfad,
Daß die Fehd ein Ende hat.
In sein Erbe, Nassaus Land,
Dort, wo von der Felsenwand
Eichen wehn, der Waldbach fällt,
Führt die Liebliche der Held.
Adolphseck, die Burg, erbaun
Läßt er dort auf grünen Aun,
Und im einsam stillen Thal
Lohnt die Liebe Müh und Qual.
Den Getreuen, hold und süß,
Blüht ein Götterparadies,
Lacht der Ruhe sanftes Bild,
Wie den Hirten im Gefild.
Ach, zu bald die Sonne sinkt!
Albrecht, der mit Adolph ringt
Um den hohen Kaiserthron,
Rückt zum ernsten Kampfe schon.
Wo der Donnersberg sich hebt

Und hoch in die Wolken strebt,
Naht sich jedes Fürsten Heer,
Brausend, wie die Wog im Meer.
Göllheims Wald umweht den Streit
Habsburgs Mannen stehn bereit,
Nassaus Krieger ziehn heran,
Und Gefecht durchschallt den Plan.
König Adolph, stark und kühn,
Schwingt sein Schwert: wie Blitze glühn,
Flammt es; in der Feinde Schwarm
Sinken Tapfre seinem Arm.
Doch sein ritterlicher Muth
Reißet in des Kampfes Wuth
Allzuweit den Edlen fort;
Stahlgetroffen sinkt er dort.
Seht! sein Stern auf jenen Höhn
Strahlet noch im Untergehn;
Aber als der Fürst erliegt,
Wankt das Heer, und Albrecht siegt.
Adolphs Gattin blieb allein
In der Flur von Worms am Rhein:
„Holde," sprach er, „weile hier!
Nach der Schlacht bin ich bei dir."
Dort im Stift von Rosenthal
Harrt sie nun, voll banger Qual;
Während er in Kämpfen steht,
Kniet sie weinend im Gebet.
Nacht betritt die finstre Bahn,
Und noch will nicht Kunde nahn:
Horch! was rauscht da durch das Thor,
Winselt laut an ihr empor?
Sein getreues Windspiel — ha!
Ruft es dich, Imagina?
Blaß und bebend folgt sie weit
Ihm durch Felder, Wald und Haid.

Ihren Schritt zur Felsenbucht
Lenkt das Thier, den König sucht
Rings ihr Aug; bei Mondes Glühn,
Todt im Blut, erkennt sie ihn.
Ach! Wer schildert Schmerz und Qual? —
In dem Stift vom Rosenthal
Senken bald ins kühle Grab
Fromme Schwestern ihn hinab.
Wo ein Denkstein ihm erhöht,
Kniet die Gattin im Gebet,
Weichet von der Stätte nicht,
Bis ihr thränend Auge bricht. —
Fern noch tobt der Krieger Wuth:
Adolphseck mit Stahl und Gluth
Wird verheert und öde schaun
Trümmer nur auf Schwalbachs Aun.
Doch erlöschen kann das Licht
Auf der Liebe Denkmal nicht,
Dem noch Blumenopfer weihn
Treue Herzen dort im Hain.

Karl Geib.

3.

Seht ihr jene altergrauen Mauern
In der Arde stillem Thale trauern,
Die den felsgen Fuß der Burg benetzt?
Einem Helden dankt sie ihr Entstehen,
Den wir in der Chronik glänzen sehen,
Die ihn leuchtend uns zum Vorbild setzt.

Eine Sonne schien er allen Rittern,
In der Schlacht brach er, gleich Ungewittern,
In der Feinde dichte Reihen ein;
Größer noch bewährt er sich im Frieden,

Mildes Loos war seinem Land beschieden,
Glücklich durfte der Bewohner sein.

Würdig zeigt er sich zum deutschen Throne,
Und so schmückte mit der Kaiserkrone
Seine edle Stirn der Fürsten Schaar;
So verfocht er denn jetzt höhre Rechte,
Der aus Nassaus edelem Geschlechte,
Adolph, der der erste Kaiser war.

In des Elsaß segenreichem Lande
Zog er einst im eisernen Gewande
Gegen Deutschlands Feinde in den Streit;
Angespornt von seinem kühnen Muthe,
Färbt er bald mit seinem Heldenblute
Seiner schweren Rüstung dunkles Kleid.

Tief bestürzt ob ihres Königs Falle,
Schaarten seine treuen Ritter alle
Sich um den gefallnen Helden hin,
Formten um ihn eine feste Schanze;
Ihn vertheidigend mit Schwert und Lanze,
Brachten sie ins nahe Kloster ihn.

Dort empfing ihn an des Klosters Schwelle
Die Abtissin, und in stiller Zelle
War mit liebevoller Sorgfalt nah
Ihm ein Neuling in des Klosters Mauern,
Die hier ihre Tage sollt vertrauern,
Edelen Geschlechts, Imagina.

Rasch genaßen seine tiefe Wunden;
Doch in traulichen Gespräches Stunden
Eine neue er sehr bald empfand;
Ein unnennbar Sehnen in dem Herzen,

Fühlt er bald der Liebe süße Schmerzen,
Eine Wonne, die er nie gekannt.

„Edle Jungfrau, hast du meine Leiden
Nur verscheucht, mir neue zu bereiten?“
Mit verlegnem Munde einst er sprach;
„Soll ich ohne Hoffnung von dir scheiden,
Willst du ewig deinen Ritter meiden?
Ach, dein Bild folgt mir im Herzen nach!“

Und Imagina erröthend schweiget,
Vor dem Könige sie sich verneiget
Und verläßet eilig das Gemach;
Doch des hohen Deutschen milde Worte
Tönten, wie verhallende Accorde,
Bebend in dem jungen Herzen nach.

Sehnsuchtsvoll harrt er, daß sie erscheine,
Die geliebte Jungfrau, sie, die Eine,
Die mit zarter Sorgfalt ihn gepflegt;
Phöbus taucht die goldnen Rosse nieder,
Ach, Imagina kehrt noch nicht wieder,
Banges Zweifeln seine Brust bewegt.

Und drei Tage langsam ihm vergehen,
Seiner Hoffnung Funken schon verwehen;
Als er nun vernimmt, sie sei erkrankt,
Stiller Gram schon seine Brust beweget,
Einer Andren, die sich um ihn reget
Willig, er für ihre Hilfe dankt.

An des dritten Tages heitrem Abend
Oeffnet leise er das Fenster; labend
Strömen kühle Abendlüfte ein:
Und sein Blick schweift in den lichten Räumen,

Er versinkt in schwärmerisches Träumen,
Sieh, da tritt Imagina herein!

„Hoher Herr, flieht schnell zu den Vasallen,
Straßburgs Bischof will euch überfallen!“
Redet sie den edlen König an;
„Folget eilig mir, ein Pfad im Haine
Führt uns zu dem schiffbedeckten Rheine,
Wo ein Kahn euch übersetzen kann.“

Rasch der König sich zur Flucht bereitet,
Und, von seinem Windspiel nur begleitet,
Folgt er der geliebten Retterin;
Und ein Schiffer lenket rasch die Fähre,
Adolph sinkt in einem Wonnemeere
Neben der geliebten Jungfrau hin.

Dann am Ufer will sie von ihm scheiden;
Doch sie sieht den edlen Fürsten leiden,
Der so innig bittend vor ihr stand.
Sie vermag es nicht, dem sanften Flehen
Des Gebieters mehr zu widerstehen,
Und sie folgt ihm in sein Vaterland.

In den schönen heimathlichen Gauen
Ließ er eine Veste bald erbauen,
Die sich in der Arde Thal erhebt.
Nach des Tages ernsten Herrschermühen
Durft ihm hier ein heitres Loos erblühen,
Wo am Abend er der Liebe lebt.

Hier vergißt er seiner Königssorgen,
In der Liebe Armen bis zum Morgen
Er in selgen Träumerein sich wiegt;
Wann Aurora sich im Osten malet,

Und die Sonne sein Gemach bestrahlet,
Eilig er zu seinen Werken fliegt.

Aber allem Edlen ist hienieden
Nie ein dauernd glücklich Loos beschieden:
Adolphs Stern zur Ruhe früh sich neigt.
Nur ein Ruhm noch blieb ihm zu erwerben,
Königlich, wie er gelebt, zu sterben,
Und auch dieser blieb nicht unerreicht.

Habsburgs Herrschbegierde lebt im Sohne,
Oestreichs Albrecht strebte nach der Krone,
Welche Adolphs edles Haupt geziert.
Unweit Worms soll es sich jetzt entscheiden,
Wer die Krone tragen wird von Beiden,
Wer von Beiden einen Thron verliert.

Der Geliebten graunts vor diesem Gange,
Ach, ihr ists beim Abschied weh und bange
Und sie folget dem Gebieter nach;
In des Kloster Rosenthals Kapelle,
Harrend, daß ein Lichtstrahl sie erhelle,
Betend sie vor dem Altare lag.

Noch am Abend fleht sie auf den Knieen,
Daß der Sieg dem Fürsten sei verliehen,
Den so heiß, so innig sie geliebt;
Sieh, da kommt zur Thür herein geschlüpfet
Jenes Windspiel, das jetzt ängstlich hüpfet
Und ihr Zeichen, ihm zu folgen, gibt.

Auf des düstren Schlachtfelds blutgen Auen
Sollte sie den König wieder schauen,
Der hier zwischen seinen Streitern lag.
Von der Liebe Feuer hochbegeistert,

Von dem Heldenmuthe übermeistert,
Fand den Tod er an dem blutgen Tag.

Und Imagina stürzt lautlos nieder,
Nimmer kehret ihr Bewußtsein wieder,
Bald folgt sie dem Heißgeliebten nach.
Doch die Sage lebet in dem Munde
Unsres Volks, der Landmann gibt euch Kunde
Von dem Helden noch den heutgen Tag.

Seht ihr dort die altergraue Veste,
Wo in öden Mauern sanfte Weste
Euch, wie Seufzerlaut, entgegen wehn?
Der Geliebten Geist steigt sanft hernieder,
Lispelt leise: „Adolph, kehre wieder!“
Und verschwindet in den lichten Höhn.

Ernst v. Preuschen.

Adolphs Muth und Freimüthigkeit.

(1288.)

Es lag in heißer Fehde der Herzog von Brabant
Einst mit dem Graf von Geldern um Limburgs schö-
nes Land;
Dem Geldern war für Gelder das Herzogthum nicht feil,
Auf blanker Schwertesspitze bot er sein Erbetheil.[1]

[1] Heinrich, Graf zu Berg und Limburg, theilte diese Länder unter seine Söhne Adolph VI. und Walram. Walrams Tochter Irmengard wurde dem Grafen Reinold v. Geldern vermählt und dieser nahm, als sein Schwiegervater ohne andere Nachkommen starb, Namens seiner Gemahlin von Limburg Besitz. Aber auch Irmengard hinterließ keine Kinder, und Adolphs Sohn, Adolph VII., machte sofort Ansprüche auf das Erbe. Reinold, in seinem Besitzthume schon vom Kaiser Rudolph v. Habsburg anerkannt, verweigerte die Herausgabe, und Adolph, zu schwach gegen ihn und seine Bundesgenossen, verkaufte sein Recht auf Limburg an den mächtigen Herzog Johann, den Siegreichen, von Brabant, der sich nun durch Waffengewalt in dessen Besitz zu setzen suchte. Theuer mußte er zwar hier den Sieg erkaufen, aber Reinold war genöthigt, als Preis seiner Losgebung aus der Gefangenschaft ihm Limburg mit allen Rechten abzutreten. — In Gelderns Reihen stritt Adolph v. Nassau.

Drum fochten seine Treuen im blutgen Kampfe dort
Bei Woringen und sprachen da gar ein eisern Wort.
Die Sonne ging so blutig im fernen Osten auf,
Doch blutger lag das Schlachtfeld, als sie vollbracht den Lauf.
Da sah man einen Helden, deß Arm gar furchtbar traf,
Das war Adolph von Nassau, der ritterliche Graf;
Der kämpfte, wie ein Löwe, und warf mit eigner Hand
Fünf stolze Heeresführer des Herzogs in den Sand.
Schon wankten Brabants Reihen, das blutige Gefecht
Nahm ihm gar edle Ritter, gar manchen braven Knecht;
Doch neue Schaaren führte der Herzog da zur Schlacht,
Und Gelderns Recken weichen zuletzt der Uebermacht.
Nur Adolph weichet nimmer; er dringet kühn voran
Und bricht sich durch die Feinde gar eine blutge Bahn.
Sein Schwert in ihrer Mitte, wie gab das guten Klang,
Der Tod in ihren Reihen, wie stöhnte der so bang!
Schon sinkt von Kampfes Mühen fast kraftlos ihm der Arm,
Schon stürzt auf seinen Würger voll Wuth der Feinde Schwarm;
Da riefs mit lauter Stimme: „Ergib dich, tapfrer Held,
Du hast mit unsrem Blute genug gefärbt das Feld!"
Der Ritter und der Knechte zwei Tausend an der Zahl,
Die sah im Blute schwimmen der Sonne letzter Strahl;
Da mußt er sich ergeben, der königliche Leu,
Und mit ihm mancher Ritter, so tapfer, so getreu.
Und vor den Herzog führet den Helden man sogleich;
Der schaut ihm ernst ins Antlitz, doch spricht dann liebereich:
„Sag, edler Held, wer bist du, der mit so tapfrer Faust
In meiner Streiter Reihen so furchtbar heut gehaust?"
„Ich heiße Graf zu Nassau, gar groß nicht ist mein Land
Dort an der Lahn Gestaden und an des Rheines Strand!
Doch aber darf ich fragen: Wer ihr, in dessen Macht
Mich als Gefangnen heute das Ungefähr gebracht?"
„Ich bin, du sollst es wissen, der Herzog von Brabant,
Den du im Schlachtgetümmel verfolgt mit kühner Hand;
Doch kennst du diese Zeichen, die mich bekleiden nicht,

Sie kamen dir doch heute wohl oft schon zu Gesicht?"
„Wenn ich mich recht erinnre, so traf ich heute schon
Mit solchen Zeichen Fünfe und keiner kam davon;
Drum nimmts gar sehr mich Wunder, daß, meinem Arm enteilt,
Ihr nicht das gleiche Schicksal der gleichen Zeichen theilt!"
Da staunten sehr die Ritter ob diesem freien Muth
Und fingen an, zu fürchten für solches kühne Blut,
Das mit dem strengen Herzog so kühne Rede pflog
Und seines Zornes Fülle wohl sicher auf sich zog.
Doch freundlich sprach der Herzog: „Dein ritterlicher Sinn
Verdienet keiner Fesseln, verdienet nur Gewinn;
So ziehe denn im Frieden, ich lasse dir die Schuld,
Und trage diese Rüstung als Zeichen meiner Huld!"

Das schlimme Vorzeichen.

Bei des Abends Dämmerscheine
Ruhte Adolph Hand in Hand
Mit der Gattin in dem Haine,
Der die stille Burg umwand.
Unterm Schatten einer Eiche
Schauten sinnend sie ins Thal,
Als die Sonne durch die Zweige
Schon gesandt den letzten Strahl.

Adolphs Seele war voll Sorgen,
Düster blickte er und schwieg;
Denn genahet war der Morgen,
Der ihn rief zum blutgen Krieg.
Zähren netzten Gelas[1] Wangen,
Schlimmes ahnte ihr Gemüth;
Ihres Glückes schönstes Prangen
Sah im Geiste sie verblüht.

[1] So nennt A. Schreiber die Novize, welche nach der Sage Adolphs Pflegerin und sodann seine Gattin war, während sie bei Gottschalk Amalgunde und bei Anderen Imagina heißt.

Und sie fleht mit bleichem Munde
Den geliebten Mann und spricht:
„Schwöre mirs in dieser Stunde,
Du verlassest Gela nicht!
Mit dir ziehe ich zum Streite,
Mit dir eil ich in die Schlacht;
Siege dort an deiner Seite,
Oder sink in Todesnacht!"

Adolph tröstet die Entbrannte
Und beruhigt ihr Gemüth,
Ob er selbst den Trost kaum kannte,
Den zu spenden er bemüht. —
Doch es steiget aus der Ferne
Schwarz indeß ein Wetter auf;
Finsterniß umzieht die Sterne
Und des Mondes klaren Lauf.

Unbemerket ihrem Sitze
Nahe, schon der Donner brüllt;
Aus den Wolken leuchten Blitze,
Schwärzer sich die Nacht verhüllt.
Starke Regentropfen fallen,
Wilden Raub der Sturm sich sucht,
Und die Berge wiederhallen
Von des Ungewitters Wucht.

Aufgeschrecket durch das Toben',
Eilt hinweg das edle Paar;
Und als kaum es sich erhoben,
Wenig Schritte ferne war:
Sieh, da fuhr ein Strahl hernieder
Aus dem finstren Wolkensaum;
Schrecklich tönt der Donner wieder,
Und zerschmettert liegt der Baum! —

In die Arme Adolphs sinket
Gela sprachlos, todtenbleich.
Eh sie neues Leben trinket,
Rufet seinen Arm das Reich.
Was der seltne Fall gemahnet,
Sah sie nur zu bald erfüllt:
Was ihr zarter Geist geahnet,
War kein eitles Truggebild.

Wie des Waldes kräftge Eichen,
Deren Wipfel stolz sich wägt,
Nur dem Uebermächtgen weichen,
Der mit seinem Strahl sie schlägt:
So auch Adolph an der Spitze
Seiner kleinen — tapfren Schaar,
Da er in des Kampfes Hitze
Allzu kühn und muthig war.

Kaiser Adolph an seine Krieger vor der Schlacht am Hasenbühl.[1]
(1298.)

„Der ehrne Würfel ist gefallen!
Mich drängt ein ungewohnter Muth.
Auf! meine edelen Vasallen,
Zum Kampfe jetzt um Gut und Blut!
Fragt, Treue! nicht, für wen ihr streitet,
Für einen König, oder Wicht!
Der, den ihr nun zur Schlacht begleitet,
Weiß kaum, als wer er zu euch spricht!
Auf meinem Haupte glänzt die Krone
Sechs Jahre zwar durch Gottes Hand;

[1] Diese Anrede hielt Adolph im Schmucke der königlichen Rüstung vor seinen Schaaren.

Doch drüben hat mit bittrem Hohne
Sich Einer unsren Herrn genannt!
Tief in der Zukunft dunklem Schoose
Birgt das Geschick sein eisern Spiel;
Die nächste Stunde zieht die Loose,
Und Adolph siegte, oder fiel! —
Folgt wacker mir zum kühnen Streite
Und weichet nicht in feiger Flucht;
Steht fest an eures Führers Seite,
Wo er des Kampfes Hitze sucht!
Ihr müsset ruhmvoll mit ihm siegen,
Und schlagt den Feind, wie kräftge Leun;
Wenn nicht, als Helden unterliegen,
Die keines Schwertes Blitze scheun!
Den Gegner saht ihr ruhmlos weichen,
Er wagte nicht die offne Schlacht;
Erst jetzt hat bleiche Scham den Feigen
Und eitler Stolz beherzt gemacht!
Sein Dünkel schwur uns längst Verderben,
Er lechzte längst nach unsrem Blut:
Das Kaiserdiadem zu erben,
Wähnt er, wie Oestreichs Herzoghut.
Doch er soll seinen Zug bedauern,
Eh dieses Tages Licht erblaßt:
Ich schließe ihn in Habsburgs Mauern,
Dort büß er seines Frevels Last! —
Und wer sind die, so ihn gewonnen
Und frech des Thrones mich beraubt?
Goß nicht derselbe vor sechs Sonnen
Das Oel der Salbung auf mein Haupt?
Drum wehe, weh den falschen Pfaffen,
Die wider mich sein Heer gesandt!
Sie wollten einen König schaffen
Und leiten ihn am Gängelband!
Denn daß wir sie nicht herrschen ließen,

Das machte ihnen uns verhaßt,
Das soll ich mit der Krone büßen;
Drum haben sie das Schwert erfaßt!
Wohlan, die Feinde mögen kommen,
Wir stehn zum Kampfe ja bereit!
Kann Uebermacht den Meutrern frommen?
Uns ruft das Vaterland zum Streit!
Der Untergang, den sie uns sinnen,
Der treffe schwer ihr eigen Haupt:
Ihr falsches Blut soll stromweis rinnen
Vom Leib, zertreten und bestaubt!
Seht dort der Frevler Lager blinken,
Weit überlegen ist ihr Heer!
Doch reichre Beute wird euch winken,
Und schöner strahlt des Sieges Ehr!
Wohlauf, laßt stolz die Banner wehen
Für Ehre, Recht und Vaterland!
Ihr höret es um Rache flehen,
Leiht willig ihm die starke Hand!
Ihr mußtet Memmen seither jagen,
Die euch entflohn in feigem Lauf;
Doch heute sollt ihr sie erschlagen,
Drum, wackre Krieger, dran und drauf!"

Kaiser Adolph und sein Sohn Ruprecht.

Morgen wars, und heiß entbrannte
  Schon die Schlacht am Hasenbühl;
Adolph blickt, der kriegsgewandte,
  Muthig in das Kampfgewühl,
Schaut zur Höhe, schaut ins weite
Thal hinein; an seiner Seite
  Hebt gerüstet Ruprecht sich,
  Männlich stolz und jugendlich.

„Weiche du, mein Sohn, von dannen,
Rette dich für unser Haus;
Ich mit meinen tapfren Mannen
Wage heut den Todesstraus.
Treulos kann das Glück sich wenden;
Doch als Kaiser will ich enden.
Alles, wenn mein Auge bricht,
Nehm es, nur die Ehre nicht!“

Adolph sprichts; mit starken Armen
Preßt er seinen Sohn ans Herz,
Fühlet Brust an Brust erwarmen,
Vaterfreud und Vaterschmerz!
Und der Jüngling, edlen Blutes,
Feuersprühend, hohen Muthes,
Blickt ihm treu ins Angesicht,
Da mit fester Stimm er spricht:

„Vater! ich, dein Sohn, dich lassen
In der Stunde der Gefahr? —
Eher soll der Tod mich fassen,
Deiner würdig immerdar,
Dein in jedem Straus und Kriege,
Dein im Sterben, dein im Siege!
Nassau, heiliges Panier,
Ruprecht weichet nicht von dir!“

Und den Blick zur goldnen Sonne
Wendet Adolph freudig hin:
„Herr der Schlacht, der Siegeswonne,
Herr, erhalt uns diesen Sinn!
Dieser Sinn voll Lieb und Treue,
Blüthen treibt er, immer neue;
Bleibt er unter uns bestehn:
Nassau wird nicht untergehn!“

Und mit neu belebtem Muthe
Sprengt der Kaiser in die Schlacht;
Heiß durchglüht vom Heldenblute,
Stürmt er in die Todesnacht.
Ruprecht, stürzend von dem Rosse
Im Gedräng und wilden Trosse,
Sieht sich in des Feinds Gewalt,
Dessen Siegsgesang erschallt.

Nassau, Nassau, deine Sterne,
Schwinden sie am Himmelszelt? —
Nein, es scheint aus weiter Ferne
Noch ein Strahl ins Todesfeld!
Laß die wilden Stürme toben,
Dich beschützt die Hand von Oben;
Neu umgrünet, neu belaubt
Hebt dein Stamm sein starkes Haupt!"

Jos. Muth.

Kaiser Adolph oder die Schlacht bei Göllheim.

Frei, unabhängig gingst du deine Bahn,
Wie Habsburg Rudolph edel sie gewandelt,
Und sahest nicht den stolzen Priester an,
Der mit der Krone, wie mit Waaren, handelt,
Der Könige aus seiner Tasche zog
Und mit dem Eid der Treue Jedem log!

Da grollte Gerhard, und auf Albrechts Haupt
Zum bittren Hohne dir und sich zum Lohne
Aufsetzen will er, was er dir geraubt,
Des deutschen Reiches ruhmumstrahlte Krone.
Ein Adler flogst du über deinen Rhein:
„Mein soll die Krone und nicht Albrechts sein!"

Bei Göllheim riß dein Ungestüm dich fort;
  Es konnte deine Brust den Zorn nicht fassen.
Du trafst den Gegner an dem blutgen Ort:
  „Hier sollst du mir des Reiches Krone lassen!“
Es blitzt das Schwert; dich trifft des Feindes Schlag,
Erloschen war für dich des Lebens Tag.

Zertreten ward dein Leib von Rosses Huf,
  Da naht sich Gerhard diesem Ort der Schmerzen;
Der Anblick preßt ihm aus den lauten Ruf:
  „Gebrochen ist das tapferste der Herzen!“
Doch Albrechts Herz, ohn Edelsinn, es schwoll
Noch immer schwarzer Rach und Hasses voll.

Kaum hatte Bonifaz, der Pabst in Rom,
  Vernommen dieses Tages Trauerkunde,
So rief er aus: „Bei Gott und Peters Dom!
  Es kommt für Albrecht einst der Rache Stunde;
Denn Nassau war des deutschen Reiches Haupt:
Fluch dem, der Kron und Leben ihm geraubt!“

Und Albrecht, wie ein Tantalus[1] voll Qual,
  Sah finster sinken seines Lebens Sonne.
Es betete im Kloster Rosenthal
  Bei Adolphs stiller Gruft die fromme Nonne,
Bis Kaiser Heinrich mild den Feind zum Feind
Zu Speier in der Kaisergruft vereint.

Sahst du, o Wanderer, in deinem Lauf
  Das schöne Marmordenkmal dort zu Speier?
Dem Ahnherrn bauts der edle Enkel auf
  Zum Ruhm des Hauses und zur heilgen Feier.
Es hebt sich freudiger der deutsche Bau
Mit seinen Thürmen in des Himmels Blau.

[1] Tantalus, nach der alten Fabellehre mit ewigem Hunger und Durst von den Göttern bestraft, fühlt seine Begierde und deshalb auch seine Strafe noch dadurch erhöht, daß ihm das Wasser fast die Lippen berührt und goldenes Obst bis an seinen Mund herabhängt, ohne daß er sich je daran laben könnte. A. H.

Sahst du das Königskreuz zu Göllheim stehn,
Dort, wo ihr Haupt erhebt die alte Rüster?
Der Zeiten Wechsel sahs vorübergehn,
So manche Tage, stürmevoll und düster.
Das Gnadenzeichen frommer Christenheit
Bring Heil dir, Nassau, und Unsterblichkeit!

Jos. Muth.

Der Tod Adolphs von Nassau.

Wo hoch vor Göllheims Graben aufragt ein Ulmenbaum
Und eine alte Mauer umschließt im Schattenraum,
Sagt überm Crucifixe die Schrift,[1] durch Regen flach,
Daß vor fünfhundert Jahren ein Königsherz hier brach.
Adolph erliegt; dem Räuber der Krone wird der Sieg
Am zweiten Julitage, der schwül vom Himmel stieg.
Weg zogen Oestreichs Fahnen am Hasenbühl, und wild
Von Schlachtenlust erspähte sie Adolph vom Gefild
Und ruft: „Nun stürzt die Helme, und singt zu guter Zeit:
O heilige Maria, du Mutter und du Maid!"
Dann sprach er zu den Warnern: „Wo ist nun euer Rath?
Ich fürchte wohl, wir kommen zu kurz hier in der That!
Der Herzog will entwischen, das that der Ruf mir kund,
Und Gerhard zog bereuend sich schon aus diesem Bund.
Ihr sagt, man müß erwarten, wenns zum Gefechte geht,
Selbst einen Mann, der tapfer für sich und Andre steht.
Ich sage, nur der Feige sieht hinter sich; der Muth
Treibt vorwärts stets den Tapfren, zurück bleibt zahmes Blut.
Horcht, horcht! der Schwerter Klingen; heisa! zum Tanz
gehts traun!
Wie lustsam anzuhören, wie lustsam anzuschaun!

[1] Die Inschrift der Mauer bei Göllheim, einem Ort, der 5 Stunden von Worms an einem Abhange liegt, zeigt an, daß die Schlacht am 2. Juli 1298 vorgefallen ist. (Sie heißt: **Anno Milleno Trecentis Bis Minus Annis In Julio Mense Rex Adolphus Cadit Ense.** A. H.)

Das sind der Baiern Schaaren, die machen ein Gesicht
Dem Oheim, daß er wünschet, er säh sie lieber nicht.
Seht, seht! wie Rosse stürzen, welch ein Gemeng, wie schön!
Mein Muth ist nicht zu halten, mein Pferd will nicht mehr stehn.
Bei diesem Treffen bleibe, mein Marschall, ich muß hin,
Wo Otto kämpft und Rudolph!" — So treibt ihn wild sein Sinn.
Die Sonne scheint ihm blendend ins tapfre Aug hinein,
Der Adler kann sie tragen und schießt auf Albrechts Reihn.
Dort schließen Kärnthner Schaaren und Steirer ein Spalier,
Aus Ungarn und aus Böhmen ragt Oestreichs Kriegspanier.
In dritter Ordnung stehet aus Frankens Ritterschaft
Ein Haufen, Straßburgs Mannen verstärken ihre Kraft.[1]
Albrecht, die Sonn im Rücken, sucht gierig Adolphs Tod,
Doch meidet er als Führer, was niedren Kriegern droht.
Mit kurzem Mordgewehre heißt er der Rosse Brust
Und ihrem Blick begegnen, der brennt von Schlachtenlust.
Scheu bäumten sich und sanken der edlen Thiere viel,
Und blutiger und enger und heißer wird das Spiel.
Im Harnisch springt vor Hitze manch Heldenherz; so sinkt
Graf Ochsenstein, deß Fahne aus todter Hand noch winkt.
Im weißen Felde brannte das rothe Kreuz, und hehr
Führt es als Sturmesfahne zugleich des Gegners Heer.
Als Adolph nun vermeinte, zu schaun die Waffentracht
Des Gegners, fliegt auf diesen er, wie ein Blitz der Nacht,

[1] Die ganze Stellung der Heere war folgende: Adolphs erste Schlachtordnung bestand aus der Reiterei Ottos, Herzogs von Baiern, des Pfalzgrafen Rudolph und einiger Franken; die andern zwei Reihen bestanden aus Mannen vom Niederrhein, Elsaß und Schwaben, welche Adolph selbst und sein Marschalk anführten. Da die Vorderreihen der Baiern durch den Sturz vieler Pferde in Unordnung geriethen, eilte ihnen Adolph schnell zu Hilfe, und gerieth so in das Gewirr der Schlacht. Er suchte immer nur Albrecht selbsten; dieser aber hatte mehrere in seine Waffentracht gehüllt, und blieb, nachdem einige derselben von Adolph erlegt waren, lang unerkannt, bis er ihm endlich doch begegnete und die erste Wunde beibrachte. Noch wird bemerkt, daß Adolph schon früher mit dem Pferde gestürzt und dadurch für den Kampf geschwächt worden sei; der Rauhgraf (Gottfried) habe ihn aber wahrscheinlich getödtet, oder Andere.

Und stößt ihn gleich zu Boden; doch siehe! schon daher,
O Wunder! stürzt ein Andrer in gleicher Herzogswehr.
„Wie viel Albrechte walten denn hier im Schlachtgewühl?
Nur her! und wärens tausend, daß ich die Rache kühl!
So schlug ich einst auch fünfmal den Herzog von Brabant,
Der rechte ward mir später als edler Freund bekannt.
Wer möchte sich verläugnen in Rüstung und in Muth,
Ich gönnte keinem Andren so königliches Gut.
Auf mein Visier! der Bravste soll mir ins Auge schaun,
Dir, Albrecht, muß gewaltig vor meinem Blicke graun!"
Er sprichts, schlägt Drei und Viere von gleicher Rüstung, schaut
Dann in einzig Auge, vor dessen Tück ihm graut.
Wie, wenn ein Mann der Schlange ergrimmten Blick nun sieht,
Der starr sich auf ihn heftet, er naht mehr, als er flieht;
So stutzte Adolph plötzlich; auch schnob sein treues Roß,
Als witterts nicht Geheures, und Schaum vom Bügel floß.
Doch bald erkannte freudig den Blick der Held: „Heran!"
Ruft er: „Um deine Krone ists, Oestreich, jetzt gethan.
Hier kannst du nicht entrinnen. Was mein ist, wird dir nicht!" —
„Das steht bei Gott!" spricht Albrecht mit ruhgem Angesicht.
Besonnen späht er, schwinget mit sichrer Hand das Schwert,
Das über Adolphs Auge scharfschneidend niederfährt.
Doch mag die eine Sonne in Blut auch untergehn,
Muß freudig noch die andre am Heldenhaupte stehn.
Und enger, immer enger um Adolph wird der Kreis,
Der Wild- und Rauhgraf machte aus altem Haß ihm heiß.
In Blut und Staub und Waffen erkannte man nur sich,
Daß mehr verirrt, als willig, der Haufe Nassaus wich.
Als Adolph um sich schaute und seinen Sohn nur fand,
Der dichter, als ein Schatten, ihm stets zur Seite stand,
Da rief er: „Sohn! dich tödtet dein allzu edler Muth;
Verlasse mich; es dürstet der Feind nach meinem Blut!"
„Mein Vater, o mein Vater!" rief der, „was sagst du da?
Im Tode, wie im Leben, bin ich, dein Sohn, dir nah!"

Er sprachs und, gleich dem Thiere, das Nassaus Wappen weist,
Zeigt er dem Feind die Zähne, der gleichfalls um sich beißt.
Doch Adolph sank ermattet, auf ihn sein strauchelnd Roß,
Daß tief aus mancher Wunde das tapfre Leben floß.
Da naht ein Knapp und lüftet des Helmes schützend Band,
Wo er mit kurzem Dolche die Todesstelle fand.
Rupert wirft auf den Vater mit Schild und Schwert sich hin,
Und Hundert scheun den Einen; Zorn, Liebe tobt durch ihn.
Erdrückt, doch nicht besieget, erstarret ihm die Hand
Am Schwert. O schnöde Fessel, die solchen Arm umwand!
Auch deinen tapfren Händen ward gleiche Schmach zu Theil,
Graf Eberhard,[1] den Chatten sonst Streiteshort und Heil!
Aus Baierns Herzog rinnet ein blutger Doppelquell,
Doch keine Handbreit weicht er mit Rudolph von der Stell,
Bis ihn der Ruf erreichte, daß König Adolph fiel;
Jetzt dacht er erst, zu enden das blutig grause Spiel.
Auch Albrecht, satt der Rache, will ferner nicht mehr Blut;
Er heißt von Nun an fangen; die Lust des Mordens ruht.
Wohl Mancher sah den Morgen, doch nicht das Abendroth;
Dreitausend Rosse lagen und hundert Reiter todt.
Doch wer ists, der auf Leichen liegt, aller Waffen blos?
Auch in den starren Zügen steht Held und König groß.
Er ists, der Kron und Leben, die Ehre nicht verlor,
Und Alle, die ihn sehen, umzieht der Trauer Flor.
Ein König wars! — Der Ritter, der Knappe siehts und —
weint;
Am Weinen und Bedauern schien Jeder jetzt sein Freund.
Nur trockneu Auges stehet und finster Albrecht da,
Sein Racheengel schwebet wohl selber schon ihm nah.
Doch Gerhard, der, entstammet dem Eppensteiner Schloß,
Nun Alles sieht vollführet, was listig er beschloß,
Als er den Blutsverwandten sah, baar der Herrlichkeit,
Womit er selbst ihn schmückte und segnend eingeweiht;

[1] Graf Eberhard von Katzenellenbogen, der Abt Wilhelm von St. Gallen und viele Edlen wurden gefangen.

Ward tief er vom Gewissen gerührt und rief voll Schmerz:
„Hier ist in Staub gesunken das beste Helden-
herz!“

G. C. Braun.

Die Versöhnung.

War dein Groll noch nicht gebrochen,
Albrecht, als dein Gegner fiel?
Warst du nicht genug gerochen,
Schon an deiner Wünsche Ziel?
Mußte Adolphs Burg auch stürzen,
Deinen finstren Haß zu sehn?
Konnt es deine Rache würzen,
Auf der Trümmer Staub zu stehn?

Mochtest du wohl damals ahnen
Der Versöhnung fernen Bund? —
Mußte nicht die Zeit dich mahnen:
Nichts bleibt ewig, wies bestund?
Bis zum Grabe trugst du Rache,
Diese Kluft war dir zu klein;
Jetzt umschließt nur ein Gemache
Deines Feinds und dein Gebein! [1]

[1] Als die Mordbrenner Ludwigs XIV. die königliche Gruft in dem Dome zu Speier 1689 erbrochen und geplündert hatten, sollen Albrechts und Adolphs Gebeine in einen Sarg gekommen sein. Es ist jedoch in der That damals nur Albrechts Grab erbrochen und seine Gebeine im Schutte des niedergebrannten Domes zerstreut worden. Das Raubgesindel stand nämlich von dem Aufwühlen der Gräber bald wieder ab, weil sie in Albrechts Sarg die gewünschte Ausbeute nicht fanden, die sie, eingedenk der alten Sage, daß die deutschen Kaiser hier mit großen Schätzen versenkt worden seien, zu finden hofften. — Bemerkenswerth ist noch, daß Alle, welche an Adolphs Schicksal Theil hatten, eines schnellen und unnatürlichen Todes starben, worin die öffentliche Meinung und die Chronisten jener Zeit eine Rache des Himmels, ein göttliches Strafgericht, ein wahres Gottesurtheil erkannten, sowie der Glaube des Volkes in der Erscheinung eines Kometen Adolphs Fall vorbedeutet wähnte. — Der Erzbischof von Mainz nämlich fiel über Tisch, vom Schlage getroffen, todt aus seinem Sessel nieder; der Graf Haigerloch war schon früher im Gefechte geblieben; der Graf Ochsenstein erstickte in der Schlacht im Harnisch; der Graf Hohenlohe wurde von einem Leibeigenen umgebracht; der Churfürst v.

Jenem Sitz der stillen Liebe
Hat dein wilder Zorn geglüht;
Aber nun sind schönre Triebe
Aus den Trümmern aufgeblüht!
Frieden weht jetzt um die Stätte,
Wo dein Racheschwert getönt;
Denn durch Karl und Henriette
Ward dein Schatten ihm versöhnt! —

Imagina, Kaiser Adolphs Gemahlin.

Zu Nürnberg in dem alten Saale
  Hielt Kaiser Albrecht seinen Tag.
Die Ritter leerten die Pokale,
  Wies Brauch war, bei dem Festgelag.
Drommeten schmettern, Hörner schallen,
  Heil Albrecht, Heil! tönts überall,
Und auf den Straßen, in den Hallen
  Drängt jubelnd sich des Volkes Schwall.

Da nahet sich in schwarzem Kleide
  Dem Kaiserthron ein blasses Weib;
Von allem festlichen Geschmeide
  Entblößet ist ihr edler Leib.
Und Albrechts Wimpern blickten düster,
  Als er den Traueranzug sah;
Da höret er ein Stimmgeflüster:
  „Seht Adolphs Weib, Imagina!"

Sachsen ward bei Albrechts Krönung zu Aachen erdrückt; der Wildgraf wurde von seinen Leuten ermordet; der Graf von Leiningen starb im Wahnsinn; der Reisige, der Adolph den Hals durchstach, ward augenblicklich von den Pferden zertreten; der Bischof von Straßburg wurde von einem Metzger durchstochen; der Graf von Zweibrücken ertrank in der Blies, und Albrecht selber wurde von seinem eigenen Neffen Parricida im Angesichte der Stammburg seiner Väter 1308 meuchlings erschlagen.

„Herr!“ spricht sie flehend, „habt Erbarmen
Und blicket mild von eurem Thron;
Gebt mir, der jammervollen Armen,
Zurück mir den gefangnen Sohn!
O stillt die Thränen und die Klagen
Und endet meine lange Qual;
Des Leids genug hab ich ertragen
Um Adolph, meinen Ehgemahl!“

„Vom Mainzer müßt ihr ihn erflehen,
Der hält ihn fest zu eurem Schmerz!“
Spricht Albrecht, und die Worte gehen,
Ein bohrend Schwert, ins Mutterherz.
„Vom Mainzer, ach! — die Mutter stöhnet,
Dann bin dem Elend ich geweiht;
Der ist an Mitleid nicht gewöhnet,
Der fühlet nicht der Mutter Leid!“

Und zu der Kaiserin gewendet,
Fleht sie mit thränenvollem Blick:
„Bei Jesu Mutter, endet, endet
Mein Weh, gebt mir den Sohn zurück!
Erbittet ihr ihn von dem Gatten,
Dann möge Gott euch gnädig sein,
Und meines Adolphs blutger Schatten
Nicht euren Thron der Rache weihn!“

Elisabeth empfindet Rührung
Und bittet, Mild im Angesicht:
„O Herr, erkennet Gottes Führung,
Verstoßet heut das Elend nicht!“
Doch Albrecht finster ihr entgegnet:
„Will sehen, wie der Mainzer denkt,
Ob der begnadiget und segnet
Und seinem Feinde Freiheit schenkt!“

Und trostlos geht sie von dem Throne,
Sie, einst des Reiches Kaiserin,
Gekränket jetzt von bittrem Hohne,
Mit schwerem, tiefgebeugtem Sinn.
Der Welt vergessend, Gott ergeben,
Fand sie die Heilung ihrer Qual
Durch Himmelstrost, im frommen Leben,
Im stillen Kloster Klarenthal.

Jos. Muth.

Ruprecht von Nassau.

Ruprecht trug des Mainzers Bande
Ungebeugt, mit festem Muth;
Treu dem theuren Taunuslande,
Wallt in ihm sein edles Blut.
Und die Freiheit fand er wieder
Durch der Seinen Gut und Gold.
Gerhard war nicht mild und bieder,
Nur dem Golde war er hold.

Freiheit, Wiedersehens Wonne,
Und ein liebend Mutterherz! —
Schöner strahlet ihm die Sonne,
Und es heilt der Seele Schmerz
In dem Kreise der Verwandten,
In der herrlichen Natur;
Doch aus Nassaus lieben Landen
Treibt ihn bald sein heilger Schwur.

Bei des Vaters blutger Leiche
Schwur er an dem Grabesstein:
„Mit dem Gleichen wird das Gleiche,
Albrecht, dir vergolten sein.

Nimmer soll das Schwert mir feiern,
Das in dieser Rechten blinkt,
Bis zur Sühne meines theuern
Vaters deine Krone sinkt!"

Und er reißt vom Mutterherzen
Sich mit wunder Seele los
Und verläßt mit tiefen Schmerzen
Seiner trauten Heimath Schoos,
Eilt nach Böhmen zu dem Fürsten
Wenzeslaus, zu Habsburgs Feind,
Und, wie Leun, nach Rache dürsten
Beide bis zum Tod vereint.

Ruprecht sieht den Gegner wanken,
Seinen Sturz erlebt er nicht.
Auch die Schweiz tritt in die Schranken,
Albrecht droht ihr streng Gericht.
Doch im offnen Kampf zu fallen,
Wehret ihm des Schicksals Rath,
Und die gräßlichste von allen
Thaten — Parricida that.

Jos. Muth.

Altenburg.

1.

Die Altenburger Kirche.

(1178.)

Einsam wohnt in seiner kleinen Zelle
Walther bei dem alten Waldkastelle,
Das der Römer Uebermuth gebaut,
Als sie gegen Deutschlands kräftge Stämme
Warfen jenes Grabens[1] hohe Dämme,
Die noch heute dort der Wandrer schaut.

[1] Jene so berühmte Vertheidigungslinie, der Pfahlgraben.

Seine Waffen und sein Rüstgeschmeide
Hat vertauscht er mit dem schlichten Kleide,
Das den Eremiten kenntlich macht,
Und man sieht die Hände fromm sich falten,
Die dereinst den blanken Schild gehalten
Und die Lanze in dem Sturm der Schlacht.

Ohne Mittel, doch ein frommer Ritter,
Dem für Gott kein Opfer schien zu bitter,
Fing er an, ein Kirchlein zu erbaun;
Statt der Streitart führt er jetzt die Kelle
Und den Hammer an des Schwertes Stelle,
Den er schwingt, die Steine zu behaun.

Jahre schwinden, doch sein Eifer währet,
Und es krönt die Hoffnung, die ihn nähret,
Mit Erfolg ihr flüchtiger Verlauf;
Siehe! nah bei seinem Lieblingssitze,
Hebt das Kirchlein schon die Thurmesspitze
Durch der Buchen grüne Wipfel auf!

Freudig nach der Stadt am Mainesende,
Daß er ihr die heilge Weihe spende,
Eilt er nun, den Bischof anzuflehn;
Und er sieht, o seine höchste Freude!
In dem gottgewidmeten Gebäude
Bald die hehre Feier vor sich gehn.

Robert und Walramus, Nassaus Grafen,
Ehrten Walthers frommen Sinn und trafen
Die Verfügung, daß dem Gotteshaus
So viel von der ringsgelegnen Waldung
Wurde, als zu seiner Unterhaltung
Und für seine Priester reichte aus.

Herrlich blühte nun die junge Kirche,
In dem Lande weit, wie im Gebirge,
Klang von Mund zu Munde bald ihr Lob,
Und es fand gar mancher Wandrer Frieden,
Der zu Gott das Herz hier, abgeschieden,
Vor St. Kilians Altar erhob. —

Doch schon lange ist auch sie verschwunden,
Wie die Römerburg, und kaum gefunden
Wird von ihr mehr eine leise Spur;
Kunde gäb uns nicht die öde Stätte,
Wenn die Sage nicht erhalten hätte,
Was geblüht dereinst auf dieser Flur.

2.

Der Altenburger Markt.

Gerne pflanzt auf der Verödung Räume
Die Verwandlung ihre grünen Bäume,
Neues Leben blühet durch den Tod;
Aus dem Ernste des vergangnen alten
Ließ auch hier ein junges, frohes Walten
Bald erstehn ihr freundliches Gebot.

Horch! Geflohen ist des Waldes Schweigen,
Munter regt sichs unter seinen Zweigen,
Frohes Leben füllt den öden Platz;
Reihenweise stehen da die Buden,
Christen wandeln auf und ab und Juden,
Wuchernd mit dem hergebrachten Schatz.

Was des Landmanns Weiden Schönes nähren,
Thiere stolzer Zucht und hagre Mähren,
Sind dort ausgesetzet dem Verkauf;

Und des Krämers Junge wird nicht müde,
Der, zu loben seiner Waaren Güte,
Bietet aller Rede Künste auf.

In den Zelten sitzen froh die Zecher,
Und es schäumen hoch die vollen Becher,
Die kredenzt die schöne Schaffnerin;
Fröhlich werden Speis und Trank genommen,
Denn ein Jeder, der dahin gekommen,
Sucht Vergnügen oder sucht Gewinn!

Idsteins heitre Welt ist ausgeflogen
Und vom Usbach kam sie hergezogen
Und aus Königsteins belebter Stadt;
Alle freuen sich des frohen Lebens,
Seine Fahne winket nicht vergebens,
Denn der Freude wird das Herz nicht satt!

Der fromme Fürst.

(† 1721.)

Wenn du den Dürftgen schaust, den da die Noth lehrt beten,
Den Kranken, der im Schmerz die Brust zu Gott erhebt;
Wenn du den Kummer siehst in seine Tempel treten,
Den andachtsvollen Mann, der nur fürs Ewge lebt;
So ists der innre Hang, der hier den Beter macht,
Und dort der äußre Zwang, durch den sein Herz erwacht!
Doch wenn der Andacht Flug ein Herz zum Himmel träget,
Zu beten vor dem Thron, gebaut am Sternenzelt,
Ein Herz, das sorgenlos, das unterm Purpur schläget
Und schwelgt in jedem Glück, was bieten kann die Welt;
So ist es rein der Drang, dem Busen eingewebt,
Den Sehnsucht aufwärts zieht und ihn zu Gott erhebt! —

Fürst August Samuel, aus Nassaus Stamm entsprossen
Und Idsteins Herrscher, kehrt aus jenem heißen Kampf,
Den es um Ofen[1] galt, wo Heldenblut geflossen
Und mancher Türke fiel in der Geschütze Dampf,
Erschöpft an Leib und Seel, in später Nacht zurück
Zum Städtchen, wo ihm blüht des Lebens schönstes Glück.

Süß ist des Schlummers Mohn, der fesselt seine Sennen,
Sobald des Wiedersehns Entzücken ausgetauscht,
Des ersten, das so sehr das Herz nach langem Trennen
Beweget und die Brust mit ihrer Lust berauscht;
Selbst seine Seele ruht, und auf dem weichen Flaum
Scheint eingelullt sogar der immerwache Traum.

Schon graut der junge Tag, und auf den Straßen reget
Sich munterer, als sonst, des neuen Lebens Fuß.
„Der Fürst ist wieder da!" — Dies Freudenwort beweget
Der Bürger Lippen heut als schönster Morgengruß,
Die wir so früh erwacht und vorbereitet sehn,
Gemeinsam einen Buß- und Bettag zu begehn.

Doch ruhig schläft der Fürst und hört nichts von dem Leben,
Das in dem Städtchen herrscht und auch im Schloß erklingt.
Als aber von dem Thurm die Feierglocken geben
Das Zeichen und ihr Schall zu seinem Ohre dringt;
Da hört im Schlummer er den wohlbekannten Klang,
Der leise in sein Herz, wie heilges Mahnen, drang.

Was er bedeute heut, an einem Werketage,
Kann er errathen nicht; doch ward ihm Antwort kaum
Vom treuen Diener, den gestellet er zur Frage;
Da fesselt länger ihn nicht mehr der weiche Flaum,
Und in der Kirche kniet er balde im Gebet,
Wie es im Chronikbuch als schönes Beispiel steht.

[1] Bei der Einnahme der Veste Ofen gegen die Türken, 1686.

Cambergs Rettung.

(Dreikönigstag 1357.)

Rom mag seine Gänse loben,
Die, als Brennus es bestürmt,
Seine Burg[1] der Noth enthoben,
Die sich drohend ihr gethürmt;
Ich will jetzt ein Lied euch singen,
Das dem Ruhm der Atzeln gilt:
Scheint es seltsam auch zu klingen,
Hoff ich, daß es Keiner schilt.

In des Emsthals goldnem Grunde
Blühte Camberg jung empor,
Und kein Städtchen in der Runde
War ihm gleich an Macht und Flor.
Walsdorfs eifersüchtge Ritter
Sahn es blühen nur mit Zorn;
Ihrem Auge war ein Splitter
Seines Glückes reicher Born.

Es von Grund aus zu verderben,
Schwuren sie mit heilgem Eid;
Denn nicht leben und nicht sterben
Ließ sie mehr der blasse Neid.
Immer hatten sie erlauert
Nur den günstgen Augenblick,
Und obs lange auch gedauert,
Bracht ihn endlich das Geschick.

[1] Das Capitol zu Rom. Als Brennus um 390 v. Ch. mit seinen Horden aus Gallien die capitolinische Burg belagerte, geschah es, daß in einer Nacht die Wachen derselben einschliefen und die Gallier die Mauern schon erstiegen hatten. Da aber erhoben die Gänse plötzlich ein solches Geschnatter, daß die Schläfer noch zeitig genug erwachten, um die Feinde wieder zu verjagen. Von dieser Zeit an wurden die Gänse, als Retter des Kapitols, in großen Ehren gehalten.

Es beging die stolze Veste
Freudig ihren Gründungstag;
Alle schliefen auf das Beste
Nach dem festlichen Gelag.
Jeder hatte heimgegeben
Gottes Schutz noch Hof und Haus,
Und dann schwieg das frohe Leben
Und die Lichter loschen aus.

Da erschienen vor den Thoren
Walsdorfs Ritter wohlbewehrt,
Und es schien der List erkoren,
Was das Schwert umsonst begehrt.
Mancher stand schon auf der Mauer,
Und das Städtchen war umringt;
Keine Wache auf der Lauer:
„Stille nur, und es gelingt!“ —

Doch wo fromme Seelen schlafen,
Wacht ein Auge ungesehn;
Böse treffen ihre Strafen,
Ob auch Wächter sie umstehn!
Aus des Walles stillen Gründen
Schwirrt ein Atzelnheer empor,
Cambergs Bürgern anzukünden
Ihre Feinde vor dem Thor.

Gellend schallte in den Lüften
Kaum ihr Feldgeschrei zum Streit,
Stand, die Schwerter um die Hüften,
Alles wach und kampfbereit.
Bald verjagte man die Würger
Und gerettet war der Ort;
Aber ehrten Cambergs Bürger
Auch die Atzeln fort und fort?

Inhalt.

Nassau

in seinen

Sagen, Geschichten und Liedern

fremder und eigner Dichtung

von

Alois Henninger.

Zweiter Band:

Der Rhein und das Rheingebirg.



Wiesbaden,
Druck und Verlag von A. Scholz.
1845.

Uns ist in alten mären wunders vil geseit
Von helden lobebären, von grozer kuonheit,
Von fröuden hochgeziten, von weinen und von klagen,
Von küener recken striten muget ir nu wunder hören sagen.

Der Nibelunge Not.

Der Rhein und das Rheingebirg.

Des Rheingaus Lob.

Land, von dem die Sagen melden,
Deren Lied so hoch man preist,
Daß ein Saum von lichtren Welten
Du, kein Theil der Erde seist;
Daß man dich vom Himmel thauen
Sah, ein gottgeschenktes Reich,
Und des Paradieses Auen
Dir an Anmuth nimmer gleich!

Land, an dessen Lustgestaden,
Als du wieder ihm gelacht,
Der Gelübde und der Gnaden
Brömser selbst nicht mehr gedacht;
Wo im seligen Gewimmel
Gilgen Lorch so trunken saß,
Daß sein volles Herz den Himmel
Und der Seligkeit vergaß!

Land, von dessen Wonnefluren
Kaum das Lied, wie Nachhall, klingt
Und nur ferne, leise Spuren
Deiner wahren Schönheit singt:

Wenn von dir die alte Kunde
Solchen Wunderruhm erhob;
Brauchst du dann von Sängers Munde
Auch nur einer Sylbe Lob? —

Reiselied im Rheingau.

Laßt uns wandern wohlgemuthet
In der schönen Gotteswelt,
Wo der Rhein so herrlich fluthet
Und mit Gold die Traube schwellt!
Weg von allen Lebensplagen
Will das leichte Schiff uns tragen.

Hier die Hügel mit den Reben,
Dort die Berg in Waldesgrün,
Und der Menschen reges Leben,
Und der Städte heitres Blühn,
Und des Stromes mächtig Schreiten
In dem wilden Sturm der Zeiten.

Seht, des Rheingaus grüne Pforte
Thut bei Walluf sich uns auf,
Und der Nymphe süßem Worte
Horcht der Fluß in stillem Lauf!
Ihrer Höhen goldnen Segen
Hält sie lächelnd uns entgegen.

Steigt dort nicht auf Blumenauen
Der Johannisberg empor?
Eine Hütte laßt uns bauen
An Lyäens[1] Tempelthor!
Lied und Becher müssen klingen,
Wo Lyäens Quellen springen.

[1] Lyäus, Sorgenbrecher, ein Beiname des Bacchus (Liber, Dionysos), der, ein Sohn Jupiters und der Semele, bei den Alten der Gott des Weines war.

Brömsers nackte Felsen geben
Einen wahren Götterwein,
Denn es nähren seine Reben
Sich von Duft und Sonnenschein.
  Brüder weiht dem alten Zecher,
  Seines Weines einen Becher!

Ha, durch Klippen, wild und schaurig,
Bricht der Rhein jetzt seine Bahn!
Hattos Thurm, er blickt so traurig,
Wie ein irrer Geist, uns an.
  Viele, die hier froh gesungen,
  Hat der Strom hinabgeschlungen.

Seht ihr dort des Klosters Trümmer,
Welches Hildegard gebaut?
Oft erhebt sich da ein Schimmer,
Wann der stille Abend graut.
  Ruhe ihr, die viel gestritten,
  Ruhe ihr, die gern gelitten![1]

Glücklich ist das Schiff geflogen
An dem Wirbelschlund vorbei;
Die auf uns gehofft, betrogen
Ist sie nun, die arge Fei.
  Spar, Undinchen, dein Verlangen,
  Morgen kannst du Andre fangen!

[1] Im Kloster Eibingen wurde noch in der letzten Zeit ihr Ring aufbewahrt mit der Inschrift: „Ich leide gern.“ (Die heilige Hildegarde, deren Ring und Handschriften jetzt einen Schatz des Museums und der Landesbibliothek zu Wiesbaden bilden, war 1098 zu Böckelheim aus dem pfälzischen Grafengeschlecht der Sponheim entsprossen. Sie bestimmte 1148 die edle Rüdesheimerin Bercha (Marca), das Kloster Eibingen zu gründen, während sie selbst als Äbtissin das vom Grafen Meginhard von Sponheim gestiftete St. Rupertskloster bei Bingen inne hatte, wohin sie vom Dissibodenberg, der Stätte ihrer Jugendbildung, ausgezogen war. Bewundert und ausgezeichnet von den Großen des Reiches und der Kirche und hochverehrt vom Volke des Rheines, lebte und waltete, betete und betrachtete, weissagte und schrieb nun dort die begeisterte, gotterleuchtete Jungfrau bis in das hohe Alter von 81 Jahren — 17. September 1179. A. H.)

Schiffer, lenke frisch zum Lande,
Asmannshausen winkt uns ja;
Hangen nicht am Felsenrande
Purpurn seine Trauben da?
Schlürft am Quell die Götterspende,
Denn der Rheingau ist zu Ende!

Trinkt und singt! Den schönsten Garten
Pflanzte Gott am grünen Rhein.
Deutsche Hände, die ihn warten,
Deutsche Treu und deutscher Wein!
Singt und trinkt! Die deutschen Lieder
Hallen deutsch von drüben wieder.

A. Schreiber.

Poetische Beschreibung Bieberichs.

(1735.)

An was für einen Ort der Welt
Hat mich ein günstig Glück geführet?
Der so viel Schönes in sich hält,
Der so fürtrefflich ausgezieret?
Ist dieses Tibur, ists Tarent,
Das ein Horaz allein für schön erkennt?
Sind dieses Tempe und Präneste
Und die Bajanischen Paläste?
Ist dieses Tullius beliebtes Tusculan?
Ist dieß das Eyland der Capreen
Mit seinen angenehmen Höhen,
Wo sich Tiberius so wohl vergnügen kan?
Sah etwan vor der Zeit also,
Catull, dein schönes Sirmio?
Ist das Vopiscus Lustrevier
Und Pollius sein Landgut hier,

Die Statius so hoch gepriesen?
Hat Plinius hier sein Laurent erbaut,
Wie, oder werden hier sogar
Die alten Elyseer-Wiesen
In ihrer höchsten Pracht geschaut?
Ists Blendwerk? oder ist es wahr?
Wo bin ich, wo befind ich mich?
Hat mich ein süsser Traum bethöret?
Ist dieses nicht das schöne Bieberich,
Von dem ich schon so viel gehöret?

Ja, ja, es ists; wie bin ich nicht beglückt,
Daß ich einmal den Wunderort erblickt,
Nach welchem mich bisher so hoch verlanget,
Den die Natur für andern zärtlich liebt,
Indem sie ihm das miteinander giebt,
Womit sie sonst zertheilt und einzeln pranget!
Es scheint, daß sie ihn nur erkiest,
Die Stärke ihres Reichs zu zeigen,
Und daß ihr fast nicht möglich ist,
An Schönheit höher aufzusteigen.
Selbst Chantilly,[1] das in der That
Den Namen von der Anmuth hat,
Kan doch, den Wald nur ausgenommen,
Mit Bieberich nicht in Vergleichung kommen.

Allein, wo fang ich an,
Wo wird mein Unterfangen bleiben?
Dieß ist ein Werk, das Brocks[2] nur leisten kan;
Hier muß man mahlen und nicht schreiben.
Doch welcher Pinsel ist so kühn,
Die Züge der Natur vollkommen nachzuziehn?
Wer will hierzu die Farben reiben?—

[1] Ein überaus anmuthiges Lustschloß des Herzogs von Bourbon bei Paris.
[2] B. H. Brockes, damaliger Dichter und Rathsherr zu Hamburg.

Jedoch, was taugt wohl unversucht?
Ein Schattenriß ist auch nicht zu verwerffen;
Wohlan! ich will, vielleicht nicht sonder Frucht,
Die Sinnen, wie die Feder, schärffen!
Was meiner Kunst an Stärke fehlt,
Wird meiner Herrschaft Huld ersetzen,
Als die mein Lied schon oft erwählt,
Sich mit demselben zu ergetzen.

So wunderschön ist dieses Schlosses Lage,
Daß ich annoch im Zweifel bin,
Was ich zuerst, was ich zum letzten sage.
Es fließt an dessen einer Seiten
Der Vater von den deutschen Flüssen,
Der breite Rheinstrom, nah dahin
Und sucht sich da so mächtig auszubreiten,
Daß man ob seiner Nachbarschaft
Und seiner Fluthen strengen Kraft
Sich oftmals für ihn fürchten müssen,
Daher man einen Damm von Stein
Erst kürzlich kostbar angeleget,
Für Bieberich ein Schutz zu seyn,
Damit das Wasser nicht daran
So heftig und gewaltsam schläget,
Wie es bisher so oft gethan.
Die andre Hälfte ist hingegen
In einem schönen Lustrevier
Und langen Garten wohl gelegen.

Erblick ich nun den Rhein für mir
In seinem prächtigen und sittsam stillem Gange,
So wird mir fast
Ob seiner Fluthen regen Last,
Die er beständig fortwälzt, bange.
Es läuft alsbald durch meine Glieder

Ein froher Schauder hin und wieder;
Denn wenn mein Auge seinen Blick,
So weit es kan, auf seine Fläche sendet,
So kehrt es stets ermüdet und geblendet,
Doch nie ersättiget, zurück,
Weil ich davon das Ende nie erlange.
Dieß ist geschickt, ein wahres Ebenbild
Von aller Pracht der Welt, von unserm ganzen Leben
Und Neigungen des Herzens abzugeben:
Dieß ist etwas, das allen Menschen gilt.
Ein Wirbel treibt den andern fort,
Ein Tropfen jagt den andern um die Wette;
Was ändert in der Welt nicht immer Stand und Ort?
Was ist so dauerhaft, was hat so feste Gründe,
Daß es sich für den Stoß der strengen Zeiten rette
Und nicht sein schnelles Ende finde?
Ach! alles dieses, was wir lieben,
Wird, wie wir selbsten, fortgetrieben;
Nichts kan dem Schicksal wiederstehn,
Wir müssen wieder Willen wandern
Und mit dem Strohm hinabwärts gehn;
Ein Erbe treibet stets den andern.
Sobald der Mensch gebohren ist,
Faßt ihn die Zeit gleich in die Mitten
Und reißt mit übereilten Schritten
Ihn mit sich fort, bis er den Lauf beschließt;
Minuten, Stunden, nebst den Tagen
Und Jahren thun sonst anders nichts,
Als daß sie sich und ihn beständig jagen.
Die Fluth ist tief und fließet sacht und matt,
Doch läßt sie sich von Winden leicht bewegen,
Daß sich sogleich die Wellen regen,
Die man sich nicht vorher vermuthet hat.
Wie ist des Menschen Herz so leicht empfindlich
Und an der Leidenschaft und Bosheit unergründlich!

Wie leicht verstellet er die Züge des Gesichts,
Wie braußt er nicht und schäumet,
Sobald ihm etwas wiederfährt,
Das sich mit seinem Wahn nicht reimet
Und den verdeckten Hochmuth stöhrt?
So kan ein kleiner Wind die Wellen,
Ein kleines Wort des Menschen Galle schwellen.

Es bleibt der Rhein hier dennoch rein,
Und läßt sich nicht in seinem Laufe hemmen,
Noch sein durchsichtig Naß verschlämmen,
Obgleich der trübe Mayn
Sein leimicht Wasser in ihn führet
Und seine Silberfluth berühret.
Von solcher schönen Eigenschaft
Ist auch ein tugendreich Gemüth,
Das unter Lasterhaften lebet,
Und dennoch nie, was lasterhaft,
Durch ihren Umgang an sich zieht,
Vielmehr dem Schlamme wiederstrebet.

Nichts aber ist so schön,
Als wenn sich auf den glatten Flächen
Der Sonnen scharffe Strahlen brechen
Und blitzend wieder rückwärts gehn.
Die Fluth erscheint denn überall,
Als wie ein Himmel von Crystall,
Den viele tausend Sterne zieren,
Die, weil das Wasser sich bewegt,
Sich gleichfalls unaufhörlich rühren,
Daß ihren heitern Strahl das Auge kaum verträgt.
Indessen fahren hin und wieder
Viel Schiff und Nachen auf und nieder
Mit Lebensmitteln, Oel und Wein,
Getrayde, Holz und andern Dingen,

Der Menschen Nothdurft beyzuspringen,
Bepackt und reichlich angefüllt;
Und folglich hat allhier der Rhein
Fast eines Marktes Ebenbild,
Allwo man kauft, verkauft und handelt
Und auf dem schlüpfrigen und nassen Raum
Beständig hin und wieder wandelt,
Daß ich der vielen Fischer-Kähne,
Die auf den Fang gehn, nicht erwähne.
Allein
Er würde doch nicht halb so lieblich seyn,
Wenn man sonst nichts, als Fluth und feuchten Sand,
Mit einem Wort, den Rhein nur sähe;
Doch so erblickt man in der Nähe
So manches grünes Stücke Land,
So manchen dickbelaubten Baum,
Der aus dem Wasser sich erhebet
Und gleichsam auf den Fluthen schwebet.

Wer aber reichet mir den Pinsel,
Die Anmuth und die Lieblichkeit
Der Ingelheimischen und der Carthäuser-Insel
In ähnlichen und wohlgetroffnen Bildern
Nach allen Stücken abzuschildern?
Sie liegen beyde linker Hand,
Und sind nicht eben allzuweit
Ganz von einander abgeschnitten;
Die letzte liegt fast in der Mitten,
Die erste seitwärts: alle beyde
Sind wohl bepflanzt, voll grüner Weyde,
Und haben Feld und Gartenfrucht,
Das beste Schweitzervieh zur Zucht,
Bequeme Wohn- und Sommerhäuser,
Und Weyher, wo man Fische hält,
Die selbst der Rhein dahin geleitet,

Wenn er sich übermüthig schwellt
Und seine Gränzen überschreitet.
Doch hat den Rang insonderheit,
Was dieß betrifft, die Insel der Carthäuser,
Woselbst ein Garten angelegt,
Der nutzbar ist und Obst und Kräuter trägt.

Wie wohl lebt man an diesen Orten,
Man ist von Nachbarn, Haß und Neid
Und von verdrießlichem Besuch befreyt,
Zumal da man auch keinen Horcher scheut.
Man giebt nicht Rechenschaft von seinen Worten
Und fürchtet nichts, als nur allein,
Daß nicht einmal der Himmel fall und krache,
Und etwan mit der Zeit der Rhein
Die Insel mit sich reiß und ihr ein Ende mache:
Doch wohl dem, der sonst nichts, denn dieß, zu fürchten hat!

Was mehr hinunterwärts von diesen beyden Auen
Läßt sich die wohlverwahrte Stadt,
Das alte Maynz, mit seinen Thürmen schauen.
Ein scharffes Auge kan gar leicht
Vom Schlosse Bieberich erblicken,
Was auf der schönen langen Brücken
Des Tages hin und wieder streicht:
Und das Gehör vernimmt von weiten
Der starken Glocken helles Läuten,
Wie auch wenn man die Trommel rührt.

Von dar, zur rechten Hand, ersieht man mit Vergnügen,
Die so benamte Fürsten-Au,
Die längst und größte Insel, liegen,
Die einen bis nach Schierstein führt,
Woselbst ein edler Rebenbau,
Der von dem Rhein den Namen träget,

Bequem und nutzbar angeleget.
Auf dieser Insel wird das gelbe Wachs gebleicht,
Daß es am weißen Glanz und Glätte
Dem Alabaster völlig gleicht,
Wofern es nur auch dessen Härte hätte.
Und endlich zum Beschluß
Erblicket man von weiten im Verschuß
Verschiedne Berge sich erheben,
Die nach dem äusserlichen Schein
Nur dicke blaue Wolken seyn,
Weil sie von blauem Dufft umgeben:
Und diese Höhen ziehen sich
In einem halben Kranz um Bieberich.

So viel und manche Lieblichkeiten
Hat dieses Wunderschloß auf seiner Wasserseiten.

Nun von der andern Seiten her,
Ich meyne von dem schönen Garten,
Hat Bieberich nicht weniger
An Lust und Anmuth zu gewarten.
Man sieht zur recht und linken Hand
Zwey schattigte bepflanzte Lust-Alleen,
Die von des Schlosses Flügeln aus
Bis fast an das Orangen-Haus
In schnurgerader Ordnung gehen.
Hierauf erscheinen in der Mitten
In einem etwas tiefen Land
Die buntbesetzten Blumenstücken,
In zierliche Figuren abgeschnitten,
Die durch der Farben Unterscheid,
Vermischung, Licht und Dunkelheit
So Augen, als Gemüth erquicken.
Das Haus selbst, wo zur Winterszeit
Sich für des rauhen Nordwinds Stürmen

Die zärtlichen Gewächs beschirmen,
Ist lang, im halben Mondenrund,
Gleich einem Tempel bey den Alten,
Von Steinen prächtig aufgeführt,
Und an dem Giebel, wie am Grund,
Mit unterschiedlichen Gestalten
Von Säulenbildern ausgeziert.
Von innen ist die Decke werth,
Daß man nach ihr das Auge kehrt.
Drey Bilder sind allda in frischen Kalk gemahlt.
Der Phöbus[1] fähret in der Mitten,
Bey dem der Morgenstern mit einer Fackel strahlt.
Die Pferde, die den Phaeton nicht litten,
Erscheinen auch allhier im Bild,
Unbändig, zaumloß, frech und wild,
Und wollen selbst in den gemahlten Zügen
Nicht laufen, sondern hurtig fliegen.
Die Nacht verkriecht sich für dem Licht,
Diana[2] hält die Hand für ihr Gesicht;
Sie scheint sich für dem Glanz zu schämen
Und den gehörnten Mond von ihrem Haupt zu nehmen.
Nicht weit davon läßt sich
Auf einem schnellen Wagen
Die Ceres von zwey Drachen tragen.
Der König[3], der vor alter Zeit erfand,
Wie ein verwildert, steinigt Land

[1] Phöbus (Apollo), nach Helios bei den Alten der Gott der Sonne, der Dicht- und der Weissagekunst. Phaeton, dem Helios auf einen Tag die Lenkung des Sonnenwagens überließ, verstand es nicht, die Rosse zu leiten, Diese, als sie es bemerkten, verließen ihre Bahn und kamen der Erde so nahe, daß Alles auf derselben verbrannte und sogar die Meere anfingen zu sieden, worauf Jupiter auf Bitten der erschreckten Götter den schwindelnden Phaeton mit seinem Blitze vom Wagen herab stürzte.

[2] Diana (Artemis), die Göttin der Jagd.

[3] Triptolemus, welcher die Getreidesaat bei Eleusis in Griechenland erfand. — Proserpina (Persephone) ward von Pluto, dem Gott der Unterwelt, geraubt. Ceres suchte die verlorne Tochter auf der ganzen Erde, lehrte dabei die Menschen den Anbau des Getreides und ist daher bei den Alten die Göttin der Feldfrüchte.

Durch Egg und Pflug so weit zu zwingen,
Daß es geschickt wird, Frucht zu bringen,
Sitzt hinter ihr, und bey ihm liegt
Das Handwerkszeug, womit man pflügt,
Womit man gräbet, hackt und hauet,
Wodurch man Felder glücklich bauet
Und ihren harten Trotz besiegt.
Zuletzt erscheint der Gott der Höllen,
Der König jener Unterwelt,
Wie er die weiße Proserpine
In seinen schwarzen Armen hält.
Man siehet leicht aus ihrer Mine,
Daß ihr ein solcher Zwang gefällt,
Bemüht sie sich gleich zu verstellen:
In ihren Augen brennt zwar Glut,
Doch nicht des Eifers, nein, der Liebe,
Und in der Brust verborgne Triebe,
Daß sie es ungern gerne thut.
Daher geschicht auch nicht aus Hasse
Ihr Wiederstand und Gegenwehr;
Sie sträubt und stämmet sich vielmehr,
Daß Pluto sie nur fester fasse
Und nicht von Armen fallen lasse.
Vier braune Hengste ziehn den Wagen,
Die Mähnen fliegen in die Luft,
Ja selbsten das Gemählde ruft,
Daß sie zur Höllen Abgrund jagen.
Wohl dem, der nicht mit ihnen fährt
Und dieses Wagens stets entbehrt!

Gleich hinter diesem Schutzgebäude
Sieht man ein künstlich Labyrinth,
Doch nicht zum Schrecken, mehr zur Freude,
Wo keine Minotauren[1] sind.

[1] Fabelhafte Wesen, halb Mensch, halb Ochsen.

Dem gegenüber ist ein Schauplatz fürgestellt,
Mit püschichten und selbstgewachsnen Scenen,
Doch die der Scheere Schnitt in gleichen Wänden hält,
Damit sie sich nicht weiter dehnen.
Doch zwischen diesen beyden Stücken
Sind drei Alleen zu erblicken,
Die lang, gerade, wunderschön,
Und über eine lange Wiese
Bis zu dem Dorfe Moßbach gehn.

Zur linken Hand des Schlosses in dem Grund
Hat man den Garten zum Gemüße
Und Obste nützlich angelegt,
Der Küchenkräuter, die gesund
Und lieblich schmecken, reichlich trägt.
Gleich diesem Garten an der Seiten
Erblickt man eine weite Bahn,
Worauf man Pferde künstlich reiten
Und nach dem Schulrecht üben kan.
Und also kan auf allen Plätzen
Das Auge sich genug ergetzen.

Noch laß ich hier noch viel zurück;
So manch gebildet Taxusstück,
Womit der Garten ausgezieret,
Wird hier von mir nicht angeführet.
So will ich auch der fünf Fontainen,
Die immer springen, nicht erwähnen.
So manches Säulenbild laß ich auch itzt vorbey,
Dieweil es sich von selbst verstehet,
Auch wenn mans schweigend übergehet,
Daß solcher Schmuck vorhanden sey,
Und an dergleichen Zier und Pracht
In einem Garten wohl kein Mangel sey,
Den sich ein grosser Fürst zu seiner Lust gemacht.

Das Schloß selbst ist gerad und lang,
Und in zwey Flügel abgetheilet.
Aus jedem geht ein lang und breiter Gang,
Worauf man zu dem Mittelbau
Bey angenehmster Aussicht eilet;
Denn hier stellt sich der Rhein, der Garten dort zur Schau.
In diesen Gallerieen stehen
Die Abentheuer des Aeneen,
Und was Ulysses leiden müssen,
Eh er sein Ithaca erblickt,
In vier und dreyßig saubern Stücken
Mit frischen Farben ausgedrückt
Und nach dem Innhalt abgerissen,
Wie sie Homerus und Virgil
Durch ihren Pinsel oder Kiel
Mit Worten, als mit Farben, schmücken.

Der Mittelbau ist aber oben offen,
So daß ich fast die Aehnlichkeit
Vom Pantheon Agrippens angetroffen:
Er sieht auch in der That von innen her,
Als ob es so ein alter Tempel wär,
Den man dem Jupyter geweyht,
Als welcher, künstlich ausgeschnitzet,
Auf seinem Adler schwebend sitzet
Und in der einen Hand den güldnen Zepter hält.
Gleich unter ihm herum, im rundgewölbten Bau,
Ist die gesamte Götterschaar,
Sehr wohlgemahlet, fürgestellt.
Man kennet jeden an dem Zeichen,
Minerven an dem Speer, die Juno an dem Pfau,
Die Ceres am Getrayd, Apollo an dem Pfeile,
Mercur am Schlangenstab, Alciden an der Keule;
Kurz, jeder stellt sich also dar,
Wie er nach heydnischen Gebräuchen

Vor diesen abgebildet war.
Bey diesen Göttern nun wird dem berühmten Sohn
Von dem Trojanischen Anchisen
Für seine Tugenden zum wohlverdienten Lohn
Ein Platz und Ehrensitz beständig angewiesen.
Acht Säulen sind umher zu schauen,
Aus buntem Mormor glatt gehauen,
Die diesen hohen Götterthron
Als unbewegte Stützen tragen.
Ihr Fußgestell ist mit Metall beschlagen:
Dabey sind sie so stark, daß sie der größte Mann
Mit beyden Armen nicht durchaus umspannen kan.
Sie stehn da in gerader Länge,
Und machen, soll ichs sagen, fast
Mit ihrer allzudicken Last
Den Raum des Tempels selbst zu enge.

Zwar der Altan, der in der Mitten breit
Um diese Pfeiler hergezogen
Und zierlich ein- und ausgebogen,
Ist nicht von gleicher Kostbarkeit;
Jedennoch gleichwohl nach dem Scheine
Aus schwarz und buntem Marmorsteine,
Weil man das Gipswerk so geziert,
Als wär es wirklich marmorirt.
Doch hat des wahren Marmors Pracht
Deßwegen hier noch nicht ein Ende;
Denn selbst auch an die kahlen Wände
Sind platt und schmahle Marmorsäulen
In schönster Ordnung festgemacht,
Die diesem Bau besondern Schmuck ertheilen.
Und doch ist die Vollkommenheit
Noch allenthalben nicht zu schauen;
Es ist noch vieles auszubauen,
Weil der Besitzer eh erbleicht,

Als er des Bauwerks End erreicht.
Doch unsers theuren Karls Bemühen
Wird, wie wir hoffen, mit der Zeit
Das angefangne Werk vollziehen,
Weil es ja ewig Schade wär,
Wenn es unausgeführet bliebe.
Es fällt ihm solches auch nicht schwer;
Der Himmel hat ihm Lust und Liebe
Zu guter Ordnung eingeprägt,
Auch das Vermögen ihm verliehen,
Daß er die Kosten leichtlich trägt.

Gleich unter diesem Göttersaal
Kan man dem wahren Gott zu Ehren
Sein heilig Wort gepredigt hören.
Ach! wünsch ich mir wohl hundertmal,
Ach! sollte doch hier Mosheim lehren!
So wär die zierliche Capelle,
Wie schön sie ist, erst wirklich schön;
So würde diese kleine Stelle
An Würdigkeit und Vorzugsgaben
Die größten Kirchen übergehn,
Die wir in Rom, Paris und London haben.
Der wahre Schmuck und Werth der Tempel
Bestehet nicht in Gold, Juwelen und Porphyr;
Ein guter Prediger mit löblichem Exempel
Ist einzig ihre höchste Zier.
Allein die Decke der Capelle
Ist wohlbedächtig in der Mitten
In einer Rundung durchgeschnitten,
Daher man alles klar und helle
Darüber bey den Göttern hört,
Was man vom wahren Gott darunter lehrt.
So läßt sich Belial und Christus wohl verbinden,
Und so kan man das wahre Heil

Und der Erwählten bestes Theil
Selbst unter falschen Göttern finden.

Und also hätt ich kurz und gut
Das ganze Bieberich beschrieben,
Wiewohl verschiednes aussen blieben,
Das aber eigentlich nicht viel zur Sache thut:
Wohin der Pferdestall gehört,
Der erst für kurzen aufgeführet,
Gleich als ein fürstlich Schloß gezieret,
Und Biebrichs Schönheit stark vermehrt.

Jedoch wie schön es auch erbaut,
Erlangt es doch erst zu derselben Zeit
Die gänzliche Vollkommenheit,
Wenn man in seinem Lustgebäude
Die Herrschaft gegenwärtig schaut.
Sonst ist es einem Himmel gleich,
Doch ohne Gottheit, ohne Freude;
Wenn aber diese selbst zugegen,
Denn es ist auch an Göttern reich,
Die wir nicht gnug verehren mögen.

* * *

O Himmel! laß doch immerfort
Dieß Haus bey Nassau Stamme bleiben,
Daß sie an diesem schönen Ort
Des Sommers ihre Zeit vertreiben!
Laß unserm Karl insonderheit
Nach Wunsch getreuer Unterthanen
Das innigste Vergnügen fühlen,
Daß er nebst seiner Christianen
Sich einst im späten Alter freut,
Wenn hier die zarten Enkel spielen!

Es müsse sich der strenge Rhein
Durch sein beständig heimlich Nagen
Nicht nah an diese Gegend wagen
Und diesem Schloß gefährlich sein,
Noch müsse hier des Wassers Feind,
Das wilde Feuer, um sich greifen
Und dieses Haus, wie fast es scheint,
Durch seine Wuth zu Boden schleifen!
Beschütz, Herr, dieß gelobte Land
Durch deine starke Wunderhand
Und laß es ewig blühn und grünen;
So soll es uns zur Andacht dienen,
Und nicht zur Wollust nur allein;
Es soll uns dieser Garten Eden
Ein Vorbild jenes Edens seyn.
So oft wir uns in diesem freun,
So oft soll man von jenem reden,
Denn Bieberich ist in der That
Ein irdisch Paradieß zu nennen;
Nur daß es keine Dauer hat,
Und wir es, wie das andre, nicht
In Ewigkeit besitzen können,
Weil Zeit und Schicksal wiederspricht.

Dan. Wilh. Triller.

Auf der Mosburg.

Kleine Burg, auf deinen Zinnen,
Epheugrün und moosumsäumt,
Spielt ein Lied vor meinen Sinnen,
Wie es eine Seele träumt,
Der, versenkt in seine Pracht,
Frieden zu dies Eden lacht.

Ruhig liegt zu deinen Füßen,
Wie ein Spiegel, da der Teich,
Und die Fluren, die wir grüßen,
Sind an Schweigen rings ihm gleich;
Friedlich durch die Reben rollt
Selbst der Rhein, der gern doch grollt.

Keine Krone, wolkumhangen,
Setzt den Bergen auf die Luft;
Das Gewand, worein sie prangen,
Ist gewebt aus blauem Duft,
Und, von keinem Hauch bewegt,
Schlummernd Blatt an Blatt sich legt.

Auf den Aesten wohnet Stille,
Des Gebüsches Lied entschlief;
Eingewiegt ist auch die Grille,
Die im Mauerspalte rief,
Und am Ufer ruht die Brut,
Die sonst lärmend furcht die Fluth.

Zu dem Frieden deiner Hallen
Sah das Auge der Natur
Schon gar manchen Fürsten wallen
Auf der Ruhe goldner Spur,
Die, dem Stadtgewühle fern,
Weilt in ihrem Arm so gern.

O sie weiß, daß in Palästen
Auch des Wermuths Becher blinkt,
Daß auch ihren höchsten Gästen
Nirgends lacht und nirgends winkt,
Was sie bieten kann und beut,
Wo das Leben Dorne streut!

Ludewig den Deutschen wiegte
Tröstend hier sie an der Brust,
Und an ihren Busen schmiegte
Karl der Große sich mit Lust;
Otto auch, den Ersten, sah
Sie und Nassaus Adolph nah.

Adolph, jenen Sturmgebeugten,
Den die Krone einst geschmückt,
Ach! und jetzt den Stammerzeugten,
Den so früher Kummer drückt,
Ihn, der in des Lebens Flor
Auch ein Diadem verlor!

Und sie feiert, ihn zu führen
Ihres Friedens trauten Gang,
Und der Sänger sollte rühren
Hier nun andrer Saiten Klang?
Sollte singen da von Sturm,
Wo die Ruhe flaggt den Thurm?

Singen da von der Geschichte,
Die vorbei mit Grollen zog?
Von der Zeit, die da Gerichte
Hielt und rasch vorüberflog,
Die bald nahm und bald versprach,
Selten hielt und öfter brach?

Nein, es wiege süßer Friede
Diesen Sitz in seinem Arm!
Bleibe ferne hier dem Liede,
Deutsches Herz, mit deinem Harm;
Aber du, o Feiersang,
Töne hier mit trautem Klang!

Gieße Trost ihm in den Busen,
Lindre seiner Seele Schmerz;
Gern vergessen ja die Musen,
Was bewegt das eigne Herz,
Wenn ein fremdes Mißgeschick
Zähren weckt in ihrem Blick!

Das Eisenmännchen.

Zu Schierstein, wo lieblich die Trauben blühn,
Gehts wandern des Nachts durch die Reben;
Da rasselts und prasselts, daß Funken sprühn,
Und ängstlich, ob furchtlos auch sonst und kühn,
Die Wächter der Berge erbeben.

Ein Männchen im Harnisch, von Eisen schwer,
Durchirrt da die duftenden Huben,
Und hinter ihm knistert ein Flämmchen her,
Das machet dem Geiste so viel Beschwer,
Wies Irrlicht dem fliehenden Buben.

Irmtrudchen, die Tochter des Fischers, war
Das lieblichste Mädchen im Gaue;
Drum bot ihm der Winzer sich Mancher dar
Und wünschte gar sehnlich, daß an dem Altar
Der Priester die Holde ihm traue.

Doch Keinen der blühenden Buben soll
Als Weibchen beglücken das Mädchen;
Ihr machte ein Junker das Herzchen so voll,
Ihr schwatzte das Köpfchen sein Mund so toll
Und spann ihr die goldigsten Fädchen.

Die trotzige Veste von Frauenstein,
Gehörte dem Ritter zu Eigen;
Reich war er an Früchten und Wild und Wein,
Er nannte gar Viele der Hörigen sein:
Wer konnte so stattlich sich zeigen?

Und, wie oft die Herzen der Mädchen sind
Ein Rohr von dem weichsten Getriebe,
Das selber sich beuget dem schwächsten Wind;
So ward auch sein Eigen das holde Kind
Im Bunde der seligsten Liebe.

Allnächtlich vom luftigen Frauenstein
Stieg liebend der Junker herunter.
Still wars in den Reben und ruhig der Rhein;
Das Mädchen nur, harrend am Strome sein,
Hielt wach noch die Aeuglein und munter.

Und sollt auch die liebende Maid ihn nicht
Ein flüchtiges Stündchen erwarten?
Er kam ja und übte die zärtliche Pflicht,
Zu wandeln mit ihr bei der Sterne Licht
In Friggas holdblühendem Garten!

Doch weh! auch die Herzen der Männer sind
Ein Rohr oft im Eden der Liebe:
Denn, wie sie bedachtlos gewählt und blind;
So wechselt die Leidenschaft flüchtig den Wind
Der wärmsten und heiligsten Triebe.

Sie wechselt und wandelt mit leichtem Sinn
Dann weiter, als schliefe die Rache;
Doch straflos nicht bleibt die Verbrecherin:
Denn, wenn sie auch schlummert von Anbeginn,
Hält eine Vergeltung doch Wache.

Schöntrudchen, o daß es die Kunde sagt!
Die treulos der Jüngling verlassen,
Sah bald, ob des Schmerzes der Schande verzagt
Und hart von den Zungen der Welt verklagt,
Die Welle des Rheines erblassen.

Doch nächtlich, wann Alles im Thale schwieg,
Da tauchte ihr Geist aus den Wogen;
Ein Flämmchen, das prasselnd dem Strom entstieg,
So kam er, zu künden gespenstigen Krieg,
Gen Frauensteins Felsen gezogen.

Der Junker indessen, er hauste lang
Noch dort auf der trotzigen Veste,
Und schreckte ihn oft auch am Bergeshang
Das prasselnde Flämmchen auf nächtlichem Gang;
Vergaß ers beim Rauschen der Feste.

Doch siehe! sein Stündlein auch kommt und schlägt,
Es schlägt ihm, von Grauen umflossen;
Und in dem Geschmeide der Rüstung trägt,
Wie sterbend er ihnen es eingeprägt,
Zur Gruft ihn die Schaar der Genossen.

Kaum aber umschloß ihn die Mitternacht
Allda mit den friedlichen Armen;
Da schwebte das Flämmchen in schauriger Pracht
Zur Gruft, und es trieb, wie mit Geisternacht,
Zum Rheine ihn ohne Erbarmen.

Und rasselnd im Harnisch, von Eisen schwer,
Durchschritt er die duftenden Huben,
Und hinter ihm glühte das Flämmchen her
Und machte dem Geiste so viel Beschwer,
Wies Irrlicht dem fliehenden Buben.

Lang trieb ihn so nächtlich des Flämmchens Schein
  Dort noch durch die blühenden Reben.
Jetzt scheint er zur Ruhe gekommen zu sein;
Doch nennt uns ein Pfädchen gen Frauenstein
  Das eiserne Männchen noch eben.

O möchte umsonst es die Sage nicht
  Dir künden, o Jüngling und Mädchen!
Es wird ja, wo Blumen die Liebe sich bricht,
Aus Wegen, bestrahlet von goldnem Licht,
  Gar oft auch ein eisernes Pfädchen!

Die Frauensteiner Linde.

Stolz reckt dort in der Lüfte Reich
  Mit dichtem Laubgewinde
Fünf Arme, selber Stämmen gleich,
  Des Dorfes alte Linde,
Die unter Thränen ward gepflanzt,
Wo fröhlich jetzt die Jugend tanzt.

Die Sage hält in ihrer Hut
  Den Baum schon graue Zeiten;
Denn ob der Furcht, es möchte Blut
  Aus seinen Zweigen gleiten,
Wird, seit der Frühling ihn belaubt,
Kein Aestchen ihm, kein Blatt geraubt.

Schon dämmerte heran die Nacht,
  Die Berge zu umfangen,
Da kam in ritterlicher Tracht
  Ein Jüngling einst gegangen,
Ein zartes Mägdlein an dem Arm,
Vom Gehen müd und bleich von Harm.

Scheu trat er in das Dorf und schien
Zu fürchten alle Leute,
Und, wie noch nie, begann zu ziehn
Ein Bangen fort ihn heute;
Doch ach! das Mägdlein kann nicht mehr
Und sehnet sich nach Labung sehr.

Zum Haus, das vor der Bergeswand
Sich an die Veste lehnte,
Bracht er die theure Last und fand,
Was sie so heiß ersehnte,
Und achtet nicht, wie scharf ihn maß
Ein Alter, der im Winkel saß.

Doch als der Wirth mit raschem Gang
Auf dieses Finstren Mahnung
Ihm folgt, da wird dem Jüngling bang
Und schreckt ihn trübe Ahnung.
Fort ziehts ihn; aber ach! vom Gehn
Hält ab ihn der Erschöpften Flehn.

Wohl wards ihm leichter um das Herz,
Da jener kehret wieder
Und mit des Bechers goldnem Erz
Labt ihre müden Glieder;
Doch bald, vom Graun neu angeweht,
Spricht er: „Vergelt dirs Gott!" und geht.

Kaum aber trat er vor die Schwell
Und aus dem Gastesrechte,
Da legte Hand an beide schnell
Ein Hauf bewehrter Knechte
Und schleppte sie die steile Bahn
Zur alten Felsenburg hinan.

„Willkommen mir für diese Nacht,
Du Räuber meiner Nichte!
Dein Brautbett, es ist schon gemacht,
Bereit dein Gastgerichte!
Fort, fort mit ihm bis morgen noch
In des Verließes tiefstes Loch!“

So sprach der Burgherr voller Spott
Und warf ihn in den Kerker.
Heiß rief der Jüngling da zu Gott,
Die Maid im stillen Erker;
Doch ach! umsonst; es deuchte schier,
Als wohne längst kein Gott mehr hier.

Der junge Morgen schaute kaum
Noch in die Thalschlucht nieder,
Da schloß dort an des Berges Saum
Des Jünglings Aug die Lieder,
Wo blutigroth, des Mörders Lust,
Sein Leben quoll aus offner Brust.

Ein nahes Kloster nahm als Glied
Die Maid in seine Mauern;
Doch, ehe von der Welt sie schied,
Ließ sie mit stillem Trauern
Die Linde pflanzen, wo zurück,
Ach! blieb ihr ganzes Erdenglück.

Und seit sie grünt auf diesem Raum,
Scheint ein geheimes Leben,
Das nicht ersterben kann, im Baum
Zu walten und zu weben;
Es ist als ob, ein theures Gut,
Er wahre jenes Jünglings Blut.

Lang pflegten Lindaus Herrn das Recht
Im Schatten seiner Wipfel;
Es hielt ihn heilig jed Geschlecht
Vom Fuße bis zum Gipfel,
Und noch steht in der Sage Hut
Er als entsproßt unschuldgem Blut.

Der Winzer von Grorod.[1]

1.

„Bring, Knappe! mir das Pilgerkleid
Nebst Muschelhut und Stabe,
Damit mein Herz sein altes Leid
Nicht mit sich nimmt zu Grabe!"
So spricht der Graf und ziehet dann,
Die Sünden abzubüßen,
Hinaus, ein greiser Pilgersmann,
Nothgottes zu begrüßen.

Ach! einem edlen, wackren Sohn,
Des Stammes einzgem Sprossen,
Hat ja sein Wahn seit Jahren schon
Das Vaterhaus geschlossen,
Weil er ein Weibchen, engelgut,
Gekürt, und frei von Tadel,
Ein Weibchen, nicht aus edlem Blut,
Doch reich an Seelenadel!

[1] Früher Grauen- oder Gravenrod, den Herrn gleichen Namens gehörig, in deren Wappen sich der Pilgersmann und die Rodhacke befindet. — Nach der Sage, wie sie G. E. Braun in ungebundener Rede dargestellt hat, und sie Gubitzs Volkskalender für 1843 ihm nacherzählt.

Verödet ist der Burg Bering
  Für ihn sammt aller Habe,
Seit jüngst mit seinem Weibe ging
  Sein letzter Trost zu Grabe,
Und düster schienen von der Wand
  Die Bilder seiner Ahnen
Ihn an des Schrittes Unverstand,
  Den er gethan, zu mahnen.

Zu spät erkennt er nun den Wahn,
  Der ihn vom Sohn geschieden,
Und bitter nagt der Reue Zahn
  An seines Alters Frieden.
„Wo magst du sein, verstoßner Sohn?
  O wüßt ich dich zu finden!
Ich suchte dich; mein schönster Lohn
  Wär es, nach allen Winden!

Doch bist du todt, und wars dein Geist
  Vielleicht, was ich belauschte,
Wenns seufzend bald, bald zornesdreist
  In meinen Waffen rauschte?“
So sprach er oft, und sprichts erneut,
  Da er auf rauhen Pfaden
Durch Wälder und durch Thäler heut
  Hinzieht zum Ort der Gnaden.

Wo freudig weht des Lebens Hauch,
  Sieht man vorbei ihn fliegen;
Die Stadt der heißen Quellen auch
  Läßt er zur Seite liegen
Und tritt beklemmt ins Dörfchen ein,
  Das er im Thal sieht prangen,
Und wo vom stolzen Frauenstein
  Die Humpen lustig klangen.

2.

Stolz recket in der Lüfte Reich
Dort eine alte Linde
Fünf Arme, selber Stämmen gleich,
Mit dichtem Laubgewinde,
Und Greise, die an ihrem Fuß
Ausruhn des Lebens Lasten,
Einladen ihn mit artgem Gruß,
Ein Bischen da zu rasten.

„Ein schöner Baum, den ihr da habt,
Wohl einst dem Rechte heilig!“ —
Beginnt er, und indeß er labt
Das Aug an ihm, nimmt eilig,
Des Lobes froh, ein Greis das Wort
Und kündet ihm die Kunde,
Wie sie noch lebt im Volke dort,
Mit redeselgem Munde.

Doch als der Graf den Schluß vernimmt,
Des Jünglings Mißgeschicke,
Da seufzet tief er, und es schwimmt
Ihm eine Zähr im Blicke.
„Behüte Gott euch!“ spricht er dann,
Um plötzlich aufzubrechen;
Und von dem räthselhaften Mann
Noch lang die Greise sprechen.

Schmucklos liegt an des Weges Rand
Der Ort der letzten Ruhe,
Die manches Herz, ach! nirgends fand,
Als hier in schmaler Truhe,
Und, einfach, ragt dort in die Luft,
Die Hoffnung aller Herzen,
Die da umschließt die stille Gruft,
Das Bild des Manns der Schmerzen.

Ein ewig Lämpchen glimmt daran
Als Sinnbild jenes Lichtes,
Das er der Erde kund gethan,
Der Sühner des Gerichtes.
Da wirft der Graf sich auf das Knie
Und fleht aus tiefem Herzen:
„Ich suche Ruhe, gieb mir sie,
O Herr, bei deinen Schmerzen!

Laß wiederfinden mich den Sohn,
Denn das ist meine Ruhe!
Nicht lege fürder ich mehr von
Den Füßen nun die Schuhe,
Bis ich ihn aufgefunden hab,
Und, wenn er ausgeweinet,
Bis mich auf seinem stillen Grab
Der Tod mit ihm vereinet!"

Kaum lenkt er seitwärts nun den Fuß,
Da winkt am Mainesende
Der goldnen Stadt den letzten Gruß
Der Abendsonne Blende,
Und, wie er ihre Zinnen schaut,
Von Frieden mild umflossen,
Da wars, als ob auch ihm er traut
Sich in das Herz gegossen.

3.

Am Bächlein, das am Bergesrand
Hinabfließt nach dem Rheine,
Der, wie ein breites goldnes Band,
Noch glänzt im Abendscheine,

Lenkt kaum gen Schierstein er den Fuß,
Wo er gedenkt zu rasten,
Als seine Hand mit artgem Gruß
Zwei holde Kinder faßten.

„Gott segne euch, ihr Kleinen!“ sprach
Der Greis und setzt sich nieder.
„War heute gar ein heißer Tag
Für meine alten Glieder!
Die Quelle da fließt frisch und blank
Aus tiefer Felsenfuge:
Kommt, reicht mir einen kühlen Trank
Aus eurem irdnen Kruge!“

„Der ist dem Vater, und nicht schlecht
Wird dir aus ihm es munden;
Drin macht die Mutter ihm zurecht,
Wenn in den Mittagstunden
Er auf dem Felde bleibt, den Wein,
Den wir dann oft ihm bringen:
Siehst du ihn dort nicht am Gestein
Den Karst noch eben schwingen?“

Das Mädchen sprichts und reicht den Krug
Dem Pilger froh und heiter.
Der Graf thut einen kräftgen Zug
Und spricht, gelabt, dann weiter:
„So! das ist euer Vater, der,
Wo man den Staub sieht qualmen,
Dort führt den Karst, als wolle er
Die Felsen all zermalmen?“

„Ja!“ sagt der Knab, „der Vater schwitzt
Gar viel an heißen Tagen,
Bis dort einmal die Rebe sitzt,
Und Wein die Berge tragen!

Auch muß die Mutter manchen Gang
Dahin mit Essen machen:
Doch kommt der Herbst dann über Lang,
So können wir auch lachen!"

„Wo aber wohnt ihr?" frug der Greis
Die lieben Kinder weiter,
Und beide sprachen gleicherweis
Zum Pilgersmanne heiter:
„Dort unten, wo das weiße Haus
Blickt aus den grünen Zweigen!
Doch komm mit uns und ruhe aus,
Wir wollen dirs schon zeigen!

Die Mutter freut sich alle Mal,
Der Vater, wie kein Andrer,
So oft bei uns dort in dem Thal
Einkehrt ein müder Wandrer;
Auch pflegt die besten Speisen dann
Sie immer zu bereiten:
Drum komme mit, du guter Mann,
Wir werden dich geleiten!"

4

Dort, wo man Grorods Hof nun schaut,
Da sah die kleine Hütte,
Die sich der Winzer selbst gebaut,
Aus grüner Bäume Mitte,
Und, was oft den Palästen nicht
Der Fürsten ist beschieden,
Es goß aufs niedre Dach sein Licht
Der schönste Stern, der Frieden.

Kaum trat, die Kinder an der Hand,
Der Fremdling an die Pforte,
Als auf ihr Jauchzen vor ihm stand
Die Mutter mit dem Worte:
„Seid, würdger Pilger, uns gegrüßt
Und tragt nicht weiter heute
Uns euren Segen, der versüßt
Das Loos der armen Leute!“

Den Grafen, der ihr dankt gerührt,
Nimmt freundlich dann, wie immer,
Die Gute bei der Hand und führt
Ihn in das kleine Zimmer.
„Ihr habt da wackre Kinder, Weib!“
Beginnt er, „und den Knaben
Da möchte ich als Zeitvertreib
In meinem Alter haben!“

„Ja!“ spricht die Frau: „Die da ist zart,
Aus meinem Blut entsprungen;
Allein des Vaters stolze Art,
Die waltet in dem Jungen!
Oft steigt er auf die Höhn und baut
Dort Burgen und macht Pläne,
Und ach! in meinem Blicke thaut
Dann eine schwere Thräne!“

„Da gäbe es wohl Rath!“ begann
Der Greis. „Laßt michs euch sagen:
Ich könnte ihn zum Rittersmann
Als meinen Erben schlagen!
Denn, ach! ein Sohn lebt mir nicht mehr,
Zu führen einst mein Wappen,
Und meine Burg, sie stehet leer,
Im Schutze meiner Knappen!“

„Ha!“ fiel der Knabe ihm ins Wort:
„Dich lieb ich, guten Alten!
Doch gehst du auch nicht wieder fort
Und wirst dein Wort mir halten?
O Mutter, liebe Mutter! laß
Mich lieber mit ihm wandern!
Es ist ihm Ernst, er macht nicht Spaß,
Mich will er, keinen Andern!“

So ruft er, voll von trunkner Lust,
Und weiß sich kaum zu fassen;
Und als die Mutter an die Brust
Ihn drückt: „Du uns verlassen?“
Da spricht voll Hast zu ihr der Knab:
„Nein! ihr müßt mit mir gehen;
Denn herrlich ists, vom Berg herab
Ins niedre Thal zu sehen!“

5.

Des Jungen ritterlicher Sinn
Freut sehr den alten Grafen;
Er sieht den künftgen Helden in
Der zarten Brust schon schlafen,
Und den gedenkt zu wecken er;
Doch drängt mit einem Male
Die Frage ihm sich nah: „Ist der
Geboren hier im Thale?“

„Arbeit und bete!“ spricht darauf
Die Mutter zu dem Greise,
„Das ist der beste Pilgerlauf,
Die schönste Lebensweise!

Ist besser, als die Ritterschaft,
Die ihr verheißt dem Knaben;
Süß ist es, an der eignen Kraft
Erzeugtem sich zu laben!

Kennt auch der Ritter nicht die Last,
Die oft die Armuth drücket,
So ist doch fremd ihm auch der Gast,
Der segnend sie beglücket.
Drum mag nach seines Vaters Bild
Der Knabe auch sich arten,
Und, wann gebaut er das Gefild,
Auf Gottes Segen warten!

Dem Gatten, der sich mir verband,
Schlug auch die Brust voll Kummer;
Doch, seit er diese Hütte fand,
Ist ruhevoll sein Schlummer.
Um meinetwillen traf ihn nur
Das Leid, das er getragen;
Die Arbeit zeigte ihm die Spur,
Wo frohe Herzen schlagen!

Still trägt er jetzt des Tages Last,
Gleich dem gebornen Bauern,
Und gönnt er sich nur kurze Rast,
Und will ich ihn bedauern,
Wann oft der Schweiß ihm rinnt vom Leib;
Dann streicht er mir die Wangen
Und spricht: „Ich bin ja glücklich, Weib!"
Und hält mich heiß umfangen.

Nur manchmal scheint er noch zurück
Ans Vaterhaus zu denken
Und sich in seiner Jugend Glück
Erinnernd zu versenken.

Des Vaters denket er vielleicht,
Der Mutter voll Verlangen,
Und eine helle Zähre schleicht
Dann über seine Wangen.

Und ach! mir selber geht es jetzt,
Da ich euch so betrachte,
Wie ihm; denn eine Zähre netzt
Auch mir das Auge sachte.
So sieht vielleicht!" — Da unterbricht
Das Mädchen rasch die Mutter:
„Bald kommt er, mach das Nachtgericht,
Ich bring dem Kühchen Futter!"

6.

Kaum weiß den alten Pilgersmann
Einsam die Schwermuth wieder,
So gießet neu sie ihren Bann
Auf seine Seele nieder.
Tiefsinnig sitzt er da und denkt:
„Wo wird mein Sohn heut schlafen?"
Und ach! der alte Kummer senkt
Sich jung ins Herz des Grafen.

Doch aus dem trüben Sinnen weckt
Ihn bald des Knaben Stimme,
Der einen alten Jagdspieß reckt,
Wie, wann mit wildem Grimme
Ein Eber aus dem Dickicht rennt,
Der Jäger, der die Kniffe
Des edlen Waidwerks lange kennt,
Mit kunstgerechtem Griffe.

„Siehst du," beginnt er, „Pilgersmann!
Wie ich es eben mache,
So spießt der Vater in dem Tann
Den Eber und die Bache!
So hat er jüngst den Hirsch erlegt,
Und so den Wolf erschlagen!" —
„Brav, Knabe!" spricht der Greis; „doch pflegt
Dein Vater oft zu jagen?"

„Ja, wann verzehret ist das Wild,
So geht er wieder birschen
Und säubert rings das Saatgefild
Von Ebern und von Hirschen,
Und all die Nachbarn, weit und breit,
Hier unten und dort oben,
Hörst du alsdann aus Dankbarkeit
Den tapfren Roder loben!"

So noch der Knabe, da betrat
Des Winzers Fuß die Schwelle.
Das gute Weib, das, wie er naht,
Ihm eilt entgegen schnelle,
Spricht, da es ihm am Herzen lag,
Des Dankes Gluth zu stillen:
„Schon wiederum ein heißer Tag
Um Weib und Kinder willen!"

„Ja!" sagt der Mann; „doch in der Hand
Wird mir nicht schwer die Haue,
Wenn ich herab vom Bergesrand,
An euch gedenkend, schaue!
Das Leben, einst mir eine Last,
Macht mir die Arbeit süße,
Und sie die angenehme Rast,
Wann euch ich wieder grüße!

Gott liebt den braven Arbeitsmann,
Und diese Freude fühle
Ich so recht innig nie, als wann
Mich labt des Abends Kühle.
„Dein Tagewerk ist wohl vollbracht!“
Sprichts dann in meinem Innern,
Und aus des Tages Mühen lacht
Mir freundlich das Erinnern!“

7.

„Der Vater, ach, der Vater!“ rief,
Und ließ den Jagdspeer liegen,
Der Knabe plötzlich da und lief,
Sich an sein Knie zu schmiegen.
Kein „Guten Abend, Vater!“ kann
Heut in den Sinn ihm kommen:
„Drin,“ spricht er, „sitzt ein Pilgersmann,
Den ich mit heim genommen!“

„Da thatst du Recht, mein lieber Sohn!
Man muß die Müden laben,
Und wird dafür den schönsten Lohn
Im Himmelreich einst haben!
Das Scherflein, das der Arme beut,
Gilt dort als reiche Spende,
Wenn nicht dabei das Herz gereut,
Was geben unsre Hände!

Doch, liebes Weibchen! Heißt das nicht
Der Mühen Lohn erblicken,
Wenn man noch üben kann die Pflicht,
Auch Wandrer zu erquicken?

So hol uns denn einmal ein Glas
Heut aus dem besten Fasse!
Mich stimmt so froh, ich weiß nicht, was,
Daß ich es gar nicht fasse!"

Der Vater sprachs, und stürmisch zog
Ihn fort der heitre Bube,
Dem nur zu träg die Zeit verflog,
Bis daß es ging zur Stube.
Heiß lag am Herzen ihm das Schloß,
Als gings dahin schon munter,
Und in des Vaters Rede floß
Davon manch Wörtchen unter.

„Seid, Fremdling! herzlich mir willkomm
Hier unterm niedren Dache,
Das ich dem Pilger, gut und fromm,
Gar gerne gastlich mache!
Nehmt denn vorlieb mit einem Trunk
Und einem schlichten Mahle,
Wies Armuth bietet, wo kein Prunk,
Doch Liebe füllt die Schale!"

So grüßt den Gast der Winzersmann
Und setzt sich zu ihm nieder,
Als dieser, tiefgerührt, begann
Zum edlen Wirthe wieder:
„Gott habe eurer Güte Dank!
Bei einem solchen Manne
Muß doppelt munden auch der Trank
Aus einer irdnen Kanne!"

8.

Ein Dunkel, wie herein es bricht,
Wann fern der letzte Schimmer
Der Sonne noch erloschen nicht,
Herrscht in dem kleinen Zimmer.
Da flehn die Kinder, die sein Knie
Zum Sitze sich erwählen:
„O Väterchen, vergaßt noch nie,
Uns Etwas zu erzählen!"

„Ganz wohl!" spricht dieser; „aber heut
Dürft ihr das nicht begehren;
Denn wißt, wenn uns ein Gast erfreut,
Muß man nur ihn beehren! —
Doch warum liegt mein Jagdspieß dort
Schon wieder in der Stube?
Dein Spielzeug wohl; so trag ihn fort
Auch wieder, wilder Bube!"

„Ihr habt da, Winzer!" so begann
Der Greis drauf, „einen Knaben,
Der eint zu einem Rittersmann
In sich schon alle Gaben.
Auch hör ich euch, des Thals Gewinn,
Als tüchtgen Jäger nennen,
Und so ein ritterlicher Sinn
Fließt auch durch eure Sennen!"

„Ja, alte Liebe rostet nicht!"
Erwiedert ihm der Roder.
„Kommt mir der Jagdspeer zu Gesicht
Und starrt von Rost und Moder;
Dann ists noch immer meine Lust,
Die Waffe zu ergreifen,
Und in des Ebers tiefer Brust
Sie blink und blank zu schleifen!

Einst, lieber Herr! — Doch laßt nicht mehr
Uns jener Zeit gedenken!
Bring, Weib, den Krug uns lieber her
Und laß die Gläser schwenken!"
Der Winzer rufts, da stellt den Krug
Die Frau schon vor den Sprecher,
Und das geschäftge Mädchen trug
Heran die beiden Becher.

Die Wirthin füllt sie bis zum Rand
Und spricht: „Wohl zu bekommen!"
„Das wird es", aus so schöner Hand
Gegeben und genommen!"
Erwiedert ihr der Greis und trinkt
Des Saftes Wohlgerüche.
Der Knabe bleibt, dem Mädchen winkt
Die Mutter in die Küche.

9.

Ein tiefer Zug, den die Natur
Ins Menschenherz gegraben:
Das Mädchen folgt der Mutter Spur,
Der Vater zieht den Knaben!
Gar freundlich winkt des Bechers Gold
Dem ritterlichen Kleinen;
Er ist den rostgen Waffen hold,
Doch auch den goldnen Weinen.

Drum drängte lächelnd er so nah
Sich jetzt dem Tisch der Zecher,
Und nach des Vaters Auge sah
Er bald, bald nach dem Becher,

Bis dieser, der es längst verstand,
  Wornach der Knabe strebet,
Ihm gibt den Becher in die Hand
  Und zu dem Gast anhebet:

„Das wird einmal kein Winzersmann,
  So ruhig, wie sein Vater;
Denn von der Wiege an schon rann
  In ihm die Feuerader,
Die er empfangen wohl als Erb
  Aus Großvaters Geblüte:
Im Handeln rasch, von Sinnung derb,
  Doch reich an Herzensgüte!

O, würde e r nur einmal, Kind
  Des besten Weibs! dich sehen;
Er zürnte dann nicht mehr so blind
  Und müßte in sich gehen!
Wie würdest du mit deinem Spiel
  Im Alter ihn erfreuen,
Säh er in dir, am Lebensziel,
  Sein Feuer sich erneuen!“ —

„Was sprecht ihr, Winzer, da?“ so fragt
  Der Pilger rasch und spannend.
Der Sprecher ihm erwiedernd sagt,
  Sich schnellen Flugs ermannend:
„Ihr wisset, frommer Wandersmann,
  Der Wein belebt die Zunge,
Und das gesprochne Wort gewann
  Mir ab der schlimme Junge!

Was da mir von den Lippen kam,
  Das sind vergangne Sachen;
Drum will ich mit dem alten Gram
  Nicht euch auch traurig machen!

Was einmal uns vorüber ist, —
Wohl uns, daß es vorüber;
Erinnrung macht zu mancher Frist
Die Seele nur noch trüber!"

10.

Der Winzer sprachs, der Pilger schweigt
In dumpfem Rückerinnern;
Allein die alte Frage steigt
Neu auf in seinem Innern.
Nur kurze Frist, und er begann
Noch heftiger zu bitten:
„Wer bist du? — Rede, Winzersmann,
Was du gekämpft, gelitten!"

„Laßt das!" spricht der, „o laßts geschehn,
Es ist und sei verschwiegen!
Was kann euch im Vorübergehn
An meinem Schicksal liegen?
Wenn auch nach manchem heißen Tag,
Neu blüht, seid unbekümmert!
Das Glück, das mir mit hartem Schlag
Das Schicksal einst zertrümmert!"

Er sprichts; allein des Greises Flehn
Wird heißer stets und heißer,
Und ferner nicht zu widerstehn
Dem Dringenden mehr weiß er.
„So hört denn, Pilger! ich bin hier
Als Winzer nicht geboren;
Ich opferte des Standes Zier
Dem Weibe, mir erkoren!

Ein Mädchen liebt ich, engelgut
Und frei von allem Tadel,
Ein Mädchen, nicht aus edlem Blut,
Doch reich an Seelenadel!
Da stieß mich fort des Vaters Zorn,
Und, fern von seinem Herzen,
Quoll mir nun hier des Glückes Born
Aus einem Meer von Schmerzen.

Auf eine baldge Wiederkehr
Durft nimmer mehr ich zählen;
Drum mußt ich, statt der Ritterwehr,
Die Roderhacke wählen:
Denn meine Blutsverwandtschaft war,
Ihn zu beerben lüstern,
Bestrebt, für mich noch immerdar
Sein Herz mehr zu verdüstern!

Ob er hienieden nun noch weilt,
Den hoch noch jetzt ich achte,
Ob er hinüber schon geeilt —
Ich weiß es nicht; doch schmachte
Von ganzer Seele ich darnach,
Noch einmal ihn zu sehen,
Von ihm für die gethane Schmach
Verzeihung zu erflehen!

Denn, wie in mir des Lebens Mühn
Sein Bild nicht tilgen konnten,
Dran in der Hoffnung mildem Glühn
Sich meine Blicke sonnten,
Und wie mit Sehnsuchtsschmerz und Lust
Mein Herz für ihn noch schläget:
So glaub ich, daß in seiner Brust
Mein Bild auch er noch träget!"

11.

Da plötzlich springt der Greis in Hast
Vom Sitze nach der Thüre,
Und in der Furcht, daß seinem Gast
Was Schlimmes widerführe,
Eilt ihm der Winzer nach und spricht:
„Was ist euch angekommen?
Ach, machet wohl gar mein Bericht
Euch plötzlich so beklommen?“

Und auch der Knabe springt ihm nach
Und hält ihn bei den Händen:
„Gefällts dir, lieber Pilger! sag,
Nicht mehr in unsren Wänden?“
Ein Ach um seine Burg entsteigt
Ihm noch, dann starrt der Bube,
Der Greis bleibt stumm, der Winzer schweigt,
Und lautlos wird die Stube. —

Da naht die Mutter mit dem Licht,
Daß sie am Tisch nun walte,
Und, einen Blick ins Angesicht
Des Winzers, ruft der Alte:
„Sohn! Gott! Ach!“ und bewußtlos liegt
Er in des Winzers Armen;
Bis, an das junge Herz geschmiegt,
Das alte mußt erwarmen.

Die Kinder sah man auf den Knien
Die frommen Händchen falten,
Die Mutter, die wie starr erschien,
Des Greises Hände halten:
Doch als erwacht in seiner Brust
Neu sind des Lebens Geister,
Da ward des Wiedersehens Lust
Auch der Gefühle Meister.

„Verzeihung Vater!“ fleht der Sohn;
Doch jener spricht: „O schenke
Dem Vater sie — um Gottes Lohn,
Verstoßner! und gedenke
Des Unrechts nicht, das ich gethan
Dir in des Zornes Glühen,
Und rechne nicht dem Vater an
So viele Schmach und Mühen!

Du bist, mein Sohn! von edler Art
Und, wenn nicht ebenbürtig,
So ist dein Weib, so gut und zart,
Doch gänzlich deiner würdig!
Auch rinnet kein unadlich Blut
In deinen beiden Kindern;
Drum soll dich, meines Wappens Hut
Zu führen, nichts verhindern!

Doch zier es nun der Pilgersmann
Roch und die Roderhaue,
Damit hinfort erinnern kann
Dadurch sich jeder Graue,
Daß Arbeit nicht als Schande gilt,
Die redlich Brod gewähret,
Und keiner mehr den Bauern schilt,
Der doch den Adel nähret!“

Die Rauenthaler am 17. Juli 1709.[1]

Rauh wehten von den Bergen die Winde einst ins Thal,
Wo golden jetzt die Rebe erblüht am Eichenpfahl,

[1] Der Deutschmeister war Franz Ludwig Fürst von Pfalz-Neuburg. Der Parteiführer der Franzosen hieß Kleinholz. Der Ueberfall geschah von Trier aus. Der damalige Schultheis Hofmann zu Rauenthal, der wohl das Wort Maïeur oder Maïor (Mairo — Schultheis) für Major nahm, und ein Bürger Namens Peez, der jedoch den 10. Juli angibt, schrieben diese Thatsachen nieder. —

Und Rauenthal benannte das Dorf der Winzer Mund,
Die dort zuerst gerodet des rauhen Bodens Grund.
Heut hieße es ein Jeder, dem jemals den Pokal
Sein Feuerwein gefüllet, weit eher Mildenthal:
Allein was liegt am Namen? Wer zählt es einen Pfiff,
Wenn nicht dem schönen Worte entspricht auch der Begriff?
Gar Mancher heißt ein Edler, der edel nie gedacht,
Indeß dazu den Niedren des Sinnes Adel macht,
Und mancher nennt sich Deutscher, der, voll von Vorurtheil,
Ein Herz im Leibe träget, für alles Fremde feil!
Nicht so der stolze Rheingau, wo stets der deutsche Wein
Erzeugte in den Adern ein edles Glühendsein,
Bald, wann das Land der Heimath ein fremder Feind
durchschritt,
Und bald, wann es von Innen an Druck und Unrecht litt;
Nicht so besonders heute das wackre Rauenthal,
Wie jüngst man mirs gekündet beim perlenden Pokal!
Das war ein edles Schlagen, werth, daß dabei man säumt
Und überm Rauenthaler davon der Sänger träumt!

Horch! wie die Glocken tönen vom hohen Kirchenthurm:
Das ist kein Betgeläute, nein! das bedeutet Sturm!
Und rasch von Haus zu Hause durchläuft den ganzen Ort
Die Kunde, und es gehet von Ohr zu Ohr ihr Wort:
„Es haben die Franzosen früh heut im Schlangenbad
Die Gäste überrumpelt, und nahn den Waldespfad
Dort schon mit ihrem Raube, den sie gesonnen sind
Jenseit des Rheins zu flüchten mit nächstem bestem Wind!
Es ist der deutsche Meister gefesselt da zu schaun,
Prinz Mecklenburg, Graf Braunfels und andre Herrn
und Fraun;
Geld, Kleider und Gefäße und sonstige Werthei
Ward ihres Frevels Beute, der selbst von Blut nicht frei:

Tributpflichtig an Frankreich machte sich der Churfürst von Mainz zur Verhütung künftiger Brandschatzungen 1707, nachdem französische Freibeuter, namentlich Freyenfeld, das Land mehrmals überfallen und geplündert hatten.

Todt liegt des Fürsten Marschalk, der Herr von Westernach,
Sein Mundschenk, dem, ihn schirmend, das Herz im Kampfe brach!" —
Und um dieselbe Stunde, wo, daß sein Tagwerk frommt,
Sonst mit dem Buch der Winzer zur frühen Messe kommt,
Erscheint er heut mit Büchsen und mancherlei Gewehr
Und drängt sich kampfbegierig um seinen Schulzen her,
Der rasch aus seiner Wohnung zum Lindenplatze schritt
Und in des Volkes Mitte mit dieser Rede tritt:
„Es kam so eben, Bürger! ein Mann zu mir ins Haus,
Der sah, wie ein Bedienter des deutschen Meisters, aus;
Er hielt auf seinem Arme ein kurzes Feuerrohr
Und frug, ob hier im Flecken ich wäre der Major.
Ich gab ihm drauf zur Antwort, was sein Begehren sei,
Und er versetzt dagegen mit Worten, keck und frei:
„Ich bin Franzos und führe die Schaar der Krieger an,
Die heut im Schlangenbade den Prinzenfang gethan!
Das, komm ich, euch zu künden, daß ihr, davon belehrt,
Uns etwan dieses Ortes den Durchzug nicht verwehrt!"
Ich hieß ihn stille halten und sagt ihm ohne Hehl,
Daß ich von meinem Amtmann erwarte schon Befehl,
Wie ich mich zu verhalten; doch er entgegnet drauf:
„Mein König nur gebeut uns, ihr haltet uns nicht auf;
Ihm ist dies Land tributbar, und darum ziehn wir frei
Und haben nichts zu fragen nach eurer Polizei!"
So stehn die Sachen, Bürger! Nun höret meinen Rath:
Ich fürchte hier Gefährde von einer raschen That;
Der Churfürst ist geworden Frankreichs Tributvasall;
Drum waget keinen Angriff, doch folgt von Ferne all
Den Räubern nach dem Rheine, wo das vereinte Land,
Die Fürsten zu befreien, anlegen kann die Hand!" —
Der Schulze sprachs, doch halten nicht ließ sich die Gemeind,
Und, seiner Ferse folgend, auffordert sie den Feind,
Die Beute loszugeben, wo nicht, so käm kein Bein
Von ihnen unverletzet hinunter mehr zum Rhein.

Bei Kiederich im Thale, wo an der Viehtriftshohl
Das Kreuz aufragt, da sproßte bald der Gefangnen Wohl.
Dumpf stürmten noch die Glocken rings auf den Dörfern all,
Als läutete den Kampfmarsch ihr feierlicher Schall;
Da gings an das Scharmützeln, und während Ost und West,
Als gält es, zu begehen ein großes Winzerfest,
Das Volk heran sieht stürmen, hat Rauenthals Gemeind
Bereits des Kampfes Hitze bestanden mit dem Feind.
So kehre denn, du Menge, so kehre nur zurück;
Doch nein! o komm und theile der wackren Sieger Glück!
Sank Mancher auch von ihnen verblutend in den Staub,
Frei sind doch die Gefangnen, gerettet ist der Raub!
Weint nicht ob der Gefallnen, die deutsche Seele stirbt
Ja gern, wenn ihren Fürsten nur Heil ihr Tod erwirbt;
Weint nicht, ihr träuft die Hoffnung ins Herz den süßen Mohn,
Daß ihren Kindern komme vielleicht zu gut ein Lohn!
Eilt lieber, hascht die Räuber jetzt noch, die durch die Flucht
In Sicherheit das Leben zu bringen sich gesucht! —
Auch das ist bald geschehen; kaum Einer kommt davon:
Sieh nur, man führt nach Mainz sie, wie im Triumphe schon!
Froh kommt den wackren Siegern mit gnädgem Angesicht
Der Churfürst dort entgegen, belobt sie hoch und spricht,
Daß er gedenken wolle der Treue unverweilt,
Mit welcher sie den Fürsten zu Hilfe heut geeilt.
Und weil zu dem Bewußtsein der edelmüthgen That
Im Herzen sich der Winzer sein Lob gesellte, trat
Ein jeder doppelt freudig den Weg zur Heimath an
Und nährte in der Seele gar manchen Hoffnungsplan.

Ob je sie sich erfüllet, das sagt die Kunde nicht,
Und auch der Chronikschreiber, der noch von Hoffnung spricht,
Starb, während sie ihm träufte ins Herz den süßen Mohn,
Daß seinen Kindern komme vielleicht zu gut ein Lohn.

Doch murrte man noch manchmal, wenn man beim Weine saß,
Vergeblich, daß der Churfürst so ganz sein Wort vergaß,
Bis endlich Herz und Hoffnung vereint das Grab umfing,
Als jene Priesterherrschaft in Mainz zur Neige ging,
Und nur ein kleines Stübchen erinnert allenfalls
Noch heut an jenes Grollen, das Stübchen des Crawalls,
Im Gasthof, wo im Schilde jetzt Nassaus Name prangt,
Und wo man friedlich heute ein Schöppchen sich verlangt!

Der Scharfenstein.

1.

Im Scharfenstein gen Mitternacht erwacht ein heimlich Leben,
Wie Hufschlag und wie Schwerterklang, hörst dus tief drinnen beben;
Das rauscht so dumpf und tönt so schwer und rüttelt an den Pforten,
Bis daß der Berg sich stöhnend hebt und aufthut aller Orten.
Dann stürzen aus den Klüften flugs viel wimmelnde Gesellen,
Die sich bei bleichem Mondenlicht in lange Reihen stellen.
Die Tuba klingt, es blitzt der Helm, die Mäntel wehn im Winde,
Und um den Feldherrn sammelt sich das stille Heer geschwinde.
Fort brausen sie ins bange Thal, daß helle Funken springen,
Sie tummeln sich, sie hetzen sich, wie auf des Sturmes Schwingen:
„Ins Vaterland, gen Süden hin, die Stunde hat geschlagen!
Und wenns uns heute nicht gelingt, so wolln wirs nimmer wagen.“
Der Scharfenstein, der weiß die Mähr aus alten Römertagen,
Da ward an seinem grünen Fuß die beste Schlacht geschlagen!
Da mußt die Erde purpurroth gar viel des Blutes trinken
Und Romas Adler sieggewohnt in deutschem Staube sinken.
Barbaren hier, Barbaren dort, wie Pilze, aufgeschossen,
Vom Feind und Felsen rings umher die Römer eingeschlossen;

Hei, flogen ihre Hiebe nicht, und stürzten nicht die Glieder,
Wie Aehren in dem Waizenfeld, mäht sie die Sense nieder!
Da warf sich in der höchsten Noth mit flehender Geberde
Der Imperator stolz zu Roß hernieder an die Erde:
„So rette du, du bester Gott, du größter, uns von Schande,
Berg, nimm uns auf, ein freies Grab, in dem Barbarenlande!"
Und horch! zur Rechten donnerts laut. Es blitzt aus Jovis Braunen,
Es spaltet sich im Nu der Berg, entsetzlich anzuschauen;
Verschlungen ist so Freud, wie Feind, in dunklen Felsenrissen
Und drüber sieht man starr und stumm den Scharfenstein sich schließen.
Doch unten gegen Mitternacht erwacht ein heimlich Leben,
Dann müssen aus geborstner Gruft die Römer sich erheben.
Die ziehn und ziehn gen Süden hin, ein Heer von bleichen Leichen,
Und ziehn und können nimmermehr ihr Heimathland erreichen.
Zur zwölften Stunde kehren sie in Hast von allen Orten
Zurück zum alten Scharfenstein und rütteln an den Pforten,
Der öffnet sich, wie dazumal, mit Tosen und mit Flammen,
Und thut sich ob dem letzten Mann ganz todtenstill zusammen.

Franz Dingelstedt.

2.[1]

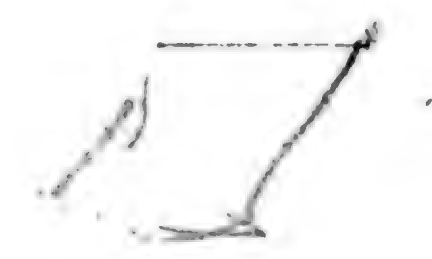
Der Graf von Scharfenstein.

Wie stolz die Mauern ragen der Veste Scharfenstein!
Sie schloß seit zwanzig Tagen der Kaiser Rudolph ein.
Ein Schreckbild aufzustellen, will er den frechen Grafen
Und seine Raubgesellen an Gut und Leben strafen.

[1] Während des s. g. Interregnums (Zwischenreichs) von 1256—1273, das Schiller „die kaiserlose, die schreckliche Zeit" nennt, wo kein deutscher Fürst mehr die Krone des Vaterlandes tragen wollte, und Ausländer (Richard von Kornwallis und Alphons X., König von Castilien) fast nur den deutschen Königstitel führten, herrschte in Deutschland die größte Verwirrung und das heilige römische Reich war seiner Auflösung nahe. Nur ein kräftiger Geist konnte es retten, und diesen fand es in Rudolph I. von Habsburg (1273—1291), dessen erste Sorge es war, die innere Ruhe und Ordnung wieder herzustellen. Die Hemmung des Faustrechts und die Niederreißung der Raubschlösser führte ihn auch an den Rhein und vor den Scharfenstein. A. H.

Er führt sein Heer zum Sturme, doch lächelt ihm kein Glück;
Es flieht von Wall und Thurme nach heißem Kampf zurück.
Der Graf und die Genossen han sich die Hand gegeben,
In Treue festgeschlossen, zu stehn auf Tod und Leben.
Beim Hinblick auf die Todten faßt Rudolph einen Plan;
Er sendet einen Boten zum Herrn der Burg hinan:
„Gern schenk ich dir das Leben, will hoch im Reich dich stellen,
Sobald du übergeben mir deine Raubgesellen."
Der Graf in Zornesgluthen erwiedert kurz und derb:
„Nein, mir das anzumuthen, ach, das ist allzu herb!
Ein Mann, ein Wort! Dem Spruche folg ich bei meinen Thaten;
Nie werd ich, mir zum Fluche, der Freunde Schaar verrathen."
Er wendet von dem Boten sich festentschlossen ab;
Der, als ob Teufel drohten, läuft aus der Burg hinab.
Des Scharfensteiners Worte verkündigt er dem Kaiser:
„So stürm ich Wall und Pforte," zürnt Rudolph, „nur noch heißer!
So laß ich auch den Grafen, den Raubgesellen gleich,
Auf dem Schaffot bestrafen! — Doch, was stimmt mich so weich?
Sein Spruch hat mich umwoben, muß Allen drob verzeihen;
Doch soll er mir geloben, sich meinem Dienst zu weihen."
Ein Bote naht im Jagen sich drauf der Veste Thor;
Das, was ihm aufgetragen, erfreut des Grafen Ohr.
Auch seine Raubgenossen sind froh ob solcher Gnade;
Sie folgen auf den Rossen ihm in das Thal die Pfade.
Der Kaiser im Gefilde, allwo er harrend stand,
Begrüßt den Zug mit Milde und nimmt des Grafen Hand.
„Ein Wort, ein Mann! Ich diene dir treu zu allen Stunden!"
Spricht der mit biedrer Miene, und ward stets treu befunden.

Adolph Bube.



Kloster Eberbach.[1]

(1146.)

1.

St. Bernhards Lippe schweigt, zurück zieht sich der Lehrer,
Dem von dem Mund das Wort, wie süßer Honig, floß,
Und als des Rheingaus Volk, durch ihn entflammt, mit hehrer
Begeistrung ans Panier des Kreuzes an sich schloß;
Saß einsam er im Wald dort auf bemoostem Stein,
Wo Hattenheims Gefild sich spiegelt in dem Rhein.

Gern zog der seltne Mann in solche stillen Thäler,
Wann seiner Sendung Pflicht und Eifer ihn nicht rief;
Und manche Klöster sind noch seiner Neigung Mäler,
Die er gegründet da, wo alles Leben schlief,
Wo aus den Blättern traut der Gottheit Stimme sprach,
Und seines Geistes Schaun kein Weltlaut unterbrach.

So zogs auch heute ihn zum Wald, und müde nieder
Sank er auf jenen Fels, wo mild die Eiche kühlt;
Ein süßer Schlummer labt ihm bald die matten Glieder
Und Seligkeit den Geist, die oft er vorgefühlt;
Maria mit dem Kind umschwebte ihn und goß
Den Himmel in sein Herz, das trunken überfloß.

[1] Am Pfade nach dem Kloster erhebt sich dicht an zerfallenen Felsen eine einsame Kapelle. Hier ruhte einst der heilige Bernhard und die Stätte heißt noch jetzt die Bernhardsruhe. Auch die Inschrift: „Divus Bernardus fossos hic sarciit artus“ mit dem sinnigen Reimspruche: „Allhier es heißt Bernardi Ruh. Lieb geb der Ruh die Werk hinzu!“ geben uns noch davon Kunde. B. von Clairvaux war 1091 aus einer alten burgundischen Ritterfamilie zu Fontaines bei Dijon geboren und starb 1153. Sein hoher Geist, die Heiligkeit seines Wandels und die hinreißende Kraft seiner Rede machten ihn zum Orakel und Volksheiligen seiner Zeit. Er trug vorzüglich bei zur Förderung des zweiten Kreuzzuges (1147) und nicht wenig zur Stillung der damals gegen die Juden erregten Gährung. Kloster Citeaux in Burgund, das B. 1113 betrat, führten seine Ordensleute den Namen Cistercienser und hießen nach ihm auch Bernhardiner. Seit der Aufhebung der Klöster in der neusten Zeit ist Eberbach ein Irren- und Besserungshaus.

Kaum schlägt er auf das Aug, gestärket und gelabet,
Und denket dem Beruf, dem hohen, wieder nach;
Da rauscht es in dem Wald, und sieh! ein Eber trabet
Gerade auf ihn zu, als bei sich selbst er sprach:
„Wo blüht wohl jetzt für mich so günstig das Geschick,
Daß eines Klosters Bau erfreuet meinen Blick?“

Der heilge Mann, gewohnt, daß oft, wie ihn zu grüßen,
Das Wild ihm nahe kam, bleibt sitzen ohne Bang,
Und ruhig streckt sich auch die Bestie ihm zu Füßen,
Bis er vom Sitze sich erhob zum Weitergang;
Doch da umkreist sie ihn und zeigt des Klosters Plan
Im Riß das Thal entlang ihm mit dem Rüssel an.

Viel Herrliches geschah dort bald durch Bernhards Söhne,
Europa war vom Ruhm des neuen Klosters voll;
Denn nächst dem frommen Sinn, als Stern der ersten Schöne,
Fand auch die Wissenschaft bei ihm den reichsten Zoll,
Und weit, wo Saaten blühn und goldne Trauben glühn,
Verdankt der Landwirth viel der Wackeren Bemühn.

Ein klarer Waldbach fließt in diesem stillen Grunde,
Wo Eberbach sich jung und blühend rasch erhob,
Und heutzutage noch gibt uns sein Name Kunde
Des Ursprungs, und es singt die Sage laut sein Lob,
Obgleich auch dort die Zeit, die stets zu ändern weiß,
Jetzt anderweits geschafft sich ein Wirkungskreis.

2.

Am Rebenberg aus dunklem Hain
Lauscht spitz dein Thurm hervor;
Es zieht um dich den gelben Schein
Der Ferne luftger Flor.

In deines Klosters Kellern sprüht
Der Wein im kühlen Faß;
Des Mönches Schmerzen sind verglüht,
Im Grab des Neides Haß.

Noch sieht man seiner Nägel Wuth
Am Holz der Kerkerwand;
Nun zeugt der Wein uns Lebensgluth,
Wo ihm das Leben schwand.[1]

Bernhard Werner.

Vom großen Faß zu Eberbach.

Du großes Faß von Eberbach, was sing ich denn von dir?
Nichts ließ der Zeiten Ungemach von dir ja übrig mir!
Doch still! die Rebe blüht noch jetzt, die seinen Bauch gefüllt;
Drum nur ein Glas mir vorgesetzt, das Kunden mir enthüllt!

Schilt denn, o Freund! den Mönchen nicht, der bei der Wissenschaft
Es hielt für seine erste Pflicht, zu pflanzen diesen Saft!
Er wars, veracht ihn mir nicht blind, der dieses Faß gebaut,
Und ihm der Berge zartes Kind zur Pflege anvertraut!

Er wars, veracht ihn nicht! Mit Neid betrachte ich sein Loos,
Der, drückte ihn der Zelle Leid, floh in des Kellers Schoos,
Der, dacht an Liebe er mit Schmerz, aufschlug des Fasses Spund
Und aus des Bechers goldnem Erz die Wunden trank gesund!

[1] Nach der Sage liebte ein Eberbacher Mönch eine Nonne des nachbarlichen Klosters Gottesthal. Lange führte sie ein nächtlicher Gang an einem heimlichen Waldplätzchen zusammen; doch endlich entdeckte ein Lauscher das glückliche Pärchen, und von der Säule der Geißelung wurde der Mönch blutend in eine enge Todesgruft gestürzt, wo er, Jahre lang schmachtend, an der Thür die Spuren seines traurigen Daseins, mit Nägeln eingekratzt, zurückließ, während die Nonne Licht, Brod und Wasser mit hinunter nahm in das einsame Gewölbe, worin sie eingemauert vertrauerte. A. H.

Doch nein! das ist ein eitler Wahn, der heut uns Nektar beut,
Und beim Erwachen auf die Bahn uns neue Dorne streut!
Wohl dem, der nicht auf dieser Spur des Lebens Zeit verlenzt,
Und wenn ihm auch das Liebchen nur ein Wasserglas kredenzt!

Schilt mir, o Freund! den Winzer nicht, der bei dem edlen
Wein
Es hielt für seine erste Pflicht, ein freier Mann zu sein!
Er wars, veracht ihn mir nicht blind, der einst bei diesem Faß
Die Freiheit, jenes Götterkind, getränkt mit goldnem Naß!

Er wars, veracht ihn nicht! Mit Neid betrachte ich sein Loos,
Der Qual und Groll und Herzenleid begrub in seinem Schoos;
Der, ob auch nur in kurzem Traum, so lang der Krahnen lief,
Dort unter ihrem goldnen Baum in ihren Armen schlief!

Doch nein! es war ein böser Strauch[1] der Pathe jenes Orts,
Wo nachgetönt des Echos Hauch die Klänge ihres Worts!
Wie Mancher lag sich, weinberauscht, auf seinen Stacheln wund,
Wohl dem, der damals nicht gelauscht, auf ihren holden Mund!

Drum schilt, o Freund! den Sänger nicht, der bei dem edlen
Wein
Es hält für seine erste Pflicht, ein stummer Mann zu sein!
Er ists, verachte ihn nicht blind, der heut bei seinem Glas
Als klügste Rolle spielt ein Kind, das lallt und weiß nicht, was?

[1] Wachholder heißt die Halde bei Kloster Eberbach, wohin die Rheingauer 1525 mit Harnisch, Wehren und Geschütz auszogen und vom 2. bis 25. Mai lagen, als die Bauern in Deutschland fast überall mit dem größten Ungestüm Beschwerden gegen ihre Landesherren erhoben, die, obgleich sie nicht alle blos eingebildete waren, doch nicht berücksichtigt werden konnten oder wollten, und so verheerte der unglückliche s. g. Bauernkrieg, gebrandmarkt durch die gröbsten Ausschweifungen, das deutsche Vaterland, bis es dem schwäbischen Bunde gelang, die Bauern mit dem Schwerte zur Ruhe zu verweisen. Beim Herannahen desselben, löste sich auch die Versammlung auf dem Wachholder auf und ergab sich auf Gnade und Ungnade, nachdem sie das große Eberbacher Faß von 74 Zulast, das wenig hinter dem Heidelberger zurückstand, geleert hatte. Froh, daß sie, wie man gemeinhin sagt, noch mit blauem Auge davon kam, konnte sie daher die lustige Weise auf sich selbst singen:

„Als ich auf dem Wachholder saß,
Da trank man aus dem großen Faß.
Wie bekam uns das?
Wie dem Hund das Gras:
Der Teufel gesegnet uns das!"

Er ists, veracht ihn nicht! Mit Neid betrachte ich sein Loos,
Der still bei allem Herzenleid die Hände legt in Schoos,
Der, so der Gott, der in ihm wacht, ihn zu gewaltig drängt,
Ein Liebes- oder Loblied macht, und — Orden dann empfängt.

Rhabanus Maurus.[1]

Der Bischof Hatto thronet zu Mainz in Pracht und Lust;
Doch kein Erbarmen wohnet in seiner kalten Brust.
Von Hungersnoth berücket, fleht ihn sein Volk um Brod;
Der harte Mann erdrücket ihr Schrein im Feuertod.
So pflegt im grauen Hause Rhaban zu Winkel nicht,
Der dort in stiller Klause des Wohlthuns Blumen bricht.
Dreihundert Armen nähret tagtäglich seine Hand,
Solang der Mangel währet im lieben Vaterland.
Drum eilt auch Hattos Fuße ein Heer von Mäusen nach;
Kein Beten, keine Buße enthebt ihn dieser Schmach.
Ob er auf festem Thurme im Rheine Schutz auch sucht;

[1] Rhab. Maurus, geb. 776 zu Mainz, war durch tiefe Gelehrsamkeit, wie durch seine hohe Frömmigkeit, gleich sehr ausgezeichnet. Als Lehrer der Klosterschule zu Fulda steigerte er durch den Glanz seiner Tugenden und den Ruhm seiner Gelehrsamkeit den Ruf derselben so sehr, daß sie selbst im fernen Auslande eine solche Berühmtheit erlangte, daß Fürsten und Grafen ihr die Bildung ihrer Söhne anvertrauten. Seit 847 Erzbischof von Mainz, erkor er sich später Winkel zum Landsitze, woselbst er auch am 4. Februar 856 im Rufe der Heiligkeit im s. g. grauen Hause starb. Besonders zeichnete er sich 850 bei der großen Hungersnoth im Rheingau aus, wo Mütter mit den Kindern auf den Armen, ohne die Schwelle des großen Wohlthäters erreichen zu können, todt niedersanken und man den noch lebenden Säugling an der Brust der verhungerten Mutter hängen fand. — Der große Albertus nennt ihn einen Kirchenlehrer und Baronius ein glänzendes Gestirn von Deutschland. — Auch schrieb man es diesem Heiligen zu, daß auf seine Fürbitte der Rheingau von Ratten und Mäusen befreit blieb, und das gläubige Volk, selbst aus entfernteren Gegenden, suchte sie mit Erde oder Mörtel von jenem Hause und Stücken vom Altarsteine seiner Kapelle zu vertreiben, womit freilich die Aeußerung eines churmainzischen Beamten, eines gebornen Rheingauers und, wie eine geschriebene Chronik sagt, noch oben drauf eines Winklers, in einem drolligen Contrast steht, der aus Spaß oder Ernst, was der Chronikschreiber nicht weiß, zu sagen pflegte, es gebe deswegen im Rheingau keine Ratten, weil sich allda keine ernähren könnten. Dieser Chronist erwähnt übrigens auch noch der Volkssage, daß, wenn mit Stroh oder andern Sachen eine Ratte aus den Schiffen mit aufs Land gebracht würde, solche gleich wieder in den Rhein liefe.

Es folgt, gleich einem Sturme, die Rache seiner Flucht.
Doch auf Rhabanus Flehen blieb stets des Rheingaus Strand
Befreit von ihren Wehen, die rings geplagt das Land.
Und selbst der Schollen Erde, den nur sein Fuß berührt,
Hat stets von Flur und Herde die Rächer weggeführt.
Drum schwirrt am Mäusetthurme auch Hattos Geist noch heut,
So oft mit einem Sturme der alte Rheingott dräut.
Den Wandrer schreckt die Mähre, er denkt nicht liebend sein,
Und keine Mitleidszähre fließt lindernd seiner Pein.
Doch nennt den großen Meister, Rhaban, den lichten Stern,
Die Zierde deutscher Geister, noch jede Lippe gern.
Es löscht sein Angedenken der Sturm der Zeit nicht aus,
Und fromme Wandrer lenken den Blick gern auf sein Haus.

Das graue Haus zu Winkel.

Was weilst betrachtend du, mein frommer Pilger,
Vor diesem schlichten, altergrauen Bau?
Den Sturm der Zeiten, aller Pracht Vertilger,
Ja trägt er nur, nichts Herrliches zur Schau!
Du sinnst und fühlst gar wunderbar beweget
An dieser Stätte deine tiefe Brust;
Doch was du sinnst, was sich so mächtig reget
In dir, ist kein Gefühl von eitler Lust.
Es ranket Epheu an den düstren Mauern,
Wo einsam nur die Brut der Schwalbe haust,
Und, voll von stiller Wehmuth, scheint zu trauern,
Was Irdisches du an dem Hause schaust.
Kein Leben hörst du in dem Innern walten,
Es deucht dir, wie ein mährchenhafter Traum;
Und keine lebensfreudigen Gestalten
Erblickst du an des Fensters ödem Raum.
Doch was dein Busen fühlt in leiser Ahnung

Und die Betrachtung dir so süß belohnt;
Es ist der ernsten Stätte hehre Mahnung,
Daß hier ein groẞer Heiliger gewohnt!
Denn wenn dein Ohr dem Wehn der Lüfte lauschet,
Zu hören, was des Epheus Flüstern mahnt,
Und wenn du horchest, was die Welle rauschet;
Ihr Murmeln sagt dir, was dein Herz geahnt!
Wohl flüsterts oft mit lieblichem Getöne
Ums stille Haus, wo einst Rhaban geweilt
Und, daß der Jugend Fleiß das Alter kröne,
Die Garben seiner Ernte ausgetheilt:
Wohl führts das holde Bild in lichter Klarheit
Der Seele vor, die noch umstrickt kein Wahn,
Wie er gekämpft den heilgen Kampf der Wahrheit,
Wie er gewallt der Tugend steile Bahn!
Und sinnend steht der Pilger vor den Mauern
Und fühlt von Wehmuth seine Brust so voll:
Ob mit dem düstren Hause er wohl trauern,
Ob mit den Himmelsklängen jubeln soll? —
Gar Manchen zwar, der da vorüberziehet,
Mag dieses Ortes Weihe kaum erbaun;
Es kann den Himmel, der die Grübler fliehet,
Das schlichte Herz des Fühlenden nur schaun!
Doch wenn der Stein, der kalte, Worte hätte,
Es hätt ihn längst das Lob Rhabans erbaut;
Und wenn die öde, lebenlose Stätte,
Sie segnete sein Angedenken laut.
Und nur der Mensch besäße keine Worte
Zum Ruhme ihm, der seiner würdig klingt?
Kein Loblied diesem Vorbild, diesem Horte,
Dem selbst der Himmel Lobeslieder singt!
Nein, Liebling Gottes, Stern der deutschen Lande,
Der selbst so manch erhabnes Lied uns sang,
Noch klingt dein Name hier von Strand zu Strande,
Wie er im Munde frommer Ahnen klang! —

Doch weiht vor Allen dir, o großer Meister,
Der Sänger, was in seinem Busen hallt;
Süß rauschen stets ihm deiner Lieder Geister,
Wann er vorbei an deinem Hause wallt!

Des Schiffers Spieluhr.

Was tönt der Spieluhr heitrer Klang in diesen Augenblicken,
Wo bald sich auf den letzten Gang der Schiffer an muß schicken?
Was tönt der Spieluhr heitrer Ton in dieser bangen Stunde,
Wo klaget eine Wittwe schon mit kummervollem Munde?
So wills der kranke Schiffersmann, den dieses Spiel zerstreuet,
Wenngleich ihn Nichts mehr fesseln kann, was sonst das Herz erfreuet! —
Die liebe, gute Schifferin weilt an dem Lager trauernd
Und pfleget sein mit treuem Sinn, des kleinsten Wunsches lauernd.
Schlecht stimmt in ihr gepreßtes Herz der Töne heitres Klingen;
Es möchte ihre Brust vor Schmerz bei diesem Spiele springen.
Allein, so oft der Gatte winkt, läßt sie das Uhrwerk tönen,
Ihm, bis das müde Auge sinkt, die Stunden zu verschönen.
Doch schweige nun, o holdes Spiel! nah ist die Sterbestunde;
Der letzte Lebenslaut entfiel schon seinem starren Munde.
Dumpf bricht der Wittwe Jammer aus, da sie ihn sieht erblassen;
Nicht will für dieses Trauerhaus dein heitres Tönen passen!
Allein ob sich vor Leichen auch nur leises Beten schicket,
Wo man nach alter Sitte Brauch ein stilles Lämpchen blicket;
Berührt von keiner Hand, begann von selbst die Uhr zu spielen,
Als kaum dem kranken Schiffersmann die matten Augen fielen.
Das hallte in der Wittwe Leid, wie leise Geisterweise,
Als wollt ihm geben das Geleit ihr Spiel auf letzter Reise,
Als müßte noch der süße Klang mit ihm hinüber kommen,
Den auf des Lebens kurzem Gang sein Ohr so gern vernommen.

Drauf blieb das Uhrwerk stille stehn wohl von derselben Stunde,
Bis man das Trauerjahr gesehn durchlaufen seine Runde.
Doch geht seit dessen letztem Schlag sie nun die alte Gleise;
Nur an des Schiffers Sterbetag noch stockt sie seltner Weise.

Das gebrannte Heilgenhäuschen.

Es stand auf Winkels Matten ein stolzer Buchenbaum
Und goß die kühlen Schatten auf eines Kirchleins Raum,
Das dort mit frommer Sinnung, von Reben rings umreiht,
Der Winzer brave Innung Marien einst geweiht.
In seinen stillen Wänden war, kunstlos ausgehaun
Aus Holz von schlichten Händen, Marias Bild zu schaun.
Die Männer und die Frauen sah dort man auf den Knien
Gemeinsam sich erbauen, so oft ein Fest erschien.
Manch Hundert Jahre flogen des Kirchleins so entlang,
Und Sturm und Wetter zogen vorbei in raschem Gang.
Doch, wie die Zeiten gingen, ward auch die Andacht lahm,
Bis ihr die letzten Schwingen des Glaubens Lauheit nahm.
Verlassen sah das Bildniß rings auf den reichen Gaun;
Es herrschte Gras und Wildniß in des Kapellchens Bau.
Ein und die andre Ahne nur mied die Stätte nicht
Und bat: „O Mutter, mahne dein lasses Volk zur Pflicht!"
Maria, voll der Milde, vernimmt das heiße Flehn;
Doch bleibt auf dem Gefilde ihr Bild noch einsam stehn.
Fern schwelgt von diesen Stufen das Volk, sein Herz ist kalt;
Ein Zeichen muß es rufen — und sieh! es rufet bald.
Ein Wetter kommt gezogen vom Rheine, schwarz, wie Nacht;
Wild schäumen seine Wogen, und dumpfer Donner kracht.
Da stürzt ein Meer von Flammen aus finstrem Wolkensaum
Und schmettert jach zusammen das Kirchlein und den Baum.
Kaum schweigen Sturm und Fluthen, da eilt das Volk hinaus:
Noch sprühen Rauch und Gluthen im kleinen Heilgenhaus;

Doch stand in Schutt und Kohlen, ob Alles war verzehrt,
Ein Wunder unverhohlen, das Bildniß — unversehrt.
Bald prangte die Kapelle, von Neuem aufgebaut,
Wie man sie dort zur Stelle noch heutzutage schaut.
Die Männer und die Frauen sah nun man auf den Knien
Sich wieder da erbauen, so oft ein Fest erschien.
Der Buche junge Schossen, mit jedem Lenze wach,
Von Blüthenduft umflossen, beschatten noch ihr Dach.
Sie heißt in Volkes Munde gebranntes Heilgenhaus,
Und diese fromme Kunde löscht kein Jahrhundert aus.

Ludwig des Frommen Tod.[1]

Es kommt ein Schiff geschwommen herab den stolzen Rhein;
Die weißen Segel wallen im goldnen Mittagschein.
Umgeben von Getreuen, ruht drin gebettet weich
Der fromme Kaiser Ludwig, so krank und todesbleich.
„Legt an, legt an, ihr Schiffer, bei dieser stillen Au,
Da wehn durch schattge Bäume die Lüfte mild und lau!
Da rasseln keine Schwerter, da tönt kein Schlachtgesang
Mir vom Verrath der Söhne mit fürchterlichem Klang!
Und auf dem grünen Rasen, ihr Treuen, spannt mein Zelt,
Auf daß im Frieden ruhe der Herrscher einer Welt!

[1] Ludwig der Fromme (814—840), der gerechte, gelehrte und gutherzige Sohn Karls des Großen, war der Leitung des ausgedehnten Reiches seines Vaters nicht gewachsen. Er theilte es daher unter seine drei Söhne: Lothar, Ludwig den Deutschen und Karl den Kahlen, zerfiel aber dadurch mit diesen selber, die ihn nun bekriegten, gefangen nahmen und beschimpften, nur um nach seinem Tode (840) selbst in Zwist zu gerathen, bis der berühmte Vertrag zu Verdün (843) eine befriedigende Theilung zu Stande brachte, und somit das schöne Reich ihres Großvaters schon nach 29 Jahren wieder zersplittert war. Auf der jetzt mit dem Festlande verschmolzenen Lützelau, deren Name sich jedoch nicht von Ludwig, sondern von lützel (klein, engl. little) herleitet, soll Kaiser Ludwig gestorben sein; doch ist diese Sterbeau wahrscheinlicher mehr in der Nähe von Ingelheim zu suchen, denn der sächsische Annalist bemerkt, daß der kranke Kaiser in ein Schiff gebracht, den Main herunter auf den Rhein gefahren worden und daselbst auf einer Insel bei Ingelheim (in insula juxta Inglinheim) am 20. Juni 840 gestorben sei. A. H.

Schon rauscht des Rheines Welle ein sanftes Schlummerlied,
Und leichter wird sich schließen mein Auge, trüb und müd!"
Es sprachs der kranke Kaiser, da wird erfüllt sein Wort;
Man trägt ihn auf ein Lager am kleinen Inselport.
Wie blaß sind seine Wangen, wie todesmatt sein Blick!
Er richtet ihn voll Trauer nach Ingelheim zurück.
Und auf den Zinnen leuchtet der letzte Abendstrahl;
Die hundert Säulen schimmern am stolzen Kaisersaal.
Da fühlt der fromme Ludwig, daß seine Stunde schlägt;
Er betet lang und leise und sagt, von Schmerz bewegt:
„Seht, wie der Glanz der Säulen verschwunden ist in Nacht!
Bald wird auch so vergehen der Karolinger Macht! —
Sagt meinen fernen Söhnen, in Wehr und Waffen wild,
Daß sie dies Herz gebrochen, zu weich und vatermild.
Doch will es gern vergeben, vergessen muß es bald
Der Erde Lust und Schmerzen, Haß, Liebe und Gewalt!
Ihr Ritter, nehmt die Krone, umglänzt von nichtgem Schein;
Lothar soll sie empfangen, er wird nun Kaiser sein.
Und bringt ihm auch den Zepter, zu schwer oft meiner Hand;
Bringt ihm den Purpurmantel, mir gnügt ein Sterbgewand.
Denn nun zum dritten Male vom stolzen Kaiserthron,
Doch ach! ins Grab hernieder steigt, großer Karl, dein Sohn;
Aus — aus!" — Da bricht sein Auge, umhüllt von Todesnacht,
Er hat den Kampf bestanden, er hat den Sieg vollbracht.
Doch um die Königsleiche knien, traurig und voll Schmerz!
Die Ritter zum Gebete für das gebrochne Herz.

Adelheid v. Stolterfoth.

Der Johannisberg.

Kein Felskoloß, dran tief die Woge braust,
Kein Thurm, drin einst ein Recke wild gehaust,
Kein Wolkenstürmer, Spielgenoß des Thor,
Ragst drohend in den Aether du empor.

Wie liebend einst den sanften Blick gesenkt
Der Jünger, der den Namen dir geschenkt,
So schaut, der Sanftmuth und der Liebe Bild,
Dein lächelnd Antlitz nieder ins Gefild.

In Wiesenblumen ruht dein Fuß, umkränzt
Von zartem Rebengrün dein Nacken glänzt,
Und deine lichte Stirn entsendet weit
Den Friedensgruß in selger Heiterkeit.

Kein Mährchen gibst du alternd von dir kund,
Das Klang gewänne durch der Dichter Mund;
Was du gewährst in ewgem Jugenddrang,
Geht süßer ein, als dumpfer Mährchenklang!

Johannisberg, wie jauchzt mein Herz dir zu!
Wohl zeugst von alter goldner Zeit auch du,
Du, den der Sündfluth Grimm einst übrig ließ,
Der Hügel einen aus dem Paradies.

G. Pfarrius.

An Niklas Vogts Grabstätten.[1]

Selten pflegen reiche Steine
Nur dem Wandrer kund zu thun,
Wo die modernden Gebeine
Eines edlen Sängers ruhn.

[1] Vogts Herz und Gehirn ist unterhalb Rüdesheim in den s. g. Mühlstein, einen Felsen im Rheine, versenkt, und ein schwarzes eisernes Kreuz bezeichnet diese Stelle. Sein Leichnam aber ruht dicht an der Schloßkirche auf Johannisberg, wo ihm Fürst Metternich ein einfaches Denkmal setzen ließ mit den trefflichen, selbstverfaßten Worten: „Hier wählte seine Ruhestätte Niclas Vogt, geb. zu Mainz am 6. Dezember 1756, gest. zu Frankfurt a. M. am 19. Mai 1836. Dem treuen Verfechter des alten Rechts, dem begeisterten Freunde des deutschen Volkes, dem eifrigen Förderer der heimathlichen Geschichte, widmet diesen Grabstein sein Freund und dankbarer Schüler C. W. L. Fürst v. Metternich.“

Doch verkündet uns den Meister
Seiner Lieder Zauberklang;
Denn es schweben ihre Geister
Seiner stillen Gruft entlang.

Ihr geheimnißvolles Rauschen
Fesselt unsren raschen Fuß,
Und wir stehen still, zu lauschen,
Und erwiedern ihren Gruß. —
Ich auch komme, zu begrüßen
Dich, verklärter Sänger! heut,
Der du uns durch deiner süßen
Sagen Klang so hoch erfreut!

Rheinhinunter will ich eilen,
Nach dem schönen Rüdesheim,
Und an deinem Grabe weilen,
Dir zu weihen Lied und Reim!
Wellen, hört denn auf, zu rauschen,
Zähmet, Wirbel, eure Gier;
Gönnt ein Weilchen mir, zu lauschen,
Einen Sänger such ich hier!

Und ein süßes Flüstern lenket
Bald mich an den Felsenport,
Wo sein Herz man eingesenket,
Einen Nibelungenhort;
Denn die Burgen, die da ragen
In die reine, blaue Luft,
Alles scheinet laut zu sagen:
„Dort ist unsres Sängers Gruft!“

Doch, als ob sie nur erwecke
Ihn zu neuer Liederlust,
Schlägt mit murmelndem Genecke
Da die Fluth des Steines Brust.

Nur das schwarze Kreuzeszeichen,
In den Felsen eingefügt,
Macht das holde Bild erbleichen,
Das der schöne Traum mir lügt. —

Doch zum Strande nun, mein Ferge,
Eh die Sonne niedersinkt;
Denn noch drängt michs dort zum Berge,
Wo das stolze Lustschloß winkt!
Aber ziehe nicht die Augen
Jetzt auf dich, o Reiz der Flur!
Für den Grabbesucher taugen
Ernstumflorte Bilder nur.

Stille nah ich dem Bereiche,
Der das Herz zur Andacht weckt,
Wo des edlen Sängers Leiche
Gottgeweihte Erde deckt;
Wo in heiliger Kapelle
Schlicht ein Marmormal erzählt,
Daß er selber diese Stelle
Sich zum Ruheplatz erwählt.

Wogen hör ich da nicht schlagen
Murmelnd an die Todtentruhn;
Doch was fromme Lippen sagen:
„Herr, laß ihn im Frieden ruhn!“ —
Ja, laß ruhen ihn im Frieden!
Freudig lenk ich heim den Fuß:
Wohl, wer immer so geschieden;
Frieden ist der schönste Gruß!

Die St. Antoniuskapelle bei Geisenheim.

In dem Schatten grüner Bäume
Steht das Kirchlein, schlicht und klein,
Und die kühlen, stillen Räume
Laden uns zur Andacht ein.
Nah dabei im Grase rastet
Wohlgemuth ein Jägersmann;
Denn des Mittags Schwüle lastet
Gar zu schwer auf Flur und Tann.
Lächelnd blickt er nach dem Bilde,
Das im Heilgenhäuschen prangt,
Und deß Aug so selig milde
An dem Jesukindlein hangt.
„Welche Thorheit, zu verehren,
Diese Bilder, starr und kalt!
Das ist wahrlich zum Bekehren,
Wär ich dafür nicht zu alt!“
Alles deucht ihm eitler Flitter,
Strauß und Band und Wachs und Licht,
Bis ein nahes Ungewitter
Seinen Tadel unterbricht.
Heimwärts kann er nicht mehr eilen;
Doch der Eiche Dach ist dicht:
Drum beschließt er, da zu weilen;
Denn ins Kirchlein mag er nicht.
Doch das Wetter tobt so gräßlich,
Gleich als ende heut die Welt;
Donner rollen unabläßlich,
Blitze speit des Himmels Zelt.
Und das erste Mal im Leben
Wird dem Jäger bang und graus
Und er eilt mit zagem Beben
Nun ins kleine Heilgenhaus.
Plötzlich scheint in hellen Flammen

Jetzt der ganze Wald zu stehn:
Furchtsam schaudert er zusammen,
Glaubt sein Ende nah zu sehn.
„St. Antoni, starker Retter!"
Ruft er stammelnd, „Schirm und Trost!
Schütze mich vor diesem Wetter,
Das so gräulich mich umtost!"
Drei gewaltge Donnerschläge
Folgen diesem Feuermeer,
Gleich als brause durchs Gehäge
Wuthentbrannt das wilde Heer.
Und die Eiche liegt zertrümmert
Vor ihm bis auf Mark und Kern;
Doch das Heilgenhäuschen schimmert
Durch das Dunkel, wie ein Stern. —
Was der Waidmann da empfunden,
Saget uns die Kunde nicht;
Doch sein Lächeln war verschwunden
Von dem bleichen Angesicht.

Bingen und Eibingen.
(1632.)

Schwedens mächtger König hauste mit gewaltger Macht am Rhein,
Schleifte alle festen Schlösser und die Städte nahm er ein.
Tief in waldigem Gebirge lag in eines Thales Grund
Schon Jahrhunderte ein Städtchen; doch wars keinem Menschen kund.
Denn ein böser Geist bewachte Bingens Mauern immerdar,
Und bei Spiel und Wein verbrachte man die Zeit das ganze Jahr.
Dies verdroß den heilgen Ulrich, daß er schwur dem Satan Trutz;
Und er ging ins Schwedenlager, foderte vom König Schutz.

Als der Teufel das erfahren, und die Schweden nahten schon;
Nahm er Bingen auf die Schultern, eilte rasch mit ihm davon.
Meilenlang sind seine Schritte, schon sieht er den klaren Rhein;
Aber tobend kommt Herr Ulrich mit den Schweden hintendrein.
Und vor Schrecken laufen Alle in dem Städtchen hin und her,
Daß die Last dem armen Teufel wurde noch einmal so schwer.
Als er nun mit einem Satze überschritt den breiten Rhein;
Da bedünkt es ihn, als müßte Bingen leichter worden sein.
An der Nahe setzt ers nieder und betrachtete die Stadt;
Da gewahrt er, daß er drüben, ach, ein Stück verloren hat!
Seine Ohren spitzt er schüttelnd, zieht dabei ein schief Gesicht:
Ganz war wohl die Stadt sein Eigen, doch zerstückelt war sies nicht!
„Ei, ei Bingen!“ rief er heißer, „Binger Abfall — kleines Stück;
Komm, ei Bingen! komm herüber!“ doch der Abfall blieb zurück.
Und der Teufel floh das Städtchen, das Herr Ulrich nun beschützt:
Und das Dörflein wird dort drüben Eibingen genannt anitzt.

Carl Hertzog.

Die goldne Brücke.

Am Rhein, am grünen Rheine, da ist so mild die Nacht,
Die Rebenhügel liegen in goldner Mondespracht.
Und an den Hügeln wandelt ein hoher Schatten her
Mit Schwert und Purpurmantel, die Krone von Golde schwer.
Das ist der Karl, der Kaiser, der mit gewaltger Hand
Vor vielen hundert Jahren geherrscht im deutschen Land.
Er ist herauf gestiegen zu Aachen aus der Gruft
Und segnet seine Reben und athmet Traubenduft.
Bei Rüdesheim, da funkelt der Mond ins Wasser hinein

Und baut eine goldne Brücke wohl über den grünen Rhein.
Der Kaiser geht hinüber und schreitet langsam fort
Und segnet längs dem Strome die Reben an jedem Ort.
Dann kehrt er heim nach Aachen und schläft in seiner Gruft,
Bis ihn im neuen Jahre erweckt der Traubenduft.
Wir aber füllen die Römer und trinken im goldnen Saft
Uns deutsches Heldenfeuer, uns deutsche Heldenkraft.

Emanuel Geibel.

Trinklieder von Karl dem Großen.

1.

Es lebe Karl der Große, ein echter deutscher Mann,
Und jeder Deutsche stoße mit seinem Becher an!

Er thronte dort in Aachen, dem altberühmten Ort,
Und Völker vieler Sprachen gehorchten seinem Wort.

Es hat der große Kaiser, trotz seinem langen Bart —
Er war um desto weiser — den Ernst mit Lust gepaart.

Er liebte warme Quellen und schwamm in manchem Teich:
An schönen Badestellen ist Aachen durch ihn reich.

Den edlen Ingelheimer zog er bei seinem Schloß,
Wovon schon mancher Eimer die Kehl uns niederfloß.

Am Rüdesheimer Berge[1] hat er den Wein gepflanzt,
Wo Nixen sonst und Zwerge um Hattos Thurm getanzt.

[1] Die ersten Reben und Obstbäume am Rhein ließ der römische Kaiser Aurelius Probus (280 n. Chr.) pflanzen. Die Einfälle der Hunnen und Wenden aber zerstörten sie wieder. Der zweite Anbau des Weines geschah nun durch Karl und der dritte durch die Mönche, die für den Wein-, wie für den Ackerbau, weit über die Gränze des Rheingaus hinaus, als nachahmungswerthe Muster dienten und für die ganze Landwirthschaft einen kräftigen Impuls gaben. A. H.

Wenn wir den Rheinwein trinken, so werde sein gedacht;
Auch die westphälschen Schinken hat er erst aufgebracht.

Er taufte ja die Sachsen; es war ein strenges Muß;
Er zog sie bei den Fachsen wohl in den Weserfluß.

Die heidnischen Westphalen, die schlachteten nicht ein:
Die Mönche drauf befahlen ein fett St. Martinsschwein.

Dem heilgen Mann zu Ehren hing man sie in den Rauch:
So sah man sie vermehren den lobenswerthen Brauch.

Es lebe Karl der Große, ein echter deutscher Mann,
Und jeder Deutsche stoße bei seinem Namen an!

A. W. v. Schlegel.

2.

Beim Rüdesheimer.

Dies, Brüder, ist der König von unsrem deutschen Wein;
Doch sagt, wer soll der König von unserm Liede sein?

Karl, Karl, der große Kaiser; des Preises ist er werth!
Sang er nicht deutsche Lieder und trug ein deutsches Schwert?

Einst schaut er von dem Söller zu Ingelheim ins Thal;
Es glänzte auf den Bergen der Schnee im Frühlingsstrahl.

Noch zwang ihn nicht die Sonne: zu Rüdesheim allein,
Da mußt er niederträufeln vom Felsen in den Rhein.

Der Kaiser siehts und lächelt: „Das deutet mir Gewinn;
Dort, wo der Schnee zerrinnet, soll die Orlänner[1] blühn!

[1] D. h. die Rebe von Orleans; denn von da ließ Karl die ersten Reben kommen. Noch heute heißet bei Rüdesheim die Lyänztraube die Orlänner.

Sie ist ein Kind der Sonne, sie ist den Bergen hold;
Der Rhein, er gibt ihr gerne zum Gastgeschenk sein Gold."

Der Kaiser sagts und Boten, die werden ausgesandt;
Sie holen aus der Fremde die Reb ins deutsche Land.

Da grünt sie froh, als wär es in heimathlicher Luft;
Es trinkt erstaunt der Schiffer der Blüthe Balsamduft.

Den ersten Most, den schenket der Kaiser selbst sich ein
Und ruft: „Zum deutschen Liede gehört auch deutscher Wein!"

Drum, Brüder, laßt ihn leben und klinget wacker an,
Daß ers im Grab vernehme, der brave deutsche Mann!

Ja, leben soll er, leben an seinem schönen Rhein!
Er gab uns deutsche Lieder, er gab uns deutschen Wein.

Alois Schreiber.

Rheingauer Glockengeläute.

Deutungsvoll ist euer Klang,
Glockentöne, Festgeläute,
Führt er uns den letzten Gang,
Ruft er zum Altar die Bräute;
Doch in ganz besondrer Art
Seid ihr auf des Wandrers Fahrt,
Dumpf und helle, ernst und heiter,
Durch den Rheingau ihm Geleiter!

Fremdling, kommst du an den Rhein
Und gedenkest da zu kosten
An der Quelle von dem Wein,
Den die braven Winzer mosten;

O, so frage nicht erst lang,
Horche auf der Glocken Klang,
Die vom edlen Saft der Reben
Wunderbare Kunde geben!

Wo sie sich auf hohem Pfühl
Langsam hin und her bewegen,
Und das Lüftchen, mild und kühl,
Ihren Gruß dir haucht entgegen,
Wo melodisch singt ihr Klang
Libers herrlichen Gesang:
„Bonum vinum, vinum bonum!“
Da schau dich nach seinem Thron um!

Gönne deinem Fuße Rast,
Laß kredenzen dir den Becher;
Aber leer ihn nicht mit Hast,
Langsam trinkt der weise Zecher!
Willst du sein genießen recht,
Dieses Trankes, gut und echt,
Muß ihn, gleich den Glockenschlägen,
Hin und her die Zunge wägen.

Nahst du aber einem Ort,
Wo, anstatt der Glocken, Schellen
Dir ins Ohr in Einem fort
Lästig ihr Gebämpel gellen;
Da beflügle deinen Gang
Nach des Glöckleins raschem Klang:
„Malum vinum, vinum malum!“
Und schau nicht nach dem Pokal um!

Doch sofern du, durstgeplagt,
Da ein Schöppchen müßtest machen;
Merke weiter, was dir sagt
Sein Gebämpel — ohne Lachen!

Schnell getrunken, schmeckt das Glas
Halb so herb; drum mahnt dich das:
„Schlucks hinunter, schlucks hinunter!“
Trinks denn rasch und scheide munter!

Das räthselhafte Bittgesuch.

Auf der kleinen Dorfpfarrei,
Wenn auch nicht von Sorgen frei,
Die uns selten fliehn hienieden,
Saß ein Pfarrherr lang zufrieden,
Hoffend, daß ein beßres Loos
Berge seiner Zukunft Schoos.
Doch es währt der Zeiten Gang
Endlich ihm nur gar zu lang,
Und, bei seines Hoffens Demuth,
Füllt sein Herz zuletzt doch Wehmuth,
Wenn er, wo der Rheinstrom rauscht,
Rings der Glocken Klang belauscht.
Wonnemonat wieder schreibt
Bald man, seine Lage bleibt;
Und als jetzt in seiner Schöne
Des Geläutes Feiertöne
Ihn begrüßen,[1] hoch und hehr,
Nein, da faßt er sich nicht mehr.
Aus ist es mit der Geduld,
Sieh! schon sitzt er an dem Pult
Und schreibt an das Domcapitel,
Nach vorausgeschicktem Titel,

[1] Während des Monats Mai findet im Rheingau auf allen Orten um dieselbe Abendstunde das s. g. Maigeläute statt, das, bei dem harmonischen Klang seiner Glocken dem Ohr einen wahren Genuß bietet, wenn man zu dieser Zeit mit einem Kahne den Strom durchfurcht, oder auf einem „schwarzen Schwane des Rheins,“ wie Anastasius Grün die Dampfboote nennt, an diesem deutschen Paradiese vorüberfährt

Bauend auf den alten Spruch,
Kurz und gut, dies Bittgesuch:
„Meines Dorfes Glockenklang,
Den gehört ich schon so lang,
Will mein Ohr nicht mehr ertragen;
Darum muß geziemend wagen
Ich die Bitte, mich sofort
Wegzuthun von diesem Ort.“
Keine Antwort kommt zurück;
Doch versucht er frisch sein Glück
Und erneut, denn Zehn von Elfen
Pflegt das öftre Flehn zu helfen,
Bauend auf den alten Spruch,
Ganz dasselbe Bittgesuch.
Doch umsonst, — und erst zuletzt,
Als er nochmals angesetzt,
Läßt ihn seines Bischofs Gnaden
Vor das Domcapitel laden,
Wähnend, in des Pfarrherrn Kopf
Trage Narrheit einen Zopf.
Er erscheint. Mit einem Mund
Fragt gespannt man nach dem Grund
Seiner räthselhaften Klage.
Ruhig spricht er: „Eurer Frage,
Gnädger Herr, hochwürdge Herrn!
Stehe ich zur Rede gern.
Wenn ich so am Fenster steh
Und den Rheingau überseh,
Wo die Glocken stolz sich schwingen
Und dem Ohr melodisch klingen,
O, dann wirds mir altem Mann,
Daß ichs gar nicht sagen kann!
Feierlich ist dieser Klang;
Wie ein himmlischer Gesang,

Wechselt lieblich Ton mit Ton um:
„Bonum vinum, vinum bonum!“
Und das Echo stimmet ein
In das Hohelied vom Wein.
Doch wenn dann beginnt, der Wurm,
Unser Glöckchen auf dem Thurm
Athemlos sich zu bewegen,
Und sein Klang mir gellt entgegen,
O, dann kommt mirs immer vor,
Als zerspränge mir das Ohr!
Traurig, ach! ist der Gesang,
Den es bämpelt schon so lang,
Und ihn will in diesen Tagen
Mein Gehör nicht mehr ertragen;
Peinlich klingelt es darein:
Bämpelwein und Bämpelwein!“ —
Ruhig also spricht der Mann,
Und das Domcapitel kann,
Ob der Drolligkeit des Alten,
Sich des Lachens nicht enthalten,
Wo bei seiner Rede Gang
Nach er ahmt den Glockenklang.
Auch den Bischof freut sein Witz,
Er erhebet sich vom Sitz
Und spricht freundlich: „Zieh im Frieden!
Eine Pfarr wird dir beschieden,
Wo der Glocken Feierklang
Singet deinen Lieblingssang!“

Das Kloster Noth Gottes.

Seht ihr das Kloster droben,
Vom Abendroth umwoben?

Hört ihr, wies Glöcklein läutet,
Und wißt ihr, was bedeutet
Der Name, den es trägt?

Einst trugen diese Räume
Viel hohe Waldesbäume;
Wo Glockentöne klingen,
Da hört man fröhlich singen
Im Wald die Vögelein.

Und wo zum Himmel streben
Die Klosterthürme eben,
Da hob zur Wolkenzone
Die luftge Blätterkrone
Die Buche stolz empor.

Zu ihren grünen Hallen
Sah man die Pilger wallen;
Denn in des Stammes Zelle
Da thronte, sanft und helle,
Ein Muttergottesbild.

Ein Licht, so süß und milde,
Strömt aus dem Heilgenbilde;
Es war ein Himmelsfrieden
Dem stillen Ort beschieden;
Hier klang kein Jägerhorn.

Einst ging im Abendscheine
Ein Jude dort alleine;
Er sah die Strahlen funkeln
Aus grünem Waldesdunkeln
Und trat heran zum Baum.

Da steht im Strahlenglanze,
Umwölbt vom Blätterkranze,

Maria mit dem Sohne. —
In ungeheurem Hohne
Erbebt sein finstres Herz.

Erfaßt von wildem Hassen,
Muß er das Messer fassen;
Er stößt mit einem Fluche
Es in das Herz der Buche:
„Noth Gottes!“ rufts im Baum.

Und mit verstörten Sinnen
Sieht blutge Tropfen rinnen
Er aus der frischen Wunde;
Er flieht entsetzt, zur Stunde
Erlahmt die rechte Hand.

Und, wos im Baum gerufen,
Steht jetzt auf heilgen Stufen
Ein Altar; mild und helle,
Thront dort in der Kapelle
Das Muttergottesbild.

Louise von Plönnies.

Ritter Hans Brömser von Rüdesheim.[1]

1.

Zu Rüdesheim auf hohem Schloß,
Im lieblichen Gefilde,
Haust Ritter Brömser; kühn zu Roß,
Den Greif auf blankem Schilde,

[1] Der Sage nach fällt diese Geschichte in die Zeit des zweiten Kreuzzugs, also zwischen 1147 und 1187 oder nach einer anderen in die Zeit des dritten, also zwischen 1188 und 1191. Geschichtlich ist indessen nur, daß Joh. Brömser, der um 1416 starb, nach Palästina gewallfahrtet und dort in türkische Gefangenschaft gekommen war, wo er für seine Befreiung die Erbauung mehrerer Kirchen gelobte Er erbaute sofort eine neue Kirche zu Nothgottes (1390), wo früher schon eine Kapelle gestanden, und die Pfarrkirche zu Rüdesheim, auf deren Thurmspitze statt des Wetterhahns der türkische Halbmond prangt. A. H.

Ist Keiner in des Rheines Gaun
Gewaltiger, als er, zu schaun
Bei Fehden und Turnieren,
Im Schwert- und Lanzeführen.

Zum heilgen Kreuz hat Bernhards Wort
Der Ritter Bund geladen;
Auch Brömser eilt mit ihnen fort
Nach Syrias Gestaden:
Dort kämpft des Rüdesheimers Wehr
Oft siegreich in der Franken Heer,
Und seines Streithorns Tönen
Schreckt manchen Sarazenen.

Es wohnt, dem Lager nah, im Hain
Ein Drach an kühler Quelle,
Und trat ein Kriegsknecht dort hinein,
Schlang er ihn auf der Stelle.
Seht! Brömser geht zum Felsenthal,
Der Drache schießt, — ihn trifft der Stahl
Des Tapfren im Genicke,
Schon taumelt er zurücke.

Und als mit Zischen aufgerafft
Das Ungethüm sich wieder,
Da wirft des neuen Stoßes Kraft
Es todt zur Erde nieder:
Jetzt horch! ein wildes Rufen schallt;
Die Feinde brechen durch den Wald,
Und Brömsern schon umringen
Die Damascenerklingen.

Ein Löwe, ficht er; doch zu groß
Ist Uebermacht; gefangen
Bringt man ihn auf ein festes Schloß.
Er fleht: „Kann ich erlangen,

Aus dieser Noth befreit zu sein,
Dann sei, o Gott! mein Töchterlein,
Das mir vor Allem theuer,
Geweiht dem Nonnenschleier!“

Was will beim dritten Morgenlicht
Sein Auge fern gewahren?
Es ziehn heran, er täuscht sich nicht,
Des Kreuzes muthge Schaaren:
Schon weicht der Feind; sie laufen Sturm,
Und bald erstiegen ist der Thurm,
Und Brömser dankt, entkettet,
Dem Himmel, der ihn rettet.

Doch nimmer zieht ins Waffenfeld
Vor Reisigen der rasche
Und kampfgewohnte Christenheld;
Mit Stab und Kürbisflasche
Wallt er im härenen Gewand
Als Pilger fort zum Vaterland,
Daß dort sein fester Wille,
Was er gelobt, erfülle.

Er steigt am heimschen Ufer aus;
Da eilt, ihn zu begrüßen,
Die Tochter mit dem frohen Haus,
Und Wonnezähren fließen:
Sie, die noch Kind beim Scheiden war,
Stellt sich als blühnde Jungfrau dar;
Denn, seit er weggezogen,
Sind schon drei Jahr entflogen.

Ein Ritter von dem linken Strand,
Der kürzlich heimgekehret
Vom Streit im Castilianerland,
Wo er sich kühn bewähret,

Entglüht, als er das Fräulein sah,
Und auch die holde Gisela
Vergalt im reinsten Triebe
Des edlen Alberts Liebe.

O Schmerz! als nun mit trübem Blick
Der Vater ihr verkündet,
Daß sie entsage jenem Glück,
Weil ein Gelübd ihn bindet!
Zu Füßen fällt sie ihm und spricht:
„Dies will des Höchsten Güte nicht;
Er hat mich dir gegeben
Zum häuslich frommen Leben.

Gewiß! er hat auf Tabors Höhn
Der Feinde Macht zerstreuet,
Daß, Vater, wir uns wieder sehn,
Und unser Bund dich freuet!"
Doch als er unerbittlich bleibt,
Und Nichts den Vorsatz hintertreibt,
Da fleht mit heißer Thräne
Die unglückselge Schöne:

„Soll ich nicht Alberts Gattin sein,
O dann — beim Angedenken
Der Mutter! — wolle mir allein
Im Schloß ein Räumchen schenken!
Hier auf den Armen trugst du mich,
Hier in dem Alter pfleg ich dich:
O laß in öden Mauern
Dein Kind nicht fern vertrauern!"

Doch Brömser fährt sie grimmig an:
„Gehorche meinem Willen,
Sonst soll mit Schrecken sich fortan
Mein Fluch an dir erfüllen!"

Und ach! der Jungfrau weiches Herz
Durchbeben Schauder, Angst und Schmerz,
Und in dem Burggang irret
Sie klagend und verwirret.

Zum Söller treibt die bange Qual
Den Schritt bei Sturm und Grausen;
Wild rollt der Strom durchs finstre Thal,
Und Ungewitter brausen:
Am Fenster wankt sie auf und ab,
Will jetzt entfliehn, und — stürzt hinab;
Den zarten Leib der Guten
Entführen schon die Fluthen.

Als neu erglänzt das Morgenroth,
Wird Gisela gefunden
Bei Hattos Thurm am Ufer todt:
Ha! Gram mit tiefen Wunden
Zerreißt des Alten Herz und Sinn,
Er wirft sich auf die Leiche hin;
Doch Klage nie erwecket,
Was Todesschlummer decket.

Wann dumpf die Abendglocke schallt,
Und Dämmrung hüllt die Matten,
Dann in des Windes Hauche wallt
Der Jungfrau trüber Schatten:
Sie ächzet an des Rheines Strand
Im weißen, fliegenden Gewand;
Der Schiffer sieht mit Beben
Sie wandeln und verschweben.

Der tiefgebeugte Vater will
Zur Ruh der armen Seele,
Daß man auf Höhn, entfernt und still,
Ein Plätzchen auserwähle,

Darauf ein Gotteshaus erbaun;
Doch neue Fehd in diesen Gaun,
Die seinen Geist besessen,
Läßt bald das Wort vergessen.

Einst, als er Nachts im Schlummer liegt,
Erblickt sein Aug den Drachen,
Den er im Morgenland besiegt;
Ihm droht des Scheusals Rachen:
Doch jetzt in Wolken, ernst und mild,
Schwebt Gisela, ein Schattenbild;
Der Drache weicht, — sie winket
Mit Wehmuth und versinket.

Drauf rasselnd von der Mauer fällt
Die Kette, die gefangen
In Palästina trug der Held,
Und die er aufgehangen
Zum bleibenden Gedächtniß hier:
Weg ist der Schreckenstraum, und stier
Ins Feld schaut der Erwachte,
Wo schon Aurora lachte.

Und sieh! ein Wunder stellt sich recht
Vor des Erstaunten Blicke,
Da mit Marias Bild ein Knecht
Vom Anger kehrt zurücke;
Ein Ochse scharrt es aus dem Grund,
Und Hilfe rief der Heilgen Mund,
Was deutlich hat gehöret
Der Knecht, der es beschwöret.

Und Brömser denkt der frommen Pflicht;
Er läßt dort auf den Auen,
Wo kam das Gnadenbild ans Licht,
Nun Kirch und Kloster bauen;

Noth Gottes werden sie genannt:
Der Pilger wallt aus fernem Land,
Hier am Altar zu beten
In Gram und Herzensnöthen.

Des Drachen Zunge sieht man dort
Noch jetzt an heilger Stelle,
Die Ketten an demselben Ort,
Und in der Burgkapelle
Wird noch des Pflugthiers Horn gezeigt;
Das Schloß noch in die Lüfte steigt
Mit grauer Vorzeit Spuren
Auf Rheingaus stolzen Fluren.

K. Geib.

2.

Dort, wo des Rheines grüne Fluthen rauschen,
Wo rebumkränzte Ufer er bespühlt,
Da mag der Wandrer gern den Sagen lauschen,
Wo ahnend er der Geister Nähe fühlt;
Dort ziehen ihm vor dem bewegten Sinn
Entschwundne Zeiten und Geschlechter hin.

Einst eilten Tausende in frommem Wahne
Von hier dem Heer im heilgen Lande zu;
Auch Ritter Brömser folgt des Kreuzes Fahne,
Für seine Schmerzen sucht im Kampf er Ruh;
Vom Tod geraubt war seines Hauses Glück,
Und nur die einzge Tochter blieb zurück.

Nicht länger wollt auf seiner Burg er trauern,
Zu edlem Thun fühlt er sich neu belebt;
Darum verließ er jenes Schlosses Mauern,
Die heute noch sein Thatenglanz umschwebt;

Bald wurde er dem Kreuz ein Talisman,
Ein Schrecken in der Schlacht dem Muselmann.

Nicht fern vom Lager, wo des Kreuzes Fahne
Vom Hügel wehte als ein ernstes Wort,
Daß sie das Heer zu frohem Glauben mahne,
Dem Feind verkünde seiner Streiter Hort,
Da murmelte in schauerlichem Thal
Der reinsten Quelle silberheller Strahl.

Wohl Mancher, der hier seine matten Glieder
Ausruhte von des Tages heißer That
Und Labung suchte, kehrte nimmer wieder,
Betrat nicht mehr des Ruhmes steilen Pfad;
Denn, lauernd hinter grüner Zweige Laub,
Harrt Tag und Nacht ein Drache hier auf Raub.

Da zog Hans Brömser aus, ihn zu bekriegen,
Gelobte auf das Kreuz mit heilgem Schwur,
Nicht wiederkehren woll er, oder siegen
Und tilgen von dem Drachen jede Spur.
Um Sieg fleht er zuvor die Heilgen an,
Dann sprengt er kühn den Felsenpfad hinan.

Da plötzlich gähnt des Ungeheuers Rachen,
Wie einer Höhle offner Schlund, ihn an;
Hoch bäumet sich sein Roß und weicht dem Drachen,
Scheu bebt es vor des Wurmes giftgem Zahn;
Da stürzt zu Fuß mit flink geführtem Stoß
Der Ritter auf das Ungeheuer los.

Und bald erlag der Drache seinen Streichen,
Schon eilt der Ritter siegesfroh zum Heer,
Als plötzlich sich der Feinde Schaaren zeigen,
Den Weg ihm sperrend: rasch greift er zur Wehr;

Doch, von dem Kampf ermattet, sinkt sein Arm,
Und er erliegt der Sarazenen Schwarm.

Und Wochen, Monden langsam ihm verstreichen,
In seinen Kerker dringt kein Sonnenlicht,
Kein Strahl von Hoffnung will sich tröstend zeigen,
Nicht sieht er ein befreundet Angesicht;
Hier schlägt ihm nimmer ein ergebnes Herz,
Das Lindrung bringe seinem Höllenschmerz.

Da fällt verzweifelnd er zur Erde nieder,
Gelobt dem Herrn in seiner höchsten Noth,
Säh er dereinst die schöne Heimath wieder,
Errettet aus Gefangenschaft und Tod,
Die einzge Tochter seinem Gott zu weihn,
Gisella solle Braut des Himmels sein.

Und horch! was regt sich draußen vor den Thoren?
Es klingt, wie Schwerterklirren, Lanzenstoß,
Der Rosse Wiehern dringt in seine Ohren,
Horch! immer näher kommt des Kreuzes Troß,
Und in den Kerker dringt der Sieger Schwarm,
Der Ritter liegt in seiner Freunde Arm.

Da eilt, befreit aus Kerkers Nacht und Banden,
Der Ritter froh dem Meergestade zu,
Und gleitend schwebt den heimathlichen Landen
Ein Schiff mit stolz geblähten Segeln zu:
Bald pilgert er des Rheines Thal hindurch,
Und freundlich winkt ihm seiner Väter Burg.

Da stürzt ihm jubelnd sein Gesind entgegen,
Die Tochter liegt entzückt an seiner Brust
Und flehet kindlich um des Vaters Segen;
Der alte Ritter weint vor Schmerz und Lust:

O der Erinnerung! So schön, so mild,
War sie der Längstverblichnen Ebenbild.

Mit regem Sehnen harrte sie schon lange
Auf jenen Tag der frohen Wiederkehr,
Beklommen fühlte sie sich dann und bange,
Wehmüthge Bilder schwebten um sie her;
Denn längst verwundet war die zarte Brust
Durch jenen Gott der Schmerzen und der Lust.

Und Purpurröthe auf den holden Wangen,
Nennt sie dem Vater ihren Ritter dann,
Und, ihres Herzens innigstem Verlangen
Zu zürnen nicht, fleht sie ihn lieblich an;
Doch, wie die Blüthe vor dem kalten Nord,
Erstarrt sie bei des Vaters eisgem Wort:

„Nicht einem Irdschen wirst du angehören,
Dem höheren Beruf wirst du dich weihn;
Laß nicht der Erde Tand dein Herz bethören,
Bald wirst des Himmels keusche Braut du sein;
Denn der Verzweiflung nah, in Kerkersnacht
Hab ich dem Herrn dies Opfer dargebracht.“

Da wirft sich weinend zu des Vaters Füßen
Die Jungfrau mit gerungnen Händen hin:
„Laß, Vater, meine Liebe laß mich büßen;
Doch stoß mich nicht von dir mit starrem Sinn!
Getreu will ich mich deinem Dienste weihn
Und einst die Stütze deines Alters sein.

O blicke freundlich rückwärts auf die Jahre,
Wo du das Kind mit Vaterhuld gewiegt!
Als schmerzbetäubt du an der Gattin Bahre
Dich an dein Kind, den einzgen Trost, geschmiegt;

Vertrautest stets auf dornenvoller Bahn
Du deines Herzens stillen Gram mir an!"

Doch unerschüttert blieb der alte Ritter
Und rollte finster seiner Augen Braun,
Auf seiner Stirne drohten Ungewitter,
Erzürnt wollt er die Tochter nicht mehr schaun:
Beharrend bei dem fürchterlichen Spruch,
Droht er dem Ungehorsam seinen Fluch.

Da sieht er sie erröthen und erbleichen,
Sie schaudert bang, verworren ist ihr Sinn,
Sie eilt hinaus, den Söller zu erreichen,
Des Vaters Fluch rauscht graunvoll vor ihr hin:
Verfolgt, geängstet kommt sie auf den Thurm,
Und draußen braust der Rhein, es heult der Sturm.

Sie will entfliehn, es dunkelt ihren Blicken,
Verzweifelnd stürzt sie in die Fluth hinab,
Und schäumend schließt sich über ihrem Rücken
Der hochempörten Wogen feuchtes Grab.
Bald schweigt der Sturm, die Nacht kommt trüb heran,
Zu spät erkennt der Ritter seinen Wahn.

Der Jahre viele waren hingeschwunden,
Und kummervoll härmt sich der Ritter ab;
Nur Gram und Reue brachten ihm die Stunden,
Und lebensmüde sehnt er sich ins Grab:
Nicht freuen ihn mehr Jagd und Becherklang,
Der Laute Töne, zarter Minnesang.

Einst sah in stiller Mitternacht den Drachen,
Den er bezwang, im Traum er vor sich stehn;
Er schnappt nach ihm mit weitgesperrtem Rachen,
Und bebend wähnt er, um ihn seis geschehn:

Da rauscht Gisellas Lichtgestalt herab,
Wehmüthgen Blicks wehrt sie den Drachen ab.

Laut prasselnd fallen seine Ketten nieder,
Die aus dem Kerker einst er mitgebracht;
Er öffnet bebend seine Augenlieder,
Und ihn umfängt das Graun der stillen Nacht:
Das Seufzen jener blassen Lichtgestalt
In seinem Herzen schaurig widerhallt.

Erschüttert findet ihn der heitre Morgen,
Nicht seinen Blicken glänzt die Sonne mild;
An seinem Herzen nagen bange Sorgen,
Da bringt man ihm ein Muttergottesbild,
Das auf dem Felde, überdeckt mit Sand
Und kläglich man um Hilfe rufend fand.

Und auf der Stätte, wo das Bild gerufen,
Da ließ ein Kloster er und Kirchlein baun;
Bald waren Fromme, an des Altars Stufen,
Zum Wunderbilde betend, dort zu schaun.
Noth Gottes wird das Kloster noch genannt,
Noch ist das Wunderbild ringsum bekannt.

Oft, wann des Mondes silberbleiches Schimmern
Sich spiegelt in des Rheines dunkler Fluth,
Tönt aus den Wogen es, wie leises Wimmern;
Es rührt des Schiffers Herz mit hehrer Gluth,
Und an der Veste grauen Mauern malt
Sich eines bleichen Schattens Lichtgestalt.

Es ist Gisella, welche klagend nieder
Sich in des Rheines dunkle Fluthen neigt,
Und aus den Wogen tönts, wie Sterbelieder,
Wenn trauernd sie ihr blasses Antlitz zeigt,

Bis säuselnd dann der Wind die Fluthen hebt,
Und die Gestalt den Blicken sanft entschwebt.

Ernst von Preuschen.

3.

Ritter Brömser kommt gezogen
Aus dem heilgen Morgenland,
Kommt nach sieben langen Jahren
Wieder an den Heimathstrand.

Hundert Sarazenenkrieger
Hat sein Schwert dem Tod geweiht,
Und der Ruhm des frommen Ritters
Ist verkündet weit und breit.

Narben zieren seine Stirne
Aus so mancher heißen Schlacht,
Aus dem Kampfe mit dem Drachen,
Den der Held einst kühn vollbracht.

Aber wilde Christenfeinde
Stürzten aus dem dunklen Wald,
Und der edle deutsche Ritter
Ward besiegt, gefangen bald.

Und in tiefen Kerkernächten
Naht der Schlaf ihm endlich mild;
Ihm erscheint in süßem Traume
Seiner Tochter holdes Bild.

Ihre Blicke hob sie betend,
Ihre Hände himmelan,
Und erwachend hatte Brömser
Ein Gelübde schnell gethan.

Er beschwörts mit heilgem Schwure,
Er gelobts dem Himmel treu,
Seine liebliche Gisella
Gott zu weihen, würd er frei.

Und er wards; er kommt gezogen
Aus dem heilgen Morgenland,
Kommt nach sieben langen Jahren
Wieder an den Heimathstrand.

„Rüdesheim und Rhein und Auen,
Rebenberge, seid gegrüßt!
Du auch, Veste meiner Väter,
Die mein frommes Kind umschließt!“

Und er hebt empor die Blicke,
Und vom hohen Söller schaut
Eine holderblühte Jungfrau,
Stolz und froh, gleich einer Braut.

Ihr zur Seite, waffenglänzend,
Steht ein Ritter hoch und kühn;
Traulich hält er sie umfangen,
Und Gisellas Wangen glühn.

Ritter Brömsers Zug kommt näher,
Und sein Lilienbanner wallt:
„Kind, mein Kind!“ — „O Vater, Vater!“
Tönts mit liebender Gewalt.

Und sie fliegt in seine Arme,
An die theure Vaterbrust;
Aber ach, sein strenges Antlitz
Lächelt nicht zu ihrer Lust!

„Vater, Vater! Bist dus wirklich,
Und der Himmel hat erhört,
Was ich ihn so heiß gebeten,
Hoffnungslos, von Angst bethört!“

„Kind, mein Kind! Du hast mich wieder,
Frei von Kerkernacht und Leid;
Darum hab ich auch dem Himmel
Dich als reine Braut geweiht.“

Ach, erbleichend sinkt Gisella
Stumm an ihres Ottos Herz;
Doch auf seinem Angesichte
Beben Liebe, Zorn und Schmerz.

„Wags, Gisella mir zu rauben!
Morgen wird sie mir getraut;
Mir gehört sie, mir verbunden
Ist die heißgeliebte Braut!“

Schwerter rasseln aus der Scheide,
Rauhe Worte tönen wild;
Doch Gisella schlingt die Arme
Um des theuren Mannes Schild.

„Meine Brust durchbohr erst, Vater,
Nimm mein Leben, es ist dein;
Aber Geist und Herz und Liebe
Sind noch selbst im Tode sein!

Keines Andern will ich werden,
Keines — selbst des Himmels nicht!“ —
Wehe, dunkle Wolken hüllen
Plötzlich ein der Sonne Licht!

„Nun so sei verflucht auf Erden!“
Rufet Brömser, wutherfüllt,
Und Gisella sinket nieder,
Ihren Geist hat Nacht umhüllt.

Und das Volk ruft: „Wehe! Wehe!“
Ueber die Verfluchte laut,
Und die rauhen Knechte treiben
Den Geliebten von der Braut.

Doch sein Auge sprühet Flammen,
Todesflammen, wild und schön,
Und Gisella sieht ihn fallen,
Hört ihn rufen: „Wiedersehn!“

Und sie flieht in wildem Wahnsinn
Schnell am Rheinesstrand hinab;
Traurig hörts der fromme Brömser,
Wo sie sank ins Fluthengrab.

A. v. Stolterfoth.

Gisela.[1]

1.

Von Rüdesheim bis Bingen, da ist der Rhein ein See;
Von Strand zu Strande klingen hör ich ein Lied voll Weh.

Dort stand die Engelgleiche, entgeistert stand sie da,
Das schönste Kind im Reiche, die bleiche Gisela.

Die Drachen und die Heiden ihr Vater, Brömser, traf;
Er konnt es nicht vermeiden, sie banden ihn im Schlaf.

Da lag er lang gefangen in unheilvoller Haft;
Bei Ottern und bei Schlangen zerging ihm schier die Kraft.

[1] Gisella und Gisela (mit kurzem e) sind blos verschiedene Namensformeln.

Die Tochter rang die Hände, sie liebt ihn überaus:
„Hilf, Himmel, mach ein Ende und send ihn heil nach Haus!“

So hat sie lang gerungen die schönen Hände wund;
Seine Ketten sind zersprungen, der Held entgeht gesund.

Und wie er kommt nach Hause, da ists ihr Ungewinn:
„Du wirst in stiller Klause nun Gottes Dienerin.

Ein Kloster will ich gründen dem Herrn, der mich befreit:
Da büße meine Sünden, du reine, junge Maid!“

Sie wollte nicht im Kloster so jung begraben sein,
Sie stürzte sich getroster wohl in den tiefen Rhein.

Die Wellen rauschen, schlingen hinab das schöne Weib;
Beim Mäusethurm zu Bingen am Morgen lag der Leib.

Der Vater ging sie schauen, da schlug das Herz ihm schwer;
Viel Klöster that er bauen, ward doch nicht fröhlich mehr.

Ihr Väter, büßt die Sünden nicht an den Töchterlein,
Und wollt ihr Klöster gründen, so geht auch selbst hinein!

K. Simrock.

2.

Hat ein Schiffer, grau und alt,
Spät sich noch vertraut den Wogen;
Wetternacht kommt rasch gezogen
Und ein ferner Donner hallt.

Berg und Thal sind schwarz verhüllt;
Horch! die Wasser rauschen leise,
Und empor nach Geisterweise
Taucht Gisellas bleiches Bild.

Warnend hebts die weiße Hand,
Und um die verhüllten Glieder
Wallen feuchte Locken nieder,
Weit umher fließt das Gewand.

Und den Schiffer faßt ein Graun,
Eilig naht er den Gestaden;
Denn ein Sturm wird sich entladen
Ueber Berge, Strom und Aun.

A. v. Stolterfoth.

3.

Stand dort am grünen Rheine
Mit kummerschwerem Sinn
Beim goldnen Mondenscheine
Gisela,
Die schöne Brömserin.

Sie soll ein Nönnchen werden,
Herr Brömser hats gelobt:
Was soll da noch auf Erden
Gisela,
Der Liebe treu erprobt?

Dumpf klingt in ihren Ohren
Sein fürchterlicher Fluch:
„Weh, daß du mir geboren,
Gisela,
Fluch noch im Leichentuch!“

Da baut die goldne Brücke
Der Mond wohl auf dem Rhein:
„Das ist der Pfad zum Glücke,
Gisela,
Dort harrt der Liebste dein! —

Ja, dort wohnt mein Getreuer,
Dort auf der Burg am Wald!"
So ruft, voll Wahn und Feuer,
Gisela:
„Ja, ja, ich komme bald!" —

Wie sich die Pfeiler malen
Aus Gold und Edelstein,
Gar herrlich sieht sie strahlen
Gisela
In dunkelgrünen Rhein.

Da schreitet auf die Bogen,
Die Trug so stolz gebaut,
Und stürzet in die Wogen
Gisela,
Die schöne Ritterbraut.

Ein Sturm hat sich geschwungen
Bald durch das ganze Land,
Als kalt hinabgeschlungen
Gisela
Des Stromes Wogenbrand.

Und als der Tag entwunden
Der Nacht sich und dem Sturm,
Ward starr und todt gefunden
Gisela
Am Fels beim Mäusethurm.

Und seit derselben Stunde
Wallt dort als Schattenbild,
Den Schiffern schlimme Kunde,
Gisela
Mit Blicken, schaurigmild.

Ein Sturm muß sich erheben,
So oft im Leichentuch
Eine Ferge sieht entschweben
G i s e l a,
Verfolgt von B r ö m s e r s Fluch.

Hagen und Volcher.

Am Rüdesheimer Berge sitzt,
Wann an die Felsen wild
Die mitternächtge Woge spritzt,
Ein finstres Heldenbild.

Er spricht, das breite Schwert zur Hand,
Das er im Leben trug:
„Wie ist, o Held aus Niederland,
Gestraft, der dich erschlug!

Denn hier muß ich in grauser Nacht
Des Schatzes Hüter sein,
Den ich mit List hierher gebracht,
Versenkt hab in den Rhein!

Ihn hebe nimmer Menschenhand
Ans Tageslicht herauf;
Die Sonne nur, sie darfs, sie fand
Mit glühndem Blick ihn auf.

Sie brütet um die Felsen hier
Und haust an dem Gestein,
Bis hell das Gold in Fluthen ihr
Zuströmet aus dem Rhein.

Der Rebe, die die Berge kränzt,
Ist sie vor Allem hold;
Drum in des Rheinlands Weine glänzt
Der Nibelungen Gold,

Das unerschöpflich, ewig sich
Verbreitet im Gestein;
Und so muß nun auch ewig ich
Hier wachen an dem Rhein.

Ach, wäre nur mein Volcher hier!
Als er in Etzels Land
Sich vor Chriemhildens Saal mit mir
Zu Schutz und Trutz verband;

Da kürzte er mit Heldensang
Und Saitenspiel die Nacht:
Jetzt halte ich die Nächte lang
Einsam und still die Wacht!"

Doch wie des Helden Wort verklingt,
Erhebt von Hattos Thurm
Ein Lied sich, das bald sanft sich schwingt,
Bald laut erbraust, wie Sturm.

Ein Saitenspiel dazwischen dann
Anmuthge Weisen tönt,
Dem Helden, ders erlauschen kann,
Den Rest der Nacht verschönt.

So glänzt der Nibelungen Gold
Noch heute an dem Rhein;
Des deutschen Mannes Ehrensold,
Durchglüht es seinen Wein.

Und Volchers stolze Lieder wehn
Den heilgen Strom entlang.
Einst wird er aus der Nacht erstehn,
Der deutsche Heldensang.[1]

Wilhelm Genth.

Auf dem Niederwald.

1.

Da steh betäubt ich vor dem schönen,
Dem milden Land, wie keins ich sah;
Nur langsam, ach! wird sich gewöhnen
Mein Aug an all die Fülle da.

Hier muß mein armes Lied verhallen:
Vom Himmel, sagt man, sei ein Stück
Hier auf die Erde einst gefallen,
Hier schwelgt im Schönen nur der Blick!

Ach, darf dem trunknen Aug ich trauen?
Ists auch kein Wahn, mein wogend Herz?
O bleibt bei uns, ihr Himmelsauen,
Und steigt nicht wieder himmelwärts!

Carl Doll.

[1] Nibelungengold (Hort) heißt der Schatz, welcher im Nibelungenlied, einem der herrlichsten Nationalheldengedichte aus der sagenhaften Vorzeit Deutschlands, eine Hauptrolle spielt. Er bestand aus Gold und Edelsteinen und einer mächtigen Wünschel- oder Zauberruthe und war so schwer, daß 12 Rüstwagen zwölfmal an ihm zu fahren hatten. Von den Söhnen des Nivelungenkönigs, Niblung und Schilbung erkämpfte ihn der Held Sigfried, Sohn des Königs Sigmund auf Santen in den Niederlanden, und gab ihn Chriemhilden, der Tochter des burgundischen Königs Gibich zu Worms, als Brautschatz. Dieser raubte ihn der Recke Hagen, nachdem er ihren Gatten Sigfried erstochen hatte, und versenkte ihn bei Rüdesheim in den Rhein. König Etzel von Ungarn hielt nun um die Hand der Wittwe Chriemhild an und erhielt sie unter der Bedingung, ihren ersten Gemahl und den Raub des Nibelungenhortes an Hagen zu rächen. Unendliche Kämpfe erfolgten jetzt und fast alle hunnischen und burgundischen Helden blieben, und Chriemhilde selbst schlug dem ihr verhaßten Hagen das Haupt ab, den man ihr gefangen überlieferte. — Der Spielmann Volcher (Volcker) war Hagens Gefährte auf dem Zug nach Ungarn, und der Geist jenes Helden bewacht nach der Sage noch heute am Rhein den kostbaren Schatz der Nibelungen, von dem die Dichter sagen, daß die Reben mit dem Wasser des Stroms das sich auflösende Gold einsögen, und dieses sofort in dem dortigen Weine glänze. A. H.

2.

Die Menschen sucht ich oft zu schildern,
Ihr wechselnd Streben und Geschick;
Nun fesselt ganz mit ihren Bildern
Allwaltende Natur den Blick.

Doch hier, wo du mit Zauberarmen,
Natur! mich von dem Boden hebst
Und mit mir über diesen warmen,
Des Rheins berauschten Buchten schwebst,

Lern ich auch meines Volks Geschichte;
Dort auf dem Strom, hier auf den Höhn
Wird Alles vor dem Wort zu nichte:
„Mein Vaterland, wie bist du schön!"

Wilh. Genth.

3.

Niederwald, die Eichenkronen,
Wo die Nachtigallen wohnen,
Schauen in den Silberrhein,
Schauen weit in ferne Lande
Von des Felsens scharfem Rande,
In des Himmels Blau hinein!

Was wir lieben, was wir hoffen,
Liegt uns freundlich da und offen,
Grad, wie dir; doch auch so fern.
Freiheitstöne, Silberblitze,
Volle Saaten, hehre Sitze
Haben wir, wie du, so gern!

V. Werner.

Hattos Thurm oder der Mäusethurm.[1]

1.

Fürwahr, es ist kein Zweifel dran,
Daß die Maus gar wohl schwimmen kann:
Denn als Hatto, Bischof von Menz,
Das Korn sammelt in seiner Grenz,
Und arme Leut kamen gelaufen,
Um für ihr Geld ihm Korn abzukaufen,
Versperrt er die in einer Scheur
Und ließ sie verbrennen im Feur.

Als aber die gefangenen Mann
Ihr Jammergeschrei huben an,
Lacht der Bischof von Herzensgrund,
Sprach mit seinem gottlosen Mund:
„Wie schön können die Kornmäus singen!
Kommt, kommt, ich will euch mehr Korn bringen!"
Von Stund an sah er Abenteur:
Die Mäus liefen zu ihm vom Feur
So häufig, daß Niemand konnt wehren,
Sie wollten ihn lebend verzehren.

Darum baut er mitten im Rhein
Einen hohen Thurm von rothem Stein,
Den euer Viele haben gesehen,
Darauf den Mäusen zu entgehen.

[1] Dieser Thurm war wohl ursprünglich nichts, als ein mit Geschütz (altdeutsch Muserie) versehener Wachtthurm, angelegt zur Beschützung des Rheinzolles, der auf ihm selbst oder auf der Burg Ehrenfels gehoben wurde, oder er hat von diesem Zolle (Maus — Mauth) selbst seinen Namen. Möglich wäre es nun, daß schon Hatto ihn gebaut hätte, obgleich Andre seine Gründung erst zwischen 1208 und 1218 setzen; doch läßt sich darüber nichts ganz Bestimmtes behaupten. Das aber ist gewiß, daß Hatto, früher Abt zu Fulda und später (936—970) als Hatto II. Erzbischof von Mainz, ein sehr menschenfreundlicher und würdiger Mann war, den Kaiser Otto der Große (936—974) so hoch schätzte, daß er ihn stets in seinem Umgange zu haben wünschte, und daß sofort die mit wahrhaft lächerlicher Malice in Dichtungen oft bis ins Aschgraue übertriebene Mäusegeschichte, vielleicht aus Haß gegen die Geistlichkeit erfunden, ein bloses Mährchen ist.

Aber es war verlorne Sach,
Sie schwammen ihm mit Haufen nach,
Stiegen muthig den Thurm hinauf,
Fraßen ihn ungebraten auf.

Froschmäuseler.

2.

Die Sage vom Bischof Hatto.

Den Segen des Halmes im Mainzer Lande
Schlang Hattos Speicher begierig ein.
Es deuchte der geistlichen Macht keine Schande,
Der eisernsten Wucherer Haupt zu sein.
Und flehten verkümmerte Schatten um Brod,
Ward ihnen mit Kerker und Geißel gedroht.

Des Hungers Schwert, das Tausende mähte,
Zerhieb die Bande der Tyrannei.
Ein Aufruhr durchstürmte die Hauptstadt, es krähte
Der rothe Hahn aus dem Vorrathsgebäu.
Er schwang die feurigen Flügel ums Dach,
Die Mauern stürzten mit Donnergekrach.

Zur Brandstätte flog mit dem Trupp seiner Reiter
Der Bischof schnaubend: „Ergreift die Brut!"
Die rohen Kriegsknechte werfen die Meuter
Auf sein Geheiß in das Meer der Gluth.
Hohnlachend hört er die Sterbenden schrein;
„Ha!" rief er, „wie pfeifen die Kornmäuse fein!"

Hoch sah von den Sternen hernieder ein Rächer
Und sprach das Urtheil der Blutschuld aus.
Heim trabte der Wüthrich zum schäumenden Becher;
Doch sieh! was schwimmt auf dem Wein? — Eine Maus!

Bleich bebte der Pfaff, und mit Grausen trat
Vor sein Gewissen die ruchlose That.

Urplötzlich zerbarst an unzählbaren Orten
Der glänzende Marmorspiegel der Wand,
Und aus den weitaufgähnenden Pforten
Kam eine Heerde von Mäusen gerannt.
Sie pfiffen und heulten, ein gräßliches Chor,
Und sprangen am starrenden Bischof empor.

Er floh mit aufwärts sich sträubenden Haaren,
Er keuchte die Hallen der Burg entlang:
Umsonst! ihn verfolgten die pfeifenden Schaaren,
Und eine furchtbare Stimm erklang:
„Und hättest du Flügel, sie frommten dir nicht;
Denn tausendmal schneller ist Gottes Gericht!“ —

Darniedergedonnert von Todesschrecken,
Indeß um ihn her das Geziefer zerstob,
Barg er sich unter des Ruhebetts Decken,
Bleich, wie ein Gespenst, das der Gruft sich enthob.
Die Furcht hielt lang ihm zu Häupten Wacht,
Doch schloß sein Auge die Mitternacht.

Jetzt sah er in scheußlicher Larven Gedränge
Zerbrechen seinen bischöflichen Stab,
Und sich, gedrückt in des Sarges Enge,
Lebendig versenken in Nacht und Grab.
Und als er sich losriß vom peinlichen Traum,
Durchschlüpften Mäuse des Bettes Raum.

„O Jammerleben, voll Eckel und Grauen!
Ihr Traumgespenster, verkörpert euch,
Erwürgt mich, zerfleischt mich mit Drachenklauen
Und schleppt mich hinunter ins Todtenreich!“

So rief er, indem er vom Lager sprang
Und voll Verzweiflung die Hände rang.

Er wandelte seufzend mit zagendem Schritte,
Wie ein Geächteter, durch den Palast,
Geschreckt von dem Hall seiner eigenen Tritte,
Und neidend des schlafenden Hofgesinds Rast.
Es regte sich rings keine Lebensspur,
Das Flämmchen der Ampeln bewegte sich nur.

Die leuchtenden Augen des Morgens sahen
Ihn noch in der graunvollen Einöde wach.
Er hörte geschäftige Diener sich nahen,
Entschlich vor Scham zum verlaßnen Gemach,
Betrat die Schwelle mit spähender Scheu,
Gewahrte kein Schreckniß und lebte, wie neu.

Doch als er am Mittag sammt Chorherrn und Rittern
In Freude genoß des Nektars vom Rhein,
Sah man ihn jähling erblassen und zittern,
Denn ach! die Bluträcher stellten sich ein.
Sie wimmelten zahllos aus seinem Gewand
Und rafften ihm gierig das Brod aus der Hand.

Er blickte mit Grimm und Verzweiflung gen Himmel
Und warf in der Eilflucht den Sessel um.
Ihm nach, wie ein Schweif, zog das graue Gewimmel;
Die Gäste saßen, wie Bildsäulen, stumm,
Und schleunig, nach kaum erst begonnenem Mahl,
Verließen sie schaudernd den Tisch und den Saal.

So spukte die lästige Wundererscheinung
In Hattos Palast drei Monate fort;
Bald einzeln geneckt, bald in Schaarenvereinung,
Blieb nirgends dem Bischof ein ruhiger Ort.

Die Unholde störten zuletzt ihn sogar
Im Sange der Hochmesse vor dem Altar.

Er bot für ein Mittel, sie aufzureiben,
Durch Herolde manchen anlockenden Preis;
Er ließ hochberühmte Beschwörer verschreiben,
Sie zogen ums Schloß einen magischen Kreis:
Doch schlug ihr Bannfluch und Talisman
So wenig, als künstliche Giftmischung, an.

„O wär ich unglücklicher Mann nicht geboren!"
Rief Hatto mit himmelwärts flammendem Blick.
„Hindrängen will mich zu des Grabes Thoren
Dein ehrner Arm, verhülltes Geschick!
Ich trotze dir aber und all deiner Wuth:
Dir obsiegt der Mensch durch beharrlichen Muth!"

Er ließ, daß er sich von den Peinigern rette,
Sofort einen Thurm, ein steinernes Rund,
Auf einer Insel im Wogenbette
Des Rheinstroms erbauen auf Felsengrund.
Dort hofft er, umarmt von dem mächtigen Rhein,
Vor fluthscheuen Feinden gesichert zu sein.

Die Wasserburg stieg mit thätiger Schnelle
Hoch aus dem Schooße des Felsen empor;
Von härtestem Marmor gewölbt war die Zelle,
Die Hatto sich drinnen zur Wohnung erkor,
Und brennende Sehnsucht nach Ruhegewinn
Spannt ihm die Segel zur Reise dahin.

Sein Schiff umrauschten des Rheines Wogen,
Doch waren sie ihm keine schützende Wehr:
Es schwammen behend, wie im Wasser erzogen,
Die schrecklichen Plagedämonen umher,

Verfolgten gedrängt der Gondel Bahn
Und klommen in Schaaren den Bord hinan.

Und eine Stimme vernahm er mit Beben
Die, wie aus den Wolken herunter, sprach:
„Durch Blutschuld hast du verwirkt dein Leben
Dein Schicksal eilt, wie dein Schatten, dir nach!
Es stieg mit dir in das flüchtende Boot,
Und mitten in Fluthen ergreift dich der Tod!“ —

Drauf fand man einst Morgens im Thurmgemache
Ihn starr am Fußboden hingestreckt,
Und, gleich einem Schwarme von Mücken am Bache,
Mit nagender Mäuse Gewühl ihn bedeckt.
Wie Blitze, verschwand das gräuliche Heer,
Doch zuckte der blutende Leichnam nicht mehr.

Man nennt den Thurm, wo sich dies nach der Sage
Vor achthundert Jahren bei Bingen begab,
Den Mäusethurm bis zum heutigen Tage,
Und graunweckend sieht er den Rhein noch hinab.
Kornwucherer, blickt auf dies Hochgericht hin
Und Schauder durchbebt euch den eisernen Sinn!

A. F. E. Langbein.

3.

Hört an die furchtbare Geschichte!
Der Böse will dem Lohn entfliehn;
Umsonst! die göttlichen Gerichte
Verfolgen und ereilen ihn.

Einst in der Vorwelt Tagen hauste
Abt Hatto an der Fulda Strand,
Wo er im Prunk sich bläht und schmauste:
Rings war sein Uebermuth bekannt.

Nach höhren Würden ging sein Streben,
Bald sollt es ihm erfüllet sein:
Zum Bischof sah man ihn erheben
Von Mainz, der edlen Stadt am Rhein.

Hier thront er mit dem krummen Stabe,
Von reicher Auen Flur umlacht;
Doch nur allein zur Herrschergabe
Dünkt Alles ihm von Gott gemacht.

Nie sprachen ihn des Heilands Worte,
Voll Weisheit, Huld und Mitleid, an;
Geschrieben schien auf seiner Pforte:
„Hier wohnt kein Vater — ein Tyrann!"

Was konnt auch je sein Herz erweichen,
Da an dem Hof, wie am Altar,
Der Stola Glanz für ihn ein Zeichen
Der Habgier und der Selbstsucht war? —

Und sieh! es brennen giftge Gluthen
Die Felder aus, der Halm verdarb;
Bald folgen große Wasserfluthen,
Und ach! der Ernte Hoffnung starb.

Es zieht mit unheilvollem Schritte
Die blasse Theurung schon einher:
Sie herrschet in des Landes Mitte
Und drückt das Volk am Rheine schwer.

Nur Hatto kann allein sich brüsten,
Weil stets gefüllt sein Speicher blieb,
Und, der sich nennt ein Haupt der Christen,
Selbst mehr, als jüdschen Wucher, trieb.

Noch hilft man sich mit karger Speise,
Jedoch der Mangel wird zu groß;
Da eilen Männer, Frauen, Greise
Und Kinder hin zu seinem Schloß.

„Hochwürdger Herr, o habt Erbarmen,“
So flehn sie, „schaut auf unsre Noth!
Ihr seid so reich, o gebt uns Armen
Nur dieses Mal von eurem Brod!

Wir Alle sind doch eure Kinder,
Ihr lehrt ja selbst die heilge Pflicht!
Wär etwas nur die Noth gelinder,
Dann, Herr, bedrängten wir euch nicht!“ —

„Zu Pflichten wollt ihr mich ermahnen?“
Ruft hier der Bischof voller Wuth.
„Fort! — Soll man euch die Wege bahnen,
Ihr Faulen, nur zum Betteln gut?“

Und stärker will die Klage schallen,
Ein neuer Schwarm umringt das Haus;
Auch Worte der Verwünschung fallen,
Denn die Verzweiflung spricht sie aus.

Doch Hatto ruft: „Herbei, ihr Sassen!
Ein Aufstand droht uns Raub und Mord:
Eilt schnell, die Schuldigen zu fassen,
Und sperrt sie in die Scheune dort!“

Da stürmen her die Waffenknechte;
Das unbewehrte Volk entflieht,
Indeß der Söldner starke Rechte
Herbei die Aufgefangnen zieht.

Man bringt sie hin, wo er befohlen:
„Ich will euch zeigen, was ich kann;
Verbrennen sollt ihr mir zu Kohlen!"
Spricht Hatto — und man zündet an.

Er sieht empor die Flammen schlagen,
Das Feuer rings die Scheun ergreift;
Er hört der Armen Angst und Klagen
Und lacht: „Kornmäuse, pfeift nur, pfeift!"

So kehrt zurück mit bittrem Hohne
Der Bischof in sein Prunkgemach:
Auf Einmal pfeifts in grausem Tone,
Und ringsum wird Gepolter wach.

Er horcht, — es fährt ein kalter Schauer
Ihm jach durch alle Glieder hin:
Hu! Mäuse springen aus der Mauer,
Und schrecklich rasselts noch darin.

Er ruft voll Angst, die Diener nahen:
Bunt hüpft herum der Mäuse Schaar;
Die Pagen schrein, indem sie sahen:
„Weiß, gelb, braun, roth — wie wunderbar!"

Sogar die Katzen alle fliehen,
Der schwächre Feind erhält die Bahn;
Man tödtet rings, doch Schwärme ziehen,
Wie aus dem Boden wachsend, an.

Dem Drang will Hatto sich entreißen,
Doch Mäuse wimmeln durch das Schloß:
Sie springen auf an ihm und beißen;
Er wehrt und wird nicht ihrer los.

Da ins Gewissen fährt im plötzlich:
„Ha! das muß Gottes Strafe sein!“
Die Diener rufen: „Wie entsetzlich!“
Er bebt und flieht hinab den Rhein.

Bei Bingen steht als Warnungszeichen
Im Strom erbaut ein fester Thurm,
Damit die Schiffer klug entweichen
Dem Felsenriff im Wogensturm.

Und Hatto auf dem Nachen eilet
Dorthin, den Mäusen zu entgehn;
Doch ha! sie schwimmen unverweilet
Durch Fluthen, was man nie gesehn!

Sie dringen in den Thurm und tödten
Ihn, der so Sündliches gewagt:
Sogar sein Nam in den Tapeten
Wird von der Thiere Zahn zernagt.

Kaum ists geschehn, sieh! da verschwindet
Der Mäuse Schaar im ganzen Land;
Doch jene Mauer noch verkündet,
Wie seinen Lohn der Bischof fand. —

Oft sieht man Nachts, wann Stürme sausen,
Dort, wo der finstre Thurm sich hebt,
Wie sein Gespenst im Wellenbrausen,
Gleich einer grauen Wolke, schwebt.

Und noch erzählt wird die Geschichte:
Kein Böser soll der Straf entfliehn!
Des Himmels furchtbare Gerichte —
Früh, oder spät — ereilen ihn.

K. Geib.

4.

Rasch fliegt mein Schiff von dannen, die nächtgen Ufer fliehn,
Und an den dunklen Bergen seh ich die Wolken ziehn.

„Sag an, mein alter Schiffer! wie heißt der graue Thurm,
Den dort auf kahlen Felsen umbraust der Wogensturm?“

„Der dort so traurig raget, umbraust von Wogensturm,
Seit längst vergangnen Zeiten, das ist der Mäusethurm!“

„Wer wohnt in seinen Hallen? Ich seh ein schwaches Licht,
Das aus den Fensterbogen mit irrem Strahle bricht!“

„Dort wohnet Bischof Hatto viel hundert Jahre schon
Und kann zur Ruh nicht kommen auf seinem Felsenthron.

Er hat zu Mainz im Grimme die Hungrigen verbrannt,
Als sie um Brod geschrieen mit Waffen in der Hand.

Hört ihr die Mäuse pfeifen? so rief er höhnend aus,
Als ihre Todesklage tönt aus dem Flammengraus.

Da kamen alle Mäuse rings aus dem Land umher;
Nicht Ruhe konnt er finden vor ihrem grimmen Heer.

Man bracht ihm alle Katzen, die besten weit und breit;
Doch keine that von allen den Mäusen was zu Leid.

Wollt er die Messe halten, und hob den Kelch empor,
So sprang mit lautem Pfeifen rasch eine Maus hervor.

Und wollt er sich beim Mahle erfreun im hohen Saal,
So sprangen tausend Mäuse umher zu seiner Qual.

Und schloß er seine Augen, voll Schlaf und Kummer, zu;
So weckt das Heer der Mäuse ihn bald aus kurzer Ruh.

Allnächtlich muß er träumen so fürchterlich und schwer —
Ihm ist, als schwebten viele Gestalten um ihn her.

Die Fraun und Kinder kommen, die Männer aus dem Grab;
Sie wogen, bleich und drohend, wie Nebel, auf und ab.

Er hat sie einst gesehen, er hat sie einst gehört,
Eh sie zu Staub zerfielen, von wilder Gluth verzehrt.

Da flieht er, voll Verzweiflung, auf jenen Thurm am Rhein
Und wähnt sich endlich sicher und schläft beruhigt ein.

Als Mitternacht gekommen, weckt ihn der alte Klang;
Es naget an der Thüre, es pfeifet auf dem Gang.

Und mit Entsetzen sieht er beim bleichen Lampenschein,
Die Mäuse sind gekommen auch durch den wilden Rhein!

Und wieder in die Seele kommt ihm der Traum, so schwer,
Ihm ist, als schwebten plötzlich Gestalten um ihn her.

Sie kommen immer näher, er kann sich retten nicht,
Sie schleudern schwarze Mäuse ihm in das Angesicht.

Da faßt ihn finstres Grauen und wilder Todesschmerz,
Gebrochen ist sein Auge, gebrochen ist sein Herz. —

Oft schon in stillen Nächten schifft ich am Thurm vorbei
Und sah die Lampen schimmern und hört den Todesschrei!

Seht ihr, wie aus dem Thurme ein schwacher Schimmer irrt?
Horcht! hat nicht durch die Lüfte ein banger Ruf ge-
schwirrt?" —

A. v. Stolterfoth.

5.

Am Mäusethurm um Mitternacht
Des Bischofs Hatto Geist erwacht:
Er flieht um die Zinnen im Höllenschein
Und glühende Mäuslein hinter ihm drein.

Der Hungrigen hast du, Hatto, gelacht,
Die Scheuer Gottes zur Hölle gemacht!
Drum ward jedes Körnlein im Speicher dein
Verkehrt in ein nagendes Mäuselein.

Du flohst auf den Rhein in den Inselthurm,
Doch hinter dir rauschte der Mäusesturm;
Du schlossest den Thurm mit eherner Thür,
Sie nagten den Stein und drangen herfür.

Sie fraßen die Speisen, die Lagerstatt,
Sie fraßen den Tisch dir und wurden nicht satt;
Sie fraßen dich selber zu Aller Graus
Und nagten den Namen dein überall aus.

Fern rudern die Schiffer um Mitternacht,
Wann schwirrend dein irrender Geist erwacht.
Er flieht um die Zinnen im Höllenschein
Und glühende Mäuslein hinter ihm drein.

A. Kopisch.

Die sieben Wächter.

(1631.)

Sieben Deutsche, treu und muthig, halten Wacht auf Hattos Thurm,
Und drei Schwedenschiffe rudern durch den wilden Wogensturm.

Schon ist Rüdesheim gewonnen von des Nordlands kühnem Sohn;
Ehrenfels, die stolze Veste, trägt ein Schwedenbanner schon

Aber aus dem alten Thurme kracht ein Kugelregen noch,
Und schon sanken viele Schweden blutig in das Bingerloch.

„Folgt mir!“ ruft der Schwedenführer mit dem Degen in
der Hand,
Und sie donnern an die Pforte, sprengen Schloß und Eisenband.

Schon erstürmen sie die Treppe, eingehüllt in Pulverdampf;
Doch die sieben treuen Wächter stehen fest im wilden Kampf.

Und die Feinde stürzen fliehend über Leichen jetzt zurück;
Doch ihr Hauptmann treibt sie vorwärts, mahnt an Schwe-
dens Ruhm und Glück.

Mahnt sie an den Tod der Brüder, spottet jener kleinen Schaar;
Ha! — schon reißt ihm eine Kugel seinen Hut vom lockgen Haar.

Drauf entbrennt der Kampf gewaltger, und sechs Deutsche
fallen kühn:
Ja, so brechen tapfre Herzen, junge Eichen, frühlingsgrün! —

Und der Letzte kämpft sich glücklich aus dem dunklen Heldengrab
An das reine Licht des Tages durch der Feinde Schaar hinab.

Aber draußen — blutge Schwerter kreisen um den Heldensohn,
Und er springt auf einen Felsen, doch sein Auge dunkelt schon.

„Nimm Pardon und gib die Waffen!“ sagt der Schweden-
führer mild;
„Kein Pardon!“ ruft stolz der Deutsche, stürzt sich in die
Fluthen wild.

A. v. Stolterfoth.

Das Binger Loch. [1]

1.

Bei Bingen rauscht gewaltig der alte Rhenus auf,
Und Wellen, vielgestaltig, durchwirbeln seinen Lauf.

[1] Die Stelle, wo der Taunus einst mit dem Hundsrücken zusammenhing, und sich der Rhein durch gewaltige Felsenmassen, welche die Durchfahrt verengten und vielen Schiffen verderblich wurden, eine Bahn brechen mußte, heißt das Binger

Man glaubt von Felsengruppen und Schlünden, tieferſteckt,
Von böſen Waſſerpuppen und Geiſtern ihn geneckt.

Doch als ich jüngſt gelauſchet dort einſam an dem Ort,
Und laut der Strom gerauſchet, ſchien mirs kein zürnend Wort:
Die Stirne war nicht düſter, ſein Feuerblick nicht graus,
Der Liebe ſüß Geflüſter vernahm ich im Gebraus.

Und als ich aufwärts ſahe das hübſche Angeſicht,
Die grünbekränzte Nahe, da ward mir Alles licht.
Was forſcht ihr noch, ihr Muſen? Das Grüblen iſt erſpart,
Dort wirft an ſeinen Buſen ſich ja die Nymphe zart!

Sie muß ihm wohlgefallen, die junge, ſchöne Braut;
Drum kommt ſein Blut ins Wallen, drum pocht ſein Herz
ſo laut!
Drum kanns kein Wunder ſcheinen, daß er ſo freudig rauſcht,
Wann mit der holden Kleinen er ſüße Küſſe tauſcht! —

Doch wann dem zarten Koſen ſich manchmal Sturm vermiſcht,
Und wilder Wogen Toſen das holde Bild verwiſcht;
Dann iſts des Maines Nixe, die fachet Zank und Streit,
Weil Schmeichelei und Knixe und Gunſt ſie fruchtlos beut.

Sie gab ihm das Geleite, hat treu ſein Bett getheilt
Und iſt an ſeiner Seite durchs Rebenland geeilt.
Doch hat die ſchöne Reiſe ihr golden Haar gebleicht;
So hat dem Gatten, greiſe, ſie Jugendmuth gereicht.

Loch. Schon Karl der Große ließ die Fahrt erweitern, ſpäter die Rheingrafen und Erzbiſchöfe von Mainz, wie die Franzoſen und Schweden, als ſie Ehrenfels in Beſitz hatten. Im Anfange des 18. Jahrhunderts machten ſich die Herrn von Stockheim da um die Schifffahrt verdient, bis endlich König Wilhelm III. von Preußen 1832 das Werk vollenden ließ, wie ein am Ufer errichteter Denkſtein bekundet. — Wie die Vorwelt hier den Rhein und ſein Felſenriff ſchaute, darüber dürfte die folgende Sage einige Lichtblicke werfen, mag es nun ein König Uhlo, oder, wie eine andre Kunde will, ein gefangner Seeräuber geweſen ſein, der zuerſt die Felſen bei Bingen ſprengte und durch ſeinen Meiſel dieſes Paradies des Rheines aus den Gewäſſern hervorzauberte.

Wann nun sie grad erwachet, und er das süße Kind
So herzt und küßt und lachet; dann braust sie, wie der Wind,
Und jaget auf die Wellen in grimmer Eifersucht;
Die rauschen dann und schwellen heran in wirrer Flucht.

2.

U h l o.

Im fernen Osten, wo des Landes Schwellen
Die dunkle Wog des Oceans bespült;
Wo Milch und Honig aus dem Boden quellen,
Ein sanfter West den Strahl der Sonne kühlt:
Dort lag ein blühend Reich in grauen Zeiten,
Von dem die dunkle Sage Kunde gibt.
Wohl war sein weiser König zu beneiden,
Als Vater seines Volks war er geliebt.

Doch darf sich je ein Sterblicher erkühnen,
Zu bauen auf des Glückes Fortbestand?
Und ob dem Guten wir auch redlich dienen,
Das Unglück reicht dem Glücke oft die Hand.
Wohl Jedem, der, wann Unglücksstürme toben,
Nicht sein Vertrauen, seinen Muth verliert!
Auch über König U h l o s Haupt erhoben
Sich Hochgewitter, stürmend hergeführt.

Ein Nachbarkönig, stolz auf seine Größe,
Gefürchtet nur, ein wüthender Tyrann,
Sein Glück nur suchend in des Kriegs Getöse,
Schon längstens Uhlo zu verderben sann.
Rasch dringen seine kriegsgewohnten Heere
In Uhlos Reich, gleich einer wilden Fluth;
Da lodern in den Städten Feuermeere,
Der Schrecken herrscht, es strömet Bürgerblut.

Und mag auch Uhlo sich entgegen stemmen,
Der Siegesgott ist seinem Heer entflohn;
Sein Löwenmuth kann nicht das Unheil hemmen,
Der Ungerechte trägt den Sieg davon.
Um nicht zu fallen in des Siegers Bande,
Deß furchtbar Heer ihn immer mehr umzäunt,
Entfliehet Uhlo seinem Vaterlande,
Begleitet nur von einem treuen Freund.

Und seine Schritte wendend stets nach Westen,
Durchirrt er dichte Wälder, Berg und Thal;
Oft schläft er unter dichtbelaubten Aesten,
Und wilde Beeren sind sein kärglich Mahl.
Nichts wollte seines Herzens Kummer lindern,
Zur Heimath blickt sein thränend Auge hin;
Er kann nicht seines Volkes Leiden mindern,
Drum will er fort zur weiten Ferne ziehn.

Dort, wo der Taunus und der Hunnenrücken,
Die Wasser dämmend, sich einander nahn,
Sich brüderlich die Felsenhände drücken,
Dort hält er seine irren Schritte an.
Und hier, im wildromantischen Gebiete,
Erstarket endlich seine kranke Brust,
Die Wunde narbt, und heitrer im Gemüthe
Empfindet er aufs Neue Lebenslust.

Ein biedres Volk aus der Teutonen Stamme
Nimmt gastlich ihn in schützenden Verein,
Und eine Hütte an des Berges Kamme
Soll künftig seine stille Wohnung sein.
An Leib und Seele hofft er zu genesen
Im Arme der allgütigen Natur;
Er will in ihrem großen Buche lesen
Und sie belauschen auf geheimer Spur.

Wann früh die Sonn am fernen Morgenhimmel
Im Strahlenglanze tritt aus goldnem Thor,
Sich ringsher reget freudiges Gewimmel;
Dann tritt auch er aus seiner Hütt hervor
Und wandelt, vom geliebten Freund begleitet,
Durch Berg und Thal, betrachtend jeden Keim,
Und spät erst, wann die Abendsonne scheidet,
Kehrt er zu seinem stillen Häuschen heim.

Noch fluthet nicht im ernsten, stolzen Gange,
Die Berge theilend, Vater Rhein dahin;
Ein Felsenrücken trotzt dem Wasserdrange,
Die Wogen stürzen donnernd über ihn;
So weit die Blicke in die Ferne reichen,
Bedeckt den Raum ein majestätscher See,
Deß sanfte Wellen sich verfolgend streichen
Von fernen Bergen bis zur Taunushöh.

Da, wo die Fluthen brausend niederfallen
Und schäumend sich erheben aus dem Grund,
Sitzt Uhlo sinnend oft in Felsenhallen
Und wagt sich selbst in einen tiefen Schlund;
Bald sieht man ihn im leichten Kahne wieder
Stromaufwärts rudern an der Berge Rand;
Bald fährt er fern vom Ufer auf und nieder,
Und immerdar das Senkblei in der Hand.

So ist ihm eilig manches Jahr entronnen,
Und immer setzt er noch sein Forschen fort;
Ob er sich was im Stillen hat ersonnen? —
Verrathen hat ers noch mit keinem Wort.
Er fühlt sich froh, in der Natur zu weilen,
Auch, wo er kann, zu fördern Andrer Glück,
Und mag sein Geist auch oft zur Heimath eilen,
Er wünscht sich nicht auf einen Thron zurück.

Doch horch! — es dringet wildes Kriegsgedröhne
Selbst bis zu Uhlos stillem Zelt hinauf.
Zum ernsten Kampfe eilen Thuiskos Söhne,
Zu widerstehn des Feindes Siegerlauf.
Auch Uhlo greift behende zu der Keule,
Und, wo der Streit am heftigsten entbrennt,
Da tritt er muthig in der Kämpfer Zeile;
Sein treuer Freund sich nimmer von ihm trennt.

Zu Boden stürzet unter Uhlos Schlägen
Gar Mancher, um nicht wieder aufzustehn;
Allein des Feindes Ueberwucht vermögen
Die deutschen Helden nicht zu widerstehn.
Es rinnt das Blut aus ihren offnen Wunden,
Und immer schwächer wird ihr Widerstand;
Erbleichend sinkt der Freund, und überwunden
Fällt Uhlo kraftlos in der Feinde Hand.

Was hilfts, daß er dem Tod der Schlacht entgangen?
Er hört des Siegers schreckliches Gebot:
„Es sollen sterben Alle, die gefangen,
Den Göttern sei geweiht ihr Opfertod!“
Und schon beginnt das rohe Mordgeschäfte,
Erbarmen kennen die Barbaren nicht;
Da sammelt Uhlo seine letzten Kräfte
Und bittend also er zum Sieger spricht:

„Willst du des Lebens kurze Frist mir schenken,
Ich will es einem großen Zwecke weihn;
Der stolze See soll sein Gewässer senken
Und jene Fläche einstens trocken sein!“ —
Erweckt auch diese Rede nicht Vertrauen,
Voll Neugier blickt doch Jeder Uhlo an,
Und Alle möchten gern dies Wunder schauen;
Drum werden seine Fesseln abgethan.

Da, wo die Fluthen brausend überströmen
Und rastlos stürzen in der Tiefe Grund,
Beginnet Uhlo nun sein Unternehmen.
Er steigt hinunter in den grausen Schlund
Und in des Abgrunds jäher Felsenklause,
Da sitzt er, emsig schaffend, Tag für Tag,
Und durch der Wogen mächtiges Gebrause
Erschallet dumpf sein kräftger Hammerschlag.

Und Stund und Tage reihen sich zu Wochen,
Und Wochen wachsen schon heran zum Jahr,
Noch immer hört man ihn am Felsen pochen,
Und immer bleibt der See noch, wie er war.
Sollt Uhlo Alle und sich selbst betrügen
Und nie erreichen das ersehnte Ziel?
Sein Genius, er sollte ihn belügen?
Nein! nimmer täuscht dies heilige Gefühl!

Von ihm getrieben, hämmert unverdrossen,
Kaum nächtlich ruhend, Uhlo stets im Schacht,
Und ehe noch ein zweites Jahr verflossen,
Ist schon sein wunderbares Werk vollbracht.
Laut donnernd stürzt ein Theil vom Felsenrücken
Zur Tief hinab mit fürchterlicher Wucht,
Und der Gewässer hohe Wogen drücken
Sich unaufhaltsam durch die weite Schlucht.

Und immer tiefer sinkt der klare Spiegel
Des Seees rings an der Gebirge Rand;
Schon zeigen sich die Häupter vieler Hügel,
Allmählig größer wird das trockne Land.
Bald strömt der Rhein in seinem stolzen Gange,
Ein Silberstreifen, durch die Auen her;
Doch Uhlo weilt nicht mehr am Felsenhange,
Den Vielgeprüften sah kein Auge mehr.

Wilhelm Prätorius.

3.

Hört ihrs toben? Hört ihrs brausen?
Seht, das Schiff beginnt mit Grausen
In den Schäumen, in dem Dampf
Mit der wilden Fluth den Kampf!

Donnernd ruft der Rhein die Worte:
„Weicht zurück von dieser Pforte,
Sie verschließt mein Heiligthum;
Schnell, ihr Wandrer, wendet um!

Wißt, es bergen diese Thäler
Meiner Helden Grabesmäler,
Die herab ins nächtge Graun
Ernst von allen Felsen schaun!

Kehrt zurück dort in das Eden!
Hier, ach! lauert auf den Schnöden,
Der die Schwelle übertritt,
Todesnoth auf jedem Schritt!

Drachen starren ihm entgegen,
Nixen bieten an den Wegen
Ihm, den Tanz und Sang bethört,
Bänke an und schnell Gefährt.

Selbst der Felsen Kreis — kaum weiter
Läßt er ihn; drum eine Leiter
Bringt euch mit zur Zauberwand:
Hier steht eine gleich zur Hand!

O, dem Wandrer, graunumdüstert,
Droht hier Alles, lockt und flüstert;
Alle Berge haben Sprach,
Aeffen seine Worte nach.

Drum hinweg von diesem Orte!
Durch des Wunderlandes Pforte,
Wandrer, dring nicht frevelnd ein!"
Warnend rufts der alte Rhein.

Alter Rhein, du willst uns schrecken?
Zaubrer? Nixen? — Laß sie necken!
Bist du nicht der biedre Rhein?
Wandrer, Muth! — Hinein, hinein!

C. Doll.

St. Nikolaus.

Zu Rüdesheim an Brömsers Burg, da steht ein steinern Haus
Und drin ein wunderwirkend Bild des heilgen Nikolaus,
Ein Schiffer kniet davor und fleht: „Laß Gnade mir geschehn.
Mich und mein Schifflein unversehrt durchs Loch zu Bingen gehn!
Und wenn du, heilger Nikolaus, mir dies gewähret hast,
Eine Kerze stift ich deinem Haus, wie meines Schiffes Mast!"
Der Heilge nickt Erhörung zu, und pfeilschnell fliegt das Schiff
Auf glatten Wellen unversehrt übers lauernde Felsenriff.
Da sprach der Schiffer und lachte derb: „Die Gefahr ist nicht so groß,
Ich sehe wohl, mich beißen nicht die Fisch im Wellenschoos.
Und du, habsüchtger Heilger, du, will ewig sein verdammt,
Wenn nur ein Stümpfchen, fingersgroß, vor deinem Bilde flammt!"
Das Wort ist gesprochen, da kracht das Schiff, das Wasser schießt herein,
Die Fische beißen den Schiffersmann; noch zeigt man sein Gebein.

***

Burg Ehrenfels.

Bewache, steinern Ehrenfels,
Die vollen Reben an dem Rhein!
Vom hohen Felsen seines Quells
In Hollands Schlamm hinein
Ist er den Zoll nicht los geworden,
Den einst du hobst an seinen Borden.

Schütz uns denn wenigstens den Wein,
Damit er spende trunknen Trost,
Wenn unsrer Adern Glühendsein
Entlodern möchte wutherbost:
Zerstör mit deiner Trauben Glühen
Erinnerung an Schmach und Mühen!

B. Werner.

Eintritt in des Rheines Felsenthal.

Seid gegrüßt, ihr trauten Höhen,
Die ihr jetzt mir steht so nah!
Habt so grausig ausgesehen,
Als ich euch von Ferne sah!

Ei, es ist doch nicht so traurig,
Was die Wogenpforte barg;
Düster wähnt ichs hier und schaurig,
Doch ich find es nicht so arg.

Rebenberge seh ich, Weiler
So, wie dort, nicht wunderbar;
Nur gedrängter, höher, steiler,
Sind die Berge, das ist wahr!

Drum auch hold und treu beschirmen
Sie, was flieht in ihren Schoos;
Nie darf hier die Fluth sich thürmen,
Wie dort drüben, fessellos.

Auch nicht zeigst du mir die Fülle
Deiner Pracht mit einem Mal,
Hebst allmählich nur die Hülle,
Reiches, prachtgefülltes Thal!

O, so führt mich denn, ihr Wogen,
Treu und stark auf schwanker Bahn
Durch des Thals verborgne Bogen,
Euch vertrau ich ganz mich an!

In die Leier will ich schlagen,
Wogen, rauscht mir zum Gesang!
Nur wo Heldengräber ragen,
Da sei leise unser Gang!

E. Doll.

Der alte Churfürst.

Ein traurig Liedlein ist zu lesen,
Wie einst in alter grauer Zeit
Ein reicher Churfürst ist gewesen,
Der niemals sich am Wein erfreut.
Ein reicher Churfürst, liebe Zecher!
Der ist fürwahr ein armer Mann,
Wenn er den grünbelaubten Becher
Nicht füllen und nicht leeren kann.
Doch hört! gar Schlimmes sagt die Kunde
Von diesem Churfürst, diesem Wicht:
Was er versagt dem eignen Munde,
Das gönnt er auch den Dienern nicht.
Zu Asmannshausen an dem Rheine,

Da steht ein Berg, da reift die Gluth
Den köstlichsten der Purpurweine;
Der war des Fürsten erblich Gut.
Deß that der Wassermann nur spotten,
Und ruft die Diener in den Saal
Und spricht: „Die Reben auszurotten,
Seid jetzt gewärtig allzumal!"
Da regt ein namenloses Schaudern
Der Diener Seelen und Verstand,
Und wie sie länger wollen zaudern,
Erhebt er frevelhaft die Hand.
Und löst vom treuvermählten Stabe
Der Reben perlenschweres Holz
Und höhnet Libers süße Gabe,
Auf frömmelnde Gefühle stolz.
Doch hört, wies diesem jetzt ergangen!
Nachdem das arge Werk vollbracht,
Hat ewges Dunkel ihn umfangen,
Und ist bis heut nicht mehr erwacht.
Denn an der Stelle, wo geschehen
Der Frevel an dem goldnen Wein,
Ist dieser Churfürst stracks zu sehen
Als stiller, kalter Felsenstein.
Er schützt mit seinem breiten Rücken
Der Traube Blut vor Sturmeswehn,
Damit er ewig muß beglücken
Für dieses sträfliche Vergehn.

P. J. Schmitz.

Die Teufelsleiter bei Lorch.

Der Wandrer geht am Strande, wo mit Brausen
Hinwogt der Rhein durchs rauhe Felsenthal,
Nicht fern vom rebenreichen Asmannshausen,
Wo Bacchus ruft zum goldenen Pokal;

Es schwebt der Geister Flug in Lust und Grausen
Noch hier um manch bemoostes Heldenmal:
Der Wandrer sieht, wie dort, vom Wald umkränzet,
Lorchs alte Burg im Abendscheine glänzet.

Er steht voll Ernst, und ihm entfährt die Frage:
„Wer hat vordem nach Thaten hier gestrebt?“
Und trauten Tons antwortet ihm die Sage:
Einst wohnte, wo sich die Ruin erhebt,
Sibo von Lorch, der seine frühren Tage
In Fehden, Schmaus und Jagdgeräusch verlebt;
Schon sah er auf den Hügel seiner Lieben,
Doch war ihm noch ein Töchterlein geblieben.

Zwölf Jahre zählt die liebliche Garlinde;
Sie blüht empor, wie Engel, schön und gut:
Viel Liebe trägt er zu dem holden Kinde
Und schirmet sie mit väterlicher Hut.
Doch rauh ist sein Gemüth, wie Herbstes Winde,
Und dunkel, wie des Rheins empörte Fluth:
Gern will man seine Burg vorübergehen,
Und selten wird ein Gastfreund hier gesehen.

Einst in der Nacht, da Sturm und Wellen toben,
Erscheint ein altes Männlein an der Thür
Und spricht: „Wollt, tapfrer Degen, ihr da oben
Mir heute nicht verleihn ein Nachtquartier?
Ich kenn euch längst und werd euch dafür loben
Bei Alt und Jung in unserem Revier!“
Das Männlein steht im graulichen Gewande,
Verziert mit einem dunkelrothen Bande.

Der Ritter schaut und ruft herab: „Wer lärmet
So spät? Das scheint ein toller Kauz zu sein,
Der Nachts umher an allen Höfen schwärmet,
Einlaß begehrt und hert noch obendrein:

Geh dorthin, wo sich deines Gleichen wärmet!" —
Das Männlein geht und brummt in sich hinein:
„Du willst mir nicht ein kleines Obdach schenken?
Wart, Murrkopf, wart! das will ich dir gedenken?"

Und als der Frühe Gold die Berge krönet,
Hat Sibo schon vergessen, was geschehn;
Doch als darauf die Mittagsglocke tönet,
Wird bei dem Mahl Garlinde nicht gesehn.
Der Vater schickt umher nach ihr und wähnet,
Sie sei im Schloß, im Garten zu erspähn.
Umsonst! Er ruft voll Angst: „Ich muß sie finden!
Auf, Knappen, eilt und sucht nach allen Winden!"

Sie sitzen auf, fort gehts in schnellem Trabe,
Dem Ritter folgt ein Theil zum Wiesengrund;
Dort steht am Weidenbaum ein Hirtenknabe,
Und ihm zu Füßen spielt sein treuer Hund;
Die Herde lenkt er mit dem Schippenstabe,
Und Sibo fragt ihn schnell: „Ward etwas kund
Von meinem Töchterlein? Ist sie gekommen
In dieses Thal? Sag hast du nichts vernommen?"

Der Jüngling drauf: „Als uns der Morgen graute,
Trieb ich die Schafe zu dem Wiesenbach,
Allwo mein Blick ein holdes Mägdlein schaute,
Das Schlüsselblumen und Violen brach.
Auf Einmal hört ich wildverworrne Laute,
Und sieh! drei graue Männlein kamen jach
Vom Berg herab, die schnell das Kind gefangen
Und dann mit ihm hinauf die Felsen sprangen.

Man weiß, am Kedrich haben ihre Sitze
Kobolde, schwarz und grau, in tiefer Kluft;
Wohl sind sie schlimm, gerathen leicht in Hitze
Und wandeln gern hervor im Morgenduft." —

Da schaut der Ritter nach des Berges Spitze
Und als mit Schrecken er „Garlinde!“ ruft,
Sieht er sein Kind: es scheint von jenen Höhen
Mit ausgestreckten Armen ihn zu flehen.

O Schmerz! So muß sein Auge denn von Weiten
Erblicken sie, die er nicht retten kann!
„Herbei, Herbei!“ ruft Sibo seinen Leuten,
„Versuchts und klimmt den jähen Fels hinan!“
Voll Eifer nahn die Diener und bereiten
Sich schnell, hinauf zu klettern Mann vor Mann;
Doch wie auch jeder ansetzt frisch und munter,
Sie rollen wieder von dem Berg herunter.

„Werkleute her!“ ruft da im Zorn der Ritter,
„Hier eine Bahn gebrochen muß ich sehn!“
Schon sind sie da, schon fliegen rings die Splitter,
Da Meisel, Spat und Hammer rüstig gehn.
Doch ha! sie fliehn erschreckt, weil ein Gewitter
Von Steinen tobt herab die Felsenhöhn;
Und aus dem Berg erschallts in dumpfem Tone:
„Dies wird der Gastlichkeit auf Lorch zum Lohne!“

Ach! Sibo kehrt zurück voll Harm und Grauen;
Wer mag befrein, wo Geister in dem Spiel?
Er will nun auf Gelübd und Wohlthat bauen
Und spendet Armen, Kirch und Kloster viel.
Von Morgens früh bis spät am Abend schauen
Des Vaters Blicke nach dem fernen Ziel:
Ihm bleibt der schwache Trost, sein Kind zu sehen,
Wie dort es wandelt auf des Kedrichs Höhen.

Die Gnomen doch in ihres Berges Hallen
Sind gut und freundlich um das Mägdelein;
Sie bauen ihr ein Stübchen, mit Krystallen
Verziert, mit Muschelwerk und buntem Stein;

Dort schmücken sie Bergweiblein mit Korallen
Und weben ihr ein Kleidchen, weiß und fein;
Auch tönt, daß sie nicht lange Weile quälet,
Manch schönes Lied, manch Mährchen wird erzählet.

Sie bringen ihr die köstlichsten Gerichte:
Milch, Honigseim und was von Trauben glüht
Auf Hügeln, auch des Baumes goldne Früchte.
Vor Allem ist ein Mütterchen bemüht:
Wenn jene klagt mit thränendem Gesichte,
Ruft sie: „Getrost, mein Töchterlein! Dir blüht
Ein schönes Glück; dir samml ich Hochzeitgaben,
Wie nimmer sie des Königs Töchter haben!“ --

So hatten nun das Kind die Gnomenbrüder
Geraubt, und schon das vierte Jahr verfloß.
Den Vater beugen Gram und Sorge nieder;
Was hofft er noch? Verödet ist sein Schloß:
Da horch! am Abend tönt in Felsen wieder
Des Wächters Horn; es hält auf seinem Roß
Ein Ritter an dem Thor, und von den Sassen
Wird, auf des Herrn Befehl, er eingelassen.

Ruthelm, so heißt er, war aus fernem Kriege
Zurückgekehrt, ein edler Rittersmann,
Der Ruhm erkämpft und Theil an jedem Siege
Erhalten mit dem rheinschen Heeresbann,
So daß gehemmt der Ungarn wilde Züge
Nicht wogen mehr aus Isters Gaun heran;
Von Lorch ein halbes Stündlein nur entlegen
Ist seine Burg und schaut dem Ost entgegen.

Itzt führen ihn die Knappen nach dem Saale.
Am Fenster lehnt der Burgherr trüb und stumm;
Sein Auge blickt zum goldnen Abendstrahle,
Er seufzt und wendet nach dem Gast sich um.

Der spricht: „Gott grüß euch, Ritter! In dem Thale
Geht wunderseltsam ein Gerücht herum:
Wie Zwerglein, die man Nachts am Berge spüret,
Längst euer holdes Töchterlein entführet.

Schon zog ich weit umher auf Abenteuer,
Auch weiß man, was ich da und dort bestand,
Und daß mir Ritterpflicht vor Allem theuer;
Jetzt komm ich siegreich aus dem Ungerland:
Seis hundertmal im Berge nicht geheuer,
Ich wags und eile zu dem Felsenrand,
Und wo sie auch die Maid verborgen hätten,
Mir sagt das Herz, ich werde sie erretten!“

Da reicht ihm Sibo mit erhelltem Blicke
Die Hand und spricht: „So helfe Gott, mein Sohn!
Ach! bringet ihr mein armes Kind zurücke,
Dann werd auch euch der allerschönste Lohn!
Wohl bin ich reich, doch fehlt zu meinem Glücke
Nur sie, die mir geraubt seit Jahren schon:
Zur Gattin sei sie denn hiermit gelobet
Euch, der sich stets so ritterlich erprobet!“

Und Ruthelm eilt in heißem Liebesdrange
Zum Kedrich hin: ein reizend Jungfraunbild
Umschwebt des Helden Sinn; nach einem Gange
Durchspäht er rings das weite Berggefild;
Jedoch vergebens weilet er so lange,
Bis sich die falbe Flur in Dämmrung hüllt:
Jetzt sucht er raschen Muths hinan zu dringen
Die jähe Wand, doch kann es nicht gelingen.

Und unmuthvoll will heim der Ritter kehren:
„Ha!“ klagt er, „nie, nie soll ich sie befrein!“
Auf Einmal läßt sich eine Stimme hören,
Dumpf, wie des Windes Rauschen in dem Hain,

Und sieh! es tritt hervor aus dunklen Föhren
Ein grauer Zwerg im blassen Mondenschein;
Der spricht: „Herr Rittersmann, in diese Gründe
Kamt ihr wohl ob der lieblichen Garlinde?

Sie ist mein theures Pflegekind und weilet
Im funkelnden Gemach des Berges dort.
Wollt ihr zur Braut die Schöne, Herr, so eilet
Und holt sie selber ab an jenem Ort!“
Doch Ruthelm, als ihm der Bescheid ertheilet,
Schlägt ein und ruft: „Wohlan! Ein Mann ein Wort!“
Der Gnome drauf: „Versucht nur Händ und Füße!
Ich bin ein Zwerg, doch ist mein Wort ein Riese!

Fällts euch nicht schwer, den Gipfel zu erreichen,
So knüpfet immerhin der Liebe Band;
Es lohnt der Müh, die Jungfrau sonder Gleichen
Zu haben; denn im ganzen rheinschen Land
Wird sie gewißlich keiner andren weichen
An Sittsamkeit, an Schönheit und Verstand.
Nun — wohl bekomm euch dieses Abends Frische!“
Und er verschwindet lachend im Gebüsche.

Der Ritter schaut empor und denkt: „Da rette,
Wer retten kann! der Alte sprach mir Hohn.
Ja, wer des Adlers mächtge Flügel hätte,
Der schwebte wohl dorthin zu süßem Lohn;
Doch wo hinauf die steile Felsenkette?“
Als er noch sinnt, erschallt ein heller Ton;
Er hört: „Wohl mags auch ohne Flügel gehen!“
Und — sieht ein altes Gnomenweiblein stehen.

Die sagt: „Hierher hab ich den Schritt gelenket,
Zu hören, was mit euch mein Bruder sprach;
Garlindens Vater hat ihn sehr gekränket,
Und büßt nun, was er gegen ihn verbrach:

Ich weiß, daß gut und rein das Mägdlein denket
Und gern verlieh dem Müden ein Gemach;
Darum auch wünscht ich ihr von ganzer Seele,
Daß sie zum Weib ein braver Ritter wähle.

Mein Bruder hat euch jetzt sein Wort gegeben,
Und unser Wort ist fest, wie Fels und Stahl;
Dies Silberglöcklein nehmt und geht daneben
Mit ihm ins wildverwachsne Wisperthal;
Dort seht ihr einen Hügel sich erheben,
Wo ein verlaßner Schacht; ihn zeigt der Pfahl;
Auch eine Tann und Buche stehn selbander
Und schlingen ihre Zweige durcheinander.

Hier in den Eingang tretet kühn und sachte,
Dreimal das Glöcklein läutet ohne Graun!
Mein jüngster Bruder wohnt in jenem Schachte;
Es dienet ihm als Zeichen und Vertraun,
Daß mein Gebot den Fremden zu ihm brachte:
Und läßt er sich vor eurem Blicke schaun;
So bittet, euch zu fertigen die Leiter,
Hoch, wie der Berg, und damit geht es weiter!"

Voll Freude dankt ihr Ruthelm und geschwinde
Eilt er zur Höhl und zieht das Glöckchen an;
Da wallt in grauem Kleid und rother Binde
Ein Männlein mit dem Grubenlicht heran;
Es fragt: „Was führet euch in diese Gründe?"
Und sein Begehr erzählt der Rittersmann.
„Wohl! Fasset Muth," sagt jener, „und vertrauet;
Doch seid am Kedrich, wann der Morgen thauet!"

Er zieht ein Pfeiflein aus dem Sack, und Pfeifen
Erschallet rings, da heim der Ritter kehrt;
Bergmännchen wimmeln durch das Thal und schweifen
Herzu, mit Hammer, Säg und Beil bewehrt;

Auch Ruthelm sieht sie noch von Ferne streifen,
Wie Fledermäus im Abendschein: er hört
Die Schläge donnern, hört die Bäume fallen,
Und Freud und Hoffnung will im Herzen wallen.

Als früh der Hahn des Tages Licht verkündet,
Treibt ihn zum Kedrich hin die rasche Gluth,
Und hoch am schroffen Rand des Berges findet
Sich angestellt die Leiter, fest und gut;
Er steigt, es graut ihm fast, doch überwindet
Mit jedem Schritt sein Sehnen und sein Muth.
Als Morgenroth durchglüht der Bäume Wipfel,
Erreicht er froh des Hochgebirges Gipfel.

Der Ritter schaut ringsum, verläßt die Leiter,
Wallt fort und — sieht die Jungfrau in dem Hain.
Auf einer Bank von Moos, wo duftge Kräuter
Und Rosen blühn, schläft sie im Morgenschein.
Er steht vor ihr entzückt und kann nicht weiter,
Es saugt sein Blick der Schönheit Zauber ein,
Wie Biene Lust aus Waldesblumen ziehen,
Wie Schmetterlinge, wann die Gärten blühen.

Jedoch sie wacht schon auf, in Mild erhebend
Ihr blaues Aug; da kniet er vor sie hin
Und spricht, vom seligsten Gefühl erbebend:
„Wißt, Holde! daß ich hergekommen bin,
Dem Vater euch zu bringen, neu belebend
Des Armen, ach! so lang getrübten Sinn!"
Garlinde staunt in Thränen und in Wonne:
So lacht im Mai durch Regenflor die Sonne.

Jetzt aber schüchtern und erröthend blicket
Ihr Aug auf ihn, der sie zur Heimath rief:
Da naht das Männlein, so sie einst entrücket,
Dem trippelnd nach die gute Alte lief.

Den Ritter schaut der Gnom, und plötzlich drücket
Die Falte sich in seine Stirne tief;
Doch er gewahrt die Leiter: alle Sachen
Sind ihm erklärt, und er beginnt mit Lachen:

„Nun ja! Das spann sich in dem guten Herzen
Der Alten hier, und trifft denn auf ein Haar.
Ich gab mein Wort, wir gebens nicht zum Scherzen,
Und Unbild sei vergessen immerdar!
So nimm sie hin, belohnet euch die Schmerzen,
Und seid gastfreier, als Herr Sibo war!
Ihr, Ritter, müßt hinab die Leiter steigen,
Dem Pflegkind werd ich beßre Wege zeigen!“

Ruthelm gehorcht mit Freuden, und es führet
Garlinden das Geschwisterpaar hinab
Durch den verborgnen Gang, wo, tiefgerühret,
Die Gnomin ihr ein feines Kästlein gab,
Von Palmenholz, mit Golde schön gezieret,
Voll Edelstein und Perlen: „Nimm mir ab,“
Sagt sie, „mein Kind, dein Hochzeitsangebinde!“
Und weinend trennet sich von ihr Garlinde.

Der Ritter bringt die Maid auf seinem Rosse
Dem Vater schnell. — Wer schildert die Gewalt
Der Herzenswonn, als ihm der Fehdgenosse
Die Tochter neu gegeben? Alsobald
Gebeut er, daß, wers je verlangt, im Schlosse
Bewirthung finden soll und Aufenthalt,
Und eh ins Thal des Abends Purpur scheinet,
Sind Ruthelm und Garlinde schon vereinet.

Sie leben lang im schönsten Liebesbunde:
So oft ein Kind die Reizende gebar,
Naht jenes Mütterlein zur Morgenstunde,
Und reicht als Pathin ein Geschenk ihm dar.

Doch von der Leiter ging die falsche Kunde
Nach Jahren, daß der bösen Geister Schaar
Am Kedrich sie gestellt; man sprach es weiter,
Und darum heißt sie noch die Teufelsleiter.

Karl Geib.

2.

„Herauf, herauf! wens lüstert, die Bahn
Des luftigen Felsen zu wagen!
Setzt Adlersflügel den Rossen nur an,
Im Sturm euch zum Himmel zu tragen!
Schon rüst ich das Brautbett, wer mag es besteigen?
Mit lustigem Springen ists bald zu erreichen!"

So lachte der Räuber Gertrudens in Ruh,
Hoch stehend auf trotzenden Zinnen,
Wo frech auf die Buhlen da drunten er schaut,
Indeß in dem Thurme tief innen
Die Jungfrau verlorene Liebe beweinet,
Die jüngst erst mit Kedrich von Lorch sie vereinet.

Einst warben um ihre gepriesene Hand
Der edelsten Jünglinge viele:
Jetzt sitzt sie in einsamer Felsenwand,
Den Fluthen des Jammers zum Spiele;
Es wogt ihr im Busen, wie Wirbel sich drehen
Im Rhein, wann die Wogen das Ufer verschmähen.

Vom Raube der edelen Jungfrau erschallt
Auf allen Burgen die Kunde;
Da ziehet des Ruhms und der Liebe Gewalt
Die Tapfersten hin aus der Runde:
Doch wer sich erdreistet, zur Höhe zu schauen,
Den bannet zum Fels vor dem Felsen das Grauen.

Deß lachte der Räuber in sicherer Ruh:
„Frisch auf! und das Mägdlein errungen!
Es winket euch hinter dem Gitterlein zu;
Frisch auf mit dem Rosse gesprungen!“
Da treibt es die Kühnsten in Tod und in Wunden;
Doch wird der Erklimmer wohl niemals gefunden?

Und trägt es, o Kedrich, dein liebendes Herz,
Wenns droben am Fensterlein winket?
In wilde Verzweifelung löst sich dein Schmerz,
Der Schimmer der Hoffnung versinket.
Du hast ja zum Tode den Sprung nur zu wagen!
Doch nein; an der Rettung ist nie zu verzagen.

„Gertruden zu retten, sei nicht allein
Der Leib, sei gewagt auch die Seele!“
Bei mitternächtlichem Mondenschein
Ruft er aus der flammenden Höhle
Den ewigen Feind, der zum Raub ist bereit,
Und schwört sich von Himmel und Seligkeit.

„Hier hast du die Handschrift, gezeichnet mit Blut!“
„Was soll ich dir, Ritter, besorgen?“
„Zur Höhe dort will ich mit Sturmeswuth
Am ersten ergrauenden Morgen!“
„Ein Wort! Hier hast du die männliche Rechte.“
Kalt schauerts dem Ritter, wie nie im Gefechte.

Hin schleichen die Stunden der zögernden Nacht;
Jetzt glänzt auf den Harnisch mit Blitzen
Der junge Tag, der im Osten erwacht,
Vergoldend die ragenden Spitzen
Der Burg, die die Wolken, die himmlischen, theilet,
Wo Liebe, die hoffnungsloseste, weilet.

Das Roß steht schnaubend, sein Nießen ist Licht,
Und Dampf entsteiget der Nasen;
Gluth ists, die mit Macht aus den Augen ihm bricht,
Es scheint mit dem Hufe zu rasen,
Und hebt sich und bäumt sich und wiehert nach oben;
Der Satan scheint sichtbarlich in ihm zu toben.

„Ich spüre den Helfer, du bist mir nicht weit!
Bist dus, ist auch fertig der Reiter:
Leb wohl denn, o Himmel und Seligkeit,
Leih du mir, o Teufel, die Leiter!
Mein Rappen ist muthig, wie ich, zu erklimmen,
Wird mit mir dereinst auch im Schwefelpfuhl schwimmen!“

Der edle Gefährte verweigert den Sporn,
Und horch! ein unendliches Brausen
Beginnt urplötzlich den nackenden Dorn,
Den laubigen Busch zu zerzausen!
Der Rhein in den rasendsten Wirbeln zerschellet
Sich Wog an Wog, und die Felsenkluft bellet.

Der Sturm erhebet das Roß auch im Schwung,
Wie der Aar zu dem Himmel entsteiget;
Nur dreimal schlägt es den Felsen im Sprung,
Der unter ihm donnernd entweichet;
Beim vierten, ganz sicher, das Ziel zu gewinnen,
Springts freudig schon über die trotzenden Zinnen.

„Hernieder vom Söller, das Rößlein ist da!
Ists nicht recht wacker gesprungen?
Gertrudens Ritter und Rächer ist nah,
Nun frisch auf das Roß dich geschwungen!“
Der Räuber entsetzt sich, doch greift er zur Wehre,
Wie Einer, unsträflich an Sitte und Ehre.

Vom Klirren und Rasseln erschallet das Schloß,
Vom Hufschlag beben die Hallen;
Wie Männern und Rossen der Schweiß auch entfloß,
Doch zögern die Loose, zu fallen.
Allein wie die Schalen auch sanken und stiegen,
So mußte der luftige Reiter doch siegen.

Der Räuber sank fluchend dahin in den Staub;
Deß freuet sich Satan und windet
Sich schnell aus dem Rosse, faßt gierig den Raub,
Der gleichsam im Fluge sich findet.
„Herr Kedrich, Ade nun, aufs Wiedersehen;
Auch wir wohl werden ein Gänglein einst gehen!"

„Seis drum, und Dank für den herrlichen Ritt!
Was dein ist, das sollst du auch erben;
Doch ists ja im Kaufe bedungen nicht mit,
Mir jetzt schon die Lust zu verderben
Mit langem Geschwätze; geh gleich mir von hinnen,
Mich ruft es zum Mägdlein, zu holdigem Minnen!"

Der Ritter entflieget zur Liebeslust:
„Hier bin ich, dein Kedrich!" Da beben
Dem Mägdlein die Kniee, der Hauch in der Brust
Steht plötzlich, es zucket das Leben;
Sie fällt in den Arm ihm, den liebenden, heißen,
Indeß ihr die Bande des Herzens zerreißen.

„Was ist dir, o Liebchen? Erwache geschwind,
Zum luftigen Söller zu eilen!"
Ein Hauch, wie durch Blätter der leiseste Wind,
Will noch auf den Lippen ihr weilen.
Jetzt flieht er; der Himmel, die Seele zu retten,
Will nicht an den Mann des Verderbens sie ketten.

Er rüttelt sie mächtig, er rufet ihr laut;
Stumm bleibt sie, es regt sich kein Leben:
Ums bleichende Antlitz der süßesten Braut
Scheint Engelsfriede zu schweben.
Der Ritter will beten; hin ist sein Vertrauen,
Versteinert nur kann er die Selige schauen.

So saß er mit Wahnsinn im starrenden Blick,
Dann zuckt er sein Schwert mit Entsetzen:
„Da du mir, o Himmel, verkehrt mein Geschick,
So soll denn die Hölle sich letzen!"
Er drehte sich grimmig das Schwert in die Seite,
Und schnell erscheint ihm das schwarze Geleite.

Es sammelt das Volk sich, man starret und weint:
„Wer schlug denn den kecklichen Reiter?" —
„Kein Andrer, als der es nur trügerisch meint,
Der hat ihm geliehen die Leiter!"
Drum nennt man auch Teufelsleiter mit Grauen
Den Fels; von dem Roß ist der Zaum [1] noch zu schauen.

G. C. Braun.

Der Ritter von Lorch.

„Hinauf trotz Furcht und Grauen,
Hinauf mein starkes Roß;
Dort oben bei grünen Auen
Steht meiner Liebsten Schloß!
Ich will in Wein dich baden,
Dich kämmen mit goldnem Kamm
Und ewig mit Brod der Gnaden
Dich füttern, wie ein Lamm!

[1] Nebst dem Sattel in Lorch auf dem Rathhause, zur Bestätigung der Wahrheit.

Drum immer ohne Zagen,
Mein treues Roß, hinauf;
Hast oft mich zur Schlacht getragen,
Zu Kampf und Siegeslauf.
Ich soll mir mein Lieb gewinnen,
So sprach ihres Vaters Mund;
Und ich will mir mein Lieb gewinnen,
Oder stürzen hinab in den Schlund!"

So ruft der kühne Reiter,
Umstarrt von Tod und Grab;
Das Roß stürmt weiter und weiter,
Der Ritter schaut nicht hinab.
Er hört tief unten brausen
Die Wisper zum wilden Rhein,
Hört Sturm in der Höhe sausen
Und hängt, wie ein Aar, am Gestein.

Und wie zwei starke Flügel,
Umflattert ihn sein Gewand;
Es flattert von Hügel zu Hügel
Es wallet von Wand zu Wand.
Ha, sieh! schon leuchten ihm Sterne,
Zwei Sterne wunderbar,
Und aus der duftigen Ferne
Weht goldenes Lockenhaar!

Und horch! jetzt tönen Lieder,
Jetzt strahlts, wie Himmelsglanz,
Vom Thurme beugt sich hernieder
Sein Lieb und hält den Kranz.
Ihr Vater rufet bezwungen:
„Willkommen, mein junger Held,
Du hast dir die Braut errungen,
Dem Kühnen gehört die Welt!"

A. v. Stolterfoth.

Der Todtenkampf zu Lorch.[1]

Zu Lorch vom Berge schauet die Kirche stolz ins Thal;
Ein heißes Waffenkämpfen umdröhnet ihr Portal.
O laßt die Todten ruhen, o stört die Beter nicht,
Ihr wildentbrannten Streiter, hier hält man kein Gericht!

Doch heißer stets entspinnt sich der mörderische Streit,
Vom Herzen dieser Schweden wohnt alle Ehrfurcht weit.
Das Heiligthum zu plündern, ist ihr verwegner Plan,
Drum stürmen so gewaltig vom Markte sie heran.

Ein kleines Häuflein schirmt nur die Kirche und den Schatz;
Doch kaufen leichten Preises die Schweden nicht den Platz.
Fest stehet am Portale die winzge Heldenschaar,
Zerfleischend ihre Feinde, wie seinen Raub der Aar.

Es sind der Stufen viele, die von des Marktes Hang
Zur Kirchenpforte führen mit hochgewölbtem Gang,
Und dieser Halle Enge gab unsren Helden Schutz;
Denn Mann für Mann nur konnte man ihnen bieten Trutz.

Allein zuletzt obsiegte der Schweden Ueberzahl;
Ein Held nur schwang verzweifelnd noch gegen sie den Stahl.
Doch als sein Arm erlahmte, und Schwert ihm sinkt und Schild,
Da wirft er auf das Knie sich vors nahe Kreuzesbild:

„Wir haben, Herr! gekämpfet, wies ziemt dem Christenheld,
Dein Heiligthum zu schützen und sein geweihtes Feld!
O Herr! beschütze du nun, beschütze du dein Haus!“
Flehts inbrunstvoll und hauchet die Heldenseele aus. —

[1] Ein Bild dieses Kampfes hing ehedem in der Halle vor der Kirche. — Das hübsche Cruzifix von 1491, welches auf einem Fußgestell von steinernen Todtenköpfen an der Kirche steht, scheint mit dieser Sage in Beziehung zu stehen.

Und horch! Drommeten schmettern mit fürchterlichem Schall,
Und aus den Gräbern steigen die Lorcher Ritter all,
Und schlagen die Bedränger in grauenvoller Wucht
Mit Schwertern und mit Hippen zu Tod und in die Flucht! —

Zu Lorch vom Berge schauet die Kirche stolz ins Thal,
Kein heißes Waffenkämpfen umdröhnt mehr ihr Portal.
Man läßt die Gräber ruhen und stört die Beter nicht,
Seitdem die Todten hielten so schreckliches Gericht.

Der blinde Schütz von Fürsteneck.

Keck raget Sonneck oben, drin zecht ein Ritterkreis,
Sie trinken, singen, toben, sie prahlen, wirr und heiß,
Wer wohl beim Stechen, Schlagen, beim Reiten im Turnei,
Wer wohl als Schütz beim Jagen der beste Ritter sei?

Da lallt der Burgherr trunken: „Ihr Herrn, ich seh kein Heil
In eurem eitlen Prunken; ich weiß den besten Pfeil.
Auf viele hundert Stunden war er der Jäger Schreck,
Ich hab ihn überwunden, den Schütz von Fürsteneck!

Und bis er einst verendet, rührt er nicht Schwert und Spieß,
Er schmachtet mir geblendet im tiefsten Burgverließ.
Doch waget nur, ihr Stolzen, ich wette hoch und viel,
Der Blinde schießt den Bolzen ins aufgesteckte Ziel!"

Da schallt ein wildes Schreien, ein Klatschen Hand in Hand,
Bis zwischen Zwei und Zweien der Preis der Wette stand.
Dann gibt der Herr ein Zeichen, die Diener sahens kaum,
So holen sie den Bleichen aus düstrem Kerkerraum.

Er tritt zum wüsten Kreise, ein wunderbares Bild,
In einfach edler Weise, in Schönheit, jung und mild.
Umstarrt von Kettenringen, beraubt der Augen Schein,
Will ihn der Burgherr zwingen zum Schuß; doch spricht er
Nein!

Und jener droht mit Zwange, mit Folter und mit Tod,
Und auf des Blinden Wange erglüht ein leises Roth:
„Gott laß es mich erreichen, wohlan! ich wag es schon;
Gebt für den Pfeil das Zeichen, wohin ihrs steckt, den Ton!"

Und sieh, zum Boden klinget ein Becher: „Schieß jetzund!"
Der Burgherr sprichts, da dringet ein Pfeil ihm in den Mund,
Durchbohrt das Hirn inmitten, ein Blutstrom quillt hervor,
Sein Leben ist zerschnitten, er sinkt dahin, der Thor.

Der Kreis der Ritter zittert, und angstvoll starrt ihr Blick,
Denn jeden hat erschüttert das plötzliche Geschick.
Nur Röcheln klinget wieder, der Blinde horchet zu,
Er senkt die Armbrust nieder, nun hat der Wüthrich Ruh.

Wolfgang Müller.

Das Wisperthal.

Rings tönet durch Busch und Wälder der Vögel Melodei;
Drei Kaufherrn ziehn durch die Felder gar lustig im grünen Mai.

Dort ziehn die jungen Fante; von Nürnberg kamen sie her,
Wo man die Späße schon kannte der Herrn, oft fad und leer.

Von reichen Vätern die Söhne, auf Reisen fern gesandt,
Betreten sie nun das schöne, das edle rheinische Land.

Das Kleeblatt ist nicht träge: manch Neues wird ausgeheckt,
Und hier ein Bauer am Wege, dort eine Dirne geneckt.

Doch Rittern und reisigen Leuten neigt Jeder sich stumm und fein
Und lacht, sobald sie im Weiten, wohl albern hintendrein.

Einst als sie lärmen und zechen zu Lorch im Gasthofsaal,
Da hören sie Vieles sprechen vom nahen Wisperthal.

Wie Keiner sich hin soll wagen, wie Mancher darin bestand
Seltsames Necken und Plagen und Mancher sogar verschwand.

„Ha, Spaß!“ ruft Thoms, der Eine, „kommt! seht, was dorten sei!“
Drauf Kunz: „Ja wohl! ich meine“ — und Veit: „Ich bin dabei!“

Jetzt eilen sie unter Scherzen mit vielberedtem Mund,
Doch etwas Pochen im Herzen hinab zum waldigen Grund.

Bald hinter den wilden Sträuchen erscheint ein Felskoloß,
Umkränzt von rauschenden Eichen; er bildet ein hohes Schloß.

Und sieh! aus den Fenstern schauen drei Jungfraun, schön und fein,
Und rufen, wie im Vertrauen, „Bst, Bst!“ den Kaufherrlein.

Die sprechen: „Nun hats nicht Eile! Kein Ungethüm sich beut:
Den Mädchen wird lange Weile; vertreiben wir ihnen die Zeit!“

Sie gehen durch schmale Thüren und tappen im Finstern lang;
Zur Vorhall endlich führen will, schwach erhellt, ein Gang.

Doch neues Dunkel erschrecket die Abenteurer allhier,
Bis Veit auf Einmal entdecket im Winkel noch eine Thür.

Man öffnet: siehe! da schimmert ein tausendfältiger Strahl,
Daß jenen vor Augen es flimmert; doch treten sie in den Saal.

Ha! Spiegel an allen Wänden; dazwischen fehlet es nicht
An Kerzen und Lampen, die senden umher ein farbiges Licht.

„Willkommen!" so rufen entgegen die Jungfraun, bietend
die Hand;
Da stehn die Gesellen verlegen, weil sich ein Wunder fand.

In jedem Spiegel erblicken sie tausend Mädchen; heraus
Schaun alle, grüßen und nicken und lachen die Gaffenden aus.

Ein Tritt nun plötzlich erschallet: es naht ein stattlicher Greis,
Von schwarzem Talar umwallet, den Bart, wie Silber, so weiß.

Er spricht: „Wohl seid ihr gekommen, hier meine Töchter zu
frein?
Das soll euch, Jünglinge, frommen! kein Händler will ich sein.

An Gold, daß keinen es reue, steur ich dreitausend Pfund."
Da lachen die Mädchen aufs Neue, stumm blieb der Jünglinge
Mund.

„Ein Jeder die Seinige wähle!" ruft jetzt in donnerndem Ton
Der Alte; mit bebender Seele naht auch das Kleeblatt schon.

Nach einem der Mädchen führet ein jeder nun die Hand
Ganz artig und — berühret den Spiegel an der Wand.

Drauf sagt der Vater mit Lachen: „Entsetzet euch nicht, ihr Drei!
Bequemer will ich es machen!" und führt die Schönen herbei.

Da fühlen die Herrn ein Erwarmen auf Angst folgt lustiger
Muth,
Und als sie die Holden umarmen, faßt jeden verwirrende Gluth.

Der Greis darauf: „Es flogen drei Lieblingsvögel fort,
Die meine Töchter erzogen; auf! bringt sie an diesen Ort!

Dann soll die Wiedergabe Beweis der Liebe sein:
Staar ists und Elster und Rabe, wohl weilen sie noch im Hain.

Am Räthsel sollt ihr erkennen den Staar; die anderen zwei
Erzählen und singen." — Da rennen zum Walde hinein die Drei.

Nach großem Bemühn und Erhitzen bleibt jeder voll Aerger stehn;
Mit Einmal die Vögel sitzen auf einer Buche sie sehn.

Sie jubeln: „Hinweg mit der Klage! erfüllt ist der Schönen Begehr."
Thoms ruft in Freuden: „O sage, Staarmatz, dein Räthsel her!"

Der Staar auf die Schulter ihm flieget und fragt: „Was trägt dein Gesicht,
Das, wenn er auch nie dich belüget, doch zeiget dein Spiegel nicht?"

Kunz ruft: „Laß, Rabe, nun hören, wie uns dein Liedchen erklingt?"
Der Rab erfüllt sein Begehren, fliegt ihm auf den Kopf und singt:

„Drei Gecken fernher zogen und dachten auf ihrem Gaul:
Im Schlaraffenland kommen geflogen gebratne Vögel ins Maul!

Sie flogen den dummen Laffen ans Maul und nicht hinein:
Zu groß sind im Land der Schlaraffen die Vögel, die Mäuler zu klein." [1] —

„Nun, Elster, deine Geschichte!" ruft Veit. Die Elster sinnt
Mit deutungsvollem Gesichte, fliegt ihm auf den Arm und beginnt:

[1] Alois Schreiber, der dieses Mährchen in ungebundener Rede erzählt, legt dem Raben folgendes Liedlein in den Mund:

„Einst ins Schlaraffenland zogen
Drei Pfaffen auf einem Gaul;
Da kamen die Vögel geflogen
Gebraten jedem vors Maul;
Doch keiner kam in ein Maul hinein,
Die Vögel waren groß, die Mäuler klein.

Gar hungrig kehrten die Pfaffen
Wieder um ins Vaterland
Und schwören: Bei den Schlaraffen
Sei doch kein Funke Verstand,
Sonst müßten die gebratenen Vögel klein,
Die Mäuler aber viel größer sein!"

A. H.

„Großmutter war Elster, es kommen von ihr die Elstern im Hain;
Hätt nicht der Tod sie genommen, sie würd am Leben noch sein.“

Wohl Freude die Herrlein empfanden; sie denken, mit leichtem Glück
Sei ihre Probe bestanden, und gehn mit den Vögeln zurück.

Schon herrschet die Nacht im Thale; zum Schloß gelangen sie — Ha!
Nicht Spiegelwänd in dem Saale, nicht Jungfraun sind mehr da.

Nur düstere Mauern und Nischen erblickt man im Dämmerschein;
Doch zeigen sich auf drei Tischen viel Speisen und funkelnder Wein.

Drei Mütterchen, alt und der Zähne beraubt, entwackeln der Wand
Und reichen mit heiserm Getöne den Fremden die welkende Hand.

„Ach! unsere Freier! Willkommen!“ Sie rufens und haben alsbald
Die Bursch in die Arme genommen, daß diesen wird heiß und kalt.

Wie schnattert im Runzelgesichte der Mund! Wie der Vogelverein
Mit Räthsel, mit Lied und Geschichte! Welch Piepen, Geplauder und Schrein!

Die Fraun nun ziehn die Betrübten zum Tisch, wo das Gastmahl blinkt,
Und quäcken: „Mit euch, ihr Geliebten, nun leben wir, eßt und trinkt!“

Doch Keiner kostet vom Mahle; der Streich zu hart ihn traf:
Nur leeren sie rasch die Pokale und — sinken in tiefen Schlaf.

Erst mit dem sonnigen Strahle erwachen sie alle zugleich,
Und — liegen im Felsenthale in Gras und wildem Gesträuch.

Mit Müh auf die Beine erhoben, gehts weiter in Zorn
und Scham,
Derweil aus den Bäumen da oben „Bst! Bst!“ herniederkam.

Die Köpfe der alten Frauen, so scheint es unsern Drein,
Aus jeglichem Wipfel schauen; doch endlich ist man im Frein.

Auf einer Ulme dort saßen noch Rab und Elster und Staar,
Die singen, erzählen und spassen, wies jenen bekannt schon war.

Im Feld erblicken sie Leute; das hebt den gesunknen Muth,
Sie rufen, den Vögeln zur Seite, Schimpfwörter in drolliger
Wuth.

Da kommt aus des Waldes Mitten, am moosigen Felsen, daher
Ein wackerer Förster geschritten mit Hunden und Jagdgewehr.

Nach Grüßen von allen Dreien spricht Thoms zu ihm:
„Mein Freund!
Oft hört ihr die Vögel schreien; wißt ihr, was jeglicher
meint?“ —

„Ja wohl! Manch lustiger Hase,“ versetzet der Jägersmann,
„Bekam schon eine Nase, die Niemand sehen kann.

Das Liedlein von den Schlaraffen enthält nur den Verstand:
Fangt nicht mit dem Maul, ihr Laffen, die Vögel; allein
mit der Hand!

Was von Großmutter erfahren ihr habt in diesem Bereich,
Das melden nach vielen Jahren auch wohl die Enkel von
euch!" —

Da ziehen die armen Wichte vom unglückseligen Ort
Mit sehr verblüfftem Gesichte auf ihrer Straße fort.

Und denken in dieser Stunde: „Das war ein schlimmer Plan!
Ja, kommts aus dem schönsten Munde, wir hören kein
„Bst!" mehr an."

Wer jetzt nach den waldigen Gründen hinwandert wohl einmal,
Wird friedliche Hütten nur finden im einsamen Wisperthal.

K. Geib.

Gilgen Lorch vom Rheinberge.

Mit dem heilgen Kreuz geschmücket,
Zog ins Land der Sarazenen
Gilgen Lorch, ein deutscher Ritter,
Von des Rheinbergs altem Schlosse,
Wo auf steilem Felsengipfel
Seiner harrte Frau Gertrudis.
Länger nicht im fremden Lande
Bleibt er fern von seiner Holden,
Kehret heim auf schnellem Schiffe,
Sieht, wie Rheinbergs Fels und Zinnen
Stattlich im entgegen blicken.
Aber fremde Zeichen tragen
Reisige, die Damm und Mauer
An des Berges Fuß bereiten,
Und erstaunt befragt er diese.
„Heinz der Wilde," ist die Antwort,
„Haust dort oben; Gilgen Lorch kann

Sich sein Ehweib wieder holen,
Wenn er dieses Berges Gipfel
Hat erreicht im schnellsten Rennen!"
Ha, wie warf er da die Augen
Glühend um und um im Kopfe!
Ha, wie zischten aus der Scheide
Da des Schwertes Flammenblitze!
Doch der Unhold auf dem Felsen
Lachte deß mit lautem Hohne,
Und des Ritters Augenglühen
Wandte sich zu düstrem Starren,
Und des Schwertes Flammenspitze
In der Mitternächte Grausen
Zog im Sande Zauberkreise. —
Sieh! und plötzlich seinem Rufen
Trat hervor aus Schutt und Moder
Nah an eines Sumpfes Gähren
Ein gebeugtes, altes Männlein,
Graus gestaltet zum Entsetzen.
Aber Lorch, voll Wuth und Liebe,
Scheute nicht die Teufelsfratze,
Ruft: „Auf, auf, du alter Unhold,
Schaff im schnellsten Flug zur Stelle
Einen Gaul, der Teufelseile
Mir zum Felsenritt besitzet!"
Laut aufwieherte das Männlein,
Hob den Nacken hoch gewaltig,
Und die zottig schwarzen Haare
Flatterten von Haupt und Schulter,
Schnell zur Mähne umgestaltet,
Und es ballten sich die Krallen
Fest zum Hufe, der die Felsen
Schlug, daß Funken aufwärts zischten.
Da mit Grauen und mit Wüthen
Schwang der Ritter sich behende

Auf des Teufelsrosses Nacken.
„Gute Fahrt!“ rief eine Stimme
Kreischend aus des Rheines Tiefen,
Schickte nach ein wild Gelächter,
Und der Rappen und der Ritter
Sausten von des Berges Fuße
Schnell hinan zum steilen Gipfel. —
Heinz der Wilde, stand vom Donner
Angerühret, und des Feindes
Schwerthieb schlug ihn gar in Stücke.
Da vor Schrecken Frau Gertrudis
Eilt herbei und sieht den Theuren,
Sinket nieder, ruft in Ohnmacht:
„Nicht mit Menschenkraft erlanget
Hast du deines Lebens Freuden,
Bist dem Bösen heimgefallen!
Jesus Christus sei dir gnädig!“
Rufts und sinkt entseelet nieder. —
Ach, als Gilgen sieht die Schöne
Niedersinken und erbleichen
Und zum Tode gar erstarren:
„Arger Teufel,“ ruft er zürnend,
„Höllisch hast du mich betrogen!
Sättge deine wilde Rache!“
Stößt das Schwert sich in den Busen,
Und die schwarze Seel entführet,
Kreisend durch die Luft, der Böse,
Schlägt mit wildgewaltgem Hufschlag
An des Thurmes hohe Zinne,
Und das Schloß versinkt in Trümmer. [1]

W. Smets.

[1] Die Dichter nehmen es bei der Sage von diesem wilden Ritte mit der Oertlichkeit nicht so genau. Nicht am Rheinberg im Wisperthale fand er statt, sondern an der Lorcher Burg im Rheinthal, wo sich auch die s. g. Teufelsleiter (Teufelsladerich) findet, die N. Vogt, der diese Sage in Prosa erzählt, gleichfalls irrig dorthin verlegt. A. H.

Des Rheinbergers Grab.

Kommt eine junge Maid gegangen
Mit Muschelhut und Pilgerstab;
Ihr Blick ist trüb und bleich die Wangen,
Sie suchet ihres Liebsten Grab.

Er gab ihr einst in schönren Tagen
Der Treue Schwur und hielt ihn nicht.
Lebt er beglückt, sie hätts ertragen,
Doch seinen Tod erträgt sie nicht.

Und wo des Rheinbergs Thürme schauen
Hoch übers wilde Wisperthal,
Da zeigt ein Landmann ihr, voll Grauen,
Wo ihn getroffen Feindesstahl.

Da ruht er in dem lockren Grunde,
Des Landes Furcht, der wilde Graf;
In seiner Brust die Todeswunde,
So schläft er nun den längsten Schlaf.

Er ist im kühnen Kampf gefallen
Mit Bischof Werners Uebermuth.
Verödet nun sind Rheinbergs Hallen,
Verheert sein Land, geraubt sein Gut.

Es blieb kein Freund ihm, kein Getreuer,
Die Bundsgenossen fielen ab;
Doch — einem Herzen ist er theuer,
Rauscht gleich der Bannfluch um sein Grab.

Gebete tönten nicht und Lieder,
Weihwasser netzt die Stelle nicht;
Doch heilge Thränen fallen nieder,
Umdunkelnd ihrer Augen Licht.

Und mit dem schwachen Pilgerstabe
Gräbt sie ein Eichenbäumchen aus,
Pflanzt es zu Häupten an dem Grabe
Und wandert fort ins Gotteshaus.

Doch wann in stillen Klosterhallen
Sie ausgeträumt den Lebenstraum,
Wann längst des Ritters Grab zerfallen,
Dann rauscht noch stolz und schön der Baum.

A. v. Stolterfoth.

Die Kreuzkapelle.

Es glänzt der Sonne erster Strahl
Hoch ob des Kedrichs Gipfeln;
Die Wisper murmelt sanft durchs Thal,
Die Winde in den Wipfeln.
Da schleicht an schwerer Krücken Last
Ein Mägdlein zur Kapelle,
Wo Manchen schon des Herzens Prast
Verließ an heilger Stelle.
Sie wirft sich auf das Angesicht
Vor des Erlösers Bilde,
Das in des Morgens Rosenlicht
Gar freundlich strahlt und milde.
Und heißer dringt der Armen Ruf
Zum Himmel heute wieder:
„Herr, der so herrlich Alles schuf,
Gib mir gesunde Glieder!
Gib, daß die Noth, die mir vergällt
Des Lebens Lust, sich stille;
Doch wenn es anders dir gefällt,
Geschehe, Herr, dein Wille!“
So gießet lange inbrunstvoll

Das Herz sie aus, das reine,
Und manche heiße Zähre quoll
Wohl auf die kalten Steine.
Noch scheint kein neuer Lebensgeist
Die Glieder zu durchzücken;
Sie greift geduldig, wie zumeist,
Nach ihren schweren Krücken.
Doch hebet sie die Blicke kaum
Empor zum Kreuzesbilde,
Da strahlt von Glanz des Kirchleins Raum
Gar himmlisch hehr und milde.
Die Kerzen sieht ihr trübes Aug
Von selber sich entbrennen;
Es weht ein wunderbarer Hauch
Ihr durch die welken Sennen.
Verschwunden waren Schmerz und Weh,
Wie neubelebt die Glieder;
Und leichter hüpfte, als ein Reh,
Sie kindisch auf und nieder.
Doch eh sie ging sank andachtsvoll
Sie nieder vor dem Bilde,
Und ihres Dankes Jubel scholl
Weithin durch die Gefilde.
Die Krücken hing sie dankbar auf
An der geweihten Stelle;
Es blieb ihr schönster Lebenslauf
Der Gang zur Kreuzkapelle.

Der Wisperwind.

Wo kommst du her, o Wisperwind,
Bald rauh und wild, bald frühlingslind,
Wo kommst du her? Treibt dich aus tiefem Schacht
Ein Gnomenfürst gewaltig in die Nacht?

Sag mir wohin, o Wisperwind,
Geheimnißvolles Thaleskind,
Wo ziehst du hin? Ziehst du im Abendgold
Zum Rhein hinab, der stolz vorüberrollt?

Ich zieh hinab zum Rhein, zum Rhein,
Im Morgenroth, im Abendschein,
Thalauf, thalab! Da wallt die Spiegelfluth,
Da lüft ich rasch dem Wandrer seinen Hut.

Und schleicht stroman ein müdes Schiff
Am weißbeschäumten Felsenriff
Vorbei die Bahn; dann Leine los, es gilt,
Die Wimpel flattern und das Segel schwillt.

Oft braus ich laut um Hattos Thurm,
Dann jagen Geister sich im Sturm,
Von Nacht umgraut; und oft im Mondenglanz
Wieg Elfen ich im Rebenblüthenkranz.

Doch flieht die Nacht von Thal und Berg,
Und haben Elfe, Gnom und Zwerg
Ihr Werk vollbracht, dann flieh auch ich den Rhein,
Und flüstre leis: „Es muß geschieden sein!"

A. v. Stolterfoth.

Der Bacchusaltar.[1]

1.

Reichbefrachtet mit bekränzten Zechern,
Schwankt durch seichte Fluthen dort ein Kahn
Und an einem Felsen legt er an,
Und sie steigen aus mit vollen Bechern.

[1] Zwischen der s. g. Heileseninsel und dem rechten Rheinufer, gegenüber von Bacharach, liegt im Strome der merkwürdige Felsenstein, den die alte Kunde

In den Händen Thyrsusstäbe,
Grünumschlungen von der Rebe,
Opfern da die heitren Römerknaben
Des ersiegten Landes beste Gaben.

„Evoe Bacchus! guter Gott der Reben,
Dem kein Tempel noch zum Himmel ragt,
Wo dies rauhe deutsche Volk es wagt,
Deiner Macht und uns zu widerstreben:
Aus der silberklaren Welle
Hebt sich hier an alter Stelle
Dein Altar, ein deutungsvolles Zeichen,
Daß du segnend kommst zu diesen Reichen!“

Und es muß der schwarze Widder bluten
Auf dem frühgeweihten Opferstein;
Reich vermischt mit Muskatellerwein,
Strömen jetzt zum Rhein die heilgen Fluthen:
„Evoe!“ hallts von jedem Munde
Zu den Bergen in der Runde;
Aber in den raschentglühten Flammen
Fällt des Opfers Leib in Staub zusammen.

A. v. Stolterfoth.

2.

Sonst und Jetzt.

Zu Bacharach an dem Rheine,
Da stehet im Strom ein Altar;
Da brachten die Alten mit Weine
Dem Bacchus ihr Opfer dar.

Ara Bacchi, auch Aelter- oder Alterstein nennt und wovon Einige den Namen Bacharach herleiten. Leicht denkbar ist es, daß hier, wo schon in sehr alten Zeiten ein vorzügliches Pröbchen Weines wuchs, der sogar in den Versen:

„Zu Bacharach am Rhein, zu Klingenberg am Stein,
Zu Hochheim an dem Main, da wächst der beste Wein.“

volkssprüchwörtlich berühmt geworden ist, zur Zeit der Römer dem Weingott ein Altar geweiht, bacchanalische Feste gefeiert und Libationen (Trankopfer) dargebracht worden seien. Der Thyrsus war ein mit Weinreben umwundener Speer oder Stab des Bacchus und seiner Verehrer. A. H.

Er stehet, ein Felsen, im Rheine,
Von wilden Wogen umrauscht;
Hier haben im edelsten Weine
Die Libationen gerauscht.

Doch sind die Zeiten verklungen,
Kein Opfer wird längst mehr gebracht;
Der Rhein hat den Altar verschlungen
Und Alles eben gemacht.

Wo Wein einst geflossen, da thronen
Die kühlen Wellen vom Rhein:
Wohl rauschen noch Libationen,
Doch nur — in die Gurgel hinein.

F. W. L.

St. Theonestus.

Ihr Männer Caubs, warum vergeßt
Ihr eures Heilgen, Theonest?
O säht ihr euer altes Siegel:
Da treibt er auf des Rheines Spiegel
In jener Kufe sanft hinab,
Die Caub erst einen Namen gab.[1]

In Mainz gemartert bis zum Tod,
Besargt in lecker Kufe Boot,
So wiegen ihn die grünen Fluthen
Und wecken neue Lebensgluthen:
Er fühlt sich heil, das Wasser dringt
Nicht ein zu ihm, der Feuer bringt.

Der Salm umhüpft den seltnen Kahn,
Ihn lachen alle Hügel an,

[1] Sinnige Anspielung auf Caubs alte Namensformeln Cube und Kuve.
A. H.

Das Rheingau grüßt mit freudgem Rufe
Den heilgen Mann und seine Kufe,
Aufjubelnd rauscht der Niederwald,
Im Nahthal jauchzt ihm Jung und Alt.

Nun schnellt er durch das Binger Loch,
Der Rheinstein denkt: „O käm er doch!“
„Gefiel es ihm, bei uns zu hausen!“
Erseufzen Lorch und Trechdingshausen.
„Erwählt er unser warmes Thal!“
Ruft Bacharach und Steg zumal.

Ihr alle haltet ihn nicht fest,
Bei Caub erst landet Theonest:
Er pflanzte mit dem Christenglauben
Bei Caub die ersten süßen Trauben;
In seiner Kufe preßt er sie:
Ihr Cauber, das vergeßt ihm nie!

Wann feiern wir St. Theonest?
In den Oktober fällt sein Fest,
Wann aus der Kufe Todesbanden
Der junge Wein ist auferstanden.
Ja, wenn ihr um die Kelter tanzt,
Dann denket Des, der ihn gepflanzt!

K. Simrock.

Burg Gutenfels bei Caub.[1]

Aus seiner Felsenburg in Caub zieht Graf von Falkenstein,
Und Guta, seine Tochter, folgt mit stolzem Zug am Rhein.

[1] Diese Burg führt bis ins 14. Jahrhundert nur den Namen Cuba. Wann und wie sie den heutigen erhielt, läßt sich nicht ermitteln, besonders wenn man den Forschern Recht gibt, daß der Namen Guta damals immer nur durch den entsprechenden lateinischen Beatrix ausgedrückt worden sei. Andre behaupten, daß Gutenfels irrig so benannt sei, statt Juthafels. — Die hier erzählte Geschichte

Er will mit ihr nach Frankfurt reiten, wo lange schon in voller
Zahl
Des deutschen Reiches Stände streiten um eine neue Kaiserwahl.

Und Ritterspiel und Festgelag verkürzen dort die Zeit:
Den schönsten Frauen war, wie heut, der Männer Herz geweiht.
Doch unerhört blieb jedes Flehen um Gutas Herz und ihre
Hand;
Kein schönres Weib ward mehr gesehen, kein edleres im
deutschen Land.

Denn einem brittschen Ritter folgt gefesselt schon ihr Blick;
Er reitet stets aus jedem Kampf als Sieger stolz zurück.
Sein Auge sucht die Maid vor allen, sie scheint ihn liebend zu
verstehn;
Und ihren Handschuh läßt sie fallen, er fliegt herbei, er
hats gesehn.

Und beugt das Knie vor ihrem Sitz und hebt sein Haupt entzückt:
„O dürft ich euer Ritter sein, wie wär mein Herz beglückt!
Darf ich am Helm den Handschuh tragen, der eurer schönen
Hand entfiel?
Er stärke mich zu jedem Wagen, in blutgem Ernst und heitrem
Spiel!"

Und Guta mit verschämter Gluth gibt ihm Gewährung mild.
Wer ist er doch, der schöne Held? Er führt den Leun im
Schild!

fällt ins Jahr 1268, wo der deutsche König Richard von Cornwall das dritte Mal nach Deutschland kam. Beatrix war die Tochter des kaiserlichen Erbkämmerers Philipp I. von Falkenstein und das netteste Weib ihrer Zeit. Sie wurde 1269 zu Kaiserslautern mit Richard vermählt und starb 1277. — Bemerkenswerth ist es übrigens noch, daß Gustav Adolph sechs Tage lang ein Gemach auf der Burg am westlichen Thurme, das noch jetzt der Königssaal heißt, bewohnte, von dem aus er die jenseit des Ufers unter Spinola stehenden Spanier beobachtete und seine Schweden befehligte. A. H.

Der Bischof Conrad kennt den Ritter, turnieren darf er
auf sein Wort;
Er zog herbei, wie ein Gewitter, nun braust er, gleich dem
Waldstrom, fort.

Und er gewinnt den schönsten Dank aus edler Frauenhand;
Doch Gutas Handschuh dünkt ihm mehr, als jeder goldne
Tand.
Und Abends, wann der muntre Reigen im hohen Römer-
saal erklingt,
Da darf er oft zu ihr sich neigen, darf sagen, was sein
Herz durchdringt.

Er schwört ihr seine Liebe bald, sie sagt ihm Treue zu.
„O Fräulein, harrt drei Monde lang auf mich in stiller
Ruh!" —
„Ich harre treu und will nicht wanken, begehrte selbst ein
König mein!"
Er steht, versunken in Gedanken, und sagt: „Dann bin ich
ewig dein!"

Doch schon nach wenig Tagen wird schön Guta trüb und bleich;
Verschwunden ohne Abschied ist ihr Freund aus fremdem Reich.
Bald hört sie: „Zu den Waffen!" schreien, geschehen ist des
Spaniers Wahl,
Und ach! im Kampfe der Parteien sank er vielleicht durch
Feindes Stahl.

Trier hat mit Sachsen im Verein Alphons zum Herrn
ernannt;
Gesandte werden abgeschickt zu ihm ins ferne Land.
Doch Mainz und Köln, sie widersagen, und Baiern
will von dannen ziehn,
Denn Deutschlands Krone soll nur tragen Richard von
Cornwall, reich und kühn.

Da kehrt zurück auf seine Burg der Graf von Falkenstein,
Und Guta schaut fünf Monde lang wohl auf und ab den Rhein.
Viel Freier nach vergebnen Bitten ziehn wieder heim auf ihrer Bahn;
Da kommt ein hoher Held geritten mit großem Zug und klopfet an.

„Mach auf, Herr Graf, die feste Burg, dein König Richard naht;
Bekämpft sind seine Feinde nun, geebnet ist sein Pfad.
Er kommt, um Gutas Hand zu werben, will mit ihr theilen seinen Thron!"
„O Herr, die wird vielleicht bald sterben, ist bleich und krank zwei Monde schon!"

„So sagt ihr mein Begehren nur, Herr Graf von Falkenstein,
Sie wird gesund, die schöne Maid, von meiner Krone Schein!"
Der Vater geht mit trübem Schweigen, und kehrt mit finstrem Ernst zurück:
„Ihr kranker Sinn ist nicht zu beugen, sie dankt für das gebotne Glück."

Doch Richard nimmt den Helm vom Haupt, und höher klopft sein Herz:
„Bringt diesen Handschuh zu ihr hin, bald endet dann ihr Schmerz!
Als armer Ritter ohne Namen gewann ich ihre Liebe mir;
Doch feindlich wilde Stürme kamen und rissen mich hinweg von ihr."

Voll freudgen Staunens, ruft der Graf zu sich herab die Maid.
„Kennst du den Handschuh?" sagt er streng, „ist Liebesgram dein Leid?

Da kommt ein armer Ritter eben dicht hinter Richards Schaaren drein,
Der sagt, du habest ihm gegeben den Schwur der Treue, fest und rein!"

„Ja, theurer Vater, zürne nicht!" sagt sie mit leisem Wort,
„Ich schwur ihm Treue, fest und rein, die halt ich hier und dort!" —
„So schnell dem unbekannten Recken schwur einst die Gräfin Falkenstein?
Ha, Klostermauern mögen decken so thöricht eitle Liebespein!"

„Grüß deinen König!" sagt er jetzt und führt sie durch den Saal:
Da steht vor ihr im Königsschmuck der Ritter ihrer Wahl! —
Und selig sinken an die Herzen sich beide nun mit Jubelton;
Vergessen sind der Liebe Schmerzen, und sie empfängt der Treue Lohn.

Verschwunden längst ist jene Zeit, und ihre Kinder ruhn,
Zerfallen trauert über Caub die stolze Veste nun.
Doch seit der schönen Guta Tagen ward Gutenfels die Burg genannt.
So melden halb verklungne Sagen dem Wandrer leis am Rheinesstrand.

A. v. Stolterfoth.

Die vergebliche Belagerung Caubs.[1]

Die Jar von crist geburt man zalt
Funffczehenhundert und vier alt
Von sontag nach mari himelfert
Wart cub sechsthalb wochen belegert

[1] Rupert, der Sohn des Pfalzgrafen Philipp, war an die einzige Tochter des Herzogs Georg von Baiern vermählt und suchte mit den Waffen in der Hand

Mit ganczer macht und herescrafft
Durch hessen die lantgraveschafft
Nunhundert steyn gehauwen
Als Ir die groiß hie wol schauwen
Und echt hundert drissig echt gegossen
Sint fonden worden von den verschossen
Onü die zerbrochen und verloren syn
Auch etlich versuncken in dem ryn
Und wie wol daß Schloß nit war erbuwen
Als es sit der züt her von nuwen
Von pfaltzgrave ludwig worden bevest
Noch danach musten die frembde gest
Cub by der paltz lassen bliben
Das wir gottes gnaden zu schriben
Und auch der werhafften handt
Dies behelt all vatterlandt.

Alte Steininschrift.

Pfalzgrafenstein oder die Pfalz.[1]

1.

Welches stolze Schloß entsteiget
Dort dem grünen Rhein?
Wenn die Fluth dem Ruder weichet,
Scheints belebt zu sein.

nach dem Tode seines Schwiegervaters sein Recht auf dessen ihm testamentlich vermachtes Erbe geltend zu machen, welches ihm Albrecht, ein Sprosse aus der zweiten bairischen Linie, bestritt. Der Kaiser Maximilian mahnte ihn und seinen Vater an den gebotenen Landfrieden und befahl, die Sache auf dem Rechtswege auszumachen; allein sie gehorchten nicht, wurden in die Reichsacht erklärt und der Exekutionskrieg gegen sie erkannt. Wilhelm II., Landgraf von Hessen und Graf von Catzenellenbogen, wurde sofort als Feldherr mit dem Reichsheer gegen die Rheinpfalz geschickt und zog nach manchen Belagerungen und Gefechten endlich 1504 nach Caub, um die Stadt zu überrumpeln. Doch der Churfürst hatte sie schleunigst mit einer tüchtigen Besatzung versehen, die alle Anfälle muthig zurückschlug, während die Bürger fochten, wie die geübtesten Soldaten. List und Muth des Landgrafen war also vergeblich, obwohl er über dritthalbtausend Kugeln in die Stadt schleudern ließ, die an zwanzig Häuser zündeten und viele Menschen tödteten. Die Pfalzgrafen mußten sich indessen endlich doch dem Richterspruche unterwerfen und einen großen Theil ihrer Länder und Städte abtreten.

[1] Bei Caub, wo der Rhein, wie ein bergumkränzter Landsee, erscheint, liegt

Wie ein Kriegsschiff, kommts geflogen
Auf den schnell bewegten Wogen,
Streckt der Thürm und Thürmlein viele
Wind und Rhein zum lustgen Spiele.

Laß die Leiter niederschweben,
Wo das Pförtlein winkt,
In der Vorzeit will ich leben,
Die schon grau versinkt:
„Dieses Kämmerlein, verborgen,
Ach, der Liebe Gram und Sorgen,
Liebestreu hats einst verschlossen,
Drum hats treu der Rhein umflossen.“

Stilles Kämmerlein, ich weihe
Dieses Liedlein dir,
Und der Vorzeit Einfalt leihe
Ihre Töne mir!
Hoch zu Barbarossas Zeiten
Will ich meinen Flug jetzt leiten;
Mit der Wehmuth sanftem Trauern
Weilen zwischen diesen Mauern.

Damals war ein Zwist entbrennet
Zwischen Pabst und Reich;
Wer sich Freund des Kaisers nennet,
Heißt mit Waibling gleich:

mitten im Strome auf einem Felsen ein wunderliches Gebäude, welches gemeinhin die Pfalz genannt wird und mit seinem von kleinen Nebenthürmchen umgebenen Hauptthurm das Modell eines Castells abgeben könnte, zu dem nur eine einzige Fallthüre führt. Die nüchterne Geschichtsforschung erklärt es für einen Wartthurm und läßt es der Wahrung oder Erhebung des Rheinzolles seinen Ursprung verdanken. Unter dem Namen Valkenau soll es, von falkensteinischen Zolleinnehmern bewohnt, 1267 vorkommen, und v. Raumer (Geschichte der Hohenstaufen) raubt ihm denn ganz und gar sein poetisches Kränzchen, indem er die schöne Sage von der Liebe des tapfern Herzogs Heinrich von Braunschweig zur reizenden Agnes nicht der Pfalz, sondern der Burg Stahleck bei Bacharach angehören läßt.
A. H.

Aber Welf bekämpft mit Feuer
Kaisers Macht, der Kirche treuer,
Und im Streite zweier Namen
Wächst zum Baum des Hasses Samen.

Pfalzgraf Conrad war entsprossen
Aus der Staufen Blut,
Doch sein Mannsstamm war geschlossen,
Denn kein Sohn voll Muth
Sproßt ihm; eine Tochter blühte
Einzig ihm, für sie erglühte
Heinrich Welf, die mächtge Liebe
Eint, was sonst getrennet bliebe.

Einen aus dem Stamme wählen
Heißt das Kaiserhaus.
Welf, kannst du die Gluth verhehlen?
Wohl bricht Feuer aus:
Wie mans hüllet, wie mans heget,
Stärker wirds, je mehr gepfleget;
Auch des Vaters Blick gewahret,
Was sich Jedem offenbaret.

„Wohl will ich, vom Buhlen ferne,
Dir ein Schlößlein baun;
Dort magst du den Mond, die Sterne
Und den Rhein beschaun:
Aber von des Buhlen Munde
Trenn ich dich zu dieser Stunde;
Wer die Schlange mag erwärmen,
Darf sich, wenn sie sticht, nicht härmen."

Und von hartem Felsenbette
Steigt der Grund hervor;
Alles rührt sich um die Wette,
Thürmt mit Lust empor.

Bis der Giebel stolz sich hebet
Und das Dachwerk drüber schwebet;
Auch die Wetterfähnlein oben:
Lieb ist treu im Windestoben!

Lieb ist treu, wär auch von Eisen
Dieser Thürme Macht,
Lieb kann alle Bande reißen,
Dringt durch jede Wacht.
Traue nur der Mutterliebe,
Welf, denn was mit wildem Triebe
Unbedacht der Mann zerstöret,
Baut sie — und du wirst erhöret.

Mit dem Muschelhut und Stabe
Düster angethan,
Als käm er vom heilgen Grabe,
Klimmet Welf hinan:
Von der Mutter warm empfangen,
Wird er froh und auch mit Bangen
Zu dem Mägdlein eingeführet,
Wo er Nichts, als Freude spüret.

Dort ists, in dem engen, stillen,
Lieben Kämmerlein,
Wo den Küssen Küß entquillen.
Fröhlich lauscht der Rhein,
Heißt dann seinen leisen Wellen
Murmelnd Brautgesang entschwellen:
„Liebchen, wies so traulich düstert,
Drunten, wie so süß es flüstert!“

„Kindlein!“ mahnt nicht ohne Sorgen
Jetzt die Mutter viel:
„Liebe bleibt ja nicht verborgen,
Dunkel ist ihr Ziel!

Rein soll euch der Himmel schauen,
Drum laßt euch vom Priester trauen;
Hat das Band der Herr gewunden,
Wirds von Menschen nicht entbunden."

Ewigkeit knüpft am Altare
Innig Hand an Hand,
Herz an Herz dem holden Paare
Mit geheimem Band.
Und der Liebe heftges Feuer
Lodert heiliger und freier;
Doch es drohn auch schon Gefahren,
Mög euch Gottes Schutz bewahren!

Sieh, nach Speier kommt gezogen
Friedrich und entbeut
Conrad seinen Gruß gewogen,
Der des Worts sich freut,
Und nach Speier eilt: sie halten
Sich die Hände, froh der alten,
Langbewährten Treu, und denken,
Alles wohl zum Ziel zu lenken.

„Meine Tochter ist geborgen,
Wohl im Thurm bewacht,
Und des Buhlen warme Sorgen
Hab ich so verlacht!" —
„Bring sie her, denn auf der Neige
Schwebt dein Stamm, daß frische Zweige
Er auf einem andren treibe,
Und am Rhein der Staufen bleibe!"

Conrad geht, die Kunde wecket
Bald das selge Paar;
Doch die Mutter, ungeschrecket,
Nimmt der Stunde wahr,

Wo sie alter Lieb gedenket
Und die Rede klüglich lenket
Auf die Süßigkeit beim Minnen,
Wies oft pfleget zu beginnen.

„Denke, wie du einst gekommen
Zu dem Heldenritt,
Wie du da den Dank genommen
Und mein Herze mit!"
„Wohl, das waren selge Tage,
Doch sie gleichen einer Sage,
Welche neu gar lieblich schallet,
Aber mit der Zeit verhallet!"

„Conrad, unsre Tochter grünet
In der Jugend Glanz,
Weß sich Elternwunsch erkühnet,
Ward uns voll und ganz.
Jugend prangt drum frisch in Schöne,
Daß das Alter sich gewöhne,
Mit der Jugend jung zu werden,
Hat sonst Leids genug auf Erden.

Einem edlen Mann gereifet
Ist ihr Alter schon;
Wer die rechte Zeit ergreifet —!"
„Weib, ein edler Sohn
Ist gewählt aus Staufens Blute,
Stolz, begabt mit hohem Muthe:
Friedrich wills!" — „Laß dich beschwören,
Mann, ein einzges Wort zu hören!

Vater, Mann und Vater, höre,
Agnes ist getraut!"
„Weib, du spottest meiner Ehre,
Ist sie Himmelsbraut?"

„Nein, der Mann ist ihrer würdig!“
„Staufen nur ist ebenbürtig!“
„Welf ists auch, im deutschen Reiche,
Wer ists, dem an Stamm er weiche?“

„Weib, du hast den Feind genähret
Unter meinem Dach!“
„Ist er erst an Lieb bewähret,
Folgt die Treue nach!“ —
„Doch mein Wort ist längst gegeben!“ —
„Willst du Gott denn widerstreben?
Gehe hin, mich anzuklagen,
Alle Schuld will ich nur tragen!“

Und den Gatten überwindet
Ihrer Worte Kraft;
Eilig geht er und verkündet,
Was ihm Welf geschafft.
Friedrich senkt die düstren Brauen,
Furchtbar war er so zu schauen;
War sein Antlitz sonst voll Güte,
Schreckt es Jeden, wenn es glühte.

„Ha, ihr wollt die Wahrheit beugen!
Doch des Priesters Mund
Soll beschwören und die Zeugen
Jenen Frevelbund!“
Und sie schwören. — Friedrich leget
Nicht den Zorn, der wild sich reget.
„Hör,“ spricht Conrad, „sei zufrieden,
Was der Tochter ich beschieden!

Jene Kammer ihrer Liebe,
Düster, eng und klein,
Soll auch ihrer Muttertriebe
Erste Wohnung sein.

Und auf alle künftge Zeiten
Laß ich sie dazu bereiten,
Daß der junge Erb am Rheine
Hier zum ersten Male weine!“

Mit zwei Zeugen und der Amme
Führt er Agnes ein,
Und sie gab dem alten Stamme
Dort ein Töchterlein,
Das die Mutter hoch beglücket;
Auch ihr holder Name schmücket
Auf der Eltern Wunsch die kleine
Erbin vom Pfalzgrafensteine.

Fröhlich, wie im Rosengarten
Wächst ein Blümlein schön,
Deß die Hände fleißig warten —
Lustig sieht mans stehn,
Jeder bräch es mit Entzücken,
Aber Einer kanns nur pflücken:
So schien Agnes holdig Allen,
Doch nur er mocht ihr gefallen,

Baierns edler Fürst; drum weichet
Jeder Freier gern,
Und die schöne Agnes reichet
Ihm die Hand als Herrn.
Sieh, die Donau streckt dem Rheine
Ihre Arme zum Vereine;
Und von jenem Schloß bekamen
Viele Helden Erb und Namen.

G. C. Braun.

2.

„Das Kämmerlein ist eng und klein!"
Sprach Otto der Erlauchte
Zu Agnes, die in solcher Pein
Viel guten Trostes brauchte:
„Dich und die Amme faßt es kaum,
Die Sonne schielt nur in den Raum,
Und unten schlägt die Welle Schaum;
Doch denk an deine Mutter!

Ihr diente Heinrich, Braunschweigs Sohn,
Den man den Welfen nannte,
Als zwischen Welf und Staufe schon
Die Fehd im Reich entbrannte.
Der Pfalzgraf Konrad gar vernahm,
Daß Heinrich oft nach Stahleck kam
Zu Agnes, denn so war der Nam
Auch, Agnes! deiner Mutter.

Der sich wohl listig nur erpicht,
Wie er die Pfalz erwerbe,
Dem Staufenfeinde gönnt er nicht
Die Tochter und das Erbe.
Schön Agnes ist ein einzig Kind,
Man weiß, wie die zu hüten sind:
Da baut er dieses Schloß geschwind,
Zu hüten deine Mutter.

Er baut es mitten in die Fluth
Mit Thürmen und mit Zinnen;
Da hielt er sie in strenger Hut
Vor aller Welfen Minnen.
Doch auf den Wassern Nächte lang,
Da seufzt und fleht es, wie Gesang:
Deine Mutter hörte gern den Klang
Und deiner Mutter Mutter.

Die Alte sprach: „Ich weiß, was frommt,
Laß ihn ein Weilchen schmachten!
Doch wenn er mit dem Pfaffen kommt,
Ist Welf nicht zu verachten.
Mich dünkt doch besser Freund, als Feind;
Die Sonne Deutschlands heller scheint,
Wo Welf und Staufe sich vereint!"
Dem folgte deine Mutter.

Man ließ ihn mit dem Pfaffen ein,
Der gab sie bald zusammen;
Mit vollen Wogen ging der Rhein,
Doch kühlt er nicht die Flammen.
Da ward die enge Kammer weit,
Die Sonne strahlte Seligkeit,
Der Welfen und der Staufen Streit
Versöhnte deine Mutter.

Der Pfalzgraf und der Kaiser zwar
Ergrimmten erst, die Staufen;
Doch weil es nicht zu ändern war,
So ließen sie es laufen.
Der Kaiser sprach: „Sam mir der Bart!
Das gibt Pfalzgrafen sondrer Art;
Drum hütet fleißig und verwahrt
Auf jener Pfalz die Mütter!"

Von solchen Eltern stammest du,
Kein Pfalzgraf ward geboren;
Nun bringst du mir die Pfalzen zu,
Den du dir frei erkoren.
Und liebst du recht den Wittelsbach,
So schwindet bald dein Weh und Ach,
Und Raum genug hat dies Gemach
Für eine frohe Mutter."

K. Simrock.

Blüchers Uebergang über den Rhein.[1]

1.

Die Sylvesternacht 1813.

Viel Jäger sitzen beim Weine,
  Sie rasten auf edler Jagd
Vor Caub am deutschen Rheine
  In der Sylvesternacht.
Die alten Sterne blinken
  Nun wieder hell und klar,
Den Scheidegruß sie winken
  Dreizehn, dem Siegesjahr.

Wo sah man froher zechen
  Das heiße Rebenblut?
Und welch ein Singen und Sprechen
  Im rüstgen Kampfesmuth!
Sie reden von alten Rechten
  Und schlürfen den alten Wein
Und dürsten nach neuen Gefechten,
  Denn morgen gehts über den Rhein.

[1] Am 31. Dez. 1813 ließ Marschall Blücher (Fürst von Wahlstatt) zu Caub alle Kähne in Beschlag nehmen und alle Fergen in der Kirche zusammenkommen. Todesstille herrschte in der Stadt, beklommen schlugen die Herzen in dem Gotteshaus und Alles war voll banger Erwartung. Da trat Blücher, den wackeren Pfarrer Ahles, der später in den Wellen des Neckars sein Grab fand, im Ornate zur Seite, an der Spitze seines Generalstabes in die Kirche, und der Priester ermahnte nun mit feierlichen Worten die Schiffer, welche bald wieder freier aufzuathmen begannen, furchtlos und treu die deutschen Krieger über den Strom zu setzen. Freudig schwuren darauf diese Männer dem Feldherrn den Eid der Treue und erklärten sich bereit zum patriotischen Werke, und Ahles sprach dann noch ein Gebet, worin er den Segen des Himmels herabflehte. Alles gerieth nun in frohe Bewegung, lauter Jubel begrüßte das neue Jahr, und mit dem zwölften Glockenschlage durchfurchten die ersten Kähne die Wogen des Rheines, und eine Schiffbrücke erhob sich mit Blitzesschnelle, um dem erstaunten Frankreich nach langen Jahren einmal wieder deutsche Krieger auf dem eignen Weichbild zu zeigen. — Hochheimer Dechanei heißt die Blume des dasigen Weines, weil er auf einem sonnigen Hügel hinter der ehemaligen Dechanei wächst. A. H.

Den Schnurrbart streicht der Krieger:
„Hoch Hochheim und noch einmal!
Nie fülle fremdem Sieger
Fortan sein Gold den Pokal!"
Sie trinken in der Runde
Hochheimer Dechanei
Und jubeln in frohem Bunde:
„Deutschland für Immer frei!"

Der Fähnrich kredenzt aufs Neue:
„Mein Hoch den deutschen Fraun!
Glückauf der Liebe und Treue
In allen Marken und Gaun!"
Die vollen Gläser kreisen:
„Wir wollen mit gutem Schwert
Den fremden Gecken beweisen,
Wer solcher Frauen werth!"

Der Hauptmann spricht bedächtig,
Es klingt, wie Seherton:
„Die nur als Einheit mächtig,
Der einigen Nation!"
Sie schwenken die Federhüte
Und reichen sich die Hand:
„Aus treuem, deutschem Gemüthe
Dem einigen Vaterland!"

Der Oberst, die Hand am Degen:
„Hurrah! dem Leipziger Tag!
Nun gilt es, auszufegen
Den Rest der alten Schmach!"
Die Gläser klingen und springen,
Die Schwerter werden blank,
Es kreuzen sich die Klingen:
„Hurrah, es bebe der Frank!"

Zum Marsch die Hörner schallen:
„Auf, auf, jetzt über den Rhein!
Doch muß dem Blücher vor Allen
Noch Eins getrunken sein!“
Aufjubeln die fröhlichen Zecher:
„Wie er es uns verhieß,
Wir trinken den nächsten Becher
In der feinen Stadt Paris!“

Karl Bölsche.

2.

Neujahr 1814.

„Gott mit uns! und nun zu Schiffe,
Du getreue Preußenschaar!
Steuert um die Felsenriffe
Glücklich mit dem Königsaar!“

Riefs, der kühne, greise Sieger,
Marschall Blücher, durch die Nacht,
Und es jubeln seine Krieger:
„Gott mit uns! so wirds vollbracht!“

Wilde Winterstürme brausen
Um die hohe Pfalz im Rhein,
Und die dunklen Schiffe sausen
In den Wogenkampf hinein.

Horch, da schlägt die zwölfte Stunde,
Und das Jahr beschließt die Bahn;
Jubel tönt von jedem Munde,
Und die Gläser klingen an.

Aber sieh! ein ernster Zecher,
Gleich den Helden alter Zeit,
Schleudert seinen vollen Becher
In den Schwall der Wogen weit.

Denn er hörts mit dumpfem Grimme,
Daß ein langes Jahr vorbei:
„Vorwärts!“ ruft die Schlachtenstimme,
„Noch ist unser Rhein nicht frei!“

A. v. Stolterfoth.

Die Schwesterfelsen oder die sieben Jungfrauen.

1.

Bei Wesel steht am grünen Rhein
Schloß Schönberg auf den wilden Höhen!
Dort lebten sieben Schwesterlein,
Wo einsam jetzt die Fichten wehen;
Sie waren rings in Stadt und Land
Die schönen Gräfinnen genannt.

Ihr Ruf erscholl auf jeder Bahn
Und weckt die Ritter allenthalben:
Der kommt auf einem Rappen an,
Der auf dem Fuchs, der auf dem Falben;
Sich sonnend an der Schönheit Blick,
Träumt mancher schon das nahe Glück.

So ziehn die Freier aus und ein,
Im Schlosse herrscht ein froh Getümmel;
Wohl mundet Speis und edler Wein,
Und Minnesang ertönt zum Himmel:
Erst mit dem rothen Abendstrahl
Trabt man hinweg durch Busch und Thal.

Das Wesen macht den Damen Spaß,
Sie haben viel sich zu erzählen
Die halbe Nacht ohn Unterlaß;
Doch keine will den Gatten wählen.

Dies wurmt die Herrn, und einer spricht:
„Für Narren halte man uns nicht!

Hört nur, wir schließen einen Bund,
Die Fräulein sollen sich entscheiden;
Drum sagt es ihnen kurz und rund,
Daß sonst die Burg wir alle meiden!
Und naht sich andrer Buhlen Zahl,
So trotzen wir mit blankem Stahl!"

Schnell wird die Botschaft abgesandt,
Die Jungfraun dies ein wenig schrecket;
Sie hatten wohl in losem Tand
Die Männer lange Zeit genecket:
Doch weil die Muthung sehr verdroß,
Sich jede gleich zur Rach entschloß.

Sie halten Rath mit argem Witz
Und schicken weg die schönste Zofe
In das Gebirg zum nächsten Sitz;
Sie trifft den Ritter auf dem Hofe,
Wo mürrisch, wandelnd auf und ab,
Zum Jagdritt er Befehle gab.

Das Zöfchen neigt sich und beginnt:
„Euch melden, Herr, die edlen Damen,
Daß sie zur Wahl entschlossen sind,
Und bitten euch, in ihrem Namen
Zu künden jedem Freier an,
Daß nur das Loos entscheiden kann."

Gern hört der Ritter dieses Wort,
Die Botschaft geht auf allen Wegen;
Seht, wie die Herrn sich da und dort,
Gleich Schwalben in dem Lenze, regen!

Sie jagen mit erfreutem Sinn
Von Ost und West nach Schönberg hin.

Man führt die Fremden in den Saal,
Die Zofe naht mit leichtem Schritte,
Erhebt den silbernen Pokal
Und steht in der Versammlung Mitte:
Von Loosen, die hinein gelegt,
Der Ritter Farb ein jedes trägt.

Und alle greifen rasch hinein
Und alle von Erwartung glühen;
Sein Zeichen wählt ein jeder fein! —
Doch sieben, welche Treffer ziehen,
Sind auch die Häßlichsten umher,
Trotz Igel, Eber, Wolf und Bär.

Die andren Ritter, wohlgestalt,
Besteigen fluchend ihre Rosse;
Die Sieben lachen, daß es schallt,
Und wandeln stolz einher im Schlosse;
Der Plumpste wirft das Haupt empor:
„Auf! führt uns jetzt den Bräuten vor!“

Das Mädchen spricht: „Sie weilen dort
Im Gartensaal!“ Durch grüne Bäume
Bewegt die Schaar sich nach dem Ort;
Doch unerfüllt sind ihre Träume,
Weil nur an hohen Wänden stehn
Der Damen Bilder, zart und schön.

Und ein Gelächter tönt vom Rhein,
Man schaut: die Jungfraun alle steigen
Recht zierlich in den Kahn hinein,
Geschirmt von Laub und Blüthenzweigen;

Sie necken höhnend noch hinauf
Und fahren hin im Wogenlauf.

Die Schiffer rudern jenseits an,
Maulthiere warten schon der Damen,
Worauf sie bald zum Strand der Lahn
Nach ihrem Felsenschlosse kamen,
Indeß die Herrn voll Aerger glühn
Und sachte weg von Schönberg ziehn. —

Bei Wesel, wenn das Wasser fiel,
Sah man im Sonnenstrahle blitzen,
Erhoben aus dem Wellenspiel,
Oft sieben weiße Felsenspitzen;
Der Segler, der die Klippen kennt,
Sie noch die sieben Jungfraun nennt.

K. Geib.

2.

Was seufzet und klaget den Felsen entlang?
Vernehmt ihr der sieben Jungfraun Gesang,
Die ihr Leben im Felsen betrauern?
Dort starren sie öd aus der schäumenden Fluth;
Doch beseelte sie wieder lebendige Gluth,
Dann möcht ich am Ufer nicht weilen.

Versteht ihr die Töne nicht, Mädchen am Rhein,
Ich will sie euch deuten; drum horchet mir fein!
Drei Dingen soll Feuer nicht fehlen:
Dem Sänger des Liedes, dem Mädchen, dem Wein;
Die müssen so warm, wie die Sonne, mir sein,
Sonst mag ich keins von den dreien!

„Wir," singen die Jungfraun, „wir waren einst schön
Und schlank, wie die Tannen, die luftigen, stehn;

Doch was kein Mädchen soll wissen,
Entdeckte der lockende Spiegel uns bald;
Wir liebten uns selbst nur: das Herz bleibt kalt,
Wenn es nicht im verwandten sich spiegelt.

Wir schwammen alltäglich herunter die Fluth
Ans Felsengestade, zu kühlen die Gluth
Im grünen, im welligen Rheine.
Den Nachen umtönete Flötengesang,
Die Ufer horchten dem wonnigen Klang,
Durch die Büsche schwoll süßes Geflüster.

Geschmückt mit Rosen war Wimpel und Baum,
Den Nachen umküßte der schneeige Schaum,
Und Weste durchspielten das Segel,
Durchspielten die Locken uns, weheten kühl
Um die Wangen und weckten zu Liebesgefühl,
Doch Liebesgefühl nicht erwachte.

Da, wo der Schatten vom felsigen Hang
Die grünlichen Fluthen so traulich und bang
Umdämmert, da gleitet der Nachen
Hinab in die heilig verschleierte Nacht,
Und Echo in hohlen Geklüften erwacht
Von Jubelgesang und Geflöte.

Nun stand der Nachen an felsiger Wand,
Und jeglicher Schulter entsank das Gewand,
Und im Spiegel der lauteren Fluthen
Erblickte sich jede und nickte sich froh
Entgegen; die Scheu, ach! die sittsame, floh,
Dem Bord entquollen Gestalten.

Und wie in den Fluthen der blendende Schwan
Hoch steigt aus dem Bade der Wellen heran,

Den Hals noch stolzer erhebend;
So plätscherten wir um den Felsen im Sprung,
Und träufelnd erhob uns der üppige Schwung
Aufs glatte Felsengestade.

So höhnten wir täglich mit grausamem Spiel
Der Jünglinge Augen und weiches Gefühl,
Wohl mancher starb an den Qualen:
Er sah sich zu Tode, kam täglich zum Bann,
Und wann wieder ein rosiger Morgen begann,
Sah man nicht mehr den Rosigen stehen.

So zählten wir viele der Opfer; doch, ach!
Ein strafender Rächer der Liebe ist wach!
Einst kam auch ein Jüngling gezogen,
Gelockt von der Kunde: o seht ihr ihn dort,
Den Braungelockten, er mag nicht mehr fort,
Möcht ewig am Ufer verweilen!

Er sendet herüber den sehnenden Blick
Und segnet und klaget zugleich sein Geschick:
„O ist denn von allen nicht Eine,
Der ein Herz im Busen, ein menschliches, schlägt,
Das des Liebenden Jünglings Qual nicht erträgt,
Der nur schauen darf, ach, und nicht lieben!

Hinüber! Dir, Rheingott, dir will ich vertraun,
Und sterb ich, so sterb ich in seligem Schaun:
Hinüber, hinüber, ihr Arme!
Wenn schwellende Fluth um den Busen mir wallt,
So denk ich, berührt hat sie eure Gestalt,
Die Well ist mir Brücke der Liebe!“

Ha! scholls ihm entgegen mit lachendem Spott:
Dort stehet die Reine, die einstens den Gott

Am liebenden Busen getragen.
Beweget dein Flehen ihr steinernes Bild,
Dann wenden auch unsere Herzen sich mild
Zu deinen unmännlichen Klagen.

Zur Reinen erhebet im Zorn sein Gesicht
Der Jüngling: „Vernahmst du die Lästerung nicht,
Kannst du die Verwegenen schauen?
Dich fleh ich um Rache, du selbst bist geschmäht,
O höre den Beter, der gläubig dich fleht,
Du Reinste, du Krone der Frauen!

Darf Sterbliches Ewiges höhnen? O nein,
Du kannst nicht die Himmelskönigin sein,
Gewährst du dem Jüngling nicht Rache!“
Da nickte das Bild, und es schauert uns kalt
Durch alle Adern, Marias Gestalt
Erhub sich vom felsigen Sitze.

Die Stirne, der Seligkeit wonniges Bild,
Bewölkte sich düster, das Auge, so mild,
Schoß tödtlichen Ernst uns herüber.
Und dumpf und langsam begann sie: „Seid Stein,
Ihr steinernen Herzen; das sollet ihr sein,
Bis ein Fürst der Schmach euch entbinde!

Starrt warnend aus rieselnder Fluth, unbewegt,
Bis ein Fürst aus der felsigen Wurzel euch trägt,
Und euch zur Kapelle mir weihet!“
Wir ringen in Angst uns zusammen, es faßt
Die Schwester die Schwester in bänglicher Hast
Und umarmet starrenden Felsen.

Wann wird er doch kommen, der Retter? Er lebt
Wohl schwerlich, der bald uns dem Lager enthebt,

Die Warnung soll länger noch währen;
Denn immer noch, wenn es auch seltner mag sein,
Solls Mädchen geben, noch kälter, als Stein:
Wie lang soll das mit uns so währen?"

Drum merkts euch, ihr Mädchen, besonders am Rhein,
Seid lauter und feurig zugleich, wie der Wein;
Dann wirds auch am Dichter nicht fehlen!
Er trinket den Nektar und schauet euch tief
Ins Auge, und mancher Gedanke, der schlief,
Erwacht zu lebendigem Klange.

G. C. Braun.

3.

Der junge Walther kehrt von Schönberg wieder
Und wankt zum Tode fort in bittrem Schmerz;
Auf Ewig schweigen seine süßen Lieder,
Er ward verhöhnt in fürchterlichem Scherz.
Sechs Schwestern halfen Adelgunden
In Uebermuth und eitler Lust,
Mit kaltem Spotte zu verwunden
Die stolze, treue Sängerbrust.

Gar mancher Ritter hat des Schlosses Hallen
Verlassen schon, um in den Tod zu gehn;
Zwei sind verzweifelnd in der Schlacht gefallen,
Weil sie nicht konnten Liebe sich erflehn;
Zwei andre zogen in die Weite
Nach Palästinas fernem Strand,
Und zwei nach eifersüchtgem Streite
Erschlugen sich mit wilder Hand.

Doch ach! verhöhnt, betrogen waren alle,
Die sieben Schönen blieben kalt und frei;
Und dennoch fiel auch Walther in die Falle,
Weiht Adelgunden seine Liebe treu.
Erst schien sie mild ihn zu verstehen,
Dann ward er fremd und stolz verschmäht;
Sie sieht ihn lächelnd von sich gehen,
Und weiß, daß er zum Tode geht.

Er stürzt sich voll Verzweiflung in die Wogen,
Die Wasser kühlen seines Busens Gluth;
Die Erde flieht, er wird hinab gezogen,
Wo mancher goldne Hort verborgen ruht.
Und bleicher werden seine Wangen,
Er fühlt nicht mehr des Herzens Schlag,
Er denkt nicht mehr mit Leid und Bangen
An seiner Jugend trübsten Tag.

Manch Fischlein sieht er auf und nieder schweben,
Und freundlich sagt ihm ein bemooster Hecht:
„Du mußt dich in der Lurlei [1] Haus begeben,
Ich führe dich, mein schmucker Edelknecht!
Die Sitte will seit alten Tagen,
Daß du der Königin sogleich
Die Schmerzen mußt und Leiden klagen,
Warum du flohst in unser Reich.

[1] Lurlei oder Lorelei heißt die reizende Jungfrau, welche die Volkssage am Lurleifels wohnen läßt. Sie erscheint nach ihr bald als eine Fischerin oder Zauberin (Hexe), die nach ihrem Wellentode in der Tiefe des Rheines als Nixe (Nymphe — Undine) fortlebte, bald als eine ursprüngliche Wasserfee, die als Königin und Tochter des alten Rheingottes die übrigen Kinder der Fluth in einem krystallenen Palaste beherrscht, wie es die folgenden Dichtungen zeigen. Der imposante Lurleifels, den schon der Minnesänger Murner (Marels) um 1235 erwähnt, ist einer der schauerlich romantischsten Punkte des Rheines und hat ein sehr berühmtes Echo, welches den Schuß einer Pistole, einem langen Donner gleich, wiederholt und den Klang eines Waldhorns wunderlieblich zurücktönt. — Lorelei hat es nach der Sage, als sie vor Liebessehnsucht sich in den Strom stürzte, als Andenken ihrer Stimme zurückgelassen, womit sie Alles bezauberte. A. H.

Und hat sie dich gerecht und gut befunden,
So nimmt sie dich als milde Herrin auf,
Und plötzlich heilen alle deine Wunden,
Denn du beginnest schönren Lebenslauf.
Doch hast du die gewagte Reise
Als Schelm gemacht und wüster Thor,
Dann, Lieber, dienest du zur Speise
Uns, ihrer Boten schnellem Chor.

Die besten Ritter sind bei ihr zu schauen,
Doch auch gemeinrer Pöbel wird dir nahn;
Auch triffst du schöne Mädchen, edle Frauen
Aus guten, hochberühmten Häusern an.
Noch kürzlich kam herab geschwommen
Gisella Brömser, wunderhold;
Sie ward gar freundlich aufgenommen,
Trägt eine Harfe nun von Gold."

Es schweigt und eilt voran der graue Schwimmer
Und breitet eilig seine Flossen aus;
Bald steht, umstrahlt von diamantnem Schimmer,
Vor Walthers Blicken ein krystallnes Haus.
Er hört ein wunderbares Klingen
Und manchen halbvergeßnen Sang:
Sinds Nixen, die so lieblich singen,
Ists goldner Harfen süßer Klang?

Nun tritt er in die reichgeschmückten Hallen,
Und Fraun und Recken grüßen ihn so mild;
Bald sieht er lange Silberschleier wallen,
Und vor ihm steht der Lurlei schönes Bild.
„Was willst du, Jüngling?" fragt sie leise,
„Warum verließest du die Welt?
Oft sangst du schön zu ihrem Preise
Und warst im Kampf ein tapfrer Held!"

„O Lurlei, Königin der stillen Tiefen,
Die Liebe hat mich in den Tod gejagt!
Als mir im Busen alle Lieder schliefen
Und selbst die Harfe jeden Trost versagt;
Da sucht ich Ruh in deinen Fluthen
Für mein gebrochnes, wundes Herz,
Und sieh, schon hört es auf zu bluten,
Vergessen ist der Erde Schmerz!"

„Er sei vergessen! — Lebe fröhlich wieder,
Und deine Harfe töne süßer fort!
Doch auf, ihr Nixen, singet Zauberlieder,
Ihr Winde, tragt sie rasch nach Schönberg dort!
Lockt sie herab mit Schmeicheltönen,
Die sieben Schwestern, stolz und kalt,
Und keine Macht soll mehr versöhnen
Der Lurlei rächende Gewalt!"

Die Nixen singen, und die Winde rauschen,
Schon hallt es süß zur Grafenburg empor.
„Ein Ständchen wohl?" Die schönen Jungfraun lauschen,
Und eine folgt der andren aus dem Thor.
„Wohin, wohin?" — „Auf sanfter Welle
Wir schaukeln horchend uns am Strand!"
Schon ist ein kleines Schiff zur Stelle,
Wer stößt es denn so wild vom Land?

Ha! unaufhaltsam treiben sie die Wogen
Mit Sturmeseile von dem Ufer weit,
Und plötzlich ist der Himmel schwarz umzogen,
Die Lurlei taucht empor im Nebelkleid.
„Halt!" ruft sie streng; das Schiff bleibt stehen,
Gehorsam sind ihr Well und Wind;
„Die Strafe folget dem Vergehen:
Seid ganz, was eure Herzen sind!"

Das Schiff versinkt, bald schweigen alle Klagen,
Die sieben Schwestern wandeln sich in Stein,
Und ihre kahlen Felsenhäupter ragen
Starr, unbewegt und traurig aus dem Rhein.
Zwei Pilger die vorüber ziehen,
Sehn staunend sich das Wunder an:
Hell scheint der Mond, die Wogen fliehen
Bald wieder still die alte Bahn.

Adelheid v. Stolterfoth.

4.

Die sieben Schwestern! Habt Acht, habt Acht!
Wir könnten scheitern, da würdens acht.

Sie trieben immer mit Liebe Spott,
Die Felsenherzen; das rächte Gott.

Dort über Wesel, wo Schönberg ragt,
Da haben sie manchen Verliebten geplagt.

Erst angezogen, verlacht hernach
Und heimgesendet mit Hohn und Schmach.

Hier sind sie versunken dafür im Rhein,
In Fels verwandelt und harten Stein.

Und wenn ein Schifflein vorüber fährt,
Das sei mit Spröden nur nicht beschwert!

Die niemals liebte, sie muß herbei,
Daß bei den Sieben die Achte sei.

Ist eine Spröde hier auf dem Schiff,
So wirds zerschellen am Felsenriff.

„Wir Dreie hätten nicht Schuld daran,
Denn wir sind Frauen und lieben den Mann.“

Das wollen wir hoffen, und wär es nicht wahr,
Wir Alle schwebten in großer Gefahr.

„So bin ich eine verlobte Braut,
Die nie verlangend nach Andren schaut!“

Das wollen wir hoffen, und wär es nicht wahr,
Wir Alle schwebten in großer Gefahr.

„Mir alten Jungfrau spricht Niemand Trost,
Doch dieses Hündchen mir freundlich kost.“

Das wollen wir hoffen, und wär es nicht wahr,
Wir Alle schwebten in großer Gefahr.

Zwölfjährige.

„Daß ihr nicht jämmerlich ertrinken müßt,
Hab ich heimlich des Nachbars Gottfriedchen geküßt!“

Das wollen wir hoffen, und wär es nicht wahr,
Wir Alle schwebten in großer Gefahr.

K. Simrock.

In der Felsenrunde.

Ihr Felsen wollt entgegen stemmen
Dem Strom euch? Mir wird angst und bang!
Und du läßt deinen Gang dir hemmen,
O Rhein, du duldest solchen Zwang?

Da stellt sich grad noch in die Quere
Ein Felskoloß — das fehlte noch!
Hier ists, als ob der Ausgang wäre
Nur durch ein unterirdisch Loch.

Ich kann nicht weiter! — Weiter, weiter!
Ha, obendrein noch Spott! — Spott, Spott!
Wohl hattst du recht mit deiner Leiter
Und Warnung, schilfbekränzter Gott!

Das ist die Lurlei! — Lurlei, Lurlei!
Wie schroff, wie riesig, ha! — Ha, ha!
Nun schweig nur, Lurlei! — Lurlei, Lurlei!
Seid falsche Nixen ja! — Ja, ja!

Gebt, Nixen, euren Raub uns wieder,
Die gute, traute Fischerin!
Nur bring sie mit die holden Lieder
Und auch den heitren Jugendsinn!

Will ewig sie die Freude fliehen,
Weil Kuno ihr den Frieden stahl?
O kehr mit deinen Melodieen
Zurück uns in dies stille Thal!

C. Doll.

Sagen und Lieder von der Lorelei.

1.

Zu Bacharach am Rheine wohnt eine Zauberin,
Sie war so schön und feine und riß viel Herzen hin.

Und brachte viel zu Schanden der Männer rings umher,
Aus ihren Liebesbanden war keine Rettung mehr.

Der Bischof ließ sie laden vor geistliche Gewalt —
Und mußte sie begnaden, so schön war ihre Gestalt.

Er sprach zu ihr gerühret: „Du arme Lorelei,
Wer hat dich denn verführet zu böser Zauberei?“

„Herr Bischof, laßt mich sterben, ich bin des Lebens müd,
Weil Jeder muß verderben, der mir ins Auge sieht!

Meine Augen sind zwei Flammen, mein Arm ein Zauberstab:
O legt mich in die Flammen, o brechet mir den Stab!“

„Ich kann dich nicht verdammen, bis du mir erst bekennt,
Warum in diesen Flammen mein eigen Herz schon brennt?

Den Stab kann ich nicht brechen, du schöne Lorelei,
Ich müßte denn zerbrechen mein eigen Herz dabei!“

„Herr Bischof mit mir Armen treibt nicht so bösen Spott
Und bittet um Erbarmen für mich den lieben Gott!

Ich darf nicht länger leben, ich liebe keinen mehr;
Den Tod sollt ihr mir geben, drum kam ich zu euch her.

Mein Schatz hat mich betrogen, hat sich von mir gewandt,
Ist fort von hier gezogen, fort in ein fremdes Land.

Die Augen, sanft und wilde, die Wangen, roth und weiß,
Die Worte, still und milde, — das ist mein Zauberkreis.

Ich selbst muß drin verderben, das Herz thut mir so weh,
Vor Schmerzen möcht ich sterben, wenn ich mein Bildniß seh.

Drum laßt mein Recht mich finden, mich sterben, wie ein Christ;
Denn Alles muß verschwinden, weil er nicht bei mir ist!“

Drei Ritter läßt er holen: „Bringt sie ins Kloster hin!
Geh, Lore, Gott befohlen sei dein bethörter Sinn!

Du sollst ein Nönnchen werden, ein Nönnchen, schwarz und weiß,
Bereite dich auf Erden zu deiner Todesreis!“ —

Zum Kloster sie nun ritten, die Ritter alle drei,
Und traurig in der Mitten die schöne Lorelei.

„O Ritter, laßt mich gehen auf diesen Felsen groß,
Ich will noch einmal sehen nach meines Liebsten Schloß.

Ich will noch einmal sehen wohl in den tiefen Rhein
Und dann ins Kloster gehen und Gottes Jungfrau sein!"

Der Felsen ist so jähe, so steil ist seine Wand;
Doch klimmt sie in die Höhe, bis daß sie oben stand.

Die Jungfrau sprach: „Da gehet ein Schifflein auf dem Rhein;
Der in dem Schifflein stehet, der soll mein Liebster sein!

Mein Herz wird mir so munter, es muß mein Liebster sein!"
Da lehnt sie sich hinunter und stürzet in den Rhein.

Klemens Brentano.

2.

Wie Flötenklang im Abendgold durch Auen und den Hain,
Tönt eine Stimme wunderhold von Lurleis Fels am Rhein.

Oft, wann die Sonn aus Osten wallt, wann Mond beglänzt die Höhn,
Läßt sich in lieblicher Gestalt dort eine Jungfrau sehn.

Doch wer vom Wasser oder Land zur Jungfrau hebt den Blick,
Dem plötzlich sie, wie Duft, entschwand, läßt Wehmuth ihm zurück.

Auch horcht ihr Mancher auf dem Schiff, lenkt er den Strom hinab,
Wie träumend, stößt ans Felsenriff und sinkt ins feuchte Grab.

Nur einem jungen Fischerpaar, das bei des Abends Glühn
Im Tagwerk noch geschäftig war, die holde Maid erschien.

Und vor die Scheuen trat mit Gruß sie leicht und mit Gesang,
Zeigt ihnen dann im schnellen Fluß den allerreichsten Fang.

Bald hat in Thälern und auf Höhn das Land die Sag erfüllt,
Wie jene Fischer dort gesehn das göttlich schöne Bild.

Es herrscht ein Pfalzgraf an dem Rhein, hat einen edlen Sohn,
Der folgt so gern durch Flur und Hain dem Wild beim Hörnerton.

Sein Lager hielt der junge Graf in Freud und Glanz allhier,
Wo manchen Hirsch sein Bogen traf im waldigen Revier.

Doch als auch ihm die Sag erscholl, wie dort zum Strande kam
Das Kind der Felsen, ach! da schwoll sein Herz von Lust und Gram.

Und wie, umstrahlt von Silberlicht, die Feen im Morgenland,
So hold in manchem Nachtgesicht die Jungfrau vor ihm stand.

Ihn läßt die Sehnsucht nimmer ruhn, er bietet Sassen auf:
Stromabwärts eilt gen Wesel nun der muthgen Rosse Lauf.

Und dort besteigt er einen Kahn und fährt dem Lurlei zu:
Schon sinkt auf Berg und Wiesenplan die Nacht in stiller Ruh.

Die goldnen Sterne leuchten hell; „Ach! seht die Zauberin!“
So rufen ihm die Rudrer schnell; „doch fahren wir nicht hin!“

Da sieht der Jüngling die Gestalt; sie sitzt am Felsenhang
Im Schneegewand und jetzo schallt ihr himmlischer Gesang.

Dann lächelnd geht sie weiter vor und flicht im Sternenglanz
Von Wasserblumen, Bins und Rohr sich einen Lockenkranz.

„Ach Herr! wie lieblich,“ ruft die Schaar, „ist diese Zauberin!
Welch Angesicht, welch goldnes Haar! doch fahrt, o fahrt nicht hin!“

Allein, wie Sturm die Wolke, drängt die süße Qual ihn fort
Und er gebeut: „Ihr Schiffer, lenkt den Kahn zu jenem Ort!“

Schon will man sich dem Strande nahn, wo jene freundlich winkt,
Als schnell der Graf, um sie zu fahn, aus seinem Nachen springt.

Doch er erreicht das Ufer nicht, sinkt in den Strom hinab,
Der grollend sich am Felsen bricht, ihn deckt der Fluthen Grab.

Und bang in rascher Eile fährt der Knechte Schaar zurück,
Und meldet, als sie heimgekehrt, des Jünglings Mißgeschick.

Der Pfalzgraf hörts: o Trauerton! Wie beugt der wilde Schmerz
Um den entrißnen, lieben Sohn das väterliche Herz!

An seine Reisige voll Grimm erläßt er das Gebot:
„Auf! bringet mir das Ungethüm lebendig oder todt!"

„Herr!" spricht der Hauptmann, „euer Wort in Ehren! doch wärs gut,
Zu stürzen gleich die Hexe dort hinunter in die Fluth.

Sonst macht sie euch der böse Feind aus Kett und Banden frei."
„Wohl!" sagt der Pfalzgraf, „wohl, mein Freund!" — Ab zieht die Reiterei.

Die Sterne schwinden, bald erhellt der junge Morgenstrahl,
Der von der Berge Zinnen fällt, rings Auen, Strom und Thal.

Es fährt mit seinem Waffentroß der Ritter übern Rhein,
Und alle schließen schnell zu Roß den Lurleifelsen ein.

Mit drein der Wackersten ersteigt der Hauptmann jetzt die Höhn,
Als oben sich die Jungfrau zeigt, und ihre Locken wehn.

Von Bernstein hält sie eine Schnur in lilienweißer Hand:
„Wen sucht ihr, Leute jener Flur, an dieser steilen Wand?"

„Nur dich!" versetzt der Führer: „Halt! gefangen bist du nun;
Drum sollst du, Zauberin, alsbald den Sprung ins Wasser thun!"

Sie lacht: „Das Wasser hole mich!“ und wirft im leichten Gang
Die Schnur hinab, und schauerlich tönt ihrer Stimme Klang:

„Die weißen Rosse schicke mir, o Vater, deinem Kind,
Auf daß ich reite fort von hier mit Wogenlauf und Wind!“

Da braust ein Sturm mit Regenguß, die Brandung schäumt empor:
Zwei Wellen wandeln aus dem Fluß, gleich Rossen, hoch hervor.

Hinan den Felsen steigen sie und tragen blitzesschnell
Die Jungfrau in den Strom — und sieh! umher ists wieder hell.

Dem Wunder staunt der Männer Schaar mit Beben und erkennt,
Daß jene von den Geistern war, die man Undinen nennt.

Und als zu ihrem Herrn zurück sie mit der Kunde flohn,
Da fand sich auch — o welches Glück! der todtgewähnte Sohn.

Gehoben hatt ihn dort hinan mit halbbetäubtem Sinn
Das Wellenspiel und trug ihn dann sanft an das Ufer hin.

Nicht mehr ließ sich die Jungfrau sehn; nur aus der Felsenkluft
Sie neckend noch, wenn Schiffe gehn, der Segler Stimmen ruft.

Karl Geib.

3.

Hoch ob des Lurleis steilen Höhen
Jagt Pfalzgraf Albrechts kühner Sohn;
Der schönste Hirsch, den er gesehen,
Ist, nah schon seinem Speer, entflohn.

Er folgt ihm weiter, immer weiter
Bis an des Abgrunds steilen Rand,
Und endlich wirft der wilde Reiter
Das Eisen glücklich und gewandt.

Getroffen sinkt von seinen Händen
Zur Erde hin das edle Wild.
Sieh, da entsteigt den Felsenwänden
Ein schilfbekränztes Frauenbild!

Hat er im Traume denn gesehen
Dies Antlitz, dieser Augen Blau?
Nein, ihre Locken sah er wehen
Vom Lurlei oft durchs Nebelgrau.

Oft hört er auch ein Lied erklingen,
Das süß um Lieb ihn angefleht;
Bald schien es aus der Fluth zu dringen,
Ward bald vom Fels ihm zugeweht.

Und oftmals dann im Mondenscheine,
Wann leise der Gesang verhallt,
Taucht aus dem milbeglänzten Rheine
Empor die winkende Gestalt.

Wer wollt auf Männerschwur nicht bauen?
Stets flieht er treu zu seiner Braut,
Weil ihm vor Feen und Nebelfrauen
Und bleichen Wassernixen graut.

Doch endlich ist es ihr gelungen,
Er ward verlockt in ihren Bann,
Wo nun, vom Zauber rasch umschlungen,
Er nimmermehr entfliehen kann.

„Halt!“ ruft sie jetzt mit sanftem Beben,
„Du jagtest auf verpöntem Land,
Und mir verfallen ist dein Leben,
Gibst du mir nicht ein hohes Pfand!

Tief unten in krystallner Helle
Steht mein uraltes Felsenhaus;
Leis rauscht darüber hin die Welle,
Und Fischlein ziehen ein und aus.

Viel schöne Fraun und Recken wohnen
Bei mir in Frieden, still und gut;
Sie tragen schilfgeflochtne Kronen
Und suchten Ruh einst in der Fluth.

Sie singen wunderbare Lieder
Und Sagen aus vergangner Zeit,
Die rauschen auf und rauschen nieder
Mit Well und Wind in Ewigkeit.

Und willst du mein Gemahl nicht werden
Und willst du nicht ihr König sein?
Wir steigen fröhlich auf zur Erden
Und sinken selig in den Rhein.

So gib mir denn dein Herz zum Pfande,
Verfallen ist mir schon dein Leib,
Und nieder führ ich dich zum Strande
Als dein beglücktes, treues Weib!"

„Entfleuch, du bleiches Bild, von hinnen!"
Ruft Hugo jetzt, voll Graun und Schmerz.
„Ich will kein Zauberweib gewinnen,
Und andrer Liebe schlägt mein Herz.

Doch ob verfallen ist mein Leben,
Weil ich gejagt in deinem Bann,
Drauf soll mein Schwert dir Antwort geben,
Wenn sie dein Kämpfer fordern kann!"

So spricht der Held mit strenger Stimme.
Doch weh ihm, daß er sie verschmäht!
Rasch fährt empor in wildem Grimme,
Die noch vor Kurzem sanft gefleht.

Aus ihren Augen sprühet Feuer,
Aus ihren Locken brauset Sturm,
Zur Wetterwolke wird ihr Schleier
Und riesig wächst er, wie ein Thurm.

„Schick, Vater, mir die weißen Rosse!“
So ruft sie laut hinab zum Strand,
Da brausen auf aus ihrem Schlosse
Zwei Wellen bis zum Felsenrand.

Sie schwingt ihn auf, sie fährt hernieder
Vom hohen Lurlei in die Fluth.
Doch bald entsteigen sanfte Lieder
Der Tiefe wo der Ritter ruht:

„Er schläft auf weichem Lager,
Der kühne Heldensohn.
Ich hab ihn sanft gebettet,
Weh mir! — er liebt ja schon!

Gern setzt ich eine Krone
Ihm auf das Lockenhaar
Von tausend Diamanten,
Schön, wie noch keine war.

Gern gäb ich einen Scepter
Ihm in die starke Hand;
Vom Meere sollt er herrschen,
Bis hoch ins Schweizerland.

Wir lebten still in Frieden,
So lang der Rhein noch fließt,
So lang den Lurleifelsen
Noch Mondenschein begrüßt.

Singt, Nixen, singt ihm leise
Ins Ohr mit Schmeichellaut!
Doch ach! er träumt vom Vater,
Er träumt von seiner Braut.

Am Ufer steht sie traurig
Und weint hinab zur Fluth,
Und auch sein greiser Vater
Klagt mit gebrochnem Muth.

Er zuckt im Schlaf zusammen,
Er fährt empor im Schmerz.
Schwer sind die Thränenperlen
Gefallen auf sein Herz!

Und tiefer, immer tiefer
Neigt sich die Maid herab.
Weh mir! sie will ihm folgen
Ins kühle Wellengrab.

Dann müßt ich ewig sehen,
Wie sie so glücklich sind. —
Steigt auf, ihr weißen Rosse,
Tragt ihn ans Land geschwind!"

A. v. Stolterfoth.

4.

Es war in des Lenzes wonnigem Glanz,
Da eilte die Jugend des Rheines zum Tanz.

Dort, wo an dem Lurlei die Welle sich bricht,
Sich jede Brust selige Stunden verspricht.
Manch Mädchen, geschmücket mit reichem Gewand,
Im Kranze der lieblichen Schönen sich fand.
Doch alle besiegte ein reizendes Kind,
Schön, wie unsterbliche Engel es sind.
Sie schien, eine Göttin, zur Erde geeilt,
Die freundlich die Freuden der Menschen theilt.
Ihr schwarzblaues Auge, ihr rosiger Mund,
Ihr Nacken, so glänzend, ihr Busen, so rund,
Bezauberten mächtig ein jegliches Herz
Mit seliger Wonne, mit zagendem Schmerz.
„Ha! kennt ihr das himmlische Angesicht?
Es ist ja die Lurlei, o folget ihr nicht!"
Doch als nun zum Reigen die Flöte rief,
Da nahte ein Ritter ihr, neigte sich tief;
Und bald, wie von sanften Zephyren gewiegt,
Mit ihr durch die Reihen der Glückliche fliegt.
„Ach! armer, armer Pfalzgrafensohn,
Du bist der Undine verfallen schon!"
Und ihn an der zauberisch wogenden Brust
Ergreifet Entzücken und wonnige Lust.
Sie schweben im Reigen so flüchtig, so leicht,
Kein Paar sie an Zierde und Anmuth erreicht.
Und weiter und weiter vom fröhlichen Kranz
Entfernen sie stets sich im schaukelnden Tanz.
„Ach, armer Jüngling, erhebe den Blick
Und schaudre vom zaubrischen Felsen zurück!"
Kaum nahten sie jetzt sich des Lurleis Rand,
Da stiegen zwei Wellen herauf an den Strand.
Die Schöne stürzt nieder mit ihm in die Fluth,
Und nimmermehr sah er des Tages Gluth.

5.

„Es ist schon so spät, es wird schon so kalt,
Was reitest du einsam durch den Wald?
Der Wald ist lang, du bist allein,
Du schöne Braut, ich führ dich heim!"

„Groß ist der Männer Trug und List,
Vor Schmerz mein Herz gebrochen ist;
Wohl irrt das Waldhorn her und hin,
O flieh, du weißt nicht, wer ich bin!"

„So reich geschmückt ist Roß und Weib,
So wunderschön der junge Leib;
Jetzt kenn ich dich — Gott steh mir bei!
Du bist die Hexe Lorelei!"

„Du kennst mich wohl, vom hohen Stein
Schaut still mein Schloß tief in den Rhein.
Es ist schon spät, es wird schon kalt,
Kommst nimmermehr aus diesem Wald!"

v. Eichendorff.

6.

Ich weiß nicht, was solls bedeuten,
Daß ich so traurig bin?
Ein Mährchen aus alten Zeiten,
Das kommt mir nicht aus dem Sinn.

Die Luft ist kühl, und es dunkelt,
Und ruhig fließt der Rhein;
Der Gipfel des Berges funkelt
Im Abendsonnenschein.

Die schönste Jungfrau sitzet
Dort oben wunderbar,
Ihr goldnes Geschmeide blitzet,
Sie kämmt ihr goldnes Haar.

Sie kämmt es mit goldnem Kamme
Und singt ein Lied dabei,
Das hat eine wundersame,
Gewaltige Melodei.

Den Schiffer im kleinen Schiffe
Ergreift es mit wildem Weh;
Er schaut nicht die Felsenriffe,
Er schaut nur hinauf in die Höh.

Ich glaube die Wellen verschlingen
Am Ende Schiffer und Kahn;
Und das hat mit ihren Singen
Die Lorelei gethan.

H. Heine.

7.

Den Fels der Lorelei,
Am Tage sieh ihn nicht!
Es zeigt sich nur die Fei
Im blassen Mondeslicht.

Dann öffnet sich die Thür
Aus Steine wundersam;
Es tritt die Fei herfür,
Das Antlitz voller Gram.

Sie schaut herauf, herab,
Sie spähet und sie lauscht;
Still bleibt es, wie das Grab,
Nur dumpf die Welle rauscht.

Hofft sie, daß ihr noch Glück
Bevor auf Erden steht? —
Noch einen langen Blick!
Sie wendet sich und geht.

Sie geht ins Felsenthor,
Das schließt sich wieder zu;
Der Rhein fließt nach, wie vor,
Es ist die alte Ruh.

H. Fournier.

8.

Hoch auf ewgem Gletschereise thront der alte König Rhein,
Sammelt dort auf gleiche Weise den Tribut des Himmels ein;
Sammelt von der Erde Quellen mächtge Ströme für sein Reich
Und entsendet ihre Wellen immer voll und immer gleich.

Lurlei, seiner Töchter eine, wohnt im schönsten Felsenthal;
Aber Berge, Strom und Haine wurden Zeugen ihrer Qual.
Einen Ritter, schön und blühend, liebte sie mit tiefer Gluth;
Er, in andrer Liebe glühend, floh die Königin der Fluth.

Wieder einmal aus den Tiefen taucht ihr sanftes Angesicht,
Und die langen Locken triefen goldne Fluth im Mondenlicht;
Halb enthüllet vom Gewande, steigt empor das hehre Weib,
Wellen zittern bis zum Strande, wie sich hebt der Schwanenleib.

Und sie horcht, ob Alles stille an den Ufern, auf der Fluth,
Ob die Nacht den Berg umhülle, ob das Thal in Frieden ruht.
Dann in traurig süßer Weise athmet ihre Brust Gesang,
Und ein Lied entwallet leise, wie der Aeolsharfe Klang.

Aber in des Lurlei Klüften sind melodsche Geister wach,
Und, verschwebend in den Lüften, hallt es wieder zwanzigfach.

Aus den Schachten schlüpft der Gnome, rollt, wie Nebel, von dem Berg,
Und der Elfe lauscht am Strome, und es lauscht der schwarze Zwerg.

Was sie singt, sind tiefe Klagen, wie ihr einsam glühend Herz
Lang und still sie hat getragen, aber nun verhaucht in Schmerz.
Was sie klagt, sind ewge Leiden, unverstanden, ungefühlt,
Wo die Wellenrosse weiden, und ihr Huf nach Goldsand wühlt.

Ihre Boten, schnelle Fische, ziehn vom Gotthard bis zum Meer,
Und in ewger Jugendfrische dienen Nixen um sie her.
Aber keine fühlt von allen, was verschmäht ihr Herz empfand,
Als sie einst aus ihren Hallen den Geliebten fortgesandt.

Längst schon ist er weggeschwunden, längst zerstäubte sein Gebein;
Doch ihr scheinens wenig Stunden, seit sie ihn verlor, zu sein.
Ewig strahlen ihre Wangen in der Schönheit holdem Licht,
Ein Jahrtausend ist vergangen, aber ihre Liebe nicht.

Drum in traurig süßer Weise athmet ihre Brust Gesang,
Er entwallet sanft und leise, gleich der Aeolsharfe Klang.
Jetzt verhallen ihre Lieder, Schweigen hüllt die Thäler ein,
Und sie tauchet langsam wieder in den mondbeglänzten Rhein.

A. v. Stolterfoth.

9.

An des Rheines schönem Strande saß mit gramerfülltem Sinn
Auf des Felsens hohem Rande dort die schöne Fischerin.
In die Ferne schweift ihr Auge, hier hinunter, dort hinauf,
Ob empor kein Segel tauche auf des Stromes klarem Lauf.

Doch der Liebste will nicht kommen, den sie sehnlich dort erharrt;
Ach, in Feindes Haft genommen, ist wohl gar sein Herz erstarrt!
Und in wehmuthvoller Weise klagte nun sie ihren Gram,
Der, wie Harfenklänge, leise aus dem wunden Busen kam.

Aber keine Seele theilte mit ihr das gequälte Herz,
Und der schnelle Wandrer eilte kalt vorbei an ihrem Schmerz;
Nur die Berge in der Runde und die Felsen hatten Herz,
Und es scholl in deren Munde hundertfältig bald ihr Schmerz.

Lange fand im dunklen Rheine Ruhe sie von ihrer Qual;
Doch erscheint im Mondenscheine dort ihr Bild noch manches Mal.
Ihrer Stimme Wunderklänge hört der Schiffer tiefbewegt,
Daß ihm fast das Herz zerspränge, daß er keine Hand mehr regt.

Trunken von dem holden Wahne, hängt er nur an ihrem Mund;
Sieh, da zieht mit seinem Kahne ihn hinab des Wirbels Schlund!
Fragst du an dem Felsenthore, wer das Zauberwesen sei;
So ertönt der Name Lore hundertfach von Lei zu Lei.

10.

Saß dort im Felsgesteine
Mit stillem Herzenleid,
Hoch überm dunklen Rheine,
Lurelei,
Die schöne Fischermaid.

Sieh sah ein Schifflein kommen,
Ein Ritter saß darin;
Ihm nach blickt schmerzbeklommen
Lurelei
Weit in die Berge hin.

Das Aug ist ihr getrübet,
Das Herz thut ihr so weh:
„Du, den so heiß geliebet
Lurelei,
Ade, ade, ade!

Du ziehst in ferne Lande,
Ziehst übers weite Meer;
Was soll nun hier am Strande
Lurelei?
Ihr ist die Welt nun leer!“

Ist sie vom Strand verschwunden,
Brach ihr das Herz entzwei?
Kann Niemand dich erkunden,
Lurelei,
Du schöne Lurelei?

Ihr Weh ist längst verklungen,
Ihr Leid ist längst gekühlt;
Vom Felsen ist gesprungen
Lurelei,
Vom Strom hinabgespült.

Dort, wo sich Fluthen wälzen,
Dort, wo die Wirbel ziehn,
Sitzt tief im Schlund der Felsen
Lurelei,
Die schöne Fischerin.

Die Wasser sprühn und schäumen
In Kreisen früh und spat;
Denn nicht kann ruhn, noch säumen
Lurelei,
So oft ein Schifflein naht.

Wohl ist die Felsenrunde
Hier ihres Namens voll;
Denn in der Fischer Munde
Lurelei,
Der Name, nie verscholl.

Carl Doll.

11.

Die Lorelei, die Lorelei singt helle Zauberlieder,
Sie klingen her, sie klingen hin, die Wogen auf und nieder;
Die Schiffer lockt der Sang herbei, sie kehren nimmer wieder.

O, Königssohn! du weißt es doch, was bist du so verwegen?
Ist dirs, o Jüngling, um ein Lieb daheim so sehr verlegen?
Willst du, ein frischer Knabe noch, dem kalten Tod entgegen?

„Die schöne Lorlei zu umfahn, hab ich mich fest verschworen;
Mir träumte von ihr diese Nacht, ihr Lied kam mir zu Ohren;
Zur Lorlei lenkt des Schiffleins Bahn, wärs tausend Mal verloren!“

Der Königssohn beim Steuer lehnt, rund um ihn die Genossen;
Sie haben nicht ein Wort gesagt: seid ihr zum Tod entschlossen?
Ihr seht, wies unten dräut und gähnt, und dennoch unverdrossen?

„Schauend von dem kühlen Stein in das dunkle Grab der Wogen,
Singend bei der Sonne Schein, singend unterm Sternenbogen:
Götterselig, doch allein — so ist Lorlei groß gezogen!“

Das Schifflein stürmt im Flug dahin; nach ihren vollen Brüsten,
Nach ihrem keuschen, süßen Leib erfaßt sie das Gelüsten.
Hin nach der Jungfrau steht ihr Sinn, und wenn sie sterben müßten!

Von ihrem Felsen beugt die Maid in Lust die nackten Glieder.
„Ich liebe dich, umfasse mich!“ so schallen ihre Lieder;
„Ich bin bereit zu jeder Zeit, mir blühn und glühn die Glieder!“

Der Königssohn das Steuer hält: „Durch! durch die wilden Wellen!
Dort weilt die Maid!“ „Die Brandung hier!“ „Was kümmert das, Gesellen?“
„Jesus, Maria! Du Herr der Welt, Gott, schütz uns, wir zerschellen!“

Der Strudel faßt das bange Schiff: „O Lorelei, du schöne!“
Der Sturmwind durch die Segel pfiff: „Noch hör ich deine Töne!“
Zerschellt es jach am Felsenriff: „Lohnst du uns so, Sirene?“

Immanuel.

12.

An des Felsens steilen Wänden
Zieht hinauf ein ernster Zug,
Scapuliere um die Lenden,
In der Hand das heilge Buch;
Ruhen oft und ruhen lange,
Beten leis den Rosenkranz,
Und um ihre blasse Wange
Schimmert es, wie Heilgenglanz.
Sie beten so brünstig, den Zauber zu lösen,
Sie waffnen sich wacker zum Kampf mit dem Bösen,
Die Mönche im Kranz.

Oben ruht auf weichem Moose
Stolz, wie sonst, die Lorelei,
Spielt mit ihren Flechten lose,
Wie ein Kind in Träumerei;

Hoch, wie sonst, die Brüste schwellen,
Rasch, wie sonst, die Pulse gehn:
Ob auch heut sie den Gesellen
Würde kalt, wie sonst, verschmähn?
Jetzt wendet in Hast sie die glühenden Augen;
Sie kann es nicht fassen, die kann sie nicht brauchen,
Die sich so sonderlich drehn.

„Der von den Todten du erstanden,
Christe, Gott und Gottes Sohn,
Mach uns nicht, o Herr, zu Schanden,
Die wir knien vor deinem Thron!
Bitte du, Gebenedeite,
Für uns, daß er gnädig sei,
Der die Sünder all befreite,
Lös uns von der Zauberei!
Wir haben gebetet, nun wollen wir handeln;
Wohl haben den Muth wir, den Zauber zu wandeln:
Steht uns, ihr Heiligen, bei!"

Sie erheben sich vom Knieen,
Bei der Fackel düstrem Licht
Aufwärts ernst die Mönche ziehen,
Kreuzend Stirn und Angesicht.
Weihrauch duftet auf und nieder,
Heilig Wasser weiht den Grund;
Zwar verstummen ihre Lieder,
Ave! lispelt doch der Mund.
So feierlich treten mit sicherem Schritte,
Als wärens die Jünger und e r in der Mitte,
Die Patres den Grund.

Da von ihrem Felsensitze
Hebet sich das schöne Weib,
Aus den Augen zucken Blitze,
Doch es bebt ihr schlanker Leib.

„Wer hat euch geladen, Gäste,
Daß ihr nächtlich mich besucht?
Bleibt daheim und schlafet feste,
Eh der Böse euch versucht!“
„O Sancta Maria! du führest den Reigen
Der Heiligen droben, euch ruf ich zu Zeugen:
Die Lorelei sei — verflucht.“

Sie, in fürchterlichem Bangen,
Flieht hinauf zum letzten Stein,
Von der höchsten Angst befangen,
Wimmert in die Nacht hinein:
„Vater, an des Todes Sprosse
Fleht zu dir dein armes Kind.
Sende deine weißen Rosse;
Willst du retten, sei geschwind!
Schon hör ich die Stimmen, schon sind sie gekommen,
Schon haben die Würger den Gipfel erklommen,
Die Rosse! — Auf, Wogen und Wind!“

Plötzlich, wie in tiefsten Tiefen,
Rauschts und schwillts im stillen Rhein;
Alle Bäche, die da schliefen,
Brechen ihren engen Schrein,
Wogen wachsen, wie Lavinen,
Steigen, wie der Nebel steigt;
Ehe noch ein Mensch erschienen,
Hat der Rhein sein Kind erreicht.
Fest greifen die Wellen die Tochter, die bange,
Es säumen die schäumenden Rosse nicht lange:
Zu den Schwestern die Schwester entfleucht.

Immanuel.

13.

„Wer singet dort so holde Melodei?
Das Schifflein säumt und gleitet sacht vorbei!“
Mein Nachbar sprach: „Es ist die Lorelei.

Da droben thront sie auf des Felsen Spitze,
Strahlt in den Rhein ihr goldnes Lockenhaar,
Und Geisterchöre tönen wunderbar
Im Rebenlaub an ihrem Herrschersitze.
Doch wie der Strahl durch trüber Wolken Ritze,
So dringt hindurch der Wunderton der Fei.

Ihr Singen regt beglückten Erdensöhnen
Die höchste Lust und alle süße Pein;
Wer sie vernimmt, muß ihr ergeben sein
Und kann sein Herz des Wohllauts nicht entwöhnen.
Gefesselt huldigt er der Macht des Schönen,
Und lebt und stirbt im Dienst der Lorelei.

Noch hat sie nie sich einem Mann ergeben,
Ob sie auch vielen gnädiger geblickt.
Ein Ritter einst, von Sangeslust bestrickt,
Sann, mit Gewalt zu fahn ihr holdes Leben:
Das Hüfthorn tönt, die frechen Knechte streben
Schon berghinan zur Jagd der Lorelei.

Sie klimmt empor die höchsten Felsenstellen,
Der Frevler folgt, schon faßt er ihr Gewand;
Da schwingt sie sich hinab vom Bergesrand,
Und unten hört man sein Gebein zerschellen.
Sie aber singt, lustwandelnd auf den Wellen:
„Mich zwingst du nicht, denn meine Gunst ist frei!“

Wens nach der Hand der Lorelei gelüstet,
Umschwebe Wohllaut schon im Mutterschoos;
Früh ringt das Lied sich seinem Busen los,

Frei von der Lüge, die sich Wahrheit brüstet;
Er naht dereinst, mit Sängerkraft gerüstet,
Und Bräutigam begrüßt ihn Lorelei.

Und als er kam auf stolzem Schiff gezogen
Den Strom hinab vom golbbeglänzten Main;
Da wandelt sie zum bräutlichen Verein
Dem Freund entgegen auf des Rheines Wogen,
Da kommt ein Wind von Osten hergeflogen,
Entführt das Schiff, und trauernd steht die Fei." —

„Er war mein werth und konnt er mich verschmähen,
So welke, Kranz, der höchsten Ehren Lohn!
Nein, grüne fort, denn einem treuren Sohn
Hat dich zum Schmuck der Himmel ausersehen.
Zwar werden noch Jahrzehende vergehen,
Doch treu des Lieblings harrt die Lorelei."

Ballade, sag den Unberufnen frei,
Daß Musengunst nicht zu erzwingen sei.
Komm, Liebling, bald der schönen Lorelei!

K. Simrock.

14.

Aus jenem Felsen klang die süße Stimme,
Die so mir ruft, wer mag die Holde sein?
Noch einmal rufe so mir, und ich schwimme
Zu dir hinüber auf dem alten Rhein.

Die Stimme klang, des Rheines Wogen schlugen
Zu mir empor und netzten meinen Fuß,
Sie nahmen mich in kühlen Arm und trugen
Entgegen mich der süßen Stimme Gruß.

Und daß ich aufwärts zu der Höhe klimme,
Griff ich des Berges rauhe Felsenhand;
Bald ferner rief, bald näher mir die Stimme
Und lockte mich zum steilsten Bergesrand.

„Ich folge dir, und willst du mich vernichten,
Gern find ich hier, von dir geführt, mein Grab:
Du bists ja, die in Bildern und Gedichten
Mir früh die erste Lebensweihe gab.“

Und heller wirds mit Einmal auf der Klippe,
Im Arm mir ruht das schönste Frauenbild;
Ein Kuß von ihr, wie tönet meine Lippe,
Wie Stürme, stark, wie Frühlingslüfte, mild!

„Dein Hoffen hat dich, Treuer, nicht betrogen!“
So sprach sie, hob mit mir sich himmelan;
„Der Dichtung Geist bin ich, von mir gezogen,
Mit kühnem Muthe wandle deine Bahn!“

So ruh ich nun in kühlen Felsenklüften,
Auf lichten Bergeshöhn in ihrem Arm;
Von ihr umschlungen, bad ich mich in Düften,
Umgaukelt von der Liebesgötter Schwarm.

Des Rheines Wogen schlagen das Gestade,
Die Stimme ruft, o Wandrer, folge nur;
Die Woge scheue nicht, die Felsenpfade,
Die Dichtung zeigt dir leuchtend ihre Spur!

Wilh. Genth.

15.

Der Teufel und die Lorelei.

Das ist des Teufels größter Spaß,
Die schöne Schöpfung zu verderben;
Sie läge, wäre sie von Glas,
Von ihm zerschlagen, längst in Scherben;

Zum Glück gebricht ihm die Gewalt,
Wann Bosheit ihm die Fäuste ballt.

Er machte, wie der Mylords mehr,
Einst rheinhinauf die große Reise.
Da hob ein Fels sich, hoch und hehr,
Und warf den Strom aus seinem Gleise:
Das Prachtgestein zerstört er gern,
Denn wer es sah, lobpries den Herrn.

Er greift mit beiden Händen zu
Und will es von der Stelle rücken;
Doch weil es ihm nicht weicht im Nu,
So stemmt es an den mächtgen Rücken:
Da singt die Lurlei hoch vom Rand
Und Zauber hält ihn festgebannt.

Sie singt von Weh, die schöne Fee,
Und möcht um Leben Liebe tauschen:
Sie wirbt so hold um Minnesold,
Die Wellen rauschen leis und lauschen:
Dem Teufel ist es scharfe Qual,
Als führ durchs Mark ihm kalter Stahl.

Sie singt von Lust in fremder Brust,
Wie froh der Mensch da unten lebe;
Wie mit dem Rauch der Hütten auch
Sein Dankgefühl zum Himmel schwebe;
Der Teufel weiß nicht, ob ers glaubt,
Doch ist ihm alle Macht geraubt.

Sie schweigt, da reißt sich Satan los
Und flüchtet zu der Hölle Feuer;
Doch abgedrückt im Felsenschoos
Ist ein geschwänztes Ungeheuer;

Der Schiffer siehts und sagt im Spott:
Der ist noch lang kein Herre-Gott.

K. Simrock.

Napoleon und die Invaliden.

(1807.)

Wo Invaliden wohnen, da schweigt des Muthes Drang,
Da ruhen die Geschütze, verstummt der Schwerter Klang;
Man hört da nur erzählen von alter Thaten Glanz,
Von Schlachten und von Siegen und kühnem Waffentanz.

Am Rhein dort, auf der Katze,[1] da war es nicht so still;
Sag an, was diese Feier der Invaliden will?
Es tönen die Kanonen durchs Thal mit lautem Schall,
Und weithin trägt den Donner der Felsen Wiederhall!

Sie gilt dem großen Kaiser Napoleon, dem Held,
Der reitet da vorüber und zieht ins Ehrenfeld;
Drum grüßen ihn die Krieger, und grüßen ihn mit Lust:
Freund oder Feind, — sie ehren den Muth in seiner Brust.

Doch wehe! Sieh die Rosse erschrecket, wild und scheu
Sich bäumen, gleich als wäre der Donner ihnen neu!
Doch wehe! Sieh den Kaiser, der sich mit Mühe faßt,
Wie ihm vor Zorn das Antlitz bald glühet, bald erblaßt!

„Das Nest," so ruft er, „werde zur Stunde mir geschleift!"
Indem er wuthentflammet zum Degengriffe greift.
Umsonst ist alles Bitten, das ihm zu Herzen spricht;
Die Burg der Invaliden, sie findet Gnade nicht.

[1] Die Burg Neukatzenelnbogen bei St. Goarshausen wurde um 1393 von dem Grafen Johann III. erbaut und wird gemeinhin die Katze genannt. Als nämlich der Erzbischof von Trier, Kuno von Falkenstein, das Schloß Thurmberg (Deuzenburg) zu Wellmich befestigte, brüsteten sich die Grafen mit ihren Vesten zu St. Goar (Rheinfels) und Goarshausen und nannten Thurmberg, das früher Petersеck hieß, spottweise nur die Maus, welche von ihrer Katze bald gefangen sein würde.

„Er störet unsren Frieden mit unerweichtem Sinn;
Das bringt ihm nimmer Segen, das schafft ihm nie Gewinn:
Wer weiß, wo ihm die Ruhe einst gönnt des Schicksals Spiel!“
So sprach ein Invalide, als sie in Trümmer fiel.

Die Katze war zerstöret; da stand sie im Verfall,
Als noch der Ruhm des Kaisers durchdrang das weite All;
Da stand sie, als schon lange ihm dort das ferne Meer
Ein stilles Grab gebauet, des Kaiserschmuckes leer.

Da steht sie auch noch heute, umrankt von Epheulaub,
Da man zur ewgen Ruhe gebracht des Kaisers Staub:
Dem Haus der Invaliden schuf er ein traurig Loos,
Ein Haus der Invaliden nahm ihn in seinen Schoos.

So pflegt in strengem Wandel zu sühnen das Geschick,
Wann lange schon gebrochen der Augen stolzer Blick;
Leis flüstert um die Trümmer des Rheines milde Luft:
Hôtel der Invaliden, so heißt des Kaisers Gruft.

Johann von Bornich.[1]

Wohl ist es eine schöne Würde,
Zu sein ein Priester Gottes hier;
Er trägt die segensvollste Bürde,
Der Menschheit Trost, der Kirche Zier.

[1] Der Schauplatz dieser Begebenheit, deren Wahrheit übrigens angefochten wird, war entweder die Burg Katzenellenbogen oder Rheinfels, deren Schirmvogtei nach dem Abgange des arnsteinischen Geschlechts (1185) an die Grafen von Katzenellenbogen überging. Philipps erste Gemahlin Anna, Tochter des Grafen Ludwig von Würtemberg und der Henriette von Mompelgart, behandelte, stolz auf ihre Abkunft, ihren Gatten mit Eigensinn, ihre Kinder mit Lieblosigkeit und ihre Untergebenen mit Härte. Der Graf, dieses Kreuzes müde, trennte sich daher von ihr und wies ihr das Schloß Lichtenstein zum Sitze an. Da er aber auch dort von ihren Unarten nicht frei blieb, und Schloß und Land sich über ihre Mißhandlungen beklagte, so ließ er sich von Tisch und Bett von ihr scheiden, und Graf Ulrich von Würtemberg endigte alle Missel damit, daß er ihr eine Wohnung in Waiblingen anwies, wo sie bald ihr verfehltes Leben endigte. Von den zwei Kindern aus dieser Ehe wurde der Sohn Philipp 1454 zu Brügge in Flandern erstochen, und die Tochter Anna an den

Ein Engel, weilet er hienieden,
Wenn seine Sendung er begreift;
Er pflanzt den Keim von jenem Frieden,
Deß goldne Frucht der Himmel reift.

Doch auch kein größer Ungeheuer
Sah je der Erde man entstammt,
Als wenn sein Herz das wilde Feuer
Der Bosheit und des Wahns entflammt,
Wenn er auf nachtverhülltem Pfade
Das Gift der schwarzen Seele haucht
Und jenes Amt des Lichts und Gnade
Als Mittel frevlen Werks mißbraucht.

Kaum wagt die Muse, die empörte,
Zu singen zwar die Gräuelthat,
Die ihr, als eine unerhörte,
Am Strand des Rheins entgegentrat;
Doch warnen soll sie, wie erbauen,
Durch Bilder der vergangnen Zeit;
Drum weicht der Pflicht des Herzens Grauen,
Und zum Gesang ist sie bereit.

Graf Philipp, aus dem Stamm der Chatten,
War reicher, als ein Fürst am Rhein;
Doch schien als Vater ihm und Gatten
Das Glück so günstig nicht zu sein.
Die Gattin schlug ihm Wund auf Wunde,
Und, sonst so süßer Freuden Born,
Sproß ihm aus seiner Ehe Bunde
Tagtäglich endlos Dorn auf Dorn.

Landgraf Heinrich IV. von Hessen vermählt, wodurch denn die Grafschaft Katzenellenbogen an das hessische Haus kam, da Philipps zweite Ehe, in Folge der hier besungenen Begebenheit, kinderlos blieb und also 1479 mit seinem Tode die männliche Linie seines Stammes erlosch. Sein Sohn Philipp (der Jüngere genannt) war an Ottilie, die Tochter des Grafen Heinrichs von Nassau-Dillenburg vermählt gewesen, und kam, wie bemerkt, in Flandern um, als er mit seinem Onkel, Graf Johann von Nassau nach den Niederlanden gezogen war, um dort die Rechte seiner Gattin auf die Grafschaft Vianden geltend zu machen.

Wohl lachten ihn zwei holde Sprossen,
Ein Sohn und eine Tochter, an,
Wohl sah er bald vom Grab umschlossen
Das Weib, so bös ihm zugethan;
Doch ach! nicht lang, da sank sein Hoffen,
Sein schönstes auch in Flanderns Sand,
Da fiel, von scharfem Stahl getroffen,
Sein Sohn durch mörderische Hand.

Wer wird nun Hort des Stammes werden,
Der jetzt mit ihm erlöschen soll?
Er ist ergraut und zahlt auf Erden
Bald der Natur den letzten Zoll.
Doch nein! von einem goldnen Traume
Ist neu beseelet bald der Greis:
Es treibt ja oft am alten Baume
Auch noch ein lebensfrisches Reis.

Und bald schon führt der edle Graue
Ein neues Weib an den Altar,
Anna, entsproßt aus Nassaus Gaue,
Die Braunschweigs Herzogswittwe war,
Die es, mit Otto treu verbunden,
In früher Jugend schon erlernt,
Wie von des Gatten Abendstunden
Die trüben Wolken man entfernt.

Doch auf des Grafen Glück sah düstern
Gesichts der Blutsverwandten Schaar,
Die längst schon auf sein Erbe lüstern
Geschaut, wie auf den Raub der Aar.
Und wo die Herzen Böses sinnen,
In denen Habsucht wahrt ihr Theil,
Da ist für sündliches Beginnen
Auch immer die Bestechung feil.

Johann von Bornich, der die Messe
Dem neuen Paar im Schlosse las,
Der oft schon an geheimer Esse,
Giftmischerei zu üben, saß,
Er war das Scheusal, das verruchte,
Das jener Freundschaft Wink verstand;
Er wars, bei dem sie, was man suchte,
Für Geld und gute Worte fand.

Noch heute segnet nach der Sitte,
Die schon die alte Kirche pflag,
Des Priesters Hand mit frommer Bitte
Wein an dem St. Johannistag,
Und reicht zur Ehre dieses Mannes
Dem Volk ihn mit den Worten: „Trinkt
Die Lieb des heiligen Johannes!" —
Ein Band, das Arm und Reich umschlingt.

Und diesen milden Liebessegen
Trank auch die Gräfin immerdar,
So oft andächtig sie zugegen
Beim Amt der heilgen Messe war.
Es benedeite nach der Wandlung
Den Wein der Priester am Altar
Und gab ihr nach vollbrachter Handlung
Mit jenem Spruch den Becher dar.

Obgleich den Bösewicht, den starren,
Wie nie, jetzt das Gewissen warnt;
So kann ers kaum doch mehr erharren,
Seit die Bestechung ihn umgarnt,
Bis wieder kommt zur heilgen Messe
Die Gräfin, und ihr Aug erlischt
Durchs Gift, das an geheimer Esse
Er für die Edle schon gemischt.

Und wehe ihr! sie kommt gegangen,
Zu üben ihre fromme Pflicht;
Die Andacht glüht auf ihren Wangen
Und denkt an eine Arglist nicht.
Sie betet still und sieht erzittern
Nicht Bornichs frevelhafte Hand,
Vor dem mit warnendem Erbittern
Zum letzten Mal sein Schutzgeist stand.

Vergeblich! Jene Finger, welche
Kaum zitternd noch empor gereckt
Die Hostie und den Wein im Kelche,
Sie lassen, minder schon geschreckt,
Das Gift in ihren Becher gleiten,
Ob dem — zum Himmel schreit der Fluch! —
Sie kreuzesweise aus sich spreiten,
Begleitet von dem Segensspruch.

Aus ist die Messe nun, und nahen
Sieht man die Gräfin dem Altar,
Den Trank der Liebe zu empfahen,
Den ihr der Frevler reichet dar.
Wohl merket sie die leise Gährung,
Die im Pokale trübt den Wein;
Doch Bornich gibt ihr die Erklärung,
Es werde, — müsse Staub wohl sein.

Und arglos trinkt sie drauf den Becher,
Durch jenen Liebesspruch versüßt,
Mit dem wohl nie ein Priester frecher
Mißbrauchend hat ein Herz begrüßt,
Ein Priester, würdig nicht des Namens,
Der einen Staubgebornen schmückt,
Ein Fluch des gottgestreuten Samens,
Der dieses Pilgerland beglückt.

Doch hatte kaum ihr Mund getrunken
Des Weines benedeiten Trank,
Da lag, bewußtlos hingesunken,
Sie todesbleich und todeskrank.
Und wie man bald des Uebels Stiftung
In beigebrachtem Gift gesucht,
So fand bestätigt die Vergiftung
Man durch des Böswichts schnelle Flucht.

Wer malet Philipps Schmerz? Am Lager
Der Gattin stand er unverrückt,
Ein Bild des Schreckens, bleich und hager,
Untröstlich über sie gebückt.
Bei jedem Zucken, das durchflieget
Sie krampfhaft ob des Giftes Macht,
Wann einer Ohnmacht sie erlieget,
Befürchtet er, es sei vollbracht.

Doch ihre Kraft, die frisch noch glühte,
Bezwang der Krankheit wilde Wuth,
Und, allgemach genesen, blühte
Sie wieder auf voll Jugendmuth:
Nur glich sie ferner nun dem Baume,
Den Sturm der Blüthen hat beraubt,
Und der dann, ohne Frucht, am Saume
Des Sommers frisch sich nur belaubt.

Nicht lange aber kann genießen
Der Mörder seines Frevels Frucht;
Sieh! amtsgewandte Häscher schließen
In Ketten ihn schon auf der Flucht.
Zu Cöllen sah man ihn verhören,
Und er gestand die schwarze That
Mit einer Frechheit, voll Empören,
Wie selten vor Gericht sie trat.

Gestand allein nicht dies Vergehen,
Nein, auch noch andre, frech und keck,
Die, unertappt und ungesehen,
Vollbracht er zu dem gleichen Zweck.
Doch, wie man in ihn auch gedrungen,
Und ob man auf das Rad ihn flicht,
Die ihn zum Mörderwerk gedungen,
Die Fürsten, sie verrieth er nicht.

Und so bestieg er denn, entkleidet
Der Priesterwürde, das Schaffot,
Ein Sünder, der verstocket scheidet,
Und scheidend höhnet Welt und Gott,
Der da noch stand als Ungeheuer,
Als ihn des Todes Arm umwand,
Den er lebendig in dem Feuer
Am Fuße eines Galgens fand.

Die Brüder, oder Sternberg und Liebenstein.

1.

Auf seiner Felsenburg am Rhein
Ruht endlich von des Lebens Mühen
Der Ritter Hans von Liebenstein;
Oft sah man ihn zu Fehden ziehen:
Für Kaiser, Recht und Vaterherd
Trug er allein das tapfre Schwert.

Sein Weib verschied vor langer Zeit,
Doch ließ sie ihm zwei edle Kronen,
Zwei Söhne, die, voll Biederkeit
Und Muth, wie er, den Schmerz belohnen;

Man nennt ringsum, wo Thaten blühn,
Die Namen Richard, Balduin.

Mehr ernsthaft scheint der Erste nur;
In sich versunken, weilt er gerne
Im stillen Thal auf heimscher Flur:
Der Zweite strebet nach der Ferne;
Zwar offen ist sein Herz und gut,
Jedoch zu leicht sein rasches Blut.

Da war auch eine schöne Maid
Zum Schlosse Liebenstein gekommen;
Es hat die junge Adelheid
Der greise Burgherr aufgenommen
Als Freund von ihrem Aelternpaar,
Das ihr zu früh entrissen war.

Das Fräulein ist an Gütern reich,
Doch mehr an weiblichholder Sitte,
Ihr Herz voll Tugend, mild und weich;
Und wie wir in der Blumen Mitte
Die zarte Maienrose schaun,
So blüht sie unter andren Fraun.

Der Vater denkt: „Die Zeit vergeht,
Gereift zu Männern sind die Söhne!"
Darum in ihm der Wunsch entsteht:
„Wählt einen doch die edle Schöne
Zum Gatten!" Nichts belehret ihn,
Daß Beide für die Jungfrau glühn.

So ist es. Aber Richard meint,
Daß, wenn sie ihm auch Huld erzeiget,
Sich Adelheid doch, wie es scheint,
Mehr zu dem jüngren Bruder neiget:

Der edle Mann bezwingt sein Herz,
Obwohl durchbohrt von Gluth und Schmerz.

Er geht, was auch sein Innres litt,
Zu bitten, daß sie sich erkläret
Für Balduin: welch herber Schritt!
Ach! sein Verlangen ist gewähret;
Er sieht ihr Glück ganz ohne Neid,
Doch stärker wachsen Lieb und Leid.

Den Bund mit Freudenthränen weihn
Sieht man, als beide sich verloben,
Den alten Herrn vom Liebenstein;
Doch ihre Trauung ist verschoben
Auf Monde, bis ein Waffenfreund,
Der ferne weilt, am Fest erscheint.

Nur Richard zieht mit düstrem Sinn,
Verhehlend das, was in ihm wohnet,
Nach Rhenses Höhn zum Fürsten hin,
Der herrlich dort auf Felsen thronet
Und gern in sein Gefolg ihn nahm;
Doch bleibt auch hier der stille Gram.

Da kommt St. Bernhard an den Strand
Und hebt empor des Kreuzes Zeichen:
„Auf!" ruft er, „von dem heilgen Land
Entweihnde Horden zu verscheuchen!"
Sein Feuerblick, sein kräftig Wort
Reißt Alles, wie im Taumel, fort.

Und an des Rheins Gestad einher
Tönt schon der Kriegsdrommete Schallen;
Zu Roß und Fuß, mit Schwert und Speer
Sieht man die Schaar zum Jordan wallen:

Auch Balduins entflammter Muth
Ist schnell erfaßt von dieser Gluth.

Der Alte hört es und die Braut,
Und Schmerz ergreift die junge Schöne:
Vor dem Geliebten ohne Laut
Steht sie und birgt die heiße Thräne,
Die floß vom holden Angesicht;
Jedoch der edle Vater spricht:

„O Sohn! Es wird das heilge Grab
Genug der braven Streiter finden:
Du weile, meines Alters Stab,
Bei deinem Weib in diesen Gründen!
Auch hier kann drohn der Feinde Schwarm
Und Schutz verleihn ein tapfrer Arm.“

Drauf Balduin: „Ach! widerstehn
Kann Nichts dem Drang, der mich beseelet:
Wann neu wir uns, Geliebte! sehn,
Dann bin ich würdig dir vermählet!
Kehrt, Vater! je dein Sohn zurück,
So seis mit Ehre, Ruhm und Glück!“ —

Schon eilet weg sein rascher Flug,
Ihm folgt die Schaar von wackren Mannen;
Gewappnet geht der Ritter Zug
Mit ihrem Fähnlein schnell von dannen
Zu Kaiser Konrads Heer am Main,
Dann fort gen Süd in stolzen Reihn.

Auch Richard will sich ihrer Zahl
Gesellen; schon ist er gerüstet,
Im Kampf zu tilgen seine Qual:
Doch als er hört, wies auch gelüstet

Den Bruder, wendet er sein Roß
Und zieht aufs väterliche Schloß.

Er findet Balduin nicht mehr,
Und Pflicht gebeut ihm, hier zu bleiben;
Zwar kann den Dämon Nichts, wie sehr
Er kämpft, aus seinem Herzen treiben;
Doch duldet fest der biedre Mann
Und sieht die Maid als Schwester an.

Mit Adelheid ist er bemüht,
Zu hellen seines Vaters Trübe.
Ach! sie bemerkt, was in ihm glüht,
Und seufzet: „Werth ist er der Liebe!"
Doch denkt sie, daß es sündhaft sei,
Und bleibet dem Entfernten treu.

Dem Alten blinket Trost im Weh
Um Balduin; er will vertrauen,
Und läßt die Burg auf naher Höh,
Genannt der Sternfels, ihm erbauen:
Da stirbt der Greis, und Thränen weiht
Sein Sohn ihm dort mit Adelheid.

Zwei Jahr ins Meer der Zeiten fliehn,
Da schallt zum Berg, zum Thal hernieder:
„Es kehret Ritter Balduin
Aus Palästinas Auen wieder;
Doch führt er an des Rheines Strand
Ein schönes Weib aus Griechenland."

Wie blutet der Verlobten Herz!
Ach! fast erliegt sie diesem Dorne,
Und Richard weint zu ihrem Schmerz;
Doch glüht er bald von edlem Zorne:

Dem Knecht, der naht mit dem Bericht,
Wirft er den Handschuh hin und spricht:

„Dies Fehdezeichen trag ihm hin!
Er hat ein heilges Wort gebrochen:
Was er entweiht mit frechem Sinn,
Wird auch durch höhre Macht gerochen;
Den kenn ich nicht als mein Geschlecht,
Der so verletzet Lieb und Recht."

Schon zog auf Sternfels jener ein,
Sie nahn sich täglich mit den Sassen,
Wo auf den Feldern ihre Reihn
Das Blut im Streite fließen lassen;
Und jetzt entbieten feierlich
Zum Zweikampf beide Brüder sich.

Im Waffenkreise stehn bereit
Die Ritter mit gezogner Wehre;
Da zwischen sie tritt Adelheid
Mit ihren Fraun, bleich, ohne Zähre:
„Des Vaters, nun im Himmelreich,
Gedenket und versöhnet euch!

Dir, Balduin, mag Gott verzeihn,
Dir, Richard, schenk er heitres Leben!
Mich werd ich heilgem Dienste weihn,
Im Schleier, fern von eitlem Streben!"
Sie sprichts. Gehorchend ihrem Blick,
Zieht jeder mit der Schaar zurück.

Auf Liebenstein herrscht Oede nur,
Auf Sternfels Prunk bei frohen Tönen,
Wo mancher Fant hin ritt und fuhr
Und huldigte der neuen Schönen:

Sie nimmt es an mit leichtem Sinn,
Wie eine schnöde Buhlerin.

Da höret plötzlich ihr Gemahl,
Daß untreu sie an ihm geworden;
Er eilt voll Wuth mit blankem Stahl,
Sie und den Buhlen zu ermorden:
Vergebens! Beide waren schon
In ein entferntes Land entflohn.

Er klagt dem Bruder seinen Schmerz
Und fleht: „Vergib mir alle Fehle!"
Und Richard schließt ihn an das Herz:
„O!" ruft er, „bei des Vaters Seele,
Bei ihr, die fromm, durch sich belohnt,
In trüben Klosternmauern wohnt: —

Uns, welchen Gram die Liebe gab,
Laß ehelos, o Bruder, bleiben!"
Sie schwörens an des Edlen Grab:
So weit des Lebens Wogen treiben,
Ist jeder nun, im Bund vereint,
Dem andern Hilfe, Trost und Freund.

Seht dort am rebumkränzten Rhein
Im Tagesglanz, im Mondenschimmer
Den Sternfels und den Liebenstein!
Es schauen die bemoosten Trümmer
Herab auf waldbegrüntes Land
Und sind die Brüder noch genannt.

K. Geib.

2.

Zwei Brüder ziehn zum wilden Streit mit Schwert und Schild heran.
Der Aeltre kommt von Liebenstein auf rauher Felsenbahn;

Der Jüngre zieht auf steiler Höh vom Sternenfels herab:
Sie wollen kämpfen um die Braut und einer soll ins Grab.

Sonst waren sie so fest vereint bei jeder blutgen That,
Und manchen Wandrer traf ihr Schwert am schmalen Uferpfad.

Einst lag vor ihnen bang im Staub ein Pilger, fromm und alt,
Der wär mit reicher Gabe gern zum Gnadenbild gewallt.

Erbarmen fand sein Flehen nicht und nicht sein greises Haar;
Da gab er sterbend einen Fluch dem grimmen Brüderpaar.

Jetzt wird das schwere Wort erfüllt im fürchterlichsten Streit;
Denn die einst blutger Haß verband, hat Liebe nun entzweit.

Sie kämpfen lang und kämpfen wild, wies Löw und Tiger thun,
Und treffen endlich sich zugleich, da müssen beide ruhn.

Und eine sanfte Magdgestalt eilt, ach! zu spät heran:
Die Ritter sinken blutend schon, der Frevel ist gethan.

„O sag mir,“ seufzt der Aeltre leis, „ein Wort, das Frieden gibt!
Warst immer mir so engelmild, hast du mich nicht geliebt?“

„Schweig!“ ruft der Jüngre matt und dumpf, „du bist von Wahn bethört:
Stirb unbeklagt und unbeweint, mir hat ihr Herz gehört!“

Der Aeltre hebt das bleiche Haupt, zum Schwerte zuckt die Hand;
Dann ruht sie starr am kalten Erz im blutgetränkten Sand.

Der Jüngre schaut ihn grimmig an mit seinem letzten Blick;
Dann sinkt auch er, umhüllt von Nacht, in ewgen Schlaf zurück.

Ach, keinen hat sie je geliebt, die Maid, so fromm und gut;
Ihr stilles Leben trübte nur der wilden Brüder Gluth.

Doch um den Sündern ewge Ruh vom Himmel zu erflehn,
Will sie die schöne Welt nicht mehr, nicht mehr das Leben sehn.

Man gräbt ein Grab für alle Zwei und legt sie still hinein;
Ihr Angedenken wird verflucht im rheinschen Lande sein.

Doch bald aus Klostereinsamkeit steigt das Gebet hinauf:
„O Herr, vergib, was sie gethan, und nimm sie gnädig auf!“

A. v. Stolterfoth.

3.

„Nur selten geht unrecht erworbnes Gut
Als Erbe fort bis auf das dritte Blut;
Doch aus dem Scherflein wächst ein Schatz heran,
Wenn ihm des Himmels Segen zugethan!“
Das Sprichwort sagts, das sich als wahres Wort
Bewährte und bewährt noch immerfort.
Viel Schätze häufte Hans von Liebenstein
Auf seiner Doppeltfelsenburg am Rhein;
Doch er ist Herr des großen Mammons nicht,
Der ist der seine, bis das Aug ihm bricht.
Auf seinen Kisten, angefüllt mit Gold,
Sitzt Tag und Nacht er, keinem Menschen hold.
Was Wunder, wenn des Armen er vergißt?
Er gönnt sich kaum den Bissen, den er ißt,
Und Alles, was sein Herz erfreuen kann,
Es ist das Wort, zu sein ein reicher Mann.
Der Thor! Nicht lang, da kam der Tod und rief;
Er folgt — er muß, seufzt er auch noch so tief:
Und ach! ein Leichenhemd ist alle Hab,
Die mit hinab er nimmt ins kühle Grab.
Zwei Söhne blühen stolz ihm, aber blind
Ist seine Tochter, sie, sein liebstes Kind,
Das, seit es war geboren auf die Welt,
Noch nie gesehn der Sterne goldnes Zelt,

Und, aller Freuden dieser Erde bar,
Nur eine Dienerin des Himmels war.
Kaum brach sein Aug, und seine Seele floh
Die Schätze, sieh! da gehn, des Erbes froh,
Die Söhne schon ans Theilen, als noch barg
Fast keinen Tag die Erde seinen Sarg.
Mit einem Scheffel maßen sie das Gold,
Woran, der Sünde und des Fluches Sold,
Sich klebte, purpurroth und brennendheiß,
Gar mancher Tropfen Blut und saurer Schweiß.
Die Schwester theilet mit; doch ihr entschlug
Das Meiste der Gebrüder böser Trug.
Es ging der Scheffel nämlich reihenweis
Als Maß herum in der Geschwister Kreis;
Man füllt mit Münzen an ihn bis zum Rand
Und streicht dann ab ihn mit der flachen Hand.
So oft die Reihe nun am Mädchen ist,
Bedienet sich das Brüderpaar der List
Und kehrt den Scheffel um, wo fingertief
Sein Reif kaum um den flachen Boden lief.
Den füllen sie mit Geld bis an den Rand,
Die Blinde tastet drüber mit der Hand
Und läßt das zugemeßne Antheil stracks
Sich schütten in die Oeffnung eines Sacks.
Wie freuet sie des Geldes Silberklang,
Wie freut sies, daß das Messen währt so lang!
Will einem hohen Zwecke sie doch weihn,
Was ihr des Vaters Erbe wird verleihn!
So geht es fort, bis Alles ist vertheilt,
Und, seines Truges heimlich lachend, eilt
Davon das Brüderpaar mit seinem Schatz,
Zu bergen ihn an wohlverwahrtem Platz,
Aus Furcht, es möge kehren der Kaplan,
Den Hildegard nun sah als Vater an,
Und merken den Betrug, den wohlbedacht

Sie, als die Pflicht ihn ferne rief, vollbracht.
Kaum kehrt zurück ihr Seelenvater nun,
Da läßt die Maid ihn eifrig Schritte thun,
Damit das Kloster, wie sie längst geträumt,
Im Thale sich erhebe ungesäumt.
Man baut; es steigt das Kloster stolz empor,
Es blickt die Kirche sanft am Berg hervor,
Und Hildegarde zahlt und zahlt, doch sieh!
Das Geld geht aus in ihrem Sacke nie:
Mit ihrem truggeschmälten Erbtheil war
Des Himmels ganzer Segen offenbar.
Die Brüder sahn verblüfft ihr Schaffen an:
Wie konnte aus sie führen diesen Plan?
Nicht können sie das Räthsel klären auf
Und lassen schweigend ihm den freien Lauf.
Doch ihnen selber brachte der Betrug
Kein Glück und kein Gedeihn. Die Habsucht schlug
Aus ihrer Brust die Bruderliebe bald.
Entzweit um Gold und Silber, Feld und Wald,
Fraß eine Mauer, welche hadervoll
Vom Liebenstein den Sternberg trennen soll,
Und die mit schweren Kosten sie erbaun,
Weil keiner mehr den andern wollte schaun,
Das Geld, um das vor kurzer Jahre Frist
Die arme Schwester sie geprellt mit List.
Doch nicht genug; für ihres Haders Graus
Reicht diese Scheidewand nicht lange aus;
Sie fehden nun, durch blinden Haß empört,
Auch bis sie ihre Burgen sich zerstört,
Ja, fehden, bis im Zweikampf sie das Thal
Sah stürzen, einen durch des andren Stahl,
Und so ihr Gut, der Rachegöttin Spiel,
Aus zweiter Hand in fremde Hände fiel.
Lang blühte noch das Kloster an dem Rhein,
Und fromme Pilger zogen aus und ein,

Wo Hildegard, als Nonne eingeweiht,
Beschloß des Lebens kurze Pilgerzeit,
Und noch bis heute ragt sein alter Bau
Dort an der Kirche unsrer lieben Frau;
Doch traurig blickt vom wilden Felsgestein
Die Doppelburg als Trümmer auf den Rhein,
Und spricht als stummer Zeuge laut genug:
„So endet alles Unrecht, aller Trug!“

4.

Oben auf der Bergesspitze liegt das Schloß in Nacht gehüllt;
Doch im Thale leuchten Blitze, helle Schwerter klirren wild.

Das sind Brüder, die dort fechten grimmen Zweikampf, wuthentbrannt.
Sprich, warum die Brüder rechten mit dem Schwerte in der Hand?

Gräfin Lauras Augenfunken zündete den Bruderstreit,
Beide glühen liebetrunken für die adlich holde Maid.

Welchem aber von den Beiden wendet sich ihr Herze zu?
Kein Ergrübeln kanns entscheiden: Schwert, heraus, entscheide du!

Und sie fechten kühn verwegen, Hieb auf Hiebe nieder krachts.
Hütet euch, ihr wilden Degen, grausig Blendwerk schleichet Nachts!

Wehe, wehe, blutge Brüder! Wehe, wehe, blutges Thal!
Beide Kämpfer stürzen nieder, einer in des andren Stahl.

Viel Jahrhunderte verwehen, viel Geschlechter deckt das Grab,
Traurig von des Berges Höhen blickt das öde Schloß herab.

Aber Nachts im Thalesgrunde wandelts heimlich, wunderbar;
Wenn da kommt die zwölfte Stunde, kämpfet dort das Brüderpaar.

H. Heine.

Bornhofen.

Friedlich blickt dort aus den grünen
Bäumen Bornhof, dicht am Rhein;
Ernst stehn drüber die Ruinen
Sternenberg und Liebenstein.

Seht, die Burgen sind zerfallen,
Die einst dienten schnöd der Zeit;
Doch noch heut stehn Bornhofs Hallen,
Denn sie waren Gott geweiht!

Seht, die Burgen sind nun Trümmer,
Die einst herrisch, hoch geragt;
Bornhofs Kirche blüht noch immer,
Niedrig, fromm, des Herren Magd.

Droben auf den Burgen schallten
Einst Schalmei und Festtrommet,
Dann zugleich aus Bornhof hallten
Orgelklang und Lobgebet.

Du, Schalmeienklang, bist droben
Aus den Burgen längst verstreut;
Doch die Orgelklänge loben
In der Kirch den Herrn noch heut!

Sternberg heißen dich die Leute,
Burg! Wo blieb dein Sternenschein?
Dich gar Liebenstein, du zweite!
Konntest je du lieben, Stein?

Brüder nennt ihr euch, ihr Schlösser,
Die ihr droben steht getrennt?
O, die Kirche lehrt uns besser
Das, was Bruderschaft man nennt!

Seht, unzählge Pilger kommen
Her zum Gnadenhaus gewallt;
Hilfe reichts den Gräubigfrommen,
Spendet Trost an Jung und Alt.

Manches Herz schon, das geblutet,
Ach! an herbem Schicksalsdorn,
Ging geheilt und neu ermuthet
Weg von Bornhofs mildem Born.

O, wer sollt nicht Trost erfahren,
Der ihn durch Maria sucht?
Möge dich der Herr bewahren,
Gnadenhaus in enger Schlucht!

Mögst im Strome du dich spiegeln
Lange noch in heitrer Ruh!
Gleich den Reben auf den Hügeln
Neben dir, erblüh auch du!

C. Doll.

Marias Krone zu Bornhofen.

Alles schläft, des Kirchleins Pforte
Ist gesprengt um Mitternacht,
Und am gottgeweihten Orte
Wird auf frechen Raub gedacht.

Schweden sinds; Marias Krone,
Reich an Steinen und an Gold,
Wie verkündet ein Spione,
Bietet ihnen reichen Sold.

Hoch ob dem Altare pranget
Das gerühmte Wunderbild,
Und bei seinem Anblick banget
Selbst den Kriegern, roh und wild.

Denn die Ketten, die umfingen
Brömsern einst in schwerer Haft,
Und die Krücken, die da hingen,
Waren Zeugen seiner Kraft.

Doch sie wagens, und die Leiter
Stehet vor dem Bilde jetzt:
Raubsucht macht sie keck und heiter,
Und die Ehrfurcht weicht zuletzt.

Aber ein gewaltger Schwindel
Faßt den Ersten, ders gewagt,
Daß mit ihm, wie eine Spindel,
Um und um das Kirchlein jagt.

Zitternd klimmet er hernieder,
Und der Zweite steigt empor;
Doch auch der kehrt schnelle wieder,
Da die Sinne er verlor.

„Feige Memmen!“ schillt der Dritte,
Zankt und flucht mit bittrem Spott,
Stürmt hinan, gewinnt die Mitte
Und verhöhnet Welt und Gott.

Stürmt hinan und reckt die Hände
Gierig nach der Krone schon;
Sieh, da öffnen sich die Wände,
Und das Bildniß schwebt davon.

Seine Sinne werden irre,
Seine Seele fasset Graus,
Und es gehet im Gewirre
Mit ihm um das ganze Haus.

Da entstürzet er der Leiter
Und zerschellet das Genick;
Bebend fliehen die Begleiter,
Als gebrochen ihm der Blick.

Kaiser Heinrich IV. auf der Marxburg.[1]

Des Rheines stolze Burgen all
Siehst du, bedrohet vom Verfall,
Als öde Trümmer, heute grauen;
Nur einer hat der Sturm gekehrt
Den Rücken, und noch unversehrt
Kann jetzt sie dort dein Auge schauen.

[1] Bei Heinrichs IV. (1050—1106) unheilvollen Kämpfen mit dem römischen Stuhl (Gregor VII.) und den Fürsten des Reiches, empörte sich sogar 1093 auch sein Sohn Conrad gegen ihn. Dieser starb jedoch, wie Einige glauben, aus Gram dieses Verrathes an seinen Vater 1101. Am meisten aber verbitterte ihm das Lebensende sein zweiter Sohn Heinrich, der ihm Krone und Ehre zu rauben suchte. Er brachte ihn 1105 durch List in seine Gefangenschaft und kerkerte ihn auf der Burg Klopp und dann auf der Marxburg ein. Seine Freunde halfen ihm jedoch zur Flucht, Viele erklärten sich, gerührt durch seine Mißhandlungen und Schicksale, wieder für ihn, er selber ermannte sich noch einmal, und sein unnatürlicher Sohn, als Heinrich V. zum König erwählt, hätte wohl noch manchen heißen Straus mit ihm zu bestehen gehabt, wäre nicht dem unglücklichen Kaiser 1106 in der tiefsten Erniedrigung das Herz gebrochen. Fünf Jahre blieb seine Leiche unbestattet, und er konnte selbst nach seinem Tode nicht aus dem Kirchenbanne kommen, den er fast sein ganzes Leben lang getragen hatte, bis er endlich, auf die Aussagen über sein bußfertiges Ende hin, davon befreit und 1111 zu Speier in der Kaisergruft beigesetzt wurde.

Die Marrburg ists; ein Segensspruch
Hält ab von ihrem Bau den Fluch,
Der andre Vesten wild zertrümmert,
Und, eingedenk so mancher That,
Die frevelnd auf in ihnen trat,
Sich um ihr greises Haupt nicht kümmert.

Auf Klopp, wo in sein Kerkerloch
Nur mühsam durch die Ritze kroch
Ein Schein des milden Sonnenblickes,
Saß Kaiser Heinrich manchen Tag,
Gebeugt vom Schicksal Schlag auf Schlag,
Ein Bild des schwersten Mißgeschickes.

Doch wars ein Strahl von Mitgefühl,
War es die Wolke, wetterschwül,
Die an des Reiches Himmel graute;
Es zog ihn aus dem finstren Loch
Des Himmels Fügung endlich doch,
Die kalt darein so lange schaute.

Und gab des Sohnes Tyrannei
Den Vater auch nicht gänzlich frei,
Der jetzt auf Braubachs Burg ihn brachte;
So schlug doch wonnig schon sein Herz,
Daß, frei dort von der Fesseln Erz,
Ein heitres Zimmer nur ihm lachte.

„Sei mir gegrüßt,“ so sprach er froh,
„Du holdes Licht, das lang mich floh,
Von düstrer Kerkernacht umfangen!
Sei mir gegrüßt, du schöne Flur,
Und sieht dich auch mein Auge nur,
Durch dieses Fenstergitters Stangen!

Sei ruhig, Herz! Trotz Schmach und Trug
Bist dennoch heut du reich genug,
Da Nacht mein Aug nicht mehr umgittert:
O sei mir tausendmal gegrüßt,
Du Blick, der all das Leid versüßt,
Das mir das Leben noch verbittert!

Wohl mir, daß dich nur sehn ich kann! —
Gefangner Mann ein armer Mann
Schon, weil vom Leben abgeschieden;
Doch wohler fühlt sich selbst ein Wurm,
Als wenn sein Aug ein finstrer Thurm
Umschließt, vom Sonnenlicht gemieden!

Wenn er in einer Tiefe starrt,
Wo Feuchtigkeit und Moder harrt,
Das arme Opfer zu verschlingen,
Wo Molch und Natter dar sich beut,
Und sich das reine Lüftchen scheut,
Ein in des Giftes Dunst zu dringen!

Ich selbst empfands im Burgverließ
Auf Klopp; o möcht erfahren dies,
Wer je des Richteramtes pfleget:
O könnt ich schreiben diesen Schmerz
Mit Flammen in der Fürsten Herz,
Wie er ans meine sich geleget!

Doch ach! wir selber wissen nicht,
Wie oft geübet wird die Pflicht,
Die wir den Dienern aufgetragen:
Der Fürst ist oft ein milder Mann,
Der Scherge aber der Tyrann,
Den stumme Wände Gott verklagen!

Denn was sich jener nicht erlaubt,
Weil er an die Vergeltung glaubt,
Das wagt der niedre Söldling häufig:
Ist erst das Mitleid abgethan,
Das anfangs ihn noch wehte an,
Wird ihm die Härte bald geläufig!

Wohl harrt der Menschheit Band und Schwert,
So lang sie selbst sich noch entehrt
Durch Frevelthaten und Verbrechen;
Nur muß die Strafe, wenn die That
Sie selber auch mit Füßen trat,
Der Menschlichkeit doch stets entsprechen!

Wie wohl thut mir dies milde Licht,
Wie labet mich das Lüftchen nicht,
Das hier mein Gitter sanft umflüstert!
Was willst du mehr, beklemmte Brust,
Ist Luft nicht Leben, Licht nicht Lust,
Wenn dich die Kerkerwand umdüstert?

Und ha! ins Freie dieser Blick!
Fast hieß ich glücklich mein Geschick,
Wär Freiheitsraub je so zu nennen.
Wie herrlich diese Flur mir winkt!
Die Wonne, die mein Auge trinkt,
Durchzückt mir zaubervoll die Sennen.

Drum sei mir tausendmal gegrüßt,
Du Burg, die mir das Leid versüßt,
Das mir der Freiheit Raub bereitet!
Gesegnet sollst du allzeit sein,
Solang der rebengrüne Rhein
An deinem Fuß vorübergleitet!

Sanft flüsternd ziehe stets der Sturm
Vorbei an deinem Dach und Thurm,
Damit er später Zeit noch künde,
Wie du mein Loos gemildert hast,
Als schwer gewälzt des Kummers Last
Auf mich des falschen Sohnes Sünde!

Gesegnet sollst du fortbestehn,
Wann alle Burgen untergehn,
Die rings am ganzen Strome ragen,
Um noch der allerfernsten Zeit
Des nachtumgrauten Kerkers Leid,
Das ich auf Klopp ertrug, zu klagen!

Sollst fortbestehen unversehrt,
Damit, wenn je noch hier entehrt
Ein Mensch sich später durch Verbrechen,
Nur du als Ort der Strafe dienst,
So freundlich, wie du mir erschienst,
Der Menschlichkeit stets zu entsprechen!

Sollst fortbestehen unverletzt,
Solang noch je die Willkür hetzt
Das gute Recht auf dunkler Fährte,
Daß Dem, der schuldlos leidet hier,
Die Seele wappnet das Panier,
Das mir dein mildes Licht gewährte!

Dein Licht! — Ha, wie es mir behagt,
Wie in der Seele mir es tagt,
Und Feuer gießt durch meine Sennen!
Es kehrt zurück mir Kraft und Muth:
Du sollst, o jungerwachte Gluth,
Sollst nicht vergeblich in mir brennen!"

So sprach der Kaiser, und nicht lang,
Da ward er los der Fesseln Zwang,
Sein Leid zu rächen, festentschlossen;
Doch kurze Tage, und es bot
Die Hand des Friedens ihm der Tod,
Von Himmelsfreiheitglanz umflossen.

Allein ob auch die Burgen all
Am Rhein, bedrohet vom Verfall,
Als öde Trümmer heute grauen;
Der Marrburg hat der Sturm gekehrt
Den Rücken, und noch unversehrt
Kann jetzt sie dort dein Auge schauen!

Inhalt.

Nassau

in seinen

Sagen, Geschichten und Liedern

fremder und eigner Dichtung

von

Alois Henninger.

Dritter Band:

Die Lahn und der Westerwald.

Wiesbaden,
Druck und Verlag von A. Scholz.
1845.

Uns ist in alten mären wunders vil geseit
Von helden lobebären, von grozer kuonheit,
Von fröuden hochgeziten, von weinen und von klagen,
Von küener recken striten muget ir nu wunder hören sagen.

Der Nibelunge Not.

Die Lahn und der Westerwald.

Die Nixe der Lahn.

Silbern liegt des Mondes Helle
Auf dem schönen Thal der Lahn,
Und es wiegt auf dunkler Welle
Sich ein schilfgeflochtner Kahn.
Eine Jungfrau sitzt am Steuer,
Ihr Gesicht ist reizend blaß;
Doch ihr Auge glänzt voll Feuer
Durch den Schleier, grün und naß.

Mit dem blauen Blumenkelche,
Den sie hält in ihrer Hand,
Spielen mild die Lüfte, welche
Flüstern von des Ufers Rand.
Und sie singt mit süßem Klange
Ein so wundersames Lied,
Daß dem holden Zaubersange
Lauschend nach das Fischlein zieht.

Doch jetzt wirft sie ihre Hülle
Ab und in dem Mondenschein
Wiegt sie auf der Wasserfülle
Ihre Glieder, zart und fein,
Schaukelt sich von einer Welle
Leise zu der andren fort,
Bis des Mondes Silberhelle
Deckt die graue Wolke dort.

Ihren grünen Schleier theilt sie
  Mit den zarten Händen nun
Und ins Schilf des Strandes eilt sie,
  Auf den Zweigen auszuruhn.
Freundlich nach dem Pfad am Ufer
  Aeugelt sie und schließt mit Lust
Den geliebten, bangen Rufer
  An die zartgewölbte Brust.

Schützerin vor Durst und Brande,
  Schlingt besorgt um Dorf und Stadt
Sie, gleich einem Silberbande,
  Ihre Arme, weich und glatt,
Die dem Feind in trüben Tagen
  Kühn entgegen sie gestemmt,
Die zur Abwehr mancher Plagen
  Ihm den schnellen Lauf gehemmt.

Doch wohin ist es gekommen,
  Jenes zartgewebte Bild?
Seinen Platz hat eingenommen
  Eine Scene, graus und wild!
Ihren weiten, grünen Schleier
  Hat die Jungfrau aufgerollt,
Der des Sängers Liedesfeier
  Kaum der Milde Lob gezollt.

Ihre Wangen scheinen bläßer,
  Und ihr Auge sprühet Zorn;
Hochauf schäumen die Gewäßer,
  Rauschend über Stock und Dorn:
Und es scheint, als ob sie triebe
  Selbst die Wellen an zur Wuth,
Gleich als wollte ihre Liebe
  Sie begraben in der Fluth.

Doch schon liegt des Mondes Helle
  Wieder auf dem Thal der Lahn,
Und es wiegt auf glatter Welle
  Sich der schilfgeflochtne Kahn.
Herzen, die aus Liebe grollen,
  Hegen keinen langen Zorn:
Thränen, die dem Aug entrollen,
  Sind des nahen Friedens Born.

Kaiser Wenzel.[1]

„Was schiert mich Reich und Kaiserprunk
Mit all den bösen Plagen?
Will mir viel besser doch ein Trunk
In Ruhe hier behagen!“
So sprach der Kaiser Wenzeslaus
Und trank den vollen Humpen aus
  Beim Königsstuhl zu Rhense.

Drauf Churfürst Ruprecht von der Pfalz
Hub an: „Mein Herr und Kaiser,
Ihr sprecht anjetzt mit vielem Salz
Vom rothen Asmannshäuser.
Doch glaubt mirs, ich bericht euch recht:
Auch Bacharacher schmeckt nicht schlecht
  Beim Königsstuhl zu Rhense.“

Und als der Kaiser Wenzel das
Und all die Herrn vernommen,
Da ließen sie von dort ein Faß
Des edlen Weines kommen;

[1] Dieses Gedicht zeigt, wie die Entthronung Kaiser Wenzels des Faulen, der sich um das Reich wenig kümmerte und für vier Faß Bacharacher die Stadt Nürnberg von ihren Pflichten gegen ihn lossagte, vorbereitet wurde, die am 20. August 1400 in der Liebfrauenkapelle zu Oberlahnstein erfolgte. Der hier genannte Ruprecht von der Pfalz († 1410), schon seit 1394 Reichsverwalter, wurde nun als König erwählt. A. H.

Und setzten sich früh Tages dran
Und schenkten ein und stießen an
Beim Königsstuhl zu Rhense.

Der Kaiser sprach: „Der Wein schmeckt mir,
Das sag ich ohn Bedenken;
Und wer des edlen Weines hier
Genug mir wollte schenken,
Dem gäb ich meine Kron zum Dank!"
Er sprach es, schwieg und trank und trank
Beim Königsstuhl zu Rhense.

„Wohlan, den Handel geh ich ein!"
Sprach Ruprecht mit Behagen.
„Ich will statt eurer Kaiser sein
Und eure Krone tragen.
Vier Fuder, dünkt mich, sind genung;
Die dienen euch derweil zum Trunk
Beim Königsstuhl zu Rhense."

„Nimm Scepter, Hermelin und Kron,
Nimm Alles, was ich trage;
Doch quält dich Zwietracht einst und Hohn,
So denk an mich und sage:
Der Wein ist mehr, als Kronen werth,
Das hat ein Kaiser mich gelehrt
Beim Königsstuhl zu Rhense!"

F. G. Drimborn.

Geistesgruß.

(Gedichtet beim Anblick von Lahneck.)

Hoch auf dem alten Thurme steht
Des Helden edler Geist,
Der, wie das Schiff vorüber geht,
Es wohl zu fahren heißt.

„Sieh, diese Senne war so stark,
Dies Herz so fest und wild,
Die Knochen voll von Rittermark,
Der Becher angefüllt:

Mein halbes Leben stürmt ich fort,
Verdehnt die Hälft in Ruh,
Und du, du Menschenschifflein, dort,
Fahr immer, immer zu!“

v. Göthe.

Die Templer von Lahneck.[1]

Wer kämpft an Lahnecks Thor so kühn
In dieser wilden Nacht?
Der Donner rollt, die Blitze glühn,
Der Feind stürmt an mit Macht.
Das sind zwölf edle Tempelritter! —
Die Schwerter glänzen im Gewitter
In ihrer kühnen Heldenhand,
Sie kämpfen gewaltig um Ehr und Land.

Ha! schon ein greiser Bruder fällt,
Heiß überströmt von Blut.
„Ergebt euch nicht!“ so ruft der Held,
„Es droht Verrath und Gluth!
Gedenkt an alle hohen Geister,
Gedenkt an unsren edlen Meister,
Der für des Ordens heilges Recht
Gelitten den Tod als getreuer Knecht!“

[1] Der Ritterorden der Tempelherrn, gestiftet von Hugo von Pajens 1118 zur Zeit des ersten Kreuzzugs und genannt nach ihrem ersten Hause, welches zu Jerusalem nicht weit von Salamons Tempel stand, hatte, wie die Johanniter oder Malteser (1099), die Bestimmung, gegen die Ungläubigen zu kämpfen, Kranken zu pflegen, Pilger zu geleiten und die Unschuld zu schützen, und wurden 1307—1312 auf höchst gewaltsame und blutige Weise aufgehoben. A. H.

Er sagts und wirft im Sterben wild
Das Schwert noch in den Feind;
Dann ruht er still und todesmild,
Von keinem Aug beweint.
Doch mancher Freund blickt traurig nieder
Auf die gefallnen Heldenglieder.
Der laute Ruf den Sturm durchbricht:
„Wir sterben kühn und ergeben uns nicht!"

So kämpfen sie die halbe Nacht,
Die kühnen Templer, fort,
Und als das Morgenroth erwacht,
Da steht noch Einer dort.
Noch Einer wahrt die morsche Brücke
Mit blutgem Schwert und finstrem Blicke;
Voll Ehrfurcht ruft der Feind ihn an:
„Halt ein, denn dein Arm hat genug gethan!"

„Und hab ich auch genug gethan,
So will ich kämpfen doch.
Wer wagts und macht sich kühne Bahn
Zu mir aufs Brückenjoch?"
Der Templer rufts mit starker Stimme,
Der Feind vernimmts in stolzem Grimme;
Sein hoher Führer im Ritterkleid
Stürzt wild heran zum gewaltigen Streit.

„O! höret auf mit Kampf und Wuth!
Ein Bot vom Kaiser naht:
Er schützt fortan der Templer Gut
Und bietet Ehr und Gnad."
„Bei Gott ist Gnade!" der Templer spricht,
„Doch bei den Menschen, da ist sie nicht!"
Und von der Brücke mit ins Grab
Er reißet im Ringen den Feind mit hinab.

Adelheid v. Stolterfoth.

Ems.

Wie fließt die Lahn so sanft und schön
Durchs enge, grüne Thal;
Die Rebe klimmt hinan die Höhn
Der Felsen, schroff und kahl!

Mit Früchten herrlich prangt der Baum,
Es wogt das Aehrenfeld;
Vereint sind in dem kleinen Raum
Die Schätze einer Welt.

Die Luft so mild, so lieblich lau,
Der Born so segenreich;
Der Aether glänzt im reinsten Blau,
Hesperiens Himmel gleich.

Ach, manches Herz, von Sorgen schwer,
Sucht Hilfe an dem Quell;
Jahrhunderte schon kam man her,
Stets fließt der Born noch hell.

Voll Hoffnung fühlt die kranke Brust
Am heilgen Quell sich leicht;
Der Zukunft denket man mit Lust,
Man ahnt den Zweck erreicht.

Wie manch Geschlecht an deinem Rand
Wirst du, o Quell, noch sehn,
Wie mancher noch aus fernem Land
Gesundheit hier erflehn!

Die Seele schwingt mit dem Choral
Voll Andacht sich zu Gott;
Das Echo wiederhallt im Thal:
Nun danket Alle Gott!

***

Der Bubenquell zu Ems.[1]

Zu Ems im Winterlager nach manchem heißen Straus
Ruht von den Schlachtgebresten Germanicus sich aus;
Doch ob auch mancher Lorbeer Roms Adler wieder schmückt,
Es fühlt der tapfre Feldherr sich nimmer ganz beglückt.
Was mag ihm aber fehlen, ihm, der so kühn sich schlägt,
Daß er den Ehrennamen des deutschen Volkes trägt?
O frage nicht, dem Krieger auch klopfet in der Brust
Ein Herz für Gattenliebe, ein Herz für Vaterlust!
Die erste lohnt ihn reichlich, doch ach! die letzte nicht;
Es ist die Vaterfreude, an der es ihm gebricht,
Die er erst recht vermisset, wenn Mars ins Lager zieht,
Und seine Agrippine nun täglich nah er sieht.
Das treue Weib auch grämt es, daß sich bei ihrem Bund
So lang nicht gibt die Gnade der Götter huldreich kund;
Und schwerer, immer schwerer es ihre Seele drückt,
Wann heim der Gatte kehret, mit Lorbeern neu geschmückt.
Drum fleht sie die Penaten und jede Gottheit heiß,
Die sie dem Glück der Ehe geneigt und günstig weiß;
Doch fruchtlos ist ihr Rufen, der Opferdampf verraucht,
Kein Gott bewegt die Lippen, der segnend an sie haucht.
Da schwindet ihr Vertrauen, und Trost erblüht ihr nur
Für das getäuschte Hoffen am Busen der Natur;
Drum eilt sie jetzt ins Freie hinaus noch manchen Tag,
Obgleich schon auf den Bergen der weiße Schleier lag.

[1] Ems ist nach der Meinung Einiger der Vicus Ambiatinus, wo Germanicus, der Sohn des Drusus, ein Feldlager hatte, und Agrippina ihm den Caligula (von Caliga, der Soldatenstiefel) gebar. Die römischen Geschichtschreiber Plinius und Sueton sagen nämlich, Caligula sei in einem Dorfe im Trierischen, oberhalb Coblenz (in Treviris vico Ambiatino supra Confluentes) geboren, und dieses setzen die Forscher theils nach Ems, theils nach Camp. — Als Caligula (37—41) Kaiser ward, sangen die Legionen im Winterlager:

„In castris natus, patriis nutritus in armis,
Iam designati principis omen erat"

Diese Vorbedeutung des künftigen Kaisers ward freilich wahr; aber es wirkte, wie v. Gerning scherzhaft sagt, der Emser Bubenquell ob der Geburt des bösen Herrschers nicht heilsam auf jene tugendsame Römerin. — Agrippinas spätere Zwillingsgeburt knüpft die Sage an die dortige Zwillingsquelle.

So ging sie einstens wieder, der Lagerfreuden satt,
Entlang des kleinen Flusses, das Aug von Thränen matt;
Da trat vor sie ein Mädchen, das trug ein grünes Kleid
Und frug die hohe Dame nach ihrem Herzenleid.
War es des Mädchens Antlitz, drein Adel sie gesucht,
Wars angeborne Milde, war es des Kummers Frucht,
Der auch den Stolz der Hohen herabzustimmen pflegte,
Bald hatte Agrippine das Herz ihm dargelegt.
„O edle Frau!“ beginnet da heitren Angesichts
Das Mädchen: „Preis den Göttern, ist sonst es weiter nichts!
Wißt, ich bin eine Nixe, dort perlet silberhell,
Von mir gepflegt, ein milder, ein wunderbarer Quell!
Kommt nur und trinkt sein Wasser, das hat geheime Kraft,
Und bis ins tiefste Leben dringt seiner Erze Saft:
Da beut die gute Mutter, die Alle gern bedenkt,
Natur, was ihren Töchtern die Schöpfung nicht geschenkt!“
So spricht zu ihr die Nymphe, hüllt sich in blauen Duft
Und schwebt als leichte Wolke dahin dann durch die Luft.
Doch täglich sieht man wandeln, das Auge freudenhell,
Die hoffnungslose Gattin nun an den milden Quell:
Und als die Krieger wieder nach manchem heißen Straus
Im Winterlager ruhen die Schlachtenmühen aus,
Da spielt ein frisches Bübchen auf Agrippinens Schoos,
Und überglücklich preist nun Germanicus sein Loos.
Kaum lief der Knab, da trug er ein kleines Stiefelpaar,
Woher Caligula ihn getauft die Kriegerschaar.
Er ward ein böser Kaiser und mancher süße Mund
Sprach Flüche jener Nixe, als auf dem Thron er stund.
Allein es perlt die Quelle noch heute silberhell,
Die man seit jenen Tagen genannt den Bubenquell.
Ob sie sich jede Gattin verpflichtet so zu Dank,
Die hoffnungsvoll ihr Wasser, das wunderbare, trank,
Das saget nicht die Kunde; doch scheint es anders nicht,
Weil Kränze man noch heute der milden Nymphe flicht.

Die Thurmruine zu Dausenau.

In mitternächtger Stunde, wo sich in Karls Palast
Zu Ingelheim schon Alles vergönnt des Schlummers Rast,
Sitzt unter trautem Kosen im stillen Burggemach
Ein liebetrunknes Pärchen noch bei einander wach.
Herr Eginhard und Emma, des Kaisers holdes Kind,
Die plaudern da so traulich noch spät bei Schnee und Wind
Und küßten sich dazwischen, der selgen Stunden froh,
Bis dämmernd kam der Morgen und still die Nacht entfloh.
Noch einen Kuß, dann scheiden; es ist die höchste Zeit!
Doch wehe! was beginnen? Der Hof ist überschneit,
Und was die Nacht verheimlicht, die liebegünstge Fee,
Das wird nun, ach! verrathen der neugefallne Schnee.
Stumm blicken Beide nieder und werden blaß und roth;
Allein es weiß die Liebe bald Rath in dieser Noth.
Auf Emmas zarten Schultern ragt Eginhard empor:
So trägt sie, einen Reiter, hinaus ihn bis vors Thor.
O schöne That der Liebe, warum nicht ungesehn
Ließ dich der Dämmrung Schleier, zu lohnen dich, geschehn?
Warum entziehst dem Kaiser den Schlummer du, o Nacht,
Daß er gerade heute so früh schon ist erwacht?
Weh dir! des strengen Vaters erzürntes Auge sieht
Am Fenster, wie die neue und seltne That geschieht:
Und die verstoßne Tochter umschließet bald der Thurm
Zu Dausenau, wo heute durch Trümmer heult der Sturm.
Ein wenig länger zögert Karl noch mit Eginhard,
Bis ihm als Strafe endlich das gleiche Schicksal ward:
Derselbe Thurm umschlinget auch ihn mit kalter Hand,
Und von der Theuren trennt ihn nur eine starre Wand.
Wohl wars ein großes Leid ihr, von ihm getrennt zu sein,
Doch größer ists, seitdem sie der Kerker schließet ein;
Am größten aber ward es, als nun den Liebsten nah
Sie weiß und, ach! sein Antlitz ihr trüber Blick nicht sah.
Wohl ruft sie tausendfältig den Namen Eginhard,

Wohl ruft er endlos: Emma! doch keine Antwort ward;
Das Echo nur vernahm es und gab den Ruf zurück,
Und seine leise Stimme, sie war ihr ganzes Glück.
Und wie die Rose bleichet, wenn man vom Zweig sie bricht,
Und wie das Pflänzchen siechet, wenn Luft ihm fehlt und Licht;
So welkten sie im Kerker, daß Kaiser Karl erschrickt,
Da er nach vielen Tagen einmal nach ihnen blickt.
Doch wohl dem treuen Paare, daß so ers wiederschaut!
Es lichtet sich die Wolke, die seine Stirn umgraut.
Zwar kehrt er schnell den Rücken und eilt davon im Nu,
Doch nicht mehr schließet knarrend die Kerkerthür sich zu.
O seligste der Stunden, da trunken, Brust an Brust,
Sie wieder einmal athmen der Freiheit süße Lust!
Ist Wahrheit diese Wonne, ists nur ein schöner Traum?
Sie wissen sich zu finden in ihrem Glücke kaum.
Doch nun gilt es, zu handeln; noth thut jetzt ein Entschluß!
Und bald faßt ihn die Liebe und siegelt ihn ihr Kuß.
Seht! wie sie rüstig wandern und ruhen nicht so bald,
Bis sie mit seinen Schatten umrauschet Odins Wald!
Ein Hüttchen sich zu bauen, ists Erste, was sie thun,
Und o wie glücklich fühlen sich ihre Herzen nun!
Die Arbeit treibt die Blüthen auf ihre Wangen frisch,
Und reichlich decket ihnen Zufriedenheit den Tisch.
Fünf ganze Jahre lebten sie so im Odenwald,
Und holde Kinder spielten auf Emmas Schoose bald,
Bis Karl, sie aufzusuchen, durchzog das ganze Land
Und selig pries die Stätte[1], wo er sie wiederfand.

[1] Seligenstadt am Maine, wo Eginhard und Emma beigesetzt sind, soll daher seine Entstehung und seinen Namen haben. — Eginhard war der Geschichtschreiber, Rathgeber und Gesellschafter Karls des Großen (768—816), der ihn so liebte, daß er ihm sogar seine Tochter Emma zur Gemahlin gab. Er wurde später Abt des von ihm gestifteten Klosters Seligenstadt und starb 839. Die Lebensbeschreibung seines kaiserlichen Gönners ist sein Hauptwerk.

Die Rittersfrau vom Stein.[1]

1.

Vereinsamt sitzet die Edle vom Stein
Auf der Burg im alternden Saale,
Da rufet der Wärtel: „Sie reiten herein,
Die Söhn im blinkenden Stahle!“
Wohl hatten gar edlen Ritt sie geritten
Und Limburgs trotzige Bürger bestritten.

Da sprach sie: „Ihr Knechte, rüstet ein Mahl,
Wie auf solchen Straus es gebühret!“
Doch horch! der Wärtel ruft noch einmal;
Und als hätt er die Freude verspüret,
Kommt der Ritter vom Reifenberg hergesprenget,
Der sich grüßend zwischen die Söhne dränget.

Mit dem Eidam setzt man sich fröhlich zu Tisch,
Da sagt die Hausfrau: „Wo bleiben
Die andern, sie reiten doch sonst so frisch?
Haben wohl mit den Liebchen ihr Treiben!“
Kaum sprach sies, da hört man, gleichwie gerufen,
Rossegetrampel, es donnern die Stufen.

Und die Frau erschrickt, denn es treten zugleich
In den Saal zwei Schwiegersöhne;
Sie schimmern in herrlichen Rüstungen reich:
Ihr grausts, ob der Böse sie höhne.
Und der Hatzstein und Bobenheim lustig setzen
Sich hin, ihr ermattetes Herz zu ergötzen.

[1] Diesen Vorfall erzählt die Limburger Chronik. Im Munde des Volkes erhielt er sich kurz. Großmütter hört man oft drohend zu ihren Enkeln sagen, wenn sie schrein: „Sei still, es ist einmal eine alte Frau fortgegangen und ist nicht mehr wieder kommen!“ Auch aus dem Munde der Kindermädchen vernimmt man noch manchmal diese bündige Darstellung jener Begebenheit, ohne daß ihnen die Thatsache an sich weiter bekannt wäre, ein Beweis, wie solche Sachen aus dem klaren Bewußtsein verschwinden, sich etwa als Sentenz, wie die vorstehende Drohung, noch erhalten und dann allmählich ganz erlöschen. A. H.

„Nun fehlt noch Einer, der bleibe mir aus!“
Und wie das Wort sie gesprochen,
Da tritt der Ritter von Allndorf ins Haus,
Als wärs mit den andern besprochen.
„Was Teufels, da wär ich zu kurz bald gekommen!
Da seht ihr, was Weiberliebe mag frommen.

Eure Tochter, Frau Mutter! wollt gar nicht mich lassen,
Allein ich witterte seltene Kost
Und eilte, bei Zeiten den Zügel zu fassen,
So kam ich noch grade zum schäumenden Most.“
Die Hausfrau sitzt stumm in der Söhne Mitten
Und beginnet, den Himmel um Demuth zu bitten.

Wohl kreiset der Becher, und schäumet und kreist,
Bis er aller Verlangen gestillt;
Doch die edle Hausfrau erstehet und heißt
Ihn wieder füllen, und mild
Und heiter spricht sie: „Ich kann es nicht wehren,
Allein sechs Ritter, zu viel ists der Ehren!

Zum Letzten trink ich den vollen Pokal,
Daß Gesundheit euch immerdar werde:
Auch meinen ritterlichen Herrn nicht vergeß ich zumal,
Er ruht in der kühligen Erde!“
Man achtet des Worts nicht, sie geht, und vernommen
Hat Niemand, wohin die Edle gekommen.

G. C. Braun.

2.

„Dieser Ehren ist zu viel!“ sprach die edle Frau vom Steine,
„Auch das Glück will End und Ziel, Ziel, noch Ende hat das meine.

Beide Söhne sind vermählt, sind ein Schmuck des Ritterstandes,
Drei der Töchter auserwählt haben Edle dieses Landes.

Blieb mir noch das letzte Kind, heute gab ichs einem Grafen,
Also daß es zwölfe sind, die sich hier zur Hochzeit trafen.

Nun gedoppelt ist die Zahl, Töchter sechs und sechs der Söhne,
Mahnt es mich beim frohen Mahl, wie ich das Geschick versöhne:

Denn der Ehren ist zu viel, denn zu viel ist dieser Ehren!“
Becherklang und Saitenspiel überschallt oft weise Lehren.

Unbeachtet blieb das Wort; aber schon am andern Morgen
War des Hauses Mutter fort, war das Haus in Angst und Sorgen.

Nimmer kehrte sie zurück, wieder sah sie nicht die Lieben;
Sühnen wollte sie das Glück: Niemand weiß, wo sie geblieben.

Ob sie sich der Welt begab in der abgeschiednen Zelle,
Ob das Opfer weit hinab trug der Lahn, des Rheines Welle.

Fortgeblüht hat ihr Geschlecht herrlich bis zu unsren Tagen,
Einen Freiherrn, recht und echt, Deutschland noch zuletzt getragen.

K. Simrock.

3.

Die Mutter.

Zwei Burgen auf einem Berge siehst du im Thal der Lahn,
Die eine hoch in Wolken, die andre ihr unterthan;
Die eine Fürstenwiege im stolzen Königshain,
Die andre der Rittertugend stets fester Ehrenstein.

O Nassau du! Oranien, o heller Freudenstern,
Du brichst der Zeiten Dunkel und leuchtest fern und fern,

**Von Thronen hoch am Rheine und an dem deutschen Meer
Erglänzest du über die Lande und strahlest hoch und hehr.**

Doch ach, die Ritterharfe, die solche Ehren preist,
Zerschellte in dem Sturme, der um die Erde kreist;
Drum nur vom andern Schlosse, der Burg, zum Stein genannt,
Erzähl ich schlichter Weise, was ich in Büchern fand.

Dort saß im Wittwenschleier auf hohem Vätersaal
Des Herrn Johann vom Steine hold, tugendreich Gemahl,
Und ihr zur Seit zwei Söhne, die sahen muthig drein,
Und vier in Züchten schöne, holdselge Töchterlein.

Da traten ein zur Stunde vier edle Ritter gleich,
Die waren hohen Stammes und aller Tugend reich:
Die warben um die Töchter, — holdselig süße Scham,
Wie da von rothen Rosen ein ganzer Frühling kam!

Und als in hohen Ehren sie saßen beim Hochzeitmahl,
Sechs ritterliche Söhne, wie lichter Sonnenstrahl,
Vier Töchter, wonnereiche, — o blüthenreiches Haus,
Da hob vom Mahl die Mutter sich auf und trat hinaus.

Sie pilgert weit und weiter, bis daß, im Thal versteckt,
Umringt von Gottes Frieden, ein Kloster sie entdeckt.
Sie kniet in Demuth nieder, zum Herrn gewandt, und spricht:
„Zu groß sind meine Ehren! zürn meinem Stolze nicht.

Laß mich in deinem Hause, des eitlen Glanzes bar,
Dir danken, daß ich Mutter so holder Kinder war.
Erleuchte meine Kinder mit echtem deutschen Sinn
Und nimm dafür im Kloster mein ganzes Leben hin!"

Da sprach zu ihr im Traume der Herr wohl dieses Wort:
„Deine Demuth will ich lehren deinem Geschlechte fort und fort,

Und ob die Burgen fallen in Nacht und Trümmer hin,
Nie stirbt in deinem Hause der echte Rittersinn."

Wilh. Genth.

Das Fräulein vom Steine.

Und ziehst du zum Gestade des vaterländschen Rheins
Und kommst auf deinem Pfade ins altergraue Mainz,
Durchwallest du die Thore, die Gassen, breit und eng,
Wo Haus und Pfalz sich reihet in rührigem Gedräng;

So wall hinein mit stolzem und festem Siegertritt,
So wall, als ob ein König vor seinem Volke schritt,
So wall, als ob du zögest an deinem Ehrentag,
Ein Bräutigam, zu führen ein hochzeitlich Gelag!

Denn diese Straße kehrte die allerschönste Hand,
Das edelste der Fräulein im weiten deutschen Land.
Dort auf dem Felsen hauste der Lahn der Herr von Stein,
Zu Mainz die Gassen kehrte sein holdes Töchterlein.

Die Franzen hatten lange das deutsche Reich verheert,
Sie maßen, wie mit Ellen, das Land sich mit dem Schwert,
Sie rissen von den Gauen sich ab den besten Theil,
Sie griffen zu, wo irgend für Sinn und Gaumen Heil.

Im deutschen Volk mit Zürnen erwacht der alte Geist,
Das noch an kühnen Herzen, an Helden nicht verwaist;
Und wie die Männer rüsten, da will auch keine Frau,
Die zarte Maid nicht fehlen am großen Wiederbau.

Da schrieb das edle Fräulein vom Stein dem Bräutigam:
„Der Rettungstag wird tagen, und enden unsre Scham.
Mein Trauter darf nicht feiern, tritt in die Reihen ein,
Nur nach dem Kampf, dem Siege mag ich sein eigen sein."

Der Brief lief gar behende, doch tückisch lauscht Verrath:
„So greift die Dirn und ihre Verwandten auf der That!
Der Vater ist in Preußen, wo er die Kriegsgluth schürt;
Die Tochter drum ergriffen, gestraft, wie sichs gebührt!“

Zu Mainz dort auf den Gassen, was ziehn die Trommeln auf?
Sie wirbeln frisch zusammen das Volk in hellem Hauf.
Geschäftig schreiten Büttel in ihrem Scharlachkleid,
Viel grimme Schergen stehen, viel Laurer da bereit.

Sie führen in der Mitte ein Kind, wie Engel, hold,
Im weißen Kleid der Unschuld, die Locken lang entrollt:
Den Besen muß sie führen in ihren Händen, weiß,
Die Gassen muß sie kehren dort in der Spötter Kreis.

Und zwischen Scherg und Büttel fegt da sie her und hin:
Ihr Bürger und ihr Bauern, höhnt sie nicht euer Sinn?
Nein, keiner will da lächeln, ernst ist jedwed Gesicht;
Darüber möcht sich ärgern mancher Franzosenwicht.

Ist nicht das Kehren Schande in der Büttel Geleit?
Doch alles Volk verneiget gar tief sich vor der Maid;
Die Köpfe sich entblößen, wie wird sie hochgeehrt!
Man wandelt, wie zur Wallfahrt, auf der Straße, die sie kehrt.

Ein Jeder denkt das Seine, Gedanken sind noch frei:
Gott gebe seinen Segen zu dieser Kehrerei.
Sei s i e der Reigenführer nach altem deutschen Brauch
Und lasse Kehraus tanzen bald jeden welschen Gauch!

Die Büttel und die Schergen ließen die edle Maid;
Bald war mit Kehraustanzen das Vaterland befreit.
Was lang in treuen Herzen Stoßseufzer nur gehaucht,
Das war in voller Wahrheit ans Tageslicht getaucht.

Drum wandelst du am Rheine zu Mainz hindurch die Stadt,
So blicke mit Verehrung auf deiner Füße Pfad,
So wandle, wie ein Bräutgam, der zum Altare tritt,
So wandle, wie ein König, in stolzem Siegerschritt!

Wilh. v. Waldbrühl.

Der Nassauer.

Am Maine dort, am lieben, goldnen Maine,
Im Hessenland,
Da saß ein Paar beim lieben, blanken Weine,
Recht Hand in Hand:
Ein Hesse wars, so einer von den blinden,
Die blind zum Wein gehn und zur Schlacht;
Ein ächtes dann von den Rheingauerkinden,
Die hell noch sehn um Mitternacht.

Die saßen fest und tranken um die Wette
Im Gartensaal,
Und heller glänzte bald der Stirnen Glätte,
Als der Pokal:
Da deckt den Himmel schnell ein Wolkenfächer,
Den Strom durchbrodelt Windesstoß,
Und Laub und Sand schon wirbelt in die Becher,
Und Tropfen rauschen, schwer und groß.

Und höflich trat der Wirth im Sammetmützchen
Zum Garten ein:
„Geehrte Herrn, da rieselt schon ein Sprützchen
In euern Wein.
Ein ächter Nassauer kommt mit grobem Schritte,
Der sitzt schon fest und droht Gefahr;
Drum kommt herein zum trocknen Trunk, ich bitte,
Der Schelm dort spasset nicht, fürwahr!“

„Ein Nassauer? — Wer?“ so zürnt das Kind vom Rheine;
„Gilt mir gar das?“
„Behüt es Gott!“ spricht jener; „den ich meine,
Der machet naß!
Das ist am Himmel dort der Wolkenschüttel,
Der rauscht im kalten West herfür,
Dringt durch den dicksten Mantel durch und Kittel,
Und heißt bei uns ein Nassauer hier!“

„Ha!“ lacht der Hesse, „Wasser ist, matt Wasser
Der Nassauer nur.
Drum schicket euch der Doktor auch die Prasser
Zur Wasserkur!
Herr Bruder, sieh! da bricht die Wolkenhalte,
Und sprützt die letzten Tropfen aus;
Die liebe Sonne guckt herab, die alte,
Der Nassauer trollt beschämt nach Haus!“ —

* *
*

Am Rheine dort, am lieben Vater Rheine,
In Nassaus Land,
Da sitzt ein Paar beim lieben, duftgen Weine,
Uns wohlbekannt:
Der Hesse ists, der guckt mit hellem Auge
Stromauf und ab, verwundert schier;
Sein Freund dabei, der schenkt nach Rheingaus Brauche
Von jedem Faß die Probe hier.

So saßen sie auf festen Eichenplanken,
Die wankten nicht;
So tranken sie, kühn flogen die Gedanken,
Doch schwankten nicht.
Wohl tapfre Thaten sind nun dort geschehen,
Die Kämpen häuften Wall auf Wall
Von Flaschen auf, wie Helden neu erstehen
Und neu auch trinken in Wallhall.

Die Sonne floh, da zitterte die Linde
Vom Windstoß kalt:
„Das ist ein Gruß vom Hessenwinde,
Der fröstelt bald;
Drum, Freundchen, komm!“ sprach der von Asmannshausen,
„Daheim ein wackres Fläschlein ruht,
Das schlürfen wir; dann mag der Hesse sausen,
In Nassau schläft sichs fest und gut!“ —

Und blinzend sah der Mond mit Silberaugen
Herab ins Glas;
Dem falben Herrn beliebts, den Rest zu saugen
Vom edlen Naß.
Kennt seine Leute schon, drum geht er gerne
Jedweden wackren Rheingaumann,
Dem spät beim Weine löschte die Laterne,
Als treuer Fackelknecht voran.

Dem folgen Beide rechts am duftgen Borde
Des hellen Rheins;
Da lag zur Linken tief an dunklem Orte
Viel Mondenscheins.
„Herr Bruder, schau!“ rief ängstlich hier der Hesse,
„Wir gehn ja mitten in den Fluß,
Der hier und dort, ich spüre schon die Nässe,
Mit heller Fluth umglänzt den Fuß!“

So hob er, wie ein Reiher, nun die Beine,
Der Fische schnalzt;
Zum Schwimmen streckt er sich im Mondenscheine,
Strampelt und walzt.
„O blinder Hesse!“ lacht der Asmannshauser,
„Du hast ja heute Doppelsicht;
Das war der Nassauer dort, der wilde Brauser,
Der blies dir an so helles Licht!

Pur Wasser ist im Rhein; nur Nassauer Wasser,
Das kocht zu Gold,
Das feuersprühend jedem fremden Spasser
Den Kopf durchrollt.
Herr Bruder, sieh! da schließt die Wolkenhalte,
Der Mond löscht seine Leuchte aus;
Gib mir den Arm, daß ich bis heim dich halte!" —
Der Hesse trollt beschämt nach Haus.

A. Calaminus.

Nassaus Helden.

Euch singt die Muse, Nassaus Krieger,
Von kühnem Blick und muthger Brust!
Des Lorbeers Zierde krönt den Sieger,
Ihm jauchzt des Lebens höchste Lust,
Wenn er mit seinem Heldenschwerte
Für heilge Güter sich bewehrte,
Und tapfer stritt mit starker Hand
Für Ehre, Recht und Vaterland.

Seht ihr die Fahne Nassaus wehen?
Die Fahne Nassaus weht zum Krieg:
Die Geister hoher Ahnen sehen
Auf Enkel nieder, winkend Sieg!
Wer kennet nicht die edlen Helden,
Von denen die Gesänge[1] melden,
Und deren Ruhm durch alle Welt
Erklang zum ewgen Sternenzelt?

[1] Sehr naiv sagt D. W. Triller:
„Von Nassaus Heldenstamm singt Hugo Grotius,
Der den Prinz Moritz auch durch ein Gedicht erhoben,
Und ob er gleich hernach viel leiden muß,
So muß man ihn jedoch als Patrioten loben."

A. H.

Als Hohenstaufens Kraft regierte,
Ertönte Nassaus Fürstenruhm,
Wo Barbarossa kühn sie führte
In Palästinas Heiligthum,
Und in dem Apenninenlande,
Am Po und an dem Tiberstrande;
Und Ruprechts, Walrams, Heinrichs Schwert,
Es war im Kampfe hochbewährt.

Der Kaiser Adolph, kriegesmuthig,
Er flieget stolz die Herrscherbahn,
Und stürmt im Kampfe, heiß und blutig,
Ein Leu, auf seine Gegner an,
Und unter seinen mächtgen Streichen
Soll Habsburg ihm vom Throne weichen;
Doch ihn verläßt das Glück, er fällt,
Im Tode noch ein würdger Held.

Wer preist euch nach Verdienst, ihr Helden,
Die furchtlos sich für Hollands Heil
Dem Spanier entgegen stellten,
Trotz Philipps Wuth und Albas Beil?
Die Menschenrechte kühn erstritten
Den Niederländern und den Briten?
Heil! eure Namen sind geweiht
Im Tempel der Unsterblichkeit!

Verschwiegner Wilhelm, klug und listig,
Du kühner Moriz, kriegsgewandt,
Und Friedrich Heinrich, muthig, rüstig,
Dem Feinde Schrecken, Heil dem Land:
Es werden eure Namen leben,
Wo Dünen sich und Schleusen heben,
So lange noch die Nordsee stürmt
An Hollands Küste, wohlgeschirmt.

Wilhelm der Dritte, froh verdanket
Britanien dir seinen Ruhm.
So lang nicht Englands Feste wanket,
Lebst du in seinem Heiligthum.
So lange noch des Meeres Wellen
Das freie Inselland umschwellen;
So lange wird dein Name blühn,
Und Nassaus Stamm bleibt ewig grün.

Drum seid ihr stolz auf eure Ahnen,
Ihr Söhne Nassaus! Lasset euch
Zu gleichem Heldensinne mahnen,
Und seid, wie sie, an Thaten reich!
Bringt Ruhm den reichbegabten Gauen,
Auf die des Taunus Blicke schauen,
Wo an der Lahn, am Rhein, am Main
Die Rebenhügel stolz sich reihn!

Wo wachsen beßre Himmelsgaben,
Auf die mit Lust die Augen schaun,
An denen sich die Herzen laben,
Als hier, in Nassaus goldnen Aun?
Wo strömen der Gesundheit Quellen,
Des Lebensbornes Silberwellen?
Wo wirket die geheime Kraft,
Die Labung und Genesung schafft?

Am Rhein, am Rhein, in Nassaus Landen,
Wo sich der schöne Taunus hebt,
Um den die Götter Kränze wanden,
Wo Segen wohnt, wo Freude lebt.
Frei bleibe dieses Land von Ketten,
Der Söhne Kraft, sie soll es retten,
Wenn fremder Uebermuth ihm droht:
Die Freiheit gilt es, oder Tod!

Heil euch im Kampfe, Nassaus Krieger,
Mit kühnem Blick und muthger Brust!
Der Lorbeer kröne Den als Sieger,
Es jauchze Dem die höchste Lust,
Der mit dem ehrenfesten Schwerte
Für heilge Güter sich bewehrte
Und edel stritt mit tapfrer Hand
Für Ehre, Recht und Vaterland!

Jos. Muth.

Drutwins I. Tod.[1]

Ich hab mich des billig vermessen,
Ehr, Lob und Preiß nicht vergessen
von dreyen Adelern wol erzogen
in einem Nist, ist nicht erlogen.
Was diß drey Brüder hen gestifft,

[1] Dieser Graf (um 900—960) wird mit ziemlicher Gewißheit als der Stammvater des laurenburgischen und nachher nassauischen Fürstengeschlechtes angenommen. Er war ein treuer Anhänger des Allemannenherzogs Hermann († 949), der ihm einige Reliquien des hl. Florin überließ, die er um 930 in der Kapelle des Lichtborner Berges aufbewahrte. Dort stand Lippern (Löppern, Lichtborn), der Sitz seiner Ahnen, welche die Sage mit Cäsar († 44 v. Chr.) aus Rom oder der Schweiz kommen läßt, 2 Brüder, die Lebartier genannt. Von diesen war der eine Graf von Burgund, der andere Erbvogt an der Lahn, und der Name Lebartier und Löppern gibt dieser Sage einiges Gewicht. Schon sein Sohn Dudo II. († 1076) erbaute wahrscheinlich die Laurenburg in der Esterau, so genannt vom Wald Lure, oder von der weiten Aussicht, ein Lug-, Lauer- oder Lurinsland, und sein Enkel Dudo III. führte zuerst (um 1093) den Namen eines Laurenburgers, bis Drutwin IV., den die Fährte eines Hirsches in dieses wildromantische Thal brachte, 1101 die Burg Nassau erbaute, nach welcher sich nun das Geschlecht benannte. — Eine andere Meinung läßt es von den salischen Franken (Conradinern, zwischen 765 und 778) abstammen, der nicht zu gedenken, welche in Nasua, von dem Cäsar erzählt, daß er mit seinem Bruder Cimberius an der Spitze der Sueven hätte über den Rhein setzen und sich mit Ariovist vereinigen wollen, den ersten Nassauer finden will. — Die hier gegebene Thatsache trug sich bei Strüth im Einrichgau zu, und ein altes Gemälde in Schönau stellte diesen traurigen Tod Drutwins I. bildlich und reimlich dar. Mit Gefangenen und Beute siegesfreudig aus einer Fehde kehrend, wurde er in der Nähe jenes Hofes von einem Bauern, der, ein Original von Tell, hinter einem Busche ihm auflauerte, durch einen Pfeilschuß tödtlich getroffen, und starb nach einigen Stunden auf der Stätte, wo jetzt der Hochaltar jenes Klosters sich erhebt, dessen Stiftung aus der gemachten Beute er vor seinem Hinscheiden noch anordnete.

Bin ich erfarn wol durch ir Schrifft.
Rupertus, verstands mich auch recht,
ein Bischoff zu Maintz und Gottesknecht,
Düdo zu Lippurg, eyn seltzam Dingk,
das man itzundt nenndt vff dem Ringk,
da wohnten eins Ritter vnndt Knecht,
So itzundt da wohn Atzelle und Specht.
Truthwinus, ditz Lantz recht Patrohn,
von Laurenburk der edel Baron,
als der mit Recht hat bezwungen
seine feindt, all überwunden,
da sahe man nun billig vnndt eben
sein Hertz in Freuden schweben.
Aber sein freyer kühner Muth,
den er drug under seinem eisen Hut,
was ihm nicht langer dauern,
das geschah durch einen Bawern,
der macht sich bald auf die Straßen,
seinen Zorn wollt Er nit laßen.
In einem Busch lag Er verborgen,
Er wacht den Abent vnndt den Morgen
vff die Zukunft dießes Graffen,
des dott Er hat hart geschworen.
da kam geritten enndt Zellen
Truthwin mit seinen Gesellen
Ir Strudt der vff dießer fardt,
Da derselb Bawer auch auf ihn wardt.
Er schoß den Graffen vff dem Pferdt,
daß Er zv doth stürzt vff die Erdt.
Die Stath der Graff auch mircket eben,
dieweil er noch hatt das Leben.
Er war dem geistlichen Leben holt,
Er schatzt Silber und auch fein Golt.
Schonaw ein Kloster vff der Stadt
Stifft Er, da Er durchschoßen wardt.

Selig was des Graffe Truthwin,
Den heiligen Patron sant Florin
vberall sein Guth, Gält, auch Renth
erbt er in seinem lezten Testament.
Man schrieb Datum, sag ich vorwar,
Dausend, hundert, zwanzig sechs Jahr.

Alte Reimverse.

Herzog Engelbert II. von Nassau.
(† 1504.)

Wer ist es, der so einsam dort an dem Fenster sitzt,
Indeß der Freude Schimmer durch alle Straßen blitzt?
Das ist ein Kriegsgefangner, der Herzog Engelbert,
Der gegen Frankreichs König so tapfer schwang das Schwert!
„Das soll er hart mir büßen, der übermüthge Held,
Ich werde ihm entbieten ein solches Lösegeld,
Daß mit dem Korb zu Rücken daheim sein Hof und Haus
Muß wandern auf dem Bettel die Dörfer ein und aus!“
So spottet Karl der Achte, doch bleibt es keine Hehl
Dem Herzog, der zur Stunde entsendet den Befehl,
Daß man aus seinen Gütern, und blieb ihm Nichts zuletzt,
Die Summe doppelt schaffe, die Karl ihm angesetzt. —
Bald zieret seine Diener und ihn ein neu Gewand;
Sie bringen vor den König das hohe Lösungspfand.
Wie stehet der verwundert, da er die Gruppe blickt,
Auf deren Rücken golden der Bettelkorb gestickt?
„Was soll mir das bedeuten?“ fragt er, von Staunen voll;
Stolz spricht drauf der Herzog: „Kein König Frankreichs soll
Durch mich zum Lügner werden, weil bis zu diesem Tag
Wohl keinen einer Lüge man überführen mag!“ [1]
Es starret Karl und schweiget; drum fährt der Herzog fort:
„Wenn Majestät erlauben, so gilt es noch ein Wort!

[1] Ob dies ein bloses Compliment von Engelbert war, steht dahin; doch würde er heute diese Worte sprechen, so enthielten sie zuverlässig nur eine Artigkeit.

Sie sehen, mich zu lösen, an Geldern nicht gebrichts,
Drum nehmen wir die Würfel: Gedoppelt, oder Nichts!"
Der König, jener Aeußrung gedenk, die er gethan,
Sieht mit gar großen Augen den kühnen Herzog an;
Sehr hatte ihn verdrossen des Trumpfes herber Witz,
Nicht kann er ihn verbeißen und spricht empfindlich spitz:
„Was auf das Spiel zu setzen, ein Herzog fähig ist,
Das kann der König Frankreichs entbehrn zu jeder Frist;
Drum gehe, ich begehre nun gar kein Lösegeld!" —
Da ging der stolze Herzog, in Wort und That ein Held.

Heinrich III. von Nassau.

(1520.)

Man ehrte die Gesetze, das Faustrecht war verbannt,
Und noch der Zwist des Glaubens im Reiche nicht entbrannt,
Der Baum des Friedens wägte die Zweige hoch und hehr,
Doch Max, der ihn gepflanzet, der Kaiser, war nicht mehr.
Da warb um Deutschlands Krone ein Königspaar zugleich,
Franz, der den Scepter führte im stolzen Frankenreich,
Und Karl, der Enkel Maxens, der Spaniens Purpur trug,
Ein Mann von seltnen Gaben, thatkräftig, stolz und klug.
Er war der Zögling Heinrichs, entstammt aus Nassaus Blut,
Und wacker ausgebildet in seiner weisen Hut,
Und näher schien dem Grafen zu Herzen nichts zu gehn,
Als mit der Krone Deutschlands geschmücket ihn zu sehn.
Zu Friederich dem Sachsen, den man den Weisen hieß,
Und dessen Einfluß Alles für ihn erwarten ließ,
Zog darum Heinrich eiligst, bevor die Wahl geschah,
Und legte seine Wünsche dem edlen Churfürst nah.
„Dem Reiche wär es Schande, erhielt das Diadem
Der Fremdling, dem, ihr wißt es, warum, die Wahl genehm:
Es gilt die Krone Deutschlands, und nur ein Deutscher soll

Dies hehre Kleinod tragen, der deutschen Ehre Zoll.
Hoch achten eure Weisheit die Fürsten insgesammt,
O folgt der hohen Liebe, die eure Brust entflammt,
Zum Wohl des Vaterlandes, und lenkt auf Habsburg Blut
Ihr Auge, das als Zögling aufwuchs in meiner Hut!"
So Heinrich, und zu Herzen nahm Friedrich sich das Wort,
Und als vereint, dem Reiche zu wählen einen Hort,
Frankfurt die Fürsten hatte, die ihm mit einem Mund
Die Krone boten, sprach er bescheiden zu dem Bund:
„Mich ehret das Vertrauen, womit ihr mich erfreut,
Doch mehr, als weise Führung, thut noth dem Reiche heut:
Der Kraft bedarf das Steuer, wenn Sturm bedroht das Schiff,
Soll jach es nicht zerschellen am wilden Felsenriff!
Schwach ist die Macht des Hauses, dem ich gehöre, nur,
Ein starkes Schwert blos hemmet und tilgt der Willkür Spur:
Um Habsburgs Stirne strahlte bisher des Ruhmes Kranz,
Es kann, es wird erhalten des deutschen Reiches Glanz!
Drum möcht ich euch empfehlen des Kaisers Enkel itzt,
Der rühmlich auf dem Throne bereits von Spanien sitzt,
Der viele Gaben einet, in Jugendfrische steht,
Und dessem Reiche nimmer die Sonne untergeht!
Weil aber Macht und Größe die Freiheit gern bedroht,
Und oft in ihrem Schimmer des Druckes Funke loht;
So lasset ihn beschwören des Reiches heilges Recht,
Daß er es nimmer kränke und übe recht und schlecht!
Zwar ist nur schwache Schutzwehr des Eides heilger Bann,
Will die Gewalt ihn brechen, die Niemand rächen kann;
Doch wenn die deutschen Herzen dem Deutschen nicht mehr traun,
Wie könnten auf den Fremden wir unsre Hoffnung baun?
Nur selten brach dem Deutschen der Deutsche noch das Wort,
Von jeher ist die Treue des Vaterlandes Hort;
Sein Schutzgeist wird es rächen, wenn Karl vergißt der Pflicht,
Und unserem Vertrauen der Stab der Wahrheit bricht!"
So Friedrich, und mit Beifall vernimmts der Fürsten Kreis,
Der sich an Oestreichs Hochsinn wohl zu erinnern weiß,

Als es die Kaiserkrone an Ludewig verlor,
Den ihm zum Gegenkönig der Baiern Anhang kor.[1]
Und Karl empfängt die Krone durch Friedrichs weisen Rath
Und seines Lehrers Liebe, der vor die Fürsten trat
Und für den Sprossen Habsburgs den Wahlvertrag beschwor,
Das nun nicht mehr die Würde des Kaiserthums verlor.
Doch ob nun auch sein Scepter ein solches Reich umfing,
Auf dessen Fluren nimmer die Sonne unterging;
Er fühlte sich verpflichtet zu Dank sein Leben lang
Dem Hause, dessen Liebe ihm diesen Sieg errang:
Denn noch auf Heinrichs Neffen, den edlen Wilhelm, trug
Er seine Neigung über, die an so mächtig schlug,
Und legte diesem Jüngling ins zarte Herz den Kern,
Der mitten in dem Drucke zum Baume wird so gern.
Und sieh! er ward zum Baume, der schöne Blüthen trug
Und eines Volkes Fesseln mit Sturmeswehn zerschlug,
Indeß auf seinem Gipfel die Krone ward gepflückt,
Die in den Niederlanden Oraniens Haupt noch schmückt.

Die sieben Fräulein von Arnstein.[2]

Auf ihres Vaters Burg am Rheine
  Wohnt oft die holde Siebenzahl
Der Fräulein von dem Adlersteine,
  Sobald der Frühling schmückt das Thal,
Und doppelt schön sind Schönbergs Hallen,
Wann dort die edlen Mädchen wallen.

[1] Nach dem Tode Heinrichs VII. von Luxemburg (1313) wurde von der östreichischen Partei Friedrich und von der bairischen Ludwig zum deutschen Kaiser gewählt. Die Schlacht bei Mühldorf 1322, wo Friedrich in Ludwigs Hände fiel, endete ihren achtjährigen Kampf; aber beide betrugen sich jetzt als ächt deutsche Biedermänner und getrost konnte der Sieger seinem gefangenen Feinde († 1330) die Beschützung seines Landes anvertrauen, als ihn selbst die Fehde daraus abrief. — Außer Heinrich war auch noch Adrian Florison von Utrecht, der nachmalige Pabst Adrian VI., und Graf Wilhelm von Croy Karls V. (1520—1558) Erzieher.

[2] Töchter des Grafen Ludwig I. von Arnstein (Lapis aquilae). Ludwigs Enkel, Ludwig III. ließ seine Stammburg 1129 in ein Kloster verwandeln und starb in

Wie fliehn so heiter da die Tage,
Belebt durch manchen hohen Gast!
Turniere, Tanz und Festgelage,
Sie reichen sich die Hände fast,
Und Freude ruft die eine Stunde
Der andren zu mit frohem Munde.

Auch Nassaus Graf besucht die Holden
Auf ihrer Frühlingsresidenz,
Die ihm mit seinen schönsten Dolden
Zu Ehren doppelt schmückt der Lenz;
Und was den Gast nur kann vergnügen,
Sieht man sie ordnen und verfügen.

So saß man bei der Laute Klängen
Einst in dem hohen Gartensaal;
Gespräche wechselten mit Sängen,
Und lustsam klang der Goldpokal:
Eins um das Andre mußte wählen
Ein Lied sich, oder was erzählen.

Es eiferten die Herrn und boten
Bald auf der Rede hohe Kunst,
Bald das gewandte Spiel der Noten,
Zu werben um die süße Gunst,
Ein Beifallswort, ein Lob der Mienen
Sich von den Schönen zu verdienen.

Gummersheim als Klosterbruder. Er wurde in Arnstein unter vielen Thränen beigesetzt. Die Grafen von Nassau, Katzenellenbogen und Dietz trugen mit den Rittern von Isenburg seine Bahre von der St. Margarethenkirche den steilen Berg hinauf nach dem Kloster. Der Arnsteiner Chronist sagt von ihm: „Er hatte mit den Armen seinen Mantel getheilt, wie der heilige Bischof Martin: damit hat er erworben ein Gnadenkleid von Purpur und Seide, die ewige Freude des Himmels.“ Von jenen 7 Fräulein kamen 2 nach Ungarn und eine nach Zütphen, eine führte sich heim der Pfalzgraf von Tübingen, eine der Graf von Laufen und eine der Graf von Isenburg. Auch Burg Nassau begrüßte eine als Gebieterin in ihren Mauern, und zwar die Vierte, welche Drutwin IV. von Laurenburg ehelichte.

Auch an den Grafen kommt die Reihe;
Der hebt bescheiden sich empor
Und spricht: „O holder Kranz! verleihe
Dem Sprecher ein geneigtes Ohr,
Dem hier die Vorzeit grauer Tage
So nahe leget eine Sage!

Auf dieser Burg, die mich seit gestern
So freundlich in die Arme schließt,
Da lebten einstens sieben Schwestern.
Stein sind sie jetzt, und zürnend fließt
Der Rhein, den ihre Anmuth freute,
Ob ihren Felsenstirnen heute!

In ihrem schönen Busen wohnte
Ein Sinn, gefühllos, wie das Erz;
Viel edler Männer Liebe lohnte
Mit schnödem Sinn ihr böses Herz,
Und Manchen machten sie zu Schanden,
Den sie gelockt mit süßen Banden.

Doch Lorelei vollzog die Rache
Für Alle, die sie kalt verschmäht,
Und denen nur zum Ungemache
Der Hoffnung Segel sie gebläht;
Im Strome durch der Fee Umgarnung
Stehn sie als Felsen noch zur Warnung!“

So sprach der Graf, und wenn die Kunde
Uns auch den Eindruck nicht erzählt,
Den er gemacht; im heilgen Bunde
Sah edlen Männern man vermählt
Noch in des Lebens Blüthenscheine
Die Fräulein von dem Adlersteine.

Lied von der Nymphe zu Geilnau.

Der Weingott, der mächtig die Herzen bezwingt,
Ist immer, wie Fürsten, von Schmeichlern umringt,
Und Hofdichter hat er in Menge.
Doch, Freunde! die göttlichen Nymphen der Fluth,
Die blühenden Mädchen, so sanft und so gut,
Entbehren noch Ehrengesänge.

Sie tränken, zerstreut durch des Erdkreises All,
Aus strömenden Urnen mit Wellenkrystall
Die dürstende Blume des Lebens.
Ein wüster Bacchant, dem ihr Nektar nichts gilt,
Erwartet das Heil, das den Urnen entquillt,
Von Aeskulaps[1] Söhnen vergebens.

Und dieser uralteste, heilige Trank
Wird, wie ein gezwungner Tribut, ohne Dank
Von König und Bettler genossen.
O wären die Mädchen nicht wundersam hold,
Sie hätten schon lange darüber geschmollt
Und uns ihre Quellen verschlossen.

Versöhnt sie geschwind, sonst erwachet ihr Zorn!
Denn Undank ist wahrlich ein stechender Dorn,
Und soll uns hinfort nicht beschimpfen.
Wir Alle bewohnen des Weingotts Gebiet,
Doch trotz der Vasallenschaft singet ein Lied
Der Wasserwelt lieblichen Nymphen!

[1] Asklepios oder Aesculap war der älteste Arzt, den man kennt. Die Bewunderung seiner Kenntniß der Kräuter und Heilmittel zog ihm göttliche Verehrung zu, und man nannte ihn einen Sohn Apollos, welcher bei den Alten auch der Gott der Arzneikunde war. Der Centaur Chiron erzog und lehrte ihn die Heilkunde der Kräuter. Jupiter erschlug ihn auf Plutos Bitte mit dem Donnerkeil. Eine Schlange, überhaupt das Sinnbild der Verjüngung, um einen Stab gewunden, war sein Symbol, und Hygiea, die Göttin der Gesundheit, seine Tochter. Die Aerzte nennt man bildlich seine Söhne. A. H.

Ihr Ruhm sei unsterblich, und allen voran
Geh strahlend die Nymphe, die sich an der Lahn
Ein freundliches Wohnplätzchen wählte!
Sie hält in dem Schoos einer Wiese still Haus
Und reicht ihren Heiltrank dem Siechling heraus,
Der schon zu den Schatten sich zählte.

Die gräßlichen Geier der Hypochondrie
Sehn neidisch mit drohenden Klauen auf sie,
Voll Wuth ob entrissener Beuten.
Doch Bacchus ist froh, daß sie Priester ihm heilt,
Die kläglich, von Zipperleins Krücken ereilt,
Des Gottes Altardienst bereuten.

Auch liebet die Nymphe sein Goldsohn vom Rhein,
Und traun! sie ist werth, seine Gattin zu sein;
Drum lasset uns beide vermählen!
Ha! ihrer Umarmung entblühet ein Kind,
Das, gleich dem Champagner, zu rauschen beginnt,
Doch Kraft hat, die Nerven zu stählen.

Dies Eigenthum stammt von der Mutter ihm an,
Die tief im Geklüft ihrer einsamen Bahn
Von Wurzeln des Eisens sich nähret.
Seht! wie dies Metall, das mit Donnergewalt,
Vom Menschen geschleudert, das Blutfeld durchhallt,
Im Urstand uns Wohlsein gewähret!

Hehr, gütig und hilfreich ist Mutter Natur!
Ach, folgte der Mensch ihrer heiligen Spur,
Wo Selbstsucht und Tücke nicht walten!
Stoßt an auf Veredlung der eisernen Welt,
Und uns mag bis dahin, wenn Gott es gefällt,
Die Nymphe von Geilnau erhalten!

A. F. E. Langbein.

Der Graf von Schaumburg und der Bauer von Staffel.

Dichte Massen Schnees noch lagen auf der steilen Bergesbahn,
Wo die Zinnen Schaumburgs ragen dort am schönen Strand der Lahn,
Während in des Thales Gründen schon des Winters Macht zerrann,
Und, den Frühling anzukünden, Keim und Knospe schon begann.
Lustig glitt ein stolzer Schlitten da durch jenes Schlosses Thor,
Und zwei Edeljunker ritten dem geschmückten Fuhrwerk vor.
Nach der Limburg mit den Knappen eilte Schaumburgs alter Graf,
Hieß sie spornen ihre Rappen und den Kutscher fahren brav.
Bunte Federbüsche wallten um das Haupt des Rossepaars,
Schellen klangen, Peitschen knallten, und es ging im Flug des Aars.
Stolzer ob des Flitters bäumten, schien es, sich die Thiere heut:
Wie sie schnaubten, wie sie schäumten, und den alten Herrn das freut!
Aber weh! mit einem Male endete die glatte Bahn,
Als sie kamen zu dem Thale, wo die Welle rauscht der Lahn.
Auf den rauhen Steinen, mitten in dem aufgethauten Koth,
Hatten mit dem lieben Schlitten Roß und Reiter ihre Noth.
Sieh, da kommt des Wegs geschritten leichten Muths ein Bauersmann
Und gewahrt erstaunt den Schlitten, der da kaum mehr weiter kann.
Doch, anstatt sie zu beklagen wegen dieses Mißgeschicks,
Sieht sein Herz man froher schlagen aus der Freude seines Blicks.
Und er zieht die Sonntagsmütze, die ihm tief im Kopfe lag,
Naht des alten Herren Sitze und beginnt: „Ei, guten Tag!

Freut mich, daß einmal erfüllet meinen Wunsch ich sehe gehn;
Denn, ich sag es unverhüllet, längst schon sehnt michs, euch
zu sehn!"
Artig, wie gewohnt, entgegnet seinen Gruß der alte Graf,
Und da ihm ein Mann begegnet nie so, wie er hier ihn traf,
Lehnt er vor sich nach dem Schlage, daß er sich ihn mustern
kann,
Und stellt freundlich ihm die Frage: „Kennt ihr mich denn,
lieber Mann?"
„Ei gewiß!" versetzt der Bauer, „habt uns manchen Tag
gewürzt;
Noch des letzten Winters Dauer ward durch euch uns sehr
verkürzt!
Meine Kinder lasen täglich euer Büchlein, auserwählt,
Und mein Großahn hat unsäglich gern mir einst von euch
erzählt.
Auch die Leute alle sprechen oft von euch!" — — „Mein
Freund! erlaubt,
Euch einmal zu unterbrechen, wen ihr hier zu sehen glaubt?"
Spricht der Graf. — „Hm! Brief und Siegel brauch ich
zum Beweise nicht:
Till seid ihr, der Eulenspiegel!" rasch der Staffler
Bauer spricht.

Der Schuster auf Ardeck.

„Auf dem Rücken zugleich und im Kopfe beschwert
Mit Leder und Wein, nach der Heimath gekehrt,
Wann funkelt der Mond und die Sterne!"
So sang der Schuster, der zittert und fror,
Und, rückwärts horchend, spitzt er das Ohr:
Ein Wagen naht rasch aus der Ferne.

Er steht, den das Räuschchen ermuthiget hat:
„Nehmt," ruft er, „den Müden doch mit zur Stadt,
Sei gnädig, o Herrschaft da drinnen!"

Der eilende Wagen fährt plötzlich sacht,
Dem Schuster wird schweigend ein Plätzchen gemacht,
Dann fahren sie pfeilschnell von hinnen.

„Wie die Erde da, wie der Himmel flieht,"
Lallt der Arme, dem es im Hirne glüht,
„Wie die Rappen schnauben und brausen!"
Der Mond, der sein silbernes Licht ergoß,
Zeigt näher und näher ein stattliches Schloß:
„Wer mag in dem Schlosse wohl hausen?"

Und wie er die letzten Worte sprach,
Da stehn sie im Burghof; es öffnen den Schlag
Die flinken und eiligen Knechte.
Erstaunt sieht er rings hohe Fenster erhellt,
Doch an wen er auch immer Fragen stellt,
Da ist Niemand, der Antwort ihm brächte.

Die Herrschaft in seltsamer Tracht steiget aus,
Die Diener winken, er folget ins Haus,
Und er folget zum prächtigen Saale.
In der todtstillen Halle bemerkt er jetzt
Eine Tafel, von Rittern und Damen besetzt;
Man deutet ihm schweigend zum Mahle.

In der furchtbaren Stille, da wirds ihm so schwül,
Und über den Rücken hin läuft es ihm kühl:
„Mög Jesus mich gnädig bedecken!"
Noch sieht er, wie Alles in Nebel zerrinnt,
Er fühlt sich durchfröstelt vom scharfen Wind,
Dann sinkt er in Ohnmacht vor Schrecken.

Als der Schuster die grausige Nacht verträumt,
Und die Sonne mit Gold schon die Berge gesäumt,
Sitzt er hoch auf zerfallenen Mauern.

Mit Hilfe und Müh nur gelangt er herab.
Er welkte dahin; um ein frühes Grab
Sah der Lenz seine Lieben bald trauern.

So steiget noch jährlich im Zeitenlauf
In der Geisterstund aus den Trümmern auf
Die herrliche Ardecker Veste;
Dann sauset, gleich Sturmwind, im heilgen Advent,
Wie aus Volkes Munde ihr hören könnt,
Der Wagen und suchet noch Gäste.

Jos. Kremer.

Das blaue Ländchen.[1]

Von Frankfurt aus der Messe zieht heim eine Schaar,
Die machte dort Geschäfte mit tuchener Waar;
Es sind die Wollenweber von Lorch an dem Rhein,
Die reichsten Bürger jener uralten Gemein.
Dreihundert Stühle haben dort auf sie gepflanzt,
Wo ruhelos das Schiffchen, das webende, tanzt,
Das Schiffchen, welches Wohlstand der Innung gewährt
Und Tausende von Händen am Wollrad ernährt.
Doch was bewegt seit Kurzem so mächtig die Zunft?
Man blättert in der Bibel und spricht von Vernunft,
Hält über Sacramente und Dunkel und Licht
Und Cölibat und Ablaß und Pabstthum Gericht!
Von Frankfurt aus der Messe, da brachte sie heim
Des Lutherthums dort kräftig schon sprossenden Keim,

[1] So heißt ein Theil der ehemaligen Grafschaft Katzenellenbogen, die durch Anna, die Tochter des Grafen Philipp des Aeltern von Katzenellenbogen (†1479), als Gemahlin Heinrich des IV., Landgrafen von Hessen, an dieses Haus kaum, das unter Philipp dem Großmüthigen (1509—1567) schon frühe der Reformation Luthers angehörte. — Uebrigens führt auch die Gegend von Nordenstadt bei Wiesbaden diesen Namen, wo die Landmädchen blaue Röckchen und Häubchen und die Bursche blaue Mützen tragen. Eine andere Meinung leitet den Namen jenes Ländchens vom blauen schieferartigen Boden der dortigen Gebirge ab.

Und fing nun an zu zimmern im rheinischen Gau
Auch an der frohen Botschaft erneuertem Bau.
Doch, wie die alte Liebe an heimischen Strom,
So fesselte der Glaube die Lorcher an Rom.
„Bleib, wie du bist, und lebe als redlicher Mann,
Es ist allein die Tugend, die seligen kann!
Die Kirche ist die Mutter, ihr Wille ist gut,
In ihren Adern rieselt nur edeles Blut:
Und fehlen ihre Söhne, so schmäh sie nicht blind,
Die beste auch erzieht oft ein unartges Kind!"
Das war am Rhein das Wahlwort, und wie man mit Sturm
Begann vom alten Baue zu reißen den Thurm;
So suchten seine Freunde, ein brausender Strom,
Zu schützen und zu wahren den heiligen Dom.
Und also ward, wo Liebe der Glaube gebeut,
Des Lebens Pfad mit Dornen, mit blutgen, bestreut;
Und also mußte opfern, ein theueres Pfand,
Auch Lorichs Weberinnung das heimische Land.
Doch freundlich nahm der Landgraf die Flüchtigen an,
Dem Katzenellenbogen als Herrn zugethan,
Und dort umblühte bald sie so herrlich das Glück,
Daß kaum sie an die Heimath mehr dachten zurück.
Ihr Beispiel schuf dem Lande nur Segen und Heil,
Des Fleißes Frucht, ward Wohlstand der Grafschaft zu Theil;
Es schwang die Ackerwirthschaft sich sichtbar empor,
Es standen die Gewerbe in herrlichem Flor.
Und bald, wie es die Kunde der Nachwelt gebracht,
Sah dort, in einer damals sehr kostbaren Tracht,
In Tuch von blauer Farbe, sonst selten gesehn,
Den Bürger und den Bauern gekleidet man gehn.
Das ward denn nah und ferne Kennzeichen sofort
Der Leute jenes Landes aus Flecken und Ort,
Des Landes, das noch heute, wie, Wandrer! du weißt,
Daher das blaue Ländchen im Volsmunde heißt.

Seltene Hilfstruppen.

Hoch blicket hernieder der Holenfels
Ins Thal, das die feindlichen Recken,
Geführt von dem Ritter Johann von Els,
Zum Sturme gerüstet, bedecken.
Doch wie ihn umbrauset der Feinde Sturm,
Fest stehen die trotzigen Mauern;
Der Burgherr da oben auf hohem Thurm
Kann sorglos ihr Treiben belauern.

Fünf eichene Thore, so fest, wie Stahl,
Verschließen die stattliche Veste;
Er hofft mit der Mannen geringer Zahl
Vom Schutze derselben das Beste.
Doch nimmer erlischet der Feinde Muth,
Läßt nicht sich der Mühe verdrießen;
Die Schläge der Axt und der Flammen Gluth
Wohl müssen die Thore erschließen.

Drei waren von ihnen genommen schon,
Das vierte umsprühten die Flammen;
Es stürzte schon unter dem Jubelton
Der Stürmenden eben zusammen:
Da wußte sich Truppen besondrer Art
Der listige Burgherr zu schaffen,
Ein künstliches Völkchen, wohl sanft und zart,
Jedoch mit gefürchteten Waffen.

Denn was ihm der tüchtigsten Ritter Speer
Jetzt hätte vermocht nicht zu dienen,
Das nützten, geschleudert in Feindes Heer,
Ihm wenige Körbe mit Bienen.

Es flohen die Stürmer in wirrer Flucht,
Verfolgt von den winzigen Kriegern;
Stolz blickte der Holenfels in die Schlucht
Und dankte den künstlichen Siegern.

Der hochherzige Krieger.

(1815.)

Bei Waterloo verhauchte sein Leben mancher Held,
Bis siegreich war erstritten das blutge Ehrenfeld,
Und feiernd ehrt die Nachwelt der Edlen Namen all,
Die, fallend dort, gehemmet des Vaterlandes Fall.
Doch Einer jener Kämpfer, ist der wohl auch gekannt,
Und ist sein Name, würdig des schönsten Ruhms, genannt?
Es war ein braver Krieger aus Nassaus tapfren Reihn;
Mein Lied soll seinem Preise ein kleines Denkmal weihn!
Bedeckt mit schweren Wunden, ward nach der heißen Schlacht
In eine nahe Hütte der Biedermann gebracht;
Das Auge matt und trübe, das Antlitz starr und bleich,
Sah eher einem Todten er, als dem Leben, gleich.
So stand er an der Pforte und suchte mühevoll
Des Blutes Strom zu hemmen, der seiner Brust entquoll,
Als ihm der Arzt sich nahte, um mit geschickter Hand
Des Lebens Flug zu fesseln durch eiligen Verband.
Doch mit dem schwachen Arme wehrts ihm der edle Mann;
Er fühlt, daß alle Hilfe ihm nicht mehr nützen kann,
Daß er nicht blos geweiht ihr des kräftgen Armes Zoll,
Daß er auch Blut und Leben der Freiheit opfern soll.
„Die Hilfe, mein Herr Doktor,“ spricht er aus matter Brust,
„Die Ihr mir spenden wollet, ist nur ein Zeitverlust
Für meine Kameraden; drum lasset es nur sein:
Mehr könnet dort ihr nützen, mir hilft nur Gott allein!“
Mit Thränen in dem Auge erfüllte seine Pflicht
Der Arzt, und seine Mühe blieb ungekrönet nicht;

Doch fand, als er vollendet, bei seiner Wiederkehr
Schon bald den braven Krieger[1] am Leben er nicht mehr.

Die Christmette in der Berger Kirche.

1.

Vom Berge schauet ernst die Kirche in das Thal,
Aus längst ergrauter Zeit ein denkenswerthes Mal,
Und gleichet einem Greis, der an des Lebens Ziel
Anschaut mit stillem Sinn der Knaben heitres Spiel.
Die malerischen Höhn, das sanfte Thalgefild,
Sie lächeln in das Aug, ein liebetrautes Bild,
Und goldnen Grund benennt man sinnig diese Flur,
Wo einen schönen Thron gebaut sich die Natur.
Durch grüne Wiesen rauscht der kühle Waldbach hier,
Dort weht vom sanften Hang des Saatengotts Panier;
Im dunklen Buchenhain schlägt süß die Nachtigall,
Und frohes Leben herrscht im Thale überall.
Die Kirche nur, an die sich still ein Friedhof schmiegt,
Blickt ernst den Wandrer an, der da vorüber fliegt,
Und um die Sinne zog mit schwermuthsvollem Wehn
Mir die Vergangenheit, so oft ich sie gesehn.
Wo auf dem Fels getrotzt erst Wodans Baum dem Sturm,
Da wies zum Himmel dann das Volk ihr hoher Thurm,
Und froher Jubel ward dem Herrn dort dargebracht,
Als heller Tag durchschien des Heidenthumes Nacht.
Dem kommenden Geschlecht erneut sie stets den Gruß
Des Dorfes, das sich einst gelehnt an ihren Fuß,
Und das im Glaubenskrieg, bis auf den letzten Rest,
Ein arger Feindesbund verheerte, Schwert und Pest.
Oft sitzt auf ihrem Fels ein Weib im Leichentuch
Und hält in ihrer Hand ein großes, altes Buch:

[1] Er hieß Karl Baußmann und war aus Kirberg gebürtig.

Geschichte nennt sie sich, gar blutig strahlt ihr Licht,
Ich sah sie oft und mir gefiel ihr Anblick nicht.
Wann ich jedoch ins Thal dann rasch gelenkt den Fuß,
Bot einem Mädchen dort ich gerne meinen Gruß:
Leicht hüpfte sie daher und an des Buches statt
Hielt buntbeschrieben sie mir dar ein Blumenblatt.
Und immer war mir dies ein theueres Geschenk
Das stets ich bei mir trug, der Holden eingedenk:
Sie nannte Sage sich, und himmlich war das Licht,
Das ihr mit Zauberglanz umfloß das Angesicht.
Gar Vieles hat geraubt mir zwar das Mißgeschick,
Seit ihrer Gunst gefreut sich dort des Knaben Blick;
Doch fest in meinem Sinn, weil Aetherschein sie krönt,
Hat eine Kunde fort selbst durch den Sturm getönt.

2.

In Bergen lebte still ein Weib, das früh verlor
Den Gatten, den das Glück als Lebenshort ihr kor;
Zwei Töchter aber sind der frommen Wittwe Trost
Nun, da des Krieges Wucht in Deutschlands Gauen tost.
Was jemals die Natur an schöner Form erfand,
Das war es, was sie reich bei diesem Paar verband,
Und was der Engel je, der schützende, verleiht,
Das hatte hohen Grads den Schwestern er geweiht.
In ihrem Blicke glomm der Herzensgüte Schein,
Und Sanftmuth lag geprägt auf ihren Wangen ein;
Drum waren sie der Stolz der Mutter, und im Thal
Die Krone und der Schmuck der Jungfraun allzumal.
Entvölkert stand bereits im Dorfe mancher Herd,
Schlimm hatte da gehaust des Schweden blutges Schwert,
Da kam in sein Bereich der Feind, der schlimmste, auch,
Die Pest, und goß dort aus den giftgeschwellten Hauch.
Wie Engel, walten nun die Schwestern in dem Ort,
Mit Trost und Pflege nah den Kranken hier und dort;

Ob sie Gefahr bedräut, sie achten ihrer nicht,
Die Linderung der Noth war ihnen heilge Pflicht.
Wohl knickt des Würgers Hand die schönsten Blüthen gern,
Doch von der Wittwe Dach hielt lange er sich fern;
Schon hatte er gepflückt im Dorf sich manchen Straus,
Und immer zog er noch vorbei an ihrem Haus.
Gar manches Opfer fiel; doch, ihrer Pflege Dank,
War auch nicht klein die Zahl, die neues Leben trank;
Durch ihr Bemühn verlor die Seuche ihre Kraft
Und floh, gleich ihrem Dach, nun auch die Nachbarschaft.
Doch tückisch, wie ein Feind, der schon ergreift die Flucht,
Sich für das letzte Blei noch rasch ein Opfer sucht;
So riß dahin die Pest vom edlen Schwesterpaar
Die Aelteste, die nun des Dorfes letztes war.
Viel Thränen, liebeheiß, benetzten bald ihr Grab
Aus Augen, denen sie das Leben wieder gab,
Dort an der Kirche, wo jetzt Dankgebet ertönt
Dem Herrn, der mit Erfolg ihr edles Werk gekrönt.
Doch wenig Wochen nur, und Schlachtenlärm erbraust
Nun wieder in dem Thal, und zügelloser haust,
Als je, der Schwede dort, der Laster ohne Zahl
Und ohne Namen übt in teuflisch arger Wahl.

3.

Horch! welch ein Wehgeschrei erfüllt der Wittwe Haus?
Zerstreuten Haares stürzt die Tochter dort hinaus
Und stürmt den Berg hinan, wie ein gehetztes Wild,
Das zu den Höhen flieht vom flachen Waldgefild!
Ein Schwede folget ihr voll wildentflammter Lust,
Es keuchet Sinnenrausch in seiner heißen Brust,
Der, bis zur Wuth genährt, in seinen Adern brennt
Und weder Ehrsamkeit, noch Ehrfurcht weiter kennt.
Zur Kirche flieht die Maid; dort wähnt sie sich geschützt,
Da ihr daheim das Wort der Tugend nichts genützt,

Und, o des Glückes, sieh! es steht die Pforte auf
Und läßt die Arme ein, erschöpft vom jähen Lauf.
Fest ist des Riegels Schluß, und wie er dumpf geknarrt,
Da sinkt sie auf das Knie, vor Freude halb erstarrt,
Und dankt in heißem Flehn dem Herrn, der sie entzog
Dem Arm, der krampfhaft sich um ihren Nacken bog.
Doch weh! die Pforte kracht, der Schwede dringet ein:
Was kann der Leidenschaft, dem Wahn noch heilig sein?
Wo er einmal ergreift das flammende Panier,
Da übertrifft der Mensch das unvernünftge Thier.
Die Jungfrau nimmt das Kreuz, das ihr zur Seite hängt,
Und wie der wilde Feind sich zum Altare drängt,
Hält sie entgegen ihm das blutbemalte Bild,
In ihrer großen Noth der hoffnungsvollste Schild.
„Fleuch!“ ruft sie muthig, „fleuch dies Zeichen hoher Kraft!“
Doch furchtlos zieht das Schwert der Schwede aus dem Schaft
Und haut das Cruzifix entzwei in ihrer Hand
Und schlingt um sie den Arm, dem sie nicht widerstand.
Bang klopft ihr Herz und stockt, ihr Angesicht erblaßt,
Doch nur ein Augenblick, da hat sie sich gefaßt
Und reißt mit neuem Muth sich aus des Armes Kraft,
Der an die Brust sie preßt mit wilder Leidenschaft.
Voll von Verzweiflung flieht sie den geweihten Raum
Und setzet kühn den Fuß auf jenes Felsen Saum,
Von dem hernieder stolz der Chor der Kirche schaut,
Den eine ferne Zeit ihm keck aufs Haupt gebaut.
„Maria, reine Maid, in deine Arme nun!“
Ruft brünstig sie, erstarkt, den letzten Schritt zu thun:
Und zu bewahren rein das Kleid der Unschuld, sprang
Sie jäh hinunter dann vom schroffen Felsenhang.

4.

Schon manchen Monat barg die Jungfrau nun der Schrein,
Da saß die Wittwe still in ihrem Kämmerlein.
Weihnachten kam heran, das Fest der Kinderlust,
Doch sie schloß, ach! kein Kind mehr an die Mutterbrust.
Kalt brauset durchs Gefild und um ihr Dach der Sturm,
Die Schiefer klirren dumpf am hohen Kirchenthurm;
Doch durch das Nachtgewölk vom blauen Himmelssaum
Scheint mild der Sterne Licht in ihrer Kammer Raum.
Und mit dem sanften Schein fließt Ruhe in ihr Herz,
Es schließt der Mund sich auf, den zugepreßt der Schmerz,
Und von den Lippen bebt ihr manches fromme Wort
Und schwinget als Gebet sich mit den Wolken fort.
„Herr!“ flehte brünstig sie, „heut jauchzet alle Welt,
Die Freude klinget hier, wie dort am Sternenzelt:
Maria schließt ans Herz den theuren Sohn mit Lust,
O führe bald auch mir die Kinder an die Brust!“
So sprach sie fort und bat, was in den Mund ihr floß,
Bis ihr das müde Aug ein sanfter Schlummer schloß,
Und ruhig schläft sie dann, bis um die Mitternacht
Durch hellen Glockenklang sie plötzlich auferwacht.
„Zur Mette läutets schon!“ denkt sie und rafft behend
Sich auf: ihr Anzug kommt mit raschem Flug zu End,
Und, mit dem Festtagskleid geschmücket, trollt sie fort
Und lenkt gemach den Schritt zur Kirche durch den Ort.
Still ist der Weg und leer, und nicht ein Mensch zu sehn
Am Pfade, wo das Volk zur Andacht pflegt zu gehn.
„Bin ich die Letzte denn, die heut zur Feier eilt?
Ich habe doch daheim so lang mich nicht verweilt!“
So spricht sie und beeilt des schwanken Fußes Gang,
Und hört von Ferne schon der Orgel Feierklang,
Die, wie Posaunenton, anstimmet hoch und hehr
Das Loblied dieser Nacht: „Gott in den Höhn sei Ehr!“
Jetzt naht dem Friedhof sie, und es erträgt das Licht,

Das ihr entgegen strömt, ihr blödes Aug fast nicht;
Hell durch die Fenster blitzt der Kerzen voller Glanz
Und gießet seinen Schein auf Kreuz und Todtenkranz.
Und leiser tönet nun, wie sanfter Flötenton,
Das hehre Friedenswort der Engelschaaren schon:
„Und Frieden auf der Erd sei jedem Menschenkind,
Wo wohlgefällig sie und guten Willens sind!“

5.

Wer legt die Regung mir, die sie erfüllte, aus?
Mit Schauern, nie gefühlt, tritt sie ins Gotteshaus
Und stellt andächtig sich tief in den Hintergrund,
Weil alles übervoll in seinen Hallen stund.
Wie staunt erst nun ihr Aug! Es brennen Kerzen nicht,
Das Heiligthum erhellt ein überirdisch Licht;
Die Orgel stehet stumm, nur Engelharfenklang
Fließt in das Jubellied, gemischt mit Sphärensang.[1]
Groß war der Beter und der frommen Sänger Zahl,
Doch jeder ist umglänzt von der Verklärung Strahl,
Und in der Menge, die von Andachtsflammen brennt,
Steht Niemand aus dem Dorf, der lebt und den sie kennt.
Wohl aber wird gewahr sie manches theure Glied,
Das kurz erst, oder lang schon von der Erde schied,
Und selbst den Priester schaut ihr Auge am Altar,
Der erst in jüngster Zeit dem Herrn entschlafen war.
Doch in Entzücken geht ihr Staunen über nun,
Ein Freudenrufen will, doch kann ihr Mund nicht thun:
Im wohlbekannten Stuhl, wohin gepflegt zu gehn
Die Töchter einst, da sieht sie ihre Schatten stehn.

[1] Nach der Meinung des alten griechischen Weltweisen Pythagoras bringen die Himmelskörper bei ihrem Umschwung um die Sonne, als ihren Mittelpunkt, einen Zusammenklang von Tönen hervor, den er, für menschliche Ohren nicht hörbar, Musik oder Harmonie (Klang, Sang) der Sphären nennet.

In seine Mitte schließt sie jetzt das Schwesterpaar
Und trocknet ihr den Blick mit seinem goldnen Haar,
Daß sie die Glorie sah, die hehr ihr Haupt umfloß,
Und still an ihrer Brust der Seligkeit genoß.
„Bald wirst du bei uns sein!“ so flüstern sie vereint,
„Am Throne, wo das Aug nicht ferner Zähren weint:
Barmherzig ist der Herr; er tilgt dort unsre Schuld,
Wie hier er sie ertrug mit Langmuth und Geduld!
Wir haben ihn gefleht, daß er dich rufe bald,
Und ehe wieder neu belaubet steht der Wald,
Sproßt auch auf deiner Gruft die Schlüsselblume schon,
Und bricht Vergißmeinnicht die Jugend sich davon!“
So flüstern sie, da tönt es laut im Priesterchor:
„Herr! unser Rufen dringt zu deinem Thron empor!
Die Seelen hoffen heiß auf deiner Gnade Heil,
O Gott, laß werden sie den Sehnenden zu Theil!
Kalt ist des Todes Nacht und starr die Finsterniß,
Erlöse sie, dein Wort ist Wahrheit und gewiß!
Gib, daß erleuchte sie des Himmels ewig Licht
Und sie von Angesicht dich schaun zu Angesicht!“ —

6.

Noch schwelgt, berauscht vom Glück, an ihrer Töchter Brust
Die fromme Wittwe und empfindet Himmelslust,
Da tönt herab vom Thurm mit Schlägen, dumpf und lang,
Zu künden Mitternacht, der zwölften Stunde Klang.
Und wie in ihrem Ohr verhallt der letzte Ton,
Da wird es plötzlich still, und flieht die Schaar davon,
Die auf den Gräbern rings und in der Kirchengruft
Verschwindet hier und dort, wie leichter Morgenduft.
Die Wittwe kniet allein noch in dem Gotteshaus
Und sieht schon halb verklärt, wie jene Schatten, aus,

Und statt des Himmelslichts fließt nun des Mondes Schein
Sanft durch der Scheiben Rund ins Heiligthum herein.
Noch ein Gebet entsteigt jetzt ihrem bleichen Mund,
Das um Erlösung fleht heiß aus des Herzens Grund;
Dann tritt sie still hinaus, wo seinen Silberglanz
Hell gießet das Gestirn auf Kreuz und Todtenkranz.
Beruhigt schlägt ihr Herz und himmelwärts nur trug
Fortan die Sehnsucht sie mit leichtbeschwingtem Flug;
Und ehe noch entflohn der achte Tag, da bot,
Ein Engel, ihr die Hand und rief sie ab der Tod.
Nur wenig Jahre noch, und auch das Dorf verschwand,
Das an des Berges Hang so blühend lange stand;
Nur eine Jungfrau ließ verschont des Krieges Lauf,
Die Brechen gastlich nahm in seine Mauern auf.
Die Kirche aber steht noch heute unverletzt,
Auch schaut den Friedhof dort des Wandrers Blick noch jetzt,
Auf dem die Wittwe schläft, den Ruhestätten nah,
Darein versenken sie die theuren Kinder sah.
Nur Seelenmessen hört man feiern jetzt noch dort,
So oft aus Werschau man trägt eine Leiche fort;
Es schaut die Kirche ernst vom Berge in das Thal
Und zeigt, daß Wache hält der Tod um ihr Portal.
Sie zeigt die Stätte noch, wo Bergen sich erhob,
Und manchen Blumenkranz die Hand der Sage wob,
Die auf der Wiesenflur noch jetzt ein Sträuschen pflückt
Und an der Felsenwand ein schlichtes Denkmal schmückt,
Das Denkmal, wo ihr Kind entseelt die Mutter fand,
Das jäh herabgestürzt sich von der Felsenwand,
Wo manche Wange schon ein leises Roth beflog,
Seit hier den Tod sie vor entweihter Unschuld zog.

Der seltsame Traum.

Das alte Sprichwort sagt: „Ein Traum ist nur ein Faum!“
Und der vernünftge Mann bezweifelt dieses kaum;

Doch hat gar mancher auch Zukünftges schon enthüllet
Und oft, was er verhieß, sich wunderbar erfüllet.
Von Sorgen schwer gedrückt, lag Hans zu Hasselbach
Im Hüttchen, wo der Wind, ach! blies durch Dach und Fach,
Und selbst der gütge Schlaf, der süße Hort der Armen,
Schien übrig heut für ihn zu haben kein Erbarmen.
Kaum schlief er endlich ein, es war um Mitternacht,
Nachdem er hin und her sein bittres Loos bedacht,
Da schlich der Traumgott still sich an sein hartes Lager,
Das nur mit Gerstenstroh war ausgestopfet mager.
„Zu Sachsenhausen, Hans!“ so spricht er, „auf der Brück,
Da suche heute und — du findest da dein Glück!“
Und bei des letzten Worts so zaubervollem Klange
Springt Hans aus seinem Bett und schickt sich an zum Gange.
O Hoffnung, wie so leicht entflammt das Herz dein Strahl,
Ist er auch noch so matt und ist er noch so fahl!
Man strebt und hascht nach dir, dem Zauberbild der Ferne,
Gleichwie das Händchen reckt das Kind nach einem Sterne.
Die Sonne stand schon hoch, als Hans nach Frankfurt kam
Und schnurschracks seinen Weg hinaus zur Brücke nahm;
Denn ihn bekümmert nicht, was sonst den Landmann bindet,
Der in der schönen Stadt zum ersten Mal sich findet.
Doch auf der Brücke selbst, da war kein Pflasterstein,
Der nicht genau rundum betrachtet mußte sein;
Da glänzte aus dem Staub kein Körnchen Sand krystallen,
Er hob es hoffend auf und ließ getäuscht es fallen.
Der Satan hat dereinst die Brücke helfen baun,
Und lange waren dort zwei Spalten noch zu schaun,
Die er, von Ingrimm voll, durch arge List betrogen,
Als sie vollendet kaum, gerissen in die Bogen.
Ihr Bauherr war zu ihm verzweiflungsvoll geflohn
Und hatte ihm gelobt, daß seiner Hilfe Lohn
Das erste Wesen sei, das, wenn sie fertig stehe,
Von Sachsenhausen aus die neue Brücke gehe.

Als nun in selber Nacht zu Ende kam das Baun,
Und er des Opfers harrt dort bei des Morges Graun,
Da stieg des Wegs einher zuerst ein magres Hähnchen,
Und reckte aufgebläht des Kammes rothes Fähnchen.
Der Satan schauts ergrimmt, brüllt fürchterlich und reißt
Ins Werk zwei Spalten, wo, wie du, o Wandrer! weißt,
Noch heute auf dem Kreuz, geweiht dem Gottessohne,
Ein goldverbrämter Hahn dem Satan prangt zum Hohne.
Wie Hans die Löcher sieht, bebt froh sein Herz: gewiß
Wird bergen sich das Glück in einem solchen Riß;
Allein wie oft er da entlang auch mochte gehen,
Von einem Schatz war nichts zu hören, noch zu sehen.
Er starrt, und immer mehr ward seine Hoffnung wank,
Je tiefer am Azur hinab die Sonne sank:
Und bleibt er sinnend auch fast stehn nach jedem Schritte,
Lenkt er gesenkten Haupts doch nach der Stadt die Tritte.
Ein Krieger greisen Haars, der lang dem Bauersmann
Verwundert zugeschaut und ihn nicht fassen kann,
Tritt plötzlich da zu ihm und grüßet den Gebeugten
Mit Worten, die Vertraun in dessen Brust erzeugten,
Und Hans, dem ganz und gar kein Hoffen schon mehr tagt,
Um seines Suchens Grund vom Krieger nun befragt,
Erzählet ihm sofort getreu und unverhohlen,
Wie ihm ein Traum, sein Glück zu suchen hier, befohlen.
Da lächelt der Soldat: „Auch ich bin heute Nacht
Aus einem dummen Traum, wie dieser, aufgewacht;
Er hieß: Zu Hasselbach am Fuß der alten Linden,
Da grabe heute und — du wirst dein Glück da finden!
Wer glaubt an solches Zeug? Ein Traum ist nur ein Faum!
Gibts einen solchen Ort, das weiß der Teufel kaum.
Nur Eins ist mir bekannt, am Rhein das Städtchen Wesel,
Wo dem, der so was glaubt, das Echo zuruft: Esel!"
So höhnet er und läßt den armen Bauern stehn,
Den wir jedoch nun dort nicht länger suchen sehn.

Er schwieg ganz mäuschenstill, ein Bauer ist ein Schlauer,
Und trat den Rückweg an, der ihm nicht wurde sauer.
Ihm war es ja bekannt, wo Hasselbach man sucht,
Und wo die Hoffnung ihm schon winkt mit goldner Frucht:
Ein solcher Wundertraum ist eitel nicht und dünstig,
Es scheint, die Götter sind dem Hans nun endlich günstig.
Still wars im ganzen Dorf, man lag in tiefem Schlaf,
Als gegen Mitternacht zu Hause ein er traf,
Und, ob ermüdet auch, daß er sein Glück erschaue,
Am Lindenplatz begann zu wühlen mit der Haue.
Er gräbt und hacket fort bis um die Geisterstund;
Da horch! was klirrt und klingt auf Einmal in dem Grund?
O sieh! ein Kessel lag vor ihm im Schoos der Erde,
Den bis zum Rande Gold und Silber reich beschwerte!
Wer malet Hansens Lust, wer schildert nun sein Glück?
Wie benedeit er hoch die Sachsenhäuser Brück!
Sie kann, erhört ein Gott des Dankes heißes Flehen,
So lang der Mainstrom rauscht, darob nicht untergehen.
Hans bringt den Schatz nach Haus, und ich bezweifle kaum,
Daß er nun fest geglaubt, ein Traum sei doch kein Faum.
Und wenn dich wundersam vielleicht bedünkt die Kunde,
So geh und höre sie aus seiner Enkel Munde!

Kaiser Konrad I.

1.

Die Königswahl.

Es war eine furchtbare, schreckliche Zeit,
Als Ungarns barbarische Horden
Die deutschen Lande in ewigem Streit
Durchzogen mit Plündern und Morden.
Da war in dem Reiche entsetzliche Noth,
Jetzt kam noch hinzu seines Königes Tod,

Den Jammer des Volkes zu mehren.
Doch siehe, schon sitzet der Stämme Zahl
Versammelt zur trefflichsten Königswahl,
Die herrliche Sitte zu ehren.

Und rings in der Herzoge fürstlichem Kreis
Erspäht man mit fragenden Blicken:
Wer jetzo am Besten zu helfen weiß,
Nur Der kann als Herrscher beglücken.
Und die Wahl, die bedenkliche, war nun vollbracht,
Man hatte den Otto zum König gemacht,
Den trefflichen Herzog von Sachsen.
Er war ein weiser, erlauchter Mann,[1]
War würdig, die Krone zu nehmen an,
Und dem Scepter des Reiches gewachsen.

Er aber zufriedenen Herzens spricht
Mit Blicken, die Hoheit verriethen:
„Mir Schwachem gebühret die Krone nicht,
Einem Anderen sei sie beschieden.
Mich drückt schon die Bürde des Alters schwer,
Was einst ich vermochte, vermag ich nicht mehr;
Wählt Konrad zum Schützer des Reiches!
Er ist auch ein starker, gewaltiger Damm,
Und ob er auch sei aus der Franken Stamm,
Vergelt ich mit Gleichem nicht Gleiches!"

So sprach er mit deutschem Biedersinn,
Und Alle staunten der Rede;
Doch Konrad nahm dankbar die Krone hin
Und schlichtete jegliche Fehde.
Es hob sich des Reiches gefürchtete Macht,
Nachdem er gewaltig im Donner der Schlacht

[1] Otto, Herzog von Sachsen und Thüringen, mit dem Beinamen „der Erlauchte."

Die Feinde zu Paaren getrieben.
Selbst Heinrich, Ottos hochherziger Sohn,
Er schmiegte sich willig dem mächtigen Thron,
Ist fürder ein Freund ihm geblieben.

Doch wußt er noch mehr, als mit kräftigem Arm
Die blutige Fehde zu schlichten;
Er glühte im Busen so heiß und so warm
Für höhere, heilige Pflichten.
Er ehrte sein würdiges Ahnengeschlecht,
Er übte im Frieden mit Strenge das Recht
Und herrschte mit Sanftmuth und Milde.
Doch schloß sich sein Auge der irdischen Welt
Zu früh; es erreichte als muthigen Held
Der Tod ihn auf blutgem Gefilde.

Als einstens mit seiner Tapferen Schaar,
Den Stolz der Ungaren zu rächen,
Er wieder zu Felde gezogen war,
Da sollte sein Schicksal sich brechen.
Und Konrad kämpfte zum letzten Mal,
Es traf ihn gewaltig der feindliche Stahl
Und gab ihm die tödtliche Wunde.
Zu Limburg lag er ermattet da,
Schon fühlt er die Schauer des Todes so nah,
Da sprach er mit sterbendem Munde:

„Mein Bruder![1] Ich fühl es, der Todesschmerz
Durchzuckt mir die nervigen Glieder;
Doch quälet noch eine Sorge mein Herz
Und dann leg ich ruhig mich nieder.
Das Reich war mir immer mein heiligstes Gut,
Ihm opfert ich willig mein Leben und Blut;

[1] Eberhard, Konrads Bruder, welcher die nächsten Ansprüche auf den Thron hatte.

Nun ist es verwaist und verlassen!
Und wüßt ich dem Reiche nicht kräftige Wehr,
Wie schlöß ich mein Auge jetzt thränenleer,
Und könnt ich jetzt ruhig erblassen?

Nur Der besteige den ledigen Thron,
Der dem Scepter des Reiches gewachsen,
Und dies ist Ottos hochherziger Sohn,
Der wackere Heinrich von Sachsen!
Geh hin, mein Bruder, und werde sein Freund
Und bleib ihm durch ewige Treue vereint,
Begrüß ihn als Herrscher des Reiches!
Er, als seines Vaters würdiger Sohn,
Besteige nach mir den verlassenen Thron,
Vergolten mit Gleichem sei Gleiches!“

Fr. Eich.

2.

Deutsche Regentengröße.

Kampfesmüd und schwerverwundet, ruft, den Tod schon im Gebein,
An das Lager, drauf er gehet bald zur ewgen Ruhe ein,
Konrad den geliebten Bruder und beginnt — ein schönes Wort:
„Eberhard, was sich getrennet, das verbinde sich hinfort!
Deutschlands Volk, es kann bestehen nur in freundlichem Verein:
Haßt den Sachsen noch der Franke, sollen jetzt sie Brüder sein!
Sieh, mir hellt die dunkle Ferne auf der bald verklärte Blick:
Wo Verbündetes sich trennet, da wohnt Fluch und Mißgeschick!
Möge ob gefallner Söhne trauern nie das Vaterland,
Die vom Haupt des Ruhmes Kränze reißen ihm mit frevler Hand!

Nimm den Scepter und die Krone, bringe selber sie dem Feind;
Heinrich ists, der dieses Schmuckes mir der Würdigste erscheint!
Denn das Reich bedarf, wie nimmer, eben eines kräftgen Arms,
Der die Wunden ihm verbindet und entledigt es des Harms.
Ueber Deutschlands Ehre wachen wird er mit des Adlers Blick
Und mit der Gewalt des Löwen tilgen all sein Mißgeschick!"
Konrad sprach es, dem der Bruder herzlich drückt die Biederhand,
Und, versichert der Erfüllung, wandert er ins beßre Land.
Kron und Scepter aber bringet Eberhard dem Feind sogleich,
Den er haßte, aber achtet, und geborgen ist das Reich.
Bei dem Vogelgarne lauernd,[1] was ihm oft Erholung war,
Reichte er ihm das Geschmeide und den Purpurmantel dar;
Doch er reichte dar dem Feinde nicht allein das kalte Erz,
Nein, er bot ihm mit der Krone auch zugleich ein Freundesherz.

Nach G. C. Braun.

3.

Deutscher Fürstensinn.

Schwer darnieder lag auf Limburgs Schlosse
Konrad durch der tiefen Wunde Macht,
Welche jüngst von tödtlichem Geschosse
Er empfing in blutger Ungarnschlacht.

[1] Der geringfügige Umstand, daß man ihm, als er gerade mit Vogelfang beschäftigt war, seine Wahl zum Konige verkündete, gab Heinrich I. (918—936), der billiger der Große heißen sollte, den Beinamen des Finklers (Vogelstellers). — Conrad (911—918) starb zu Limburg nach einer mühevollen und kampferfüllten Regirung.

An dem Lager um dem kranken Kaiser
Stand betrübet seiner Freunde Schaar;
Leiser schlug sein Puls und immer leiser,
Und nicht ferne mehr sein Ende war.

Thränen thauen aus des Kaisers Blicke,
Wie er denkt mit väterlichem Geist
An sein theures Volk und ans Geschicke,
Seines Reiches, das jetzt bald verwaist.
Ach! er fühlt auf seinem Sterbekissen
Schon im Geiste dessen Fahr und Noth,
Siehts durch innren Fürstenkampf zerrissen
Und von Ungarnhorden schwer bedroht.

Gegner war ihm ja im Sachsenlande,
Herzog Heinrich, groß in Sinn und That,
Er, der Schmuck vom deutschen Fürstenstande,
Der sich oft im Kampf bewähret hat!
Arnulph auch von Baiern, pflichtvergessen,
Sann auf Fehde, grollend Tag und Nacht;
Treulos und mit frevelndem Vermessen
Rief zu Hilf er selbst der Ungarn Macht!

Doch der Kaiser bei des Todes Nähe
Denkt nicht an die eigene Gefahr;
Nur des Reiches, des verwaisten, Wehe
Stellt sich ängstlich seinem Blicke dar.
Und des Volkes und des Königs Bande
Will er festen, eh sein Blut erstarrt,
Schicket Boten nach dem Frankenlande
Zu dem theuren Bruder Eberhard.

Und nach Limburg eilt, wie ihm verkündet,
Eberhard, der Frankenherzog, hin,
Wo er sterbend seinen Bruder findet,
Noch im Tod mit hohem Kaisersinn.

Seiner Ritter und der Fürsten Viele
Läßt er seinem Krankenlager nahn,
Und an seines Lebens ernstem Ziele
Hebt er sterbend zu dem Bruder an:

„Wohl, mein theurer Eberhard, gebieten
Ueber Städte wir und manches Heer;
Doch des Reiches Wohl und seinen Frieden,
Dieses, Bruder, schützen wir nicht mehr!
Ansehn, Macht und Glanz der Fürstenkrone
Fehlt dem edlen Stamm der Franken nicht;
Doch, die höchste Würde zu dem Throne,
Glück und Weisheit ists, was uns gebricht!

Nur der Sachse kann mein Volk beglücken,
Heinrich nur sein Herr und Kaiser sein;
Würdig wird nur ihn die Krone schmücken,
Ihm gebührt das Scepter jetzt allein!
Er nur kann des Reiches Zügel führen,
Welche Trotz und Willkür jetzt verhöhnt;
Heinrich soll und muß das Volk regieren,
Dessen Wohlfahrt stets mein Herz ersehnt!

Eberhard, so bring die heilge Lanze,
Schwert und Krone bringe zu ihm hin,
Und zu schönrem Glück und neuem Glanze
Wird mein Land, mein theures Volk erblühn!
Bruder, sorge du für unsre Franken,
Laß dein Scepter mild und weise sein;
Immer seis dein einziger Gedanken,
Dich der Liebe deines Vols zu freun!

Leb mit Heinrich stets im Bruderbunde,
Haß und Groll sei ewig dir verbannt;
Sag, daß Konrad in der Sterbestunde
Ihn zum Thronesfolger noch ernannt!

Bring ihm meinen Gruß und das Geschmeide,
Bring es ihm zu meiner Deutschen Wohl!
Eberhard, ich fühle, daß ich scheide,
Theurer Bruder, treues Volk, lebt wohl!"

Wie des Kaisers Mund das Wort gesprochen
Zu des deutschen Namens ewger Ehr,
Da war sterbend auch sein Blick gebrochen
Und sein Kaiserherz, es schlug nicht mehr.
Zu dem Herzog bringt, wie ihm entboten,
Eberhard das Krongeschmeide hin,
Löst den Auftrag von dem theuren Todten
Anspruchslos mit deutschem Biedersinn.

Und so lang im deutschen Vaterlande
Solcher Sinn und solche Tugend weilt,
Bleiben auch, vereint durch heilge Bande,
Deutsche Bürgerherzen ungetheilt.
Hoher Fürstensinn und Bürgertreue
Werden stets in heiligem Verein,
Wie sich auch des Welschen Grimm erneue,
Deutschen Namens schönstes Merkmal sein.

Albert Diefenbach.

Konrad Kurzbold.[1]

Der Apfel und das Weib
Und müßger Zeitvertreib

[1] Der Graf Konrad im Niederlahngau, von seiner untersetzten Gestalt Kurzbold genannt (†948), war ein sehr wackerer, aber seltsamer Mann. Vor Aepfeln und Weibern hatte er einen solchen Abscheu, daß er nicht einmal übernachten wollte, wo Eines oder das Andere sich befand. Dagegen gab er viele Proben seiner Tapferkeit. So erlegte er einen Löwen, der aus seinem Behälter gebrochen war und Kaiser Otto I. (936—974) zu zerreißen drohte mit einem Streiche und durchbohrte, ein zweiter David, mit einer Lanze einen Slaven von Riesengestalt, der,

Hört zu den schlimmen Dingen,
Weil eben Nichts, als Dies,
Ums schöne Paradies
Man sah die Menschheit bringen.

Das mußte seiner Zeit,
Bewundert weit und breit,
Auch Konrad Kurzbold fassen:
Drum sah man ihn das Weib
Und müßgen Zeitvertreib
Und Aepfel so sehr hassen.

Klein war er von Gestalt,
Doch schlug sein Herz nicht kalt
Für Muth und edle Thaten;
Wer seinem Rath vertraut
Und auf sein Wort gebaut,
War nimmer schlimm berathen.

Ihn sah fürs heilge Recht,
Für Freiheit und Geschlecht
Die Welt das Schwert nur führen,
Und seines Namens Lob,
Das rings sich laut erhob,
Ihm mit Verdienst gebühren.

Längst ward im Vaterland
Ob Klugheit und Verstand

ein neuer Goliath, dem kaiserlichen Heere Hohn sprach. Auch schlug er mit geringer Mannschaft Eberhard, König Konrads I. Bruder, und seinen Bundesgenossen Herzog Giselbert von Lothringen, die, neidig auf seine Würde, den Kaiser Otto bekriegten, als es beinahe schon um diesen geschehen gewesen wäre, und erlegte jenen mit eigener Hand in einem Ueberfalle bei Breisig. Von seinem frommen Sinn ist der Limburger Dom (erbaut von 910—940) ein schönes Denkmal. Auch seine Thaten fanden Verherrlichung in Liedern, aber es ist zu bedauern, daß diese vaterländischen Heldengedichte sich nicht erhalten haben.

Er schon genannt der Weise;
Doch höher glänzen soll
Sein Ruhm, der Tugend Zoll,
Als in beschränkter Gleise.

Nie war der Erdenlust
Des Biedermannes Brust
Und ihrem Wahn ergeben;
Drum lenkte frommer Sinn
Zu ewigem Gewinn
Sein thatenreiches Streben.

Dort, wo, auf Fels gebaut,
Ihr noch die Lintburg schaut,
Stand oft er unter Sinnen:
„Mich hat geehrt die Welt;
Dem überm Sternenzelt
Will nun das Lob ich minnen!

Ihm hört ja nur der Preis,
Er ist so gut und weis,
Schafft Wollen- und Vollbringen;
Was Gutes ich vollbracht,
Das konnte eigner Macht
Doch nimmermehr gelingen!“

Ob auch sein Auge schlief,
Des Geistes Weben rief
Ihn oft aus seinem Schlummer;
Wie er mit würdgem Zoll
Den Höchsten ehren soll,
Ist seiner Träume Kummer.

Doch durch des Willens Kraft
Ist bald der Plan geschafft,

Ein Haus des Herrn zu bauen:
Des Kreuzes heilig Bild
Schien, hehr und himmlisch mild,
Als Vorbild er zu schauen.

Bald rief aus fernem Land
Er großer Meister Hand,
Das schöne Werk zu schaffen;
Ob auch manch Hinderniß
Oft von der Bahn ihn riß,
Nie kann sein Fleiß erschlaffen.

So rang er dreißig Jahr
Mit Mühe und Gefahr
Und half durch That und Lehre,
Bis auf des Felsens Rand
Der stolze Tempel stand
Zu seines Gottes Ehre.

Fragt ihr, woher das Geld
Kurzbold, der fromme Held,
Zu diesem Bau erschwungen?
Er hat bei Frauen, zart,
Und an dem Mund erspart,
Was ihm das Glück errungen! —

Die heilge Weihe gab
Des frommen Bischofs Stab
Nun bald dem stolzen Dome.
Wild hat die Zeit gestürmt,
Noch steht er hochgethürmt
Am heimathlichen Strome.

Und schaut nach Sturmes Graus
Auf seiner Fluth Gebraus

Mit ungetrübter Klarheit:
So strahlt durch Irrthums Nacht
Mit nie besiegter Macht
Die ewig eine Wahrheit.

Das Gemorde in der Domkirche zu Limburg.

(1114.)

Im Hause, wo Gott wohnet, herrscht Himmelsruhe stets,
Mit süßem Frieden lohnet die Stunde des Gebets;
Zu Limburg in dem Dome, da tönte Waffenklang
Und floß, gleich einem Strome, das Blut im heilgen Gang.
Es kam vom Idensteine Graf Ulrichs Lehensmann,
Der Thaten, nicht gar feine und ritterlich, begann.
Er nahm der Buben viele und führte sie im Flug
Nach Hoen, dem Kirchenspiele, zu wildem Räuberzug.
Gar grausam sah man schalten ihn dort mit Hab und Gut;
Es durfte sicher halten kein Mensch das eigne Blut.
Da stand, vom Ungemache bedränget, auf das Land,
Und „Rache!" schallt es, „Rache!" man stählet Herz und Hand.
Man stürzet auf die Dränger mit grausenvoller Wuth,
Da standen die nicht länger trotz der Verzweiflung Muth;
Sie wurden fort getrieben bis an den Strand der Lahn,
Wo, halb schon aufgerieben, dem stolzen Dom sie nahn.
Dort glaubten sie zu finden an heilger Stätte Schutz;
Doch konnte die nicht binden der Rächer blutgen Trutz.
Die dachten, wuthentflammet, ans Heiligthum nicht sehr:
Was die Vernunft verdammet, weiß Leidenschaft nicht mehr.
Indeß zu den Altären die Idensteiner fliehn
Und unter bangen Zähren dort, Rettung flehend, knien;
Erstürmte wild die Hallen von Hoen der grimme Hauf
Und rieb Ulrichs Vasallen bis auf den letzten auf.
Da scholl im heilgen Dome der Waffen wilder Klang,
Da floß, gleich einem Strome, das Blut sein Schiff entlang.

Entweihung hielt vom Orte nun fromme Andacht fern,
Geschlossen blieb die Pforte, bis man gesühnt den Herrn.

Friedrich von Hatzstein, Stadthauptmann von Limburg.
(† 1363.)

Man rühmt in allen Welten
So manchen starken Mann;
Doch wer mag einen Helden,
Der jenem gleichet, melden,
Den ich euch preisen kann?
Auf Hatzstein ist entsprossen
Mein Friederich, der Held;
Der kämpfte unverdrossen,
In Mauern eingeschlossen,
Wie auf dem offnen Feld.

Zu Limburg an der Löhne,[1]
Da war er wohlbekannt,
Da ward von jeder Schöne
Vor allen seiner Söhne
Der Hauptmann gern genannt.
Viel that der Stadt er nützen
Für Handel und Gewerb:
That wacker sie beschützen
Und schlug in den Scharmützen
Die Räuber kühn und derb.

Wann nun der Handel blühte
Und die Gewerbe all,
Wann Alles sich bemühte,
Voll regen Fleißes glühte,
Geschützt vor Ueberfall:

[1] Alter Name der Lahn.

Dann erst, in freien Stunden,
Dem heitren Scherz geweiht,
Wann sich vernarbt die Wunden,
Ward er als Held erfunden —
Weit größer, denn im Streit.

Ein Fäßchen guter Reben,
Das so ein Oehmlein hielt,
Das mochte man ihm geben,
Er hob es auf, trank eben,
Tranks aus, als wie gespielt.
Er trank es aus dem Sponten,
Das sagt die Chronik [1] klar! —
Zu Limburg sah vor Monden
Ich wohl, daß sie es konnten,
Doch nicht, wie Friedrich, gar!

Doch — Alle müssen sterben,
Den Tod bringt Allerhand.
Dem Hatzstein brachts Verderben,
Daß er so gut zu gerben
Das Räubervolk verstand.
Meuchlings hat ihn erschlagen
Der Reifenberger Zorn,
Die fast zu allen Tagen
An Limburgs Wegen lagen,
Weil Raubsucht war ihr Born.

Das konnte nicht verschmerzen
Limburg, die wackre Stadt;
Nichts mehr von Lust und Scherzen,
Bis sich gerächt die Herzen
An seinen Mördern satt. —

[1] Die Limburger Chronik sagt von ihm: „Auch war derselbige Friedrich groß und stark, also daß er eine Ohm Weins aufhub und trank es aus dem Ponten.“

Rühmt man nun aller Welten
So manchen starken Mann;
Wer ists, der einen Helden,
Gleich unsrem Hatzstein, melden
Und mir ihn preisen kann?

Das Mahl zu Gretenstein.[1]

Es zog im Waffenschmucke, als gings zu blutgem Straus
Mit seinen Mannen allen der Graf von Runkel aus,
Und Hörnerschall erfüllte die Hügel längs der Lahn,
Als gen die Höhe führte der Graf sein Heer hinan
Und er von allen Seiten noch Freunde eilen sah,
Vor allen die von Schadeck, der Brücke schon so nah.
Was mag der alte Recke wohl führen in dem Schild,
Es funkeln seine Augen so furchtbar zorneswild?
Will Schätze er erwerben, vertilgen einen Feind,
Will alte Schmach er rächen, weil so entflammt er scheint?
Es hat die stolze Limburg des Grafen Zorn erweckt,
Und ihn mit ihrer Freiheit und ihrem Muth geneckt.
Am allgemeinen Hasse der Graf drum Antheil nahm;
Denn rings im Lande waren schon lang der Limburg gram
Die Grafen, Herrn und Ritter, vereint durch Schwur und Bund,
Die Stolze zu zerstören bis auf den letzten Grund.
Es reizten ihre Schätze, ihr Flor und ihre Macht,
Und mehr, als Alles, reizte der Geist, der sie bewacht.

[1] Bei dieser Erstürmung (1361) wurde Kuno von Falkenstein, seit 1347 Coadjutor und 1362—88 Erzbischof von Trier, so sehr geworfen, daß ihm das Angesicht von Schweiß und Blut rann. Er war ein sehr tapferer Mann und hatte mehr das Ansehn eines rüstigen Ritters, als eines geistlichen Chorherrn, so daß er fast sprichwörtlich der Ritter Küno genannt wurde. Als Kaiser Karl IV. (1347—78) in Mainz Hof hielt, und Kuno unter den andern Geistlichen und Domherrn in ritterlicher Tracht vor ihm erschien, forderte er dessen Kappe, setzte sie auf und sagte zu den Anwesenden: „Sehe ich in Kunos Kappe nicht eher einem Soldaten, als einem Domherrn gleich?" — A. H.

Doch diesen zu beschwören, kein Zaubrer sich vermaß,
Und wer vordem es wagte, die Rückkehr stets vergaß.
Bald dünkte deshalb Allen doch allzu schwer das Spiel,
Da in gar vielen Fehden so mancher Ritter fiel.
Das grollt jedoch dem Grafen und Herrn zu Runkel sehr,
Er rief zu neuem Bunde die Edlen rings umher,
Und man beschloß, mit Burgen zu schließen sie erst ein,
Dann stets zum Schlagen fertig bei Tag und Nacht zu sein.
Bald stand auf steilen Felsen die erste Burg schon da,
Von deren festen Zinnen man Limburgs Mauern sah.
Die Freunde sind geladen, die Burg heut einzuweihn
Und zu der Gräfin Ehre zu taufen Gretchenstein.
Schon glaubte man gebrochen der Limburg stolzen Muth,
Schon wollte man sich wärmen an ihrer Häuser Gluth;
Denn müßig hat dem Baue der Burg sie zugesehn,
Drum wars um ihre Freiheit — im Traume schon geschehn.
Doch als bei frohem Mahle und altem Runkler Wein
Und scherzend mit den Frauen im Saal zu Gretchenstein
Die Herrn und Ritter saßen, erscholl die Schreckenspost:
„Es kommen die von Limburg, die bringen derbe Kost!"
Man taumelt, flucht und betet — und greift zu Schild und Schwert:
„Ha!" rief der Graf, „die Schurken sind keinen Schwertstreich werth!
Erschlagt sie mit den Schilden, wies tollen Hunden ziemt,
Daß Keiner sich in Limburg des Abenteuers rühmt!"
Da scholl es dumpf im Hofe: „Ihr Schlosser, schließet auf,
Damit Geschenke bringe die Limburg zu der Tauf!
Ihr Zünfte, rasch zusammen, erwerbt der Herren Gunst
Durch eure Pathengaben, durch eure werthe Kunst!"
Wie haben da die Schlächter so kunstgewandt geschlacht,
Wie haben da die Schmiede den Stahl so blank gemacht!
Wie bunt ward da gefärbet, wie herrlich tapeziert,
Wie dicht gegerbt, gewalket, wie spiegelglatt poliert!
Wie heizten da die Bäcker den Herrn so tüchtig ein,

Wie zapften da die Wirthe so purpurrothen Wein! —
Und als das Mahl geendet, der alte Führer sprach:
„Nun nehmt ein Angedenken an diesen Ort und Tag
Euch mit in Limburgs Mauern, auf daß nichts übrig bleibt,
Damit, wenn in die Chronik man dieses Fährtchen schreibt,
Man unsrer auch gedenke als ehrenwerther Gäst,
Die eine Burg verzehret bis auf den letzten Rest!"
Da war von Thurm und Mauern gar bald nichts mehr zu sehn,
Und ohne Angedenken noch Mancher heim mußt gehn.
Dem Grafen wars gelungen, nach Runkel zu entfliehn,
Doch quälten Gram und Rache noch lange bitter ihn.
Obgleich in allen Burgen man Rache mit ihm schwört
Und sich die Zahl der Feinde der Limburg täglich mehrt;
Die Limburg trotzte allen durch Muth und Festigkeit
Und ward durch Fleiß und Handel berühmt im Reiche weit.
Die Burgen sind zerfallen, es starb das deutsche Reich —
Noch steht die alte Limburg, sie bleibt sich ewig gleich!

Joseph Rühl.

Die Kunde von Ditkirchen.

1.

Von schroffen Felsen am Ufer der Lahn,
Die schöne Geschlechter und Zeiten sahn,
Blickt stolz die Kirche hernieder ins Thal
Und zündet hehrer Erinnerung Strahl.
Drin stehet ein stattliches Ritterbild,
Gerüstet mit Waffe und Wehr und Schild,
Und neben ihm hangen an grauer Wand
Gar schwere Fesseln für Fuß und Hand.
Das ist der Ritter Dietrich von Dern:
Ihn konnte des Kreuzes Ruf nicht entbehrn,
Der muthentflammt und begeistrungsvoll

Durch Nassaus herrliche Gauen scholl.
Fort zog er in das gelobete Reich,
Dem keines an heiligen Orten gleich,
Und kämpfte unter des Kreuzes Panier
Gen heidnische Wuth und Mordbegier.
Doch wackerer Sinn und tapfere Hand
Nicht immer schützet in feindlichem Land;
Mehr, als des Schwertes rüstge Gewalt,
Vermag da oft listiger Hinterhalt.
Schon war geflossen viel Türkenblut
Durch Dietrichs Klinge, tapfer und gut;
Drum war ihm der Sarazene gram
Und suchte, wie er gefangen ihn nahm.
Es folgte ein nächtlicher Ueberfall,
Was half ihm da Muth und Tapferkeit all?
Man schlug in Banden ihn bei dem Sturm
Und warf ihn tief in den ödesten Thurm.

2.

Gefangen, in Kerkers düsterer Nacht,
Hat oft er der heimischen Fluren gedacht;
Doch keine Summe, die man entbot,
Befreite ihn aus der schmerzlichen Noth.
Manch Jahr da schmachtet er, matt und bleich
Ganz einem Bilde der Todten gleich;
Und Hand und Fuß an der Ketten Last
Gefügt, saß dort er in schweigender Rast.
Die Hoffnung auf Rettung war ihm entflohn;
Nur drüben noch hofft er Befreiung und Lohn.
„Der Himmel wird enden meinen Schmerz!“
So sprach er und fühlte getröstet sein Herz.
Doch stärker erwachte der Sehnsucht Lust
Nach Vaterlands Fluren und liebender Brust;
Die theuren Häupter noch möchte er sehn,

Dann will er getrost zu den Vätern gehn.
„Der Himmel wird helfen, er hilft auch vielleicht,
Daß einmal mein Fuß noch die Heimath erreicht!“
Und heißer lodert mit jeglichem Wort
Sein Flehen empor zu der Leidenden Hort.
„O Herr, erlösest du mich aus der Haft,
Dann sei dir zu Ehren ein Tempel geschafft
Dort neben der Lahn auf dem heiligen Stein,
Wo ruhet Lubentius frommes Gebein!“
So fleht er, sein Auge in Schlummer sank,
Sein Busen himmlischen Frieden trank;
Ein lichter Engel hernieder kam
Und ihm aus dem Herzen die Leiden nahm.

3.

Vom Schlafe erwachte sein Auge bald,
Er sieht sich umkränzet von grünem Wald;
Es ist kein böser, kein neckender Traum,
Der täuschend ihm malet des Kerkers Raum!
Es strahlet ja hold ihm der freundliche Tag,
Und tönt ihm gar lieblich der Vögel Schlag;
Die Blätter ja flüstern ihm traulichen Gruß,
Und frei von den Fesseln, wegt sich sein Fuß!
Doch kann er erkennen nicht, wo er verweilt,
Und fürchtet noch, daß ihn der Türke ereilt;
Fremd scheint ihm die Gegend und Weg und Steg,
Drum birgt er sich tiefer in das Geheg.
Doch plötzlich hörte er Leute jetzt nahn
Und erkennt die heimische Sprache der Lahn;
Da schwand die Furcht, ihm pochte die Brust,
Als wollte sie springen vor Wonne und Lust.
Und vor ihm stehen, wie wirre gemacht,
Drei Männer in ländlich sittlicher Tracht

Und wollen fliehn mit Entsetzen und Graun,
Wie sie den hageren Ritter erschaun.
Doch freundlich ruft er: „Fürchtet euch nicht,
Schaut her nur, ein menschliches Angesicht!
O kündet mir, ich belohne euch gern,
Bin ich von Dern, dem Schlosse, noch fern?“
Da sprachen sie freundlich: „Nicht sollt ihr entbehrn
Der Auskunft, ihr seid in dem Walde von Dern!“
„Dern!“ jubelt der Ritter, so innig, so warm,
Und schloß die Männer, wie Brüder, in Arm.
Und stürmte durch Hecken und Sträuche geschwind
Und lag an dem Busen von Weib und Kind.
Doch als er des Rausches Freuden verträumt,
Hat nicht er mit seinem Gelübde gesäumt.
Bald stand der herrliche Tempel alldort,
Geweiht an Lubentius heiligem Ort;
Die Dietrichskirche[1] ward sie genannt,
Ditkirchen ist heute noch rühmlich bekannt.

Die Kirche zu Ditkirchen.

Bei Ditkirchen hebt an der Lahne Strand
Sich ein schroffer Felsen hervor;
Drauf raget, beschauend das fruchtbare Land,
Eine alte Kirche empor.

[1] Andre lassen diese älteste Kirche, wo der h. Lubentius († 351) das erste Bethaus baute, erstanden, vorzugsweise die Kirche nennen und leiten daher den Namen Ditkirchen ab. Einige beziehen denselben auf das deutsche Heidenthum und lassen hier, wo sich ein hoher Felsen steil am Strom erhebt, und das Schauerliche und Erhabene mit dem Anmuthigen und Sanften sich paart, einen heiligen Hain, dem Teut oder Diet geweiht, gelegen haben. Sicherer aber ist wohl die Herleitung desselben von Diet (Thiuda — Volk), Volkskirche; denn hier war die älteste und Hauptkirche, zu welcher das Volk der ganzen Gegend strömte. Es ward hier das uralte Landgericht zum Reckenforst gehalten, das jedesmal alles Volk des großen Gaues versammelte. Da erschien Lubentius, den man den Apostel der Nassauer nennt, wählte den hohen Felsen über dem Flusse zur Kanzel und verkündete der zahlreichen Zuhörerschaft um 350 daselbst das Evangelium.

Die Geister der Vorwelt umschweben das Haus,
Und drüber zieht Wetter und Sturm;
Gar feierlich tönet des Sanges Braus
Zu dem Glockengeläute vom Thurm.
Es blickt von der Höhe so ernst herab
Mit bemoostem, ehrwürdigem Haupt,
Und was einst die graue Vorzeit ihm gab,
Hat die neuere ihm nicht geraubt.
Geschlechter erstanden und sanken in Staub,
Oft grünte und welkte der Hain;
Doch nicht der Vergänglichkeit leichter Raub,
Wie sie, ward sein rauhes Gestein.
Und mit ihm pflanzte des Ursprungs Grund
Von Geschlecht zu Geschlechte sich fort,
Und jetzt noch lebt in des Volkes Mund
Der Sage wundersam Wort.
Der Ritter von Dern, ein Edler von Frei,
Weilte ferne vom heimischen Strand
In harter, schmachvoller Sklaverei
Viel der Jahre in fremdem Land.
Und wie er des Abends im Kerker einst saß,
Hat der Lieben daheim er gedacht;
Das Auge wurde vor Thränen ihm naß,
Und er seufzte hinaus in die Nacht.
Auf das Antlitz warf er zur Erde sich hin
Und flehte zum Herrn, seinem Gott,
Mit kindlich gläubigem, frommem Sinn:
„Befrei mich aus Kerker und Noth!
Ja, lässest die Heimath du wieder mich schaun,
Daß zieh in mein Schlößchen ich ein;
So will eine Kirche zum Dank ich dir baun
Auf Ditkirchens felsigem Rain!“
Sanft stillet der Schlummer der Thränen Lauf,
Bis am Morgen, gar herrlich und schön,
Tritt zum Schläfer ein Engel: „Jetzt wache auf!“

Da glaubt er sein Schlößchen zu sehn.
Er reibt sich die Augen, er schauet umher,
Die Gegend, sie ist ihm bekannt;
Er ist in der Heimath, er zweifelt nicht mehr,
Er ist in dem Vaterland.
Hell glänzen die Höhen, die Wälder, das Thal
Im schimmernden Morgenrothgold,
Und entgegen blickt ihm im Sonnenstrahl
Seine Veste, freundlich und hold.
Mit lautem Jubel begrüßt er das Licht,
Das, ach! so lang er entbehrt;
Ein heißes Gebet seinem Gotte er spricht,
Das Antlitz zum Himmel gekehrt.
Und während den heimischen Boden er küßt,
Auf dem er nun wiederum lebt,
Die Fluren mit Thränen der Rührung umschließt,
Sein himmlischer Führer entschwebt.
Drauf zur Veste die eilenden Schritte er lenkt,
Es knarrt in den Angeln das Thor,
Und der Ritter, den Jeder verloren denkt,
Stellt freudig den Seinen sich vor.
Wie schlägt in Entzücken und Wonne sein Herz,
Als er die Geliebte umfaßt;
Vergessen ist Kerker, vergessen ist Schmerz,
Nicht fühlt er der Ketten Last.
Die zärtliche Gattin befreiet den Arm,
Ihre Thränen tröpflen darauf
Und die Freudezähren, liebend und warm,
Sie thauen die Fesseln ihm auf.
Doch der Ritter in seinem Glücke gar bald
Vergaß, was dem Herrn er gelobt;
Als fürchterlich einst in dem Schlosse es hallt,
In den Mauern, wie Donner, es tobt.
Da denket er an das gegebene Wort,
Rufet Werkleute schnell sich zur Hand

Und führet Holz und Steine sofort
Auf die Höhe, Herrnberg genannt.
Rasch höher und höher erhebt sich das Haus,
Schon thronen die Mauern dem Land,
Da eines Morgens, der Gegend zum Graus,
Auf Ditkirchens Felsen es stand.
Der Ritter hat weiter den Bau dort vollführt,
Dort schloß er den Lebenslauf;
Sein Grab ist mit seinem Bildniß geziert,
Die Fesseln liegen darauf.
Kommst, Wandrer, die Straß du bei Ditkirchen her,
Dann trete ins heilige Haus!
Man erzählt dir die wundervolle Mähr,
Und gläubig gehest du aus.
Und trägst du im Herzen Kummer und Leid,
So bete mit frommem Sinn
Zu dem Herrn, deinem Gotte, der gerne erfreut,
Und ziehe getröstet dahin!

Daniel Zöllner.

Die Legende vom heiligen Lubentius.

Es wogt in deutschen Gauen gar mancher prächtge Strom,
Den hold bestrahlt des blauen Gewölbes heitrer Dom;
Doch wenn auf seinen Wellen noch stolzer schwebt der Kahn,
Nicht ist er gleich zu stellen der heimisch schönen Lahn.
Seht dort des Dampfes Riesen, wie er die Fluth durchkreist!
Hoch hat dies Werk gepriesen des Menschen kühnen Geist;
Doch gleicht er nicht dem Schiffe, das in so stolzem Lauf
Durch Sand und Felsenriffe hier schwebt die Lahn herauf.
Die Wellen flüstern leise, sanft weht es an die Luft
Und trägt auf seine Gleise der Blumen süßen Duft.
Es blickt in lichter Schöne herab des Himmels Blau,
Und gottgeweihte Töne umschwellen Strom und Au.

Das Schifflein kommt geschwommen, von lichtem Glanz erhellt,
Kein Ruder wird vernommen, kein Segel ist geschwellt,
Kein Schiffer lenkt die Fähre, doch zieht es stolz die Bahn;
Drum künde, fromme Mähre, wer treibet jenen Kahn?
Das thut die heilge Welle der Lahn, die wundersam
Vom Ausfluß zu der Quelle zurück geflossen kam,
Weil sie auf ihrem Rücken des Heilgen Leichnam trägt,
Dem hier mit Hochentzücken der Dank der Herzen schlägt!
Oft mußte sie ihn tragen, wenn er das Volk gelehrt,
Das er vor grauen Tagen zum Christenthum bekehrt;
Drum zollt die letzte Ehre sie jetzt ihm erfurchtsvoll,
Uebt selbst die fromme Lehre, die am Gestade scholl.
Nach Ditenkirchen führet sie ihre heilge Last,
Das Volk steht tiefgerühret und staunt in stummer Rast;
Doch als gelöst die Zungen sich zu des Wunders Preis,
Da ist gar hehr erklungen des Jubels volle Weis.
Am schönen Moselstrande schloß er die fromme Bahn,
Doch ruhn will er im Lande an seiner theuren Lahn.
Wo auf des Stromes Glätte der greise Tempel schaut,
Da ward an heilger Stätte sein Sarg der Gruft vertraut.
Doch heilig scholl sein Namen weit in das Land hinaus,
Und fromme Pilger kamen voll Andacht in sein Haus.
Vor Allem war er heilig den Schiffern auf der Lahn,
Die nun in ihm jeweilig den sichren Schirmer sahn.
Ein silbern Schifflein schenkte dem Haus ihr frommer Sinn,
Und ihre Fahrten lenkte stets Segen und Gewinn;
Denn wann die Wogen rauschten, erschien sein Schatten dort,
Und Wind und Welle lauschten, gehorsam seinem Wort.
Es kamen trübe Stunden auch über dies Gefild;
Das Schifflein ist verschwunden, mit ihm des Heilgen Bild:
Doch heißt an diesen Stellen ein Wind, der, sanft und lind,
Stromaufwärts theilt die Wellen, noch St. Lubentiwind.[1]

[1] Auch nennt man auf der Lahn eine Strömung der Wellen gegen den Strom, die sich bald in der Mitte und bald an dem linken und bald an dem rechten Ufer so breit, wie das Gleise eines Schiffleins, zeigt, noch heute den Lubentiusstrom. Das Stift zu Ditkirchen bewahrte noch 1525 ein übergoldetes Brustbild des Heiligen und ein silbernes Schifflein, welches ihm die Lahnschiffer geweiht hatten

Die Marienkapelle auf dem Herzberge bei Hadamar.

Wie lieblich unter deinen Linden,
Wenn Zephyrs Flügel säuselnd wehn,
Des Frühlings Nähe zu empfinden,
Des Frühlings Angesicht zu sehn!
Wenn fessellos die Bäche rauschen,
Wenn sich belaubt der Buchenwald,
Wenn wir dem Sang der Vöglein lauschen,
Der aus den grünen Büschen schallt!

Wenn dann die holden Kinder kommen,
Und dir, Madonna, still vertraun,
Was ihnen macht das Herz beklommen,
Welch süße Hoffnung sie sich baun,
Und wenn die Phantasiegebilde
Die Wangenröschen noch erhöhn;
Dann scheint der Frühling noch so milde,
Dann glänzt der Himmel noch so schön!

Wie lieblich kühlet uns dein Schatten,
Wenn über uns die Sonne glüht,
Wenn wir im dunstgen Thal ermatten,
Wo uns des Sommers Brand umsprüht!
Es säuselt uns von deinen Wipfeln
Mit sanftem Fittich süße Ruh,
Und von des Westerwaldes Gipfeln
Ergießt sich uns Erquickung zu.

Wie lieblich, wenn im Herbstesglanze
Die Flur des Segens Fülle beut,
Der Wald mit seinem bunten Kranze,
Die Luft mit Klarheit uns erfreut,
Wenn aus des nahen Weinbergs Laube
Der Gott der Freude strahlend blickt,

In seiner Hand die Purpurtraube,
Mit der er unser Herz erquickt!

Du hast zu deinem schönsten Throne,
Madonna, diesen Berg ersehn
Und schaust vergnügt mit deinem Sohne
Von diesem Sitz nach fernen Höhn:
Es thürmen sich vor deinen Blicken
Hier die basaltnen Kuppen auf,
Dort dehnt des Taunus Bergesrücken
Sich nach der Flüsse stolzem Lauf.

Es ruhn in deinem stillen Frieden
Die Herzen edler Fürsten aus,
Die Ehrengaben dir beschieden,
Die dir erbaut dies heilge Haus.
Du warst von ihrem frommen Stamme
Geehrt als Himmelskönigin;
Dir lodert ihre Opferflamme,
Dir dienten sie mit reinem Sinn.

Auch jetzt noch wallt die gläubge Menge
Aus Stadt und Land um deinen Thron
Und fleht in fluthendem Gedränge
Zu dir empor und deinem Sohn.
Sie beten all um deinen Segen
Und wünschen Rettung in der Noth
Und Leitung auf den dunklen Wegen
Und Trost und Hoffnung in dem Tod.

O spende du den Wahrhaftfrommen
Die Himmelsgaben reichlich aus;
Erleuchte sie, die zu dir kommen,
Die flehend stehn in deinem Haus,

Und laß sie tief im Herzen spüren,
Daß Fleiß den Himmlischen gefällt,
Daß Tugenden zum Himmel führen,
Daß Redlichkeit den Preis erhält!

Jos. Muth.

Die Zerstörung von Dornburg.[1]

1.

Hoch schaut vom Blesenberg weit in das Land hinaus,
St. Blasius geweiht, ein altes Gotteshaus,
Und freudig schwelgt das Aug im Anblick dieser Flur,
Die freundlich ausgeschmückt die liebende Natur.
Viel Städte prangen rings und Dörfer ohne Zahl,
Zu fesseln unsren Blick, dem wehe thut die Wahl,
Was er zuerst und was zuletzt begrüßen soll
Von diesem Landschaftsbild, so reich, so anmuthvoll.
Doch nicht die Gegenwart allein füllt da das Herz,
Auch die Vergangenheit erschließt ihr Thor von Erz;
Sie spielt bald ernst, bald traut um den bewegten Sinn
Und gibt die Sage uns als kundge Führerin.
„Siehst du die Trümmer dort," so flüstert sie vertraut,
„Auf die des Forschers Aug nur, wie durch Nebel, schaut?
Geschichte weiß es nicht, was diese Reste sind,
Das allzu scharfe Spähn macht ihr das Auge blind.
Wo du ein Römerwerk etwa zu finden meinst,
Da schmückte eine Stadt die Bergesfläche einst:
Dornburg war sie genannt, weil, wo sie sich erhob,
Nur Dorngestrüpp zuvor des Berges Haupt umwob.

[1] Auf der Fläche des Klös- oder Blesenberges liegen Dornburgs Trümmer, Reste vormittelalterlicher Verschanzungen und Gebäude, an die sich eine Art von Pfahlgraben schließt, und welche die Sage für eine zerstörte Stadt erklärt. Die auf der Spitze der Bergebene einsam gelegene Kirche des h. Blasius, eine der ältesten des Landes, für die das Volk eine hohe Verehrung hegt, und bei welcher das Gauding gehalten wurde, gab dem Berge und dem Gericht Blesenberg, das zur Herrschaft Ellar gehörte, den Namen. — Nach der Sage und der prosaischen Erzählung derselben von Rektor Joseph Braun.

In ihrem Wappen stand, wie deutlich ich noch weiß,
Der inhaltschwere Spruch: Gottseligkeit und Fleiß!
Ein Spruch, an den sich gern des Himmels Segen schließt,
Aus welchem alles Glück, wie jede Tugend, fließt.
In ferne Länder lief, was sie erzeugte, aus,
Und Wohlstand blickte bald in jedes Bürgers Haus;
Kein Städtchen, weit und breit, war ihm an Reichthum gleich,
Doch war an frommem Sinn, wie es, auch keins so reich.
Lang blühte so es fort und hielt gewahrt vor Bruch
Selbst in dem höchsten Glück der Väter heilgen Spruch;
Da war kein Glied, das je die Trägheit lieb gewann,
Und keines, das ein Werk je ohne Gott begann.
Doch unerforschlich sind der Fügung Wege oft,
Sie straft nicht selten da, wo Lohn das Herz erhofft,
Und schon gar manches Mal traf Viele ein Geschick,
Das Einer nur beschwor in schwachem Augenblick.
Auch Dornburg sank in Staub: es floß der Bürger Blut,
Der wilden Flammen Strahl verschlang ihr Hab und Gut;
Die Mauern stürzten ein, und diese Trümmer dort,
Sie sind der Leichenstein von jenem ganzen Ort."

2.

„Ein heitrer Herbsttag wars, da lenkte an der Lahn
Ein kleiner Zug herauf gen Dornburg seine Bahn:
Kaufleute sinds von da, die seit geraumer Zeit
Genommen von der Stadt des Abschiedes Geleit.
Jetzt kehren sie zurück, des theuren Anblicks froh,
Der ach! so lang ihr Aug in weiter Ferne floh:
Wie liegt die Heimath da vor ihrem Blick so hold,
Wie blitzt das Städtchen dort so schön im Abendgold!
Bewegter schlägt ihr Herz; zu ihrem schönsten Glück
Führt unversehrt sie ja die Wanderung zurück:
Wie wird die Gattin sich und wie die Kinder freun,

Und wie so manches Bild das Wiedersehn erneun!
Doch werden finden sie die Lieben auch noch all,
Wird zu beklagen sein kein harter, trüber Fall?
Fort, drückendes Gefühl! die Hoffnung spricht ihr Nein,
Das Wiedersehen wird, es muß ein frohes sein!
Ein frohes, denn Gewinn, und reicher, war ihr Loos,
Der baldigst nun gelangt in ihrer Lieben Schoos;
Und manche Spende wird die Harrenden erfreun
Und in den theuren Kreis Freud und Bewundern streun.
Ein halbes Stündchen noch, dann ist erreicht das Ziel;
Doch wunderbar gefügt ist des Geschickes Spiel:
Durch einen Wald noch führt sie an des Berges Fuß
Der Weg, den nun die Schaar sich erst erkämpfen muß.
Da lauscht im Hinterhalt ein Räuberritterchor
Und stürzt mit Fluch und Drohn aus dem Versteck hervor.
„Halt!" donnert es sie an, und eine Stunde, heiß,
Rafft hin vielleicht, was mühsam sparte reger Fleiß.
Der Kampf beginnt, und Blut befleckt die Erde bald,
Die Schwerter klirren hell, und dumpf erdröhnt der Wald:
Gleich Löwen, ficht die Schaar mit unverzagtem Muth,
Es galt das Leben ja, es galt das saure Gut.
Weit überlegen ist die Ritterschaft an Zahl,
Und sicher bleibt nur Flucht hier, oder Tod die Wahl;
Doch noch zur rechten Zeit sind Dornburgs Bürger nah,
Als selbst die Hoffnung schon verzweifelnd niedersah.
Und plötzlich weicht der Feind und suchet rasch die Flucht,
Doch mancher erntet auch sogleich des Frevels Frucht;
Drei aber hält man fest und führt sie, kampfesmatt,
Siegreich, wie im Triumph, hinan den Weg zur Stadt."

3.

„Gleichwie ein holder Stern in trüber Mitternacht
Den Wandrer freundlich an auf dunklem Pfade lacht,

Tritt jetzt vor meinen Geist ein liebetrautes Bild,
Ein Bild aus alter Zeit, ein Lichtstrahl, sanft und mild.
Des Bürgermeisters Kind, die fromme Hildegard,
Schön, wie noch keine Maid gesehn in Dornburg ward,
Sitzt an dem Rocken still, wo züchtig ruht ihr Blick,
Indeß von ihm sie spinnt die Fädchen mit Geschick.
Das Rädchen schnurret leis, es füllt sich an die Spul,
Die zarte Leinen nimmt dann auf der Weberstuhl,
Und munter flieht dahin das kleine Weberschiff,
Das hin und her sie schwingt mit kunstgewandtem Griff.
Des Bürgermeisters Kind? — Ja, keine Schande fand
Die gute, alte Zeit in Arbeiten der Hand,
Ob denen jetzt sich fast das Bauernmädchen grämt,
Wenn es sie üben muß, und deren es sich schämt.
Selbst Fürstenkinder sah man pflegen jener Kunst,
Bei Königstöchtern war die Kunkel selbst in Gunst,
Und Werke eigner Hand trug damals jedes Weib,
Geborgtes Flitterzeug beschämte keinen Leib.
Da hieß man Tugend nicht, vorzüglich sein im Tanz,
Da galt als Vorzug nicht der neusten Moden Glanz,
Da war es rühmlich nicht, wenn man bis Mittag schlief
Und beim Vergnügen saß bis in die Nächte tief.
Drum kam auch Rupert gern von Ellars Burg herauf,
Und Arnulph Wellberg nahm ihn gastlich immer auf;
Doch nicht der Becher wars, den bot das Bürgerhaus,
Was her so oft ihn zog, wenn ab ihn hielt kein Straus:
Nein, Hildegard allein, das reizgeschmückte Kind,
Das alle Gaben eint, die Zier der Frauen sind!
Und stundenlang oft saß er vor ihr, wenn sie spann,
Und durch das Händchen ihr das feine Fädchen rann.
Er war ein guter Jung und allen Freveln gram,
Durch die so vieles Leid auf Deutschland damals kam;
Doch er ist Ritter, dem, was er im Herzen scheut,
Sein Stand zu nahe legt, und meist der Bund gebeut.
Auch war ein Recke, der auf Räubereien ging,

In jener trüben Zeit gar so kein selten Ding:
Es war die schreckliche, die kaiserlose Zeit,
Wo, wie ein Recht, man trieb dies Wesen weit und breit.

4.

„Schon manche Woche war vorüber jetzt geflohn,
Seit Hildegard nicht mehr gesehn den Rittersohn.
Gern dachte sie an ihn; doch, war sie ihm auch gut,
Schien Liebesthorheit nicht zu rieseln durch ihr Blut.
Zu unbefangen war ihr unschuldvoller Sinn,
Als daß sie ein Gefühl betritt von Anbeginn,
In dem ihr Vater selbst nur ferne Freundschaft sah,
Und welchem doch der Weg zur Liebe liegt so nah.
Der Abend graute schon, sie saß am Rädchen noch,
Als an den Bergen fern die Sonne sich verkroch;
Da hört sie den Tumult, der rasch die Stadt durchdringt,
In die man siegesfroh die drei Gefangnen bringt.
Ans Fenster stürzt sie schnell: groß ist des Volkes Zug,
Das durch die Straßen strömt, als könne nicht genug
Es die Schnapphähne schaun, auf deren Angesicht
Ohnmächtig eine Bahn des Herzens Wuth sich bricht.
Da kommen sie heran: Georg von Molsberg ist
Der Erste in dem Zug, ein Mann von Muth und List;
Ihm schließt sich Emich an, von Ellars Burg entstammt,
In dessen Zügen wild des Trotzes Feuer flammt.
Auf diesen folgt ein Mann mit düstrem Angesicht,
Und wer? — Ha, Rupert ists, das Auge täuscht sie nicht!
Nach ihrem Fenster schlägt betrübt er auf den Blick,
Und tiefes Mitleid weckt in ihr sein Mißgeschick.
Wohl trieb vom Fenster sie die Scham, der Unschuld Hort,
Doch das Gefühl der Brust, es scheuchte sie nicht fort;
Sah er so bittend doch nach ihr, so schwermuthsvoll,
Und ist das Mitleid nicht des Unglücks letzter Zoll?

Ha! ihrer Wohnung nah, sitzt er im tiefen Thurm,
Umnachtet, wie im Schoos der Erde wohnt der Wurm;
Die Eisenpforte knarrt und soll geschlossen sein,
Bis die Gefangnen löst ein hoher Geldpreis ein.
So will es Dornburgs Rath, doch nicht die Ritterschaft,
Ders als entehrend gilt, so zu entgehn der Haft:
Wo Schlachtendonner dröhnt, da ist ihr Erntefeld,
Sie zahlet mit dem Schwert, der Bürger nur mit Geld.
Das ist der starke Trost, der die Gefangnen hebt
Und mächtig in der Brust Georgs und Emichs lebt,
Indessen Ruprechts Herz der Liebe Hoffnung nährt,
Die Banden bricht, wo selbst das Schwert sich nicht bewährt."

5.

„Fest Allerheilgen wars, das Tage, unheilvoll
Und kampfesschwer, der Stadt fortan bereiten soll.
Von allen Seiten ziehn der Feinde Schaaren an
Und lagern sich umher nach wohlbedachtem Plan.
Die Mannen Westerburgs entsendet Mitternacht,
Und Ellars Volk bricht auf, wo hold der Morgen lacht;
Aus Mittag langen an Deruns Ritter, kampfvertraut,
Und Molsbergs Sassen dort, wo still der Abend graut.
Ein Herold naht der Stadt; umsonst, sie gibt nicht nach,
Weil ohne Lösegeld Befreiung an man sprach:
So wurde denn erklärt die Fehde förmlich jetzt
Und die Belagerung rastlos ins Werk gesetzt.
Angriff auf Angriff folgt; doch es gelingt kein Sturm,
Der Bürger Heldenmuth steht fester, als ein Thurm:
Die Mauern dröhnen dumpf, dran ab das Wurfzeug prallt,
Ohnmächtig, wie ein Kind dem Fels das Fäustchen ballt.
Wo die Gefahr sich regt, ist Wellberg überall,
Hier, wenn ein Thor man stürmt, dort, wo bedroht der Wall.
Doch während heiß er kämpft, sitzt Hildegarde still

Im Kämmerlein und denkt: „Es geht, wie Gott es will!“
Und wenn sie dann gefleht recht brünstig, schleicht sie fort,
Ersteigt den nahen Thurm und weilt tief sinnend dort;
Von Dornburg flieht ihr Blick, schweift auf die Feinde dann,
Bis es auf Ellars Burg ermüdet ruhen kann.
So flohn zwei Monde fast, kein Vortheil ist erreicht,
Die Ritter werden stumpf, und ihre Hoffnung bleicht.
Schon war es grimmig kalt, Weihnachten kam heran,
Und freudig ward darum begrüßt des Abzugs Plan.
Der Morgen jenes Tags ist dazu auserseh'n,
Es will daheim dies Fest die Ritterschaft begehn;
Ein kleiner Theil nur soll, zu wahren noch den Schein,
Bis zu dem nächsten Lenz des Lagers Hüter sein.
Dies kündet Arnulphs Knecht, Conrad, der unerkannt
Ins Feindeslager schlich, und Freudigkeit bemannt
Des ganzen Städtchens sich, in welchem Kind und Greis
Sich nach so vielen Mühn nach Ruhe sehnt gar heiß.
Ein Herz nur scheint nicht froh, die schöne Hildegard,
Die selbst noch finsterer seit dieser Kunde ward;
Sie mied des Vaters Blick und schloß sich einsam ein,
Der Schwermuth düstres Bild, ins stille Kämmerlein.“

6.

„Christabend kam, und Nacht lag über Berg und Thal,
Nur selten durchs Gewölk brach hell ein Sternenstrahl;
Wild heulte durch die Flur ein eisigkalter Sturm,
Die Dächer klirrten dumpf, bang pfiff es um den Thurm.
Doch Freude füllt die Stadt; es war die hehre Nacht,
Die, stürmisch auch, der Welt Erlösung einst gebracht;
Selbst Hildegarde wird wehmüthigfroh gestimmt,
Ein Licht, das eh es stirbt, hellauf noch einmal glimmt.
„Schwarzdunkler Wolken Saum umzieht der Sterne Pracht,
Auf raschen Flügeln trägt sie fort des Sturmes Macht;

Des Lebens Freuden auch entfliehen mit dem Wind,
Und thränend blickt das Aug, wo sie verschwunden sind!
Siehst du die Wolke nicht, die schwarz mein Haupt umzieht?
Was that der Freude ich, daß kalt mein Herz sie flieht?
Die Seufzer mahnen dumpf mich an geflohne Lust,
Mein Leben, es ist Nacht, Sturm tobt in meiner Brust!
Doch bald, ja balde tagt im Osten schon das Licht,
Wo blutig durchs Gewölk der Strahl der Sonne bricht:
Flieht, Sorgen, flieht mein Herz, o Morgen, steige auf,
Du Schicksal, das es drängt, vollende deinen Lauf!"
So sang zur Laute sie, die lang vergessen hing,
Als die geweihte Nacht die Erde schon umfing,
Sangs, als zur Mette schon die Feierglocke rief,
Und andachtsvoll das Volk zum Gotteshause lief.
Dort klang das Friedenslied: „Gott in den Höhn sei Ehr!"
Doch Hildegardens Brust kennt keinen Frieden mehr;
Sie ist bewegt vom Sturm, und wilde Leidenschaft
Umstrickt ihr blind das Herz mit seiner ganzen Kraft.
Fort stürmt sie durch die Nacht, es spielt mit ihr der Wahn,
Und wo man vor die Stadt auf unterirdscher Bahn
Heimlich gelangen kann; da eilt zum Gotteshaus,
St. Blasius geweiht, die Kundige hinaus.
Die Kirche ist erreicht, es dunkelt in dem Bau,
Wo manches Grabesmal aufraget, schwarz und grau;
Gleich einem Geiste, steht sie dort und blicket stumm
Sich auf den Gräbern rings und in den Hallen um.
Da faßt das Grauen sie, ein Fieberfrost durchrinnt
Die Glieder ihr; sie weiß nicht mehr, was sie beginnt,
Reißt auf die Thür, stürzt fort, stürmt wild hinab den Plan
Und langt verwirrten Sinns im — Feindeslager an."

7.

„Willkommen heißt man froh dort die Verrätherin;
Die Schaaren rüsten sich und ziehn zur Kirche hin,

Von wo es ihnen bald, durch den geheimen Gang
Zu dringen in die Stadt mit ganzer Macht, gelang.
Dort kehrt sich am Altar der Priester eben um
Und spricht das letzte Mal: „Dominus vobiscum!“
Doch welche Antwort drauf? — Dem frommen Segensspruch
Folgt dumpfer Waffenlärm, hier Angstgeschrei, dort Fluch.
Zur Kirchenpforte stürzt das Volk, von Schrecken bleich,
Wo haufenweise sie empfängt der Todesstreich;
Die Mordbegierde rast, es eifern Lanz und Schwert
Und metzeln hin, was kommt, bewehrt und unbewehrt.
Des Brandes Fackel schwingt sich knisternd hier und dort
Und brausend wälzt die Gluth von Haus zu Haus sich fort;
Das Feuer leckt das Blut, nichts hilft die Gegenwehr,
Der Morgen graut noch nicht, und Dornburg ist nicht mehr.
Fern zu St. Blasius blieb Hildegard zurück
Und sah nicht, wie zerfiel des Vaterherdes Glück;
Sie hielt gefesselt eine Ohnmacht, lang und tief,
In welcher bald ihr Sinn nach dem Verrath entschlief.
Doch wie sie auferwacht und hell erleuchtet sieht
Die Fenster von dem Brand, da springt sie auf und flieht
Zum Todtenhof hinaus, wo schon so Mancher starrt
Und auf das große Wort der Auferstehung harrt.
Ha, wie es da ihr Herz so eisig überläuft,
Da sich auf ihrem Haupt das Schuldbewußtsein häuft!
Klar mahnt sie jetzt daran der Flammen blutger Schein,
Der Bürger Wimmern und der Feinde wildes Schrein.
Doch offen steht kein Grab für ihre grause Qual,
Drum stürmt sie fort und stürzt am Hange nach dem Thal
Sich in des Brunnens Bett, der aus Basalten rauscht
Und dessen seltnen Klang der Landmann noch belauscht.
Denn oft noch schwebt sie dort als Schattenbild einher,
Und seufzen höret dann sein Ohr sie tief und schwer:
„Weh mir, weh mir! die Stadt verrathen!“ klagt sie bang
Und durch die Abendluft weithin ertönt der Klang.

Schon Mancher, der Verrath im Herzen sann und Trug,
Vernahm den Weheruf und wußte nun genug!" —
So sprach die Sage und ich künde hier ihr Lied
Für Jeden, der nicht selbst die Trümmer Dornburgs sieht.

Kloster Beselich.[1]

1.

Zu Beslich im lieblichen Haine,
Da sitzt oft ein gräßliches Wild;
Laut ächzt es auf moosigem Steine,
Sein Anblick mit Grauen erfüllt:
Ein Unhold einst war es; im Hasengewand
Hält Sündenfluch dort ihn noch heute gebannt.

Oft lockten die Schatten der Buchen,
Belebet von freudigem Sang,
Mich tief ins Gebüsche, zu suchen
Den Busch, der vom Liede erklang,
Wo lauschend, versteckt in das wallende Grün,
Bescheidene Veilchen so duftig erblühn.

Und wann mich die Kühle erquickte,
Die gastlich den Zweigen entfloß,
Und wann mich der Vogel entzückte,
Der Drang in das Herz sich mir goß,
Der winkenden Freude, vom Tritte geweckt,
Zu folgen, wo sie sich im Grünen versteckt:

[1] Eine Klosterruine auf einem kegelförmigen Basalthügel in der schönen und fruchtbaren Ebene des Lahngaus zwischen Limburg und Weilburg, jetzt ein Hof.

Dann wallt ich, von selgem Gefühle
Begeistert, im Haine der Lust;
Ergötzt von dem frohen Gewühle,
Trank Wonne die schwärmende Brust,
Wo einsam die Echo und träumend entschlief,
Zum Nachhall die jauchzende Stimme sie rief.

Und stets von den Zaubergestalten
Der Schönheit und Dichtung umschwirrt,
Gefesselt von magischem Walten,
Hab oft ich im Hain mich verirrt
Und kam an die Stätte, von Schauern bedeckt,
Wo gierig der Unhold die Tatzen beleckt.

Die grimmigen Augen, sie schossen
Vernichtung und Grauen umher;
Von giftigem Hauche begossen,
Ists leblos im Haine und leer
Im düsteren Kreise, drei Schritte um ihn,
Den lieblich die schönsten der Blumen umblühn.

Dort sah ich den Aechzenden sitzen,
Ihn sahen der Wanderer viel,
Und, ähnlich vernichtenden Blitzen,
Durchdrang mich ein Schaudergefühl,
Daß schnell vom unheimlichen Orte ich eilt,
Wo düster der Unhold am Tage verweilt.

Oft irrt er zur Mitternachtstunde
Zur nahe gelegnen Kapell
Und machet im Haine die Runde
Und schleicht dann zur düsteren Stell,
Und sitzt auf dem Steine, mit Moosen bedeckt,
Wo wieder an blutender Tatze er leckt.

Auch stellt er den jagenden Schützen
Dreibeinig sich öfter zur Schau;
Dann pflegt er am Wege zu sitzen,
Gehüllet in scheußliches Grau,
Und wähnt, zur Verfolgung zu reizen durch List,
Wenn harmlos am Pfade die Gräser er frißt.

Kein Wanderer aber verweilet,
Sobald er den Schrecklichen schaut;
Bekreuzend von dannen er eilet,
Da selbst vor dem Orte ihm graut:
Dann schleichet der Böse mit hinkendem Bein,
Ergrimmet und winselnd, zum moosigen Stein.

Doch wann in des Klosters Ruinen
Am Abend die Glocke ertönt,
Wie einst, dem Gebete zu dienen;
Dann schrecklich im Walde es stöhnt
Und jammert und ächzet und wimmert und brüllt,
Daß ringsum den Hain mit Entsetzen es füllt.

Wann hoch an dem Mittag noch stehet
Die Sonne, durchstrahlend den Wald;
Dann von der Ruine oft wehet
Ein Wölkchen in Frauengestalt,
Voll himmlischen Schimmers, zum Orte der Qual,
Wo sitzet der Hase mit blutendem Mal.

Wie von der Tarantel gestochen,
Ergreift dann Betäubung das Wild;
Er windet und krächet die Knochen,
Von rasenden Schmerzen erfüllt:
Doch wie er sich windet und wie er sich krächt,
Ihn peitschet die Hölle und fodert ihr Recht.

Erst wann, von dem Lichte geschrecket,
Er dreimal Ruine und Hain
Umkreist hat, dann kehrt er, bedecket
Mit Blut, zu dem moosigen Stein
Und sitzt auf dem Steine, von Moosen bedeckt,
Wo wieder an blutiger Tatze er leckt.

So geht er, vom Fluche umwunden,
Dort wandern in ewiger Qual,
Seit um ihn das Leben entschwunden
Und Rache ihm füllte die Schaal;
Denn wo jetzt der Geist der Verödung nur wohnt,
Hat einstens das Leben, die Freude gethront.

2.

Eh Deutschlands so glückliche Auen
Die Hyder der Zwietracht verheert,
Da prangte, wo jetzt wohnt das Grauen,
Von Edlen und Fürsten geehrt,
Ein Kloster, der Unschuld und Tugend gebaut,
Zu bilden die Jungfrau als himmlische Braut.

Und fern von der Weltlust Begierde,
Die Wangen von Andacht erglüht,
Umstrahlet von höherer Würde,
Mit keuschem und frommem Gemüth
Bewahrten sie dorten in schönem Verein
Die Züge der Unschuld, die himmlischen, rein.

Doch wie aus den Sternen die Sonnen,
So glänzte Irene im Chor
Der Schwestern als Zierde der Nonnen
In Beselichs Zellen hervor;

Denn was die Natur nur an Anmuth erfand,
Sie huldvoll im Antlitz Irenens verband.

Da stürmt den geweiheten Hügel
Der Schwede und düngt ihn mit Blut,
Die Horde, so bändigt kein Zügel,
Die, voll von satanischer Wuth,
Nicht Mensch mehr, Zerstörung ins Heiligthum trug,
Der schreckliche Banner, Germaniens Fluch.

Der menschliche Gustav ertheilte
Zwar strengen Befehl an das Heer;
Doch während in Limburg er weilte,
Da streifte der Banner umher,
Voll Blutgier und Wohllust, im heiligen Reich,
Verheerend und mordend und schändend zugleich.

Wie, Todeshauch athmend, oft schwebet
Ob blühender Städte die Pest,
Daß Alles erzittert und bebet,
Und flüchtig die Wohnung verläßt,
Wann drachengestaltig die höllische Brut
Die Gassen durchschleichet mit grimmiger Wuth:

So, deckend mit Leichen die Triften,
Auf blutig bezeichneter Spur,
Ein Schauer den horchenden Lüften,
Durchschreitet Teutonia's Flur,
Daß himmelan schallet ein Jammerton,
Der schreckliche Banner und Torstensohn.

Und wie, mit Verderben gefüllet,
Gewitter die Lüfte durchziehn,
Der Sturm durch die Finsterniß brüllet,
Die Blitze, die zackigen, glühn:

So rast auch in Beselich Flamme und Schwert,
Nicht schonend der Unschuld am heiligen Herd.

Der Anblick der Schönheit, er schärfte
Die Gluth noch der wüthenden Schaar,
Bis thierische Lust sie entnervte,
Entbrannt an geweihtem Altar:
Vergeblich die Tugend die Bosheit bekämpft,
Nichts, was die entflammte Begierde mehr dämpft.

So ward denn am Kreuze geschändet,
Das sie sich zum Horte erwählt,
Gemordet, verstümmelt, geblendet
Die Schönheit, mit Tugend vermählt:
Was mächtig bezähmet selbst Tiger und Leu,
Erweckt bei dem Menschen, entmenschet, nicht Scheu!

Dem Morde im Kloster entronnen,
Lag betend Irene im Wald,
Wo, als schon die Dämmrung begonnen,
Noch Weheruf himmelan schallt;
Denn, brüllend vor Wohllust und Mordbegier,
Verfolgten die Schergen die Opfer auch hier.

Entweihung nur fürchtend und Schande,
Irene besinnungslos fleucht.
Die Wohllust, sie sehend, entbrannte,
Es stockt ihr der Athem, sie keucht;
Doch bald, wie, vom Bogen geschleudert, dem Pfeil,
So wachsen ihr Schwingen in steigender Eil.

Von zuckendem Arme umschlungen,
Erhebt sich Irene und wand,
Von himmlischer Stärke durchdrungen,
Sich los mit gekräftigter Hand;

Da schwinget die Waffe der Wüstling voll Wuth,
Ihr sinket ein Fuß und es fließet ihr Blut.

Der Sterbenden krampfhaftes Stöhnen
Ergötzet den teuflischen Wicht;
Das Opfer der Wuth noch zu höhnen,
Ins Aug er ihr blicket und spricht:
„Verlorst du ein Füßchen, mein Häschen, o sprich?
Aufs Jagen versteht sich ein Schütze, wie ich!“

Da hüllet in Wolken der Himmel,
In düstere, furchtbar sich ein;
Es schweiget der Würger Getümmel
Und stille wird Kloster und Hain:
Der Blitz, der als Stimme des Rächenden spricht,
Hielt Schändern und Mördern das Strafegericht.

Drum, wann in des Klosters Ruinen
Die Glocke oft geisterhaft tönt,
Und grauend die Dämmrung erschienen,
Es schrecklich im Walde noch stöhnt
Und jammert und ächzet und wimmert und brüllt,
Daß ringsum den Hain mit Entsetzen es füllt.

Drum gehet der Hase im Haine
Und sitzt auf dem moosigen Stein;
Drum leckt er am blutenden Beine
Und weht mit ätherischem Schein
Das Wölkchen am Mittag in Frauengestalt,
Den Unhold zu schrecken, vom Kloster zum Wald.

Joseph Rühl.

Die Wölwenhöhle bei Weilburg.[1]

1.

Der Morgen graut, da steht, wie eine Fei,
Almeida auf dem Fels der Hauselei,
Der kühn, ein andrer Lurlei an der Lahn,
Als wolle hemmen er des Stromes Bahn,
Hat in der Welle Bett den Fuß gesetzt,
Die neckisch ihn mit ihrem Schlage netzt.
Greis ist der Fels, und ruhig bleibt sein Herz
Beim Groll der Nixe, wie bei ihrem Scherz;
Doch sie ein Kind, das, kehrend aus der See,
Die Quelle stets verjüngt, die gütge Fee.
Mild flüstert sie, wenn kühl das Lüftchen weht,
Und hoch Almeida auf dem Felsen steht,
Wo oft die Fürstentochter sinnend lauscht,
Wann ihre Welle tief im Thale rauscht.
Sie liebt die Jungfrau, die, den Göttern treu,
Den alten Glauben übet ohne Scheu,
Obgleich schon lang dem Dienste der Natur
Beim Christusglauben ab ihr Vater schwur.
Stolz steht sie dort, um ihre Schultern hängt
Der Köcher schwer, drein Pfeil an Pfeil sich drängt;
Der Bogen ruht auf ihrem zarten Arm,
Gekrümmt durch seiner Senne starken Darm.
Hoch schlägt ihr Herz, in frischem Jugendmuth,
Der auf die Wangen malet seine Gluth,
Und mit den Locken spielt der Morgenwind,
Die aufgerollt in langen Ringeln sind.
Kühn blickt sie ins erwachende Gefild,

[1] Der Name dieser Höhle leitet sich unzweifelhaft von Wala her. Eine Wala ist nach der skandinavischen Götterlehre eine weise Frau, Zaubernorne oder Hexe im gemeinen Sprachgebrauch, die jedoch nicht mit eingebildeten, sondern wirklichen höheren Kräften begabt und im Stande ist, das menschliche Schicksal zu bestimmen und zu lenken. — Nach der Sage, wie sie G. C. Braun in ungebundener Rede erzählt

Es droht Verderben schon ihr Pfeil dem Wild,
Das ruhig liegt ins Moos noch hingestreckt,
Und Wodans Hain mit seinen Schatten deckt.
Doch wie ihr Blick so auf und nieder schweift,
Wo rings des Morgens Gold die Höhen streift,
Wo nach und nach Gebirg und Thal erwacht,
Und die Natur sich zeigt in ihrer Pracht;
Da sinket von der Senne straffem Band
Nachlässig wieder ihre zarte Hand;
Ihr Busen wogt in niegefühltem Drang,
Es gehet rascher ihres Pulses Gang,
Und von dem großen Geist der Schöpfung voll,
Bringt dar sie ihm der Andacht heilgen Zoll,
Wenn sie auch nicht begreift, warum er schweigt
Und sich den Frevlern nicht als Rächer zeigt,
Die einem andren jetzt in Deutschlands Gaun
Auf seinen heilgen Stätten Tempel baun.
So steht sie dort, das liebenswürdge Kind,
Dem wohlgeneigt noch Thor und Wodan sind;
Steht dort in tiefes Sinnen so versenkt,
Bis hoch der Mittag schon die Sonne lenkt;
Steht dort, selbst eine Göttin, hoch und hehr! —
Was drängest, Brenno, du ihr Herz so sehr?
O, schwinge freudig deinen Fürstenhut,
Und sieh mit Stolz auf sie, dein edles Blut:
Laß ihr den Glauben, der sie selig macht,
Obgleich nun dir ein andrer tröstlich lacht!

2.

Nicht fern dem Felsen, wo Almeida stund,
Zeigt eine Höhle ihren grauen Schlund,
Die, wenn ihr je in Weilburgs Mauern kamt,
Man euch als Wölwenlöcher hat benamt.
Hoch von der Wand des steilen Berges schoß
Ins Thal herab einst mancher Felskoloß,

Den rauschend nach verderbensvollem Gang
Des Stromes tiefes Wellengrab verschlang,
Und in der Zeiten wechselfrohem Lauf
That jene Kluft sich an dem Abhang auf.
Schlehdorne ranken um den düstren Schlund,
Und wildes Wurzelwerk, entblößt von Grund;
Denn abwärts rieselt, wie von Geisterhauch
Bewegt, die Erde dort durch Halm und Strauch.
Still ist die Grotte und verödet jetzt;
Doch als Almeida dort das Wild gehetzt,
Stand einer grauen Seherin Altar
In ihrem Innern, der sie heilig war.
Einhundert Jahre und darüber sah
Die alte Wöle dort das Volk sich nah,
Das ihrer Grotte, als sie sank ins Grab,
Nach ihr den Namen Wölwenhöhle gab.
Der Weisheit Blick verlieh ihr Wodans Gunst
Und jedes Krauts geheimnißvolle Kunst;
Er lehrte sie die Wunder der Natur
Und zeigte ihr der Zukunft dunkle Spur.
Drum dient sie ihm getreu, und gütig haucht
Der Gott sie an, wenn ihm ihr Opfer raucht.
Begeistert sah sie dann, was Niemand schaut,
Was er den Eingeweihten nur vertraut,
Und schriebs auf Blätter, die der Wind im Flug
Hinunter zu des Thals Bewohnern trug,
Damit dem Volke ward sein Willen kund,
Der auf dem Laube eingegraben stund.
Werkzeuge und Figuren seltner Art
Sah man in ihrer Höhle aufgeschaart.
Es lagen Kräuter ringsum ausgestreckt,
Und mit Gebeinen war ihr Herd bedeckt;
Schlachtmesser blitzten von des Tisches Rand
Und Menschenschädel grauten an der Wand,
Und selten nur sah auf der steilen Bahn

Verwegne Knaben ihrem Sitz man nahn,
Die bebend dann, der kecken Neugier Lohn,
Und schauervoll den Ort des Grauens flohn.

3.

Kaum tagt der Morgen heut, da ist erwacht
Auch schon die Wöle von dem Schlaf der Nacht
Und sieht, gleich einer Göttin, kühn und frei,
Almeida stehen auf der Hauselei.
„Ha! bist auch du so frühe heut schon wach,
Und flohst der stolzen Vaterburg Gemach,
Um dich in meinem Weichbild zu ergehn
Und nach dem Wilde meines Banns zu sehn?
Weißt du es nicht? Soweit dein Auge sieht,
Ist meines Zaubers heiliges Gebiet!
Weißt du es nicht, daß in der Wöle Tann
Kein Jäger ungeahndet jagen kann?
Du stolzes Herz, das nimmer ward besiegt,
Ob mir wohl nicht dein starrer Sinn erliegt?
Doch fahre wohl! Mich rufet jetzt die Pflicht,
Die Jagdlust dich; ich störe sie dir nicht:
Wann hoch die Sonne wird am Himmel stehn,
Dann sollst, Almeida, du mich wieder sehn! —
Die Eiche fiel durch ihres Vaters Hand,
Die hier, dem Donnergott geheiligt, stand.
War damals denn sein Keil der Rache stumpf?
Er sah des Baumes Sturz; noch treibt sein Rumpf
Alljährlich Zweige, und der Gottheit Kraft,
Sie will ersterben nicht in seinem Saft:
Sie wohnt in ihm noch, wenn auch todesmatt,
Und Klagetöne säuselt jedes Blatt!
Doch Thor wird rächen dieses Frevels Schmach
An ihm, der seinen Eid den Göttern brach!
Wo brächte Treuebruch auch je Gewinn?
Er stieß mich weg von sich mit starrem Sinn,

Als Wodans Spruch gesandt ich zu ihm hin,
Den alten Göttern zu erhalten ihn.
Vergeblich wars; und als sein Herz erwarb
Der Gott, der schmählich an dem Kreuze starb;
Da mied den heilgen Hain bald auch das Land,
Das, wie ein Lamm, er führt an seiner Hand.
Wohl ist Almeida noch den Göttern treu
Und übt den alten Glauben sonder Scheu;
Doch wird auch sie zuletzt noch übergehn
Und nicht der Lockung Zauber widerstehn,
Falls Zwang nicht gar sie nöthigt. — Aber nein!
Wenn sie nicht will, so muß sie unser sein!"
So spricht für sich die Wöle laut und sinnt,
Den Fürsten zu verderben und sein Kind,
Nicht minder, falls, trotz ihres Zaubers Macht,
Der Plan mißlänge, den sie ausgedacht,
Die Maid mit Banden, unauflöslich hier,
Zu fesseln an des Heidenthums Panier.

4.

Schon brennt die Sonne heiß die Felsenwand,
Daran gelehnet noch Almeida stand;
Die Wellen spiegelten ihr holdes Bild,
Und ungestöret kam und ging das Wild.
Ihr Bogen ruht und ihre volle Brust
Schwellt bald mit Leid ihr Sinnen, bald mit Lust.
Da plötzlich trat ein Hirsch dem Strome nah,
Wie stolzer sie ihn lange nicht mehr sah.
Hoch trägt es sein Geweih, das edle Thier,
Das ihm als Waffe dienet und als Zier,
Und rüstig nimmt die Jungfrau einen Pfeil
Und ziehet an der Sehne straffes Seil.
Schon steht sie schußgerecht, und eben soll
Die Waffe fordern ihrer Obmacht Zoll,

Da rauscht es im Gebüsch, und schön und hold
Trat, wie vom Berge glänzt des Morgens Gold,
Vor sie ein Jüngling. — Sanfte Ruhe spricht
Aus seinem muthbestrahlten Angesicht,
Daß bald ein Friedensengel, hehr und mild,
Er schien und bald ein stolzes Heldenbild.
Und rasch, wie er vor ihrem Blicke stand,
Entsinket das Geschoß Almeidas Hand.
„Warum, o edle Jungfrau!“ also hebt
Der Fremdling an, „ist stets dein Pfeil bestrebt,
Zu bohren sich in dieses Wildes Brust?
Auch es erfreut sich gern der Lebenslust
Und nahet harmlos, seinen Durst am Quell
Zu stillen, der da perlet silberhell,
Und den ihm Gott, der liebend Aller denkt,
Und gütig jedes Wesen nährt, geschenkt:
Und du, du gießt Verderben auf sein Haupt,
Wo Rast und Labung es zu finden glaubt!
Des Müden Labe ist die Ruhebank,
Des Durstgen Leben ist der kühle Trank! —
Auch meine Zunge lechzte, matt und heiß,
Auch meine Glieder träufelten von Schweiß;
Doch Himmelsruhe hat mein Herz erfüllt
Und Lebenswasser meinen Durst gestillt!
Und was mein Gott gespendet mir so mild,
Das gönne gerne ich auch seinem Wild;
Denn, gleich ihm selber, liebend und gerecht,
Erbarmt des Viehs sich auch sein treuer Knecht!“
So sprach der Jüngling, und die Jungfrau schaut
Ihm still ins Aug, worein ein Himmel blaut,
Und eine Wehmuth, früher nie gekannt,
Hält mächtig ihrer Seele Kraft umspannt.

— —

5.

Da plötzlich stellt sich fern noch einmal dar
Der Hirsch, der glücklich ihr entflohen war,
Und ihrer Jugend ganze Kraft und Lust
Schwellt mächtig wieder die erstarrte Brust.
„Ha!“ spricht sie, „wie so stolz das edle Thier
Dahin rauscht durch das waldige Revier!
Jetzt wärs mein Eigen schon; denn nimmer irrt
Mein Pfeil, wenn ab er von der Senne schwirrt.
Doch es verstand dich wohl und darum floh
So schleunig es dahin, des Lebens froh.
Ich aber, ich begreife deutlich nicht,
Was da dein Mund von Lebenswasser spricht.
Bist du ein Knecht vielleicht auch jenes Gotts,
Der an dem Kreuze starb, ein Bild des Spotts?
Der, weil er keinen Hammer schwang, wie Thor,
Sein Leben, keines Gottes werth, verlor? —
Mein Vater auch hat ihn erkürt als Hort
Und glaubt an seiner Jünger dunkles Wort;
Doch meinem freien Sinne widerstrebt
Ein Glaube, der in niedrer Duldung lebt.
Auf diesen Bergen schaute ich das Licht;
Auf ihren Gipfeln sproßt die Knechtschaft nicht:
Frei will ich sein, wies Wild, das sie durchstreicht
Und frei ist, bis mein Bogen es erreicht!“
So spricht die Jungfrau, und der Fremdling dann:
„Wohl streifet frei das Wild im kühlen Tann;
Doch wo ist wahrer Freiheit Glück und Heil?
Es lieget auf der Senne schon der Pfeil,
Ein Druck, und sieh, er fliegt an das Ziel!
Des Menschen Brust ist höhren Willens Spiel:
Wenn du es kannst, so decke nur dein Herz;
Die Liebe Gottes dringt durch Fels und Erz.
Und findet, was sie sucht! — Du wirst mich fliehn;
Doch wird mein Angedenken mit dir ziehn!“

Er spricht es, und von Schauern, nie gefühlt,
Stand da die Jungfrau, heiß und wild durchwühlt:
Des Jünglings Blick, so sanft er strahlte, schien
Ihr doch, ein Pfeil, tief in die Brust zu ziehn.
Allein wie stets er tiefer Bahn sich bricht,
Da widerstrebt ihr Geist ihm, und sie spricht:
„Zeuch fort, o Jüngling! zeuch in das Gefild
Des Lebens, o! und lasse mir mein Wild!
Mich freut die Jagd, und meine Jugend soll,
Ein Strom, verrinnen, der vom Regen schwoll.
Stolz lenkt er durch die Thäler seinen Lauf:
So hält auch mich kein Mensch, kein Gott mich auf!“

6.

Still ist es rings, der Mittagsonne Druck
Liegt schwer im Thale auf der Blüthen Schmuck;
Kein Lüftchen weht, das sanft die Schwüle bricht,
Und selbst das Hälmchen ruht und wegt sich nicht.
Die Wipfel schweigen, gleich als hätten sie
Gesäuselt leise und geflüstert nie;
Es hangt das Laub, als schliefe selbst der Geist,
Der lebend durch das Mark der Zweige kreist.
Doch dunkle Wolken ziehen schon heran,
Schwarz hat der Donnergott sich angethan,
Und Alles, was im Walde athmet, bangt
Schon vor dem Wetter, das am Himmel hangt.
„Thor kommt auf seinem Wagen! Jüngling, laß
Uns Obdach suchen vor des Regens Naß:
Sieh, wie sich selbst der kleine Käfer trollt,
Da näher ihm der Donner mählich grollt!“
So spricht Almeida, und der Fremdling fleht:
„O Jungfrau, folge mir! Nicht ferne steht
Die Klause, die ein frommer Mann gebaut,
Der ruhig in des Sturmes Auge schaut,

In dem des Ewgen Rede er vernimmt,
Der die Gesetze der Natur bestimmt!"
„Nie, nie!" entgegnet sie ihm und entflieht
Dem Sturm, der auf der Ferse nach ihr zieht.
Es fallen dicke Tropfen und es brüllt,
Der Donner, daß sein Schall das Thal erfüllt,
Und heulend durch die Wälder braust der Wind,
Daß sicher kaum des Strauchs Bewohner sind.
In dichten Wirbeln rauschet auf das Laub
Und viel Gezweige wird des Wetters Raub,
Und mancher Wipfel sinkt, von ihm geknickt,
Der eben stolz noch in die Luft geblickt;
Denn auch die Könige des Waldes fällt
Er, der den Zaum der Elemente hält;
Er, der dem Sturme und dem Blitze winkt,
Und ohne den kein Haar dem Haupt entsinkt.

7.

Almeida, die ein schirmend Obdach sucht,
Treibt in der Wöle Haus des Wetters Wucht,
Und daß sie grad in ihre Höhle trat.
War, wie es selber, ihres Zaubers That.
Denn Wodan, dessen Reich sie unterstützt
Und dessen heilgen Hain sie hier beschützt,
Gab jene Macht ihr, die geübt sie heut,
Wodurch den Sturm sie weckt, wie ihm gebeut.
Die Jungfrau, bleich und mit zerstreutem Haar;
Setzt still sich an der Seherin Altar.
Wie bebt ihr Herz, da, rings um sie zerstreut,
So Schaudervolles ihrem Blick sich beut!
Ihr wars, als sei die Hölle da zu schaun,
Und recht lebendig tritt in diesem Graun
Vor ihre Seele tröstend, engelmild
Des kaum verlaßnen Jünglings sanftes Bild.
Doch, wie sie so gedankentrunken sinnt,

Da naht sich ihr die Wöle und beginnt:
„Ruh aus, o Jungfrau! in der Greisin Sitz,
Du bist vom Jagen müde. — Ha! der Blitz,
Wie er so zackig ums Gewölk sich schlingt,
Und Thor so mächtig seinen Hammer schwingt!
Ha! wie sein Wagen rollend weiter läuft
Und seiner Böcke[1] Paar von Regen träuft!
O träfe seine Rache jedes Haupt,
Das an den schwachen Gott der Duldung glaubt!"
So sagt sie; doch Almeida seufzt und spricht:
„Thor, nur den Vater und den Fremdling nicht!"
Und wieder stand vor ihr des Jünglings Bild,
Das naht und wieder flieht, so engelmild,
Gleichwie, von Wolken leise überhaucht,
Der Mond am Himmel auf und niedertaucht.
Die Wöle, die ihr Seufzen hörte, spricht
Und stört ihr Sinnen eine Zeitlang nicht;
Doch dann beginnt sie: „Auch dein Vater, Kind!
Folgt jener neuen Lehre eitlem Wind;
Doch sühnen wird die Götter deine Treu,
Die du verehrst und liebest sonder Scheu!
Vernimm, womit dich ihre Güte lohnt:
Jenseit des Stromes auf den Bergen wohnt
Ein Jüngling hoher Kraft und stolzen Muths;
Er ist, wie du, ein Sprößling edlen Bluts
Und liebt dich; fester wird dein Glaube sein
Mit seiner treuen Liebe im Verein.
Die Götter sind ihm hold; in seiner Hut
Stehn ihre Eichen, und er netzt mit Blut
Die schönsten Bäume, die da ragen hier
Rings in des Lahnstroms waldigem Revier.
Auch bringt er mir oft Weiheopfer dar,
Wie sie erheischt der Seherin Altar.

[1] Thors Donnerwagen wurde von Böcken gezogen, aus deren Haaren der Regen troff.

Drum haßt dein Vater ihn, wie mich er haßt,
Und wahrlich! lange hätte schon erfaßt
Die Axt durch der Zerstörung Frevelhand,
Gleich jener, die am Bergeshange stand,
Auch meinen Herd und diese Eichen all,
Wenn er nicht schützte sie als mein Vasall!"
Almeida seufzt noch tiefer, doch sie schweigt
Und scheint nicht sehr für diesen Plan geneigt.

8.

Noch tobt der Sturm, und wilder, als zuvor,
Weil ihn die Wöle heftiger beschwor;
Da trat ihr Schützling mit des Blitzes Schein
In die ihm wohlbekannte Grotte ein,
Den ihres Zaubers heimlich Walten zwang,
Statt heimzufliehn, zu wählen diesen Gang.
„Willkommen in der Greisin ödem Haus,
Du Kriegesdonner und du Schlachtenbraus!
Das ist die Tochter Brennos, der, den Göttern feind,
Auch dich und mich noch zu verderben meint:
Es gibt in deine Macht sie meine Hand,
Wenn Liebe ihr nicht dünkt ein süßer Band!"
Sie sprichts und geht hinaus, und staunend blickt
Almeida auf den Mann, den Thor geschickt,
Wie harmlos denkt ihr Herz, das Wissenschaft
Nicht hat von Zauberei und ihrer Kraft.
Stolz steht vor ihr der Jüngling. Krauses Haar
Bedeckt sein Haupt, und seiner Augen Paar
Rollt feurig unter seinen dunklen Braun,
Die schattig an der hohen Stirne graun.
Sein schönes Antlitz sieht sie trotzig glühn,
Die breite Adlernase wölbt sich kühn;
Ein brauner Bart umzäunet Mund und Kinn,

Und Alles kündet Kraft und Heldensinn.
„Treu bist du", hebt er an, „den Göttern noch,
Obgleich dein Vater trägt des Kreuzes Joch,
Und also meine Freundin! — Oft schon ging
Ich deiner Spur nach in des Hains Bering;
Doch wenn ich dann die theure Fährte fand
Und nahe dir im kühlen Dickicht stand,
Da flohst du, einer scheuen Hindin gleich,
Schreckt sie der Wolf in ihrem stillen Reich.
Jetzt eint uns Thor, und seines Donners Mund
Schallt feierlich, zu segnen unsern Bund;
Mein Herz liebt, ungekannt, schon lange dich:
Willst du die Meine werden? Jungfrau, sprich!"
Almeida schweigt; es drängt ein andres Bild
Vor ihren Geist sich wieder — engelmild,
Und, wie sie mit sich selbst auch kämpft, so kann
Sie lieben nicht den stolzen, nahen Mann.
Es stack der seltne Pfeil, der nimmer schlief,
Von dem der Fremdling sprach, schon allzutief.
Und auch der Held verstummt; es lastet schwül
Auf ihm verschmähter Liebe Peingefühl.

9.

Noch standen beide regungslos und still
Wie, wann, bewegt, das Herz sich sammeln will,
Da trat die Alte wieder ein und trug
In ihrer Rechten einen irdnen Krug,
Verziert mit Bildern, bunt und wunderbar,
Und reichte ihn dem Heldenjüngling dar.
„Gib ihn der Jungfrau! Ihr verdient allein
Ein Trunk von deiner Hand kredenzt zu sein!
Heiß lechzet ihre Zunge von der Jagd,
Wie könnte reden so die holde Magd?

Doch wann sie diesen Trank des Lebens nimmt,
Und feurig er in ihren Adern glimmt;
Dann wird die Flügel schwingen kühn ihr Geist
Und reden ihre zage Lippe dreist:
Aus edlen Kräutern hab ich ihn geprägt,
Den besten, welche dies Gebirge trägt!"
So spricht zu ihm die Seherin und schleicht
Sich aus der Höhle, und der Jüngling reicht
Almeiden dar den Trank, der duftend winkt,
Und den die Dürstende zur Hälfte trinkt.
Die andre schlürfet er — o süße Lust,
Die Liebe gießet in des Menschen Brust! —
Die Lippe setzend an des Kruges Rand,
Wo ihn berühret hat der Holden Mund.
Nicht lange, und der stummen Jungfrau Blut
Durchrieselt eine wundersame Gluth;
Ihr Busen wogt, wie Wellen, und es schien,
Als wolle aus der Brust ihr Herz entfliehn:
Und auf dem Jüngling, dessen Blick sie sucht,
Schweift wild ihr Aug umher in wirrer Flucht.
Unruhig wird ihr Geist, und ihr Gefühl
Durchkreuzt ein unstet wogendes Gewühl;
Es dämmert um sie, wie ein Nebelhauch,
Und das Vergangne flieht vor ihrem Aug.
Nur düster, wie ein duftverhüllter Stern,
Steht vor ihr noch der fremde Jüngling fern,
Der heute ihr so oft schon nahe stand;
Er schien zu winken und zu warnen mit der Hand,
Und kummervoll und zornig war der Zug,
Den jetzt sein sonst so mildes Antlitz trug.
Durch seine trübe Miene überrascht,
Rafft sich noch einmal auf ihr Geist und hascht,
Ihn fest zu halten; doch sein Bild zerfließt,
Dem Sterne gleich, den Wolkennacht umschließt.
Und, wie der Blinde, wenn sein Führer flieht,

Und, wie das Aug, dem plötzlich man entzieht
Das Licht; so schwanket jetzt der Jungfrau Geist,
Der wild umher das Herz im Busen kreist,
Indeß es heiß in ihrer Stirne glüht,
Und wildes Feuer ihr im Blicke sprüht.

10.

Ein sanfteres und minder grasses Bild,
Sitzt vor ihr da der Jüngling, sonst so wild.
Stumm ist sein Mund; doch um die Lippen flog
Ihm bald ein Lächeln, die er leicht verzog,
Und höher wölben ob den Augen sich die Braun,
Die heitrer jetzt und freier um sich schaun.
Nicht lange, und es gibt, belebt, sein Mund
Des Herzens wogende Gefühle kund;
Er fand das Wort für seiner Liebe Gluth
Und sprach es aus mit freudetrunknem Muth.
„Almeida!“ spricht er, „ehe ich dich sah,
War dir mein Herz und meine Liebe nah.
Oft sprach die Greisin mir von deinem Lob,
Und wenn sie deine Tugend mir erhob,
Und deine Schönheit pries; da konnte kaum
Ich meine Sehnsucht halten mehr im Zaum,
Zu sehn dich; und wie schlug mein Herz so hoch,
Wann auf des Wildes Spur dir nach ich zog!
Wie anders schien mir ringsum das Gefild,
Als ich zum ersten Mal dann sah dein Bild!
Ich war dir nahe; doch ich wagte nicht,
Zu treten, Holde! vor dein Angesicht,
Und schlich, berauschet von so hohem Glück,
Und zaghaft, in den nächsten Busch zurück.
Doch seit der Stunde schwebte hold und mild
Zur Seite stets mir dein geliebtes Bild.

Ich suchte dich, doch fruchtlos, manches Mal
Hier auf den Höhn und drunten in dem Thal,
Und tiefer Schmerz durchwühlte meine Brust,
Wann fern einmal mein Aug dich sah mit Lust,
Und du dann flohst, gleichwie die Taube flieht,
Die in der Luft den Habicht kreisen sieht.
Heiß bat ich Thor: O laß es doch geschehn,
Laß mich nur einmal doch die Jungfrau sehn,
Wo sie nicht flieht, daß ich ihr sagen kann,
Wie lieb ich sie durch Freias Macht gewann!
Und sieh! er hat mein tiefes Flehn erhört,
Die Elemente haben sich empört
Und, aufgeweckt durch seines Wortes Macht,
Vereint in diese Höhle uns gebracht!
Sein Donner hat ein Brautlied uns gerauscht,
Und trunken hat darauf der heilge Hain gelauscht:
Dem Jüngling soll die Maid gehören an,
Die treu, wie er, den Göttern zugethan.
O mache du nun, mache du mein Glück
Und stoße nicht mein liebend Herz zurück!
Sprich! willst du meines Lebens Wonne sein
Und gehst das gottgeweihte Bündniß ein?"
Almeida schweigt, doch überläßt die Hand
Dem Jüngling ganz und ohne Widerstand,
Und ihr Verstummen kündet ihm den Sieg,
Den ihre zage Lippe noch verschwieg.

11.

Das Wetter ist vorüber, und es lacht
Der Flur die Sonne in erneuter Pracht.
Da spricht der Jüngling: „Wodans Auge schaut
Mit Lust nach dir und grüßet dich als Braut!
Dort steht mein Haus hoch an der Bergeswand,
O folge mir, es führt dich meine Hand;

Im Thale drunten harrt mein treues Roß,
Das trägt dich durch den Strom zu meinem Schloß!"
So fleht er sanft und vor der Wöle Haus
Tritt munter sie an seinem Arm hinaus.
Rasch ging es nun den Berg hinab ins Thal,
Das freundlich schimmert in des Abends Strahl.
Verwegen deuchte oft Almeidas Tritt,
Die kühn von Fels zu Fels hinunter schritt;
Der Jüngling aber eilt ihr oft voran,
Und wann sie einen kecken Sprung gethan,
Und rasselnd ihr auf dieser steilen Spur
Der Köcher um die zarten Schultern fuhr;
Dann stemmt er gegen sie die Heldenbrust,
An die sie flog in liebetrunkner Lust:
Und also ruht, des Weges schönste Rast,
Oft, an sein Herz gepreßt, die theure Last.
Wie eine Schlange, windet sich das Thal
Entlang der Berge, öde oft und kahl.
Hier trotzt ein Fels bemoosten Haupts dem Strom,
Dort ragt ein nackter auf zum Himmelsdom;
Doch lieblich lacht der Wiese Grün sie an,
Als wär es zärtlich ihnen zugethan,
Und schattig schlingt um ihr ergrautes Haupt
Die Buche oft die Zweige, dichtbelaubt.
Es funkelt hell des Stromes Spiegel fern,
Und jede Welle glitzert, wie ein Stern,
Und Fischlein, neckend sich mit frohem Muth,
Enthüpfen scherzend seiner dunklen Fluth.
Die Weide rauscht, es flüstert leis das Rohr,
Und munter tritt das Wild zur Quelle vor,
Indeß es laut in allen Wipfeln schallt
Und himmelan des Waldes Danklied wallt.

12.

Durch dieses Thal, den grünen Strom entlang,
Führt bald das liebetrunkne Paar der Gang,
Das oft, wo tief die Buche niederhing,
Des Pfades traute Dunkelheit umfing,
In die so gern das Aug des Wandrers blickt,
Weil sie die Seele labet und erquickt.
Doch es erwachte in Almeidas Herz
Der Heimathsehnsucht-bittersüßer Schmerz;
Es stockt im Gehen plötzlich oft ihr Fuß,
Sie schaut zurück, es ziehet sie, sie muß.
Der Jüngling sieht ihr trübes Angesicht,
Ergreift des theuren Mädchens Hand und spricht:
„Noch nimmer, nimmer hat mein Herz gefühlt,
Was jetzt so wundersam es tief durchwühlt!
Wenn meine Hand die deine zitternd drückt,
Wie bin ich da so selig, so entzückt!
Dann möcht ich an die Lippen sie mit Lust,
Dann möcht ich schließen dich an meine Brust!
Was senkst das Auge du und schaust zurück
Nach deines Vaters Land? — Dort wohnt dein Glück,
Dort wohnt es, von den Göttern dir bestimmt,
Wo meine Burg im Abendschimmer flimmt!
Dort blüht dir schöner eine Heimath neu,
Es segnet Wodan dich, du bliebst ihm treu!"
Er sprichts; doch unter tiefen Seufzern schwoll
Der Jungfrau Herz, von trüber Schwermuth voll.
Es schweift ihr Blick bald nach der Ferne Licht,
Bald flüchtig auf des Jünglings Angesicht.
Der drückt sie wild an die bewegte Brust
Und läßt mit ihr, durchwühlt von Qual und Lust,
Sich nieder dort auf eines Felsen Moos,
Den stürzend aufnahm einst des Thales Schoos.

Almeida weint, und Thränen rieseln heiß
Vom Antlitz ihr, genetzt von bangem Schweiß.
Es kämpfen Schmerz und Liebe in ihr wild,
Vor ihre Seele tritt des Vaters Bild,
Der schöne Fremdling schwebt vor ihrem Geist,
Und beide streiten ihretwillen dreist,
Um sie des Heiden Armen, wie es schien,
Und seiner ungestümen Liebe zu entziehn.
Sie will den Fremdling rufen; doch sie kann
Es nicht, die Zunge fesselt schwerer Bann,
Und furchtbar zwischen Tod und Leben rang
Schon ihre halbentflohne Seele bang;
Da stand vor ihr der Jüngling, und sie rief:
„Er ists, er ists!" in ihrem Innern tief.
Und als sie ihn erblicket kaum, da rann
Von ihren Sinnen rasch des Zaubers Bann,
Und, wie die Flur nach Ungewittern lacht,
So schwand von ihr des Geistes Graun und Nacht.

13.

Still war der Fremdling, den der Himmel trieb,
Wenn nicht die Liebe, ihr gefolgt, und blieb
Unfern im Haine stehn, wo Schutz er fand,
Als sie im Fels der Zauberin verschwand;
Denn in die Höhle, die von Gräueln spricht,
Wagte der reine Glaubensheld sich nicht.
Doch als Almeida mit dem Heiden dann
Die rauhe Fahrt ins Thal hinab begann:
Da folgte unbemerkt er ihrem Gang
Auf Pfaden seitwärts am Gebirg entlang,
Und, wie in Augenblicken der Gefahr
Oft nah uns ist ein Schutzgeist wunderbar,
So stand er vor ihr nun, da ihn so tief

Und heiß die Sehnsucht ihres Herzens rief.
Wer malt der Jungfrau Wonne und ihr Glück?
Sie stößt den Heiden von der Brust zurück
Und im Bewußtsein der gekehrten Kraft
Entreißt sie kühn sich seiner Arme Haft.
Er aber, der den schönen Fremdling nah,
Und sich dem schönsten Traum entrissen sah,
Fährt wild empor und flucht und tobt und braust,
Das Schwert mit Blitzesschnelle in der Faust.
„Stirb!“ donnert er ihn an entflammten Blicks,
„Unzeitger Störer meines schönsten Glücks!“
Doch furchtlos stellt sich dieser seiner Wuth
Entgegen und erwiedert ihm voll Muth:
„Wer für des Willens heilge Freiheit kämpft
Und kühn die Gluth der Leidenschaften dämpft,
Kämpft guten Kampf! — Frei ist des Geistes Strahl,
Den Gott uns gab; frei sei der Jungfrau Wahl!“
So spricht er, und sein Arm fängt jeden Hieb
Des Gegners auf, daß er unschädlich blieb;
Verwunden will der edle Jüngling nicht,
Nein, üben nur der Selbstbeschützung Pflicht.
Mit Zittern sieht Almeida ihren Kampf,
Und auf die Senne, wie bewegt von Krampf,
Preßt ihre Hand den Pfeil; doch ach! gespielt
Wars um den Schützer, ehe sie gezielt.
Mit Freude hatte sie zuerst gesehn
Dem Heiden kühn ihn gegenüber stehn,
Den Christenheld, und da sie nur den Mann,
Der tapfer sich bewähret, achten kann;
So wollte eine Probe seiner Kraft
Sie schaun, und hielt den Rettungspfeil in Haft.
Und ach! es traf der tödtlich scharfe Schlag
Des Jünglings Brust, indeß noch ruhig lag
Auf ihrem Bogen das Geschoß, erkorn,
Das Herz des Todesfeindes zu durchbohrn.

14.

Ein lauter Schrei entfuhr Almeidas Mund,
Die starr und regungslos am Felsen stund,
Da sie den Fremdling sieht, des Todes Raub,
Vor dem Besieger sinken in den Staub.
Gespalten hat sein Herz des Streiches Wucht,
Aus dem, ein Strom, das Blut zu sprudlen sucht.
Bleich wird sein Anlitz und sein Goldhaar leckt
Die Wunde, die es aufgerollt bedeckt.
Heran fliegt nun die Jungfrau und ans Herz
Preßt sie den Sterbenden mit dumpfen Schmerz,
Der ihr ins Auge schaut so sanft und mild,
Wie ein schon halb verklärtes Geisterbild,
Als lächle er des Todes süßer Ruh
Und in dem Tode ihrer Liebe zu.
Der Sieger aber jauchzt und spricht mit Hohn:
„Da hast du deines neuen Glaubens Lohn!
Was half dir nun dein Gott, der an dem Stamm
Des Kreuzes starb, unmännlich, wie ein Lamm?
Sich selber konnte er es retten nicht,
Noch minder dir, des Lebens süßes Licht!
Drum lebe unser Hain und jeder Gott,
Der ihn bewohnt, erhaben über Spott!
Es lebe Thor, ihm raucht noch heut ein Schaf,
Weil dich durch meinen Arm sein Feuer traf!
Er lebe! diesen Sieg verlieh er mir:
Dein Gott am Kreuze, was verlieh er dir?“
Der Jüngling hebt empor das Angesicht,
Kehrt zu dem Heiden milde es und spricht:
„Was Wodan nimmermehr dir kann verleihn;
Daß meinem Mörder ich auch kann verzeihn!“
Sprichts und will reichen ihm die biedre Hand,
Die aber schon die seine nicht mehr fand
Und auf Almeidas Brust ermattet sinkt,

Zu der er spricht: „In jenem Leben winkt
Ein Wiedersehen uns! — Mein Auge bricht;
Doch meine Liebe stirbt im Tode nicht
Und nicht in ihm mein Leben! — Auferstehn,
Geliebte, werd ich und dich wiedersehn!“
Ein leiser Hauch noch, und sein Geist entfloh
Der Lippe, seiner Himmelsfreiheit froh,
Indeß sein Haupt, an ihre Brust geschmiegt,
Ein Bild der Liebe, selig lächelnd liegt.

15.

Almeidas Haar, das lockig auf sich flicht,
Umwallet zart des Jünglings Angesicht,
Der, o in ihrem Herzen ward es klar,
Erst jetzt im Tode ihr Geliebter war.
Lang hielt die theure Last, noch lebenswarm,
Sie stumm und festumschlossen in dem Arm;
Doch dann erhob sie sich, und finstren Schmerz
Verräth ihr Blick, und stürmisch schlägt ihr Herz.
„Also nicht hier, nein! jenseits lebt er fort,
Dort ist sein Leben, seine Liebe dort!“
So ruft sie feurig, und ihr Auge blitzt
Mit Grimm umher und sucht den Bogen itzt,
Und wie es aufgefunden ihn, da irrt
Es auf den Heiden, und die Senne schwirrt,
Die stracks den Pfeil in kunstgerechtem Flug
Dem Mörder in des Herzens Mitte trug,
Der, angelehnet an des Felsen Wand,
Versenkt, wie starr, in düstres Sinnen stand.
Noch zuckt in seiner wilden Brust der Pfeil,
Da stürmt die Jungfrau fort mit Hast und Eil,
Und, wie auf Flügeln, trägt des Herzens Zorn
Zur Wölfenhöhle sie durch Fels und Dorn,

Zu suchen dort ein anderweites Ziel.
Und ohne daß ein Wörtchen ihr entfiel,
Schoß sie mit wilder, racheheißer Lust
Auch einen Pfeil der Greisin in die Brust
Und stieß hinab sie in der Tiefe Grund,
Die sie verschlang mit ihrem Felsenmund,
Indeß ein dumpfer Schrei erfüllt die Kluft
Und laut ein Donner rollet in der Luft.
Das war des Haines Weh, der nun verödet stand
Und bald dem wahren Gotte Kränze wand.
So sank in Staub des Heidenthumes Macht:
Durch eine Jungfrau ward das kühne Werk vollbracht,
Die sich die Wöle hatte auserkorn,
Um zu erhalten, was schon war verlorn,
Und die nun grade niedertrat die Frucht,
Für die ihr Zauber Schutz durch sie gesucht.
Und also bricht nicht selten selbst der Wahn
Zur Wahrheit, die vom Himmel stammt, die Bahn,
Der Wahn, ein Banner oft von jener Kraft,
Die, wo sie Böses will, das Gute schafft.

16.

Zum Vater eilet heim Almeida nun,
Ihm kunde die vollbrachte That zu thun,
Und führet in die Wildniß ihn hinaus,
Wo sich der Tod gepflückt den blutgen Straus.
Kalt lagen da die Leichen und erstarrt,
Bei denen bleich schon die Verwesung harrt.
„Der, Vater!“ spricht die Jungfrau, kummerblaß
Die Wange, „ist ein Christ; begraben laß
Ihn uns: er war mein Retter in der Noth,
Als meiner Seele Freiheit war bedroht!
Ihn liebte deine Tochter; er erwarb

Mein Herz, als friedensvoll das seine starb.
Und jener Todte, der ihn mir erschlug,
Der mich umfangen hielt mit bösem Trug,
Ihm ist mein Pfeil, der nimmer hat geirrt,
Zu rächen seinen Tod, ins Herz geschwirrt!"
Still blicket Brenno in das Angesicht
Des Jünglings; jetzt erkennt er ihn und spricht:
„Weh, weh! Sein Leben schon so jung entflohn!
Er ists, ja ists, — des Freundes einzger Sohn,
Des Freundes des Gekreuzigten, der dort
Jenseit der Berge wohnt, der Christen Hort!
Der Himmel reiche ihm der Palme Zier,
Und sein Gedächtniß sei gesegnet hier!
Er hat vollendet seinen Pilgerlauf:
Die Erde ist des Herrn, sie nehm ihn auf!"
So spricht er, und die Jungfrau hastig fragt:
„Doch was geschieht mit jenem? Vater, sagt!"
Und Brenno spricht: „Es ist das Feuer auch
Des Herrn; drum lodre er nach altem Brauch!"
So wird der Heide denn der Flamme Raub,
Und eine Gruft umfängt des Christen Staub,
Und um die Hügel, die einander nahe stehn,
Zieht friedlich flüsternd schon des Abends Wehn,
Zu künden, wie so gern der Tod vereint,
Was unversöhnlich in dem Leben scheint.

17.

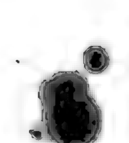
Almeida spannt nun keinen Bogen mehr,
Es trauert an der Wand die stolze Wehr,
Und freudig tummelt sich im Hain das Wild
Und schaut im Strome ungescheucht sein Bild.
Dem Christengotte schließt sie bald sich an,
Und hoffend ist ihr Herz ihm zugethan

Und denkt des theuren Jünglings liebevoll,
Den sie dort oben wiedersehen soll.
Doch trübe war ihr Sinn und kummervoll ihr Herz,
Der Welt verschlossen, kalt, wie Erz,
Und als der Tod ihr noch den Vater nahm,
Da wurde ihr das ganze Leben gram.
Nicht lang, da wählet sie das Felsenhaus
Der Wöle sich zur steten Wohnung aus,
Wo freundlich ihr am Busen der Natur
Die Ruhe winkt, die sie ersehnet nur,
Und pflanzt des Kreuzes Bild auf den Altar,
Der einst geweiht den alten Göttern war.
Der Wald gab ihr die Nahrung, die sie sucht,
Gekräuter, Wurzelwerk und wilde Frucht;
Moos war ihr Bett, der Felsenquell ihr Trank,
Und eine Eiche ihre Ruhebank.
Des Thals Bewohner, die die Wöle flohn,
Vernahmen gern das Wort vom Gottessohn
Aus ihrem Munde, und sein Ruf durchscholl
Die Thäler himmelskräftig, friedensvoll:
Und, das sie sonst geflohn, das scheue Wild,
Es kam zu ihrer Höhle, zahm und mild.
Oft ging sie zu dem Hügel, der umschloß
Des Jünglings Hülle, und ihr Auge floß
Von heißen Zähren über, die, wie Duft,
Der Rasen trank, ergrünt auf seiner Gruft,
Bis endlich auch ihr Blick im Tode brach
Und „Wiedersehen!" sein Geist ins Herz ihr sprach.
Auch ihren Leib umschloß das stille Grab,
Das Ruhe längst schon dem Geliebten gab;
Es trugen sie dahin mit vielem Schmerz,
Wie brechend es gewünscht ihr edles Herz,
Die sorglichen Bewohner von dem Thal
Und pflanzten ihr als schlichtes Liebesmal

Die Eiche, die noch heute grünend steht
Und mild der Vorzeit sanfter Geist umweht.

Das Hundchen des Fürsten.

Nicht selten werden Lieb und Treu auf Erden schlecht belohnt;
Doch pflanzt sie stets die Hoffnung neu, die ihnen inne wohnt,
Die ihren Blick zum Sternenzelt aufträgt mit goldnen Schwingen,
Wann unbelohnt auf dieser Welt sie ihre Opfer bringen.
Doch ob auch grober Undank meist der Welt Lohn pflegt zu sein,
So nimmt doch lang ihr böser Geist nicht alle Herzen ein;
Noch manches ist erkenntlich auch, das unterm Purpur schläget,
Noch manches, das ein armer Gauch unter dem Kittel träget.
Ja, selbst das Thierchen, das ihm nützt, vergißt der Edle nicht;
Daß er es nährt, daß er es schützt, hält er für seine Pflicht:
Doch mehr noch that, als sich gebührt, ein Fürst an seinem Hündchen,
Wie mir die Kunde jüngst gerührt erzählt ein holdes Mündchen.
Zu Weilburg, wo der Lahnstrom geht, da graut ein altes Schloß,
Das hoch an seinem Ufer steht auf steilem Felskoloß,
Und oben am Gesimse kann, aus Sandstein ausgehauen,
Des Thieres Bild der Wandersmann noch eingemauert schauen.
Des Fürsten Liebling war der Hund, und wenn ein Aug ihn sah,
So sahs ihm, wo er ging und stund, das treue Thierchen nah;
Es lag zu Fuß ihm immerdar, es lief ihm stets zur Seite,
Und gab dem guten Herrn sogar zur Kirche das Geleite.
Da lockte einst ein schöner Tag den Fürsten aus dem Schloß,
Denn schwer auf seinen Schultern lag der Herrschersorgen Troß,
Und, wo er oft am Strand der Lahn sich pflegte zu ergehen,
Ward einsam bald er auf der Bahn nach Löhnberg hin gesehen.
Wo aber bleibt das Hundchen heut, das sonst ihn froh umringt
Und mit den Sprüngen ihn erfreut, die es so lustsam springt?

Vergessen hat ers; eingesperrt blieb es auf seinem Zimmer,
Und wie es an der Thür auch scherrt, sie thut sich auf ihm
nimmer.
Ein Fenster stehet offen nur, da hüpft es nun hinan
Und starrt hinunter auf die Flur, durchrauschet von der Lahn.
Tief ist der Abgrund, der sich hier vor seinem Auge dehnet,
Wo schwindelnd fast das arme Thier sich an die Pfeiler lehnet.
Es wagt kaum einen Tritt zu thun; doch als es seinen Herrn
Sieht kommen in dem Thale nun und ihn erkennt von Fern;
Da bellt es freudig, und die Lust, den Gönner zu erschauen,
Weckt neu den Muth, den seiner Brust geraubt der Tiefe
Grauen.
Und länger hat es nicht mehr Rast; auf das Gesimse schwingt
Es sich, rennt hin und her voll Hast und setzt dann an und
springt,
Da mächtig es die Sehnsucht treibt, als ob der Fürst ihm riefe,
Weil ihm kein andrer Ausweg bleibt, hinunter in die Tiefe.
Ob es die Sennen auch zerschellt, es schwimmt noch durch die
Fluth,
Läuft auf den Fürsten zu und bellt und wedelt wohlgemuth;
Doch kaum hat es ihn nun erreicht und reckt vor ihm die Glieder,
Die freundlich kosend er ihm streicht, da sinket todt es nieder.
Gerührt von solcher Liebe, ließ der Fürst gern zu den Plan,
Sein Bild zu konterfein, und wies ihm jene Stelle an,
Wo aufs Gesimse kühn das Thier hernieder sich geschwungen
Und aus dem luftigen Revier hinunter war gesprungen.
Und, wie die Mitwelt einst, so kann, aus Sandstein ausgehaun,
Noch heute dort der Wandersmann sein Bild als Denkmal
schaun,
Zum Zeichen, daß stets unbelohnt die Liebe und die Treue,

In welcher Hülle sie auch wohnt, hier doch nicht Blumen
streue.
Auch kündet gerne jeder Mund ihm jenes Herrschers Lob,
Der beide stets in treuem Bund verehrte und erhob,
Dem seines Landes Dank die Bahn mit Kränzen reich bestreute,

So lang sich an dem Strand der Lahn der Frühling ihm erneute.
Gar herrlich ward der schöne Spruch in seinem Walten wahr,
Den eitel nicht das heilge Buch dem Edlen leget dar,
Der, wenn dem unvernünftgen Thier er sein Erbarmen schenket,
Vor Allem auch, der Schöpfung Zier, der Menschheit liebend denket.
Und weil er war mit Leib und Seel dem Volke zugethan,
So sah auch nie ein Auge scheel den kleinen Liebling an;
Denn schöner war, als Stein und Erz, das Denkmal, das so traute
Dem Volke in das eigne Herz des Fürsten Milde baute.

Elegie.[1]

Wo die Natur sich heitre Tempel baut,
Bedeckt mit Blumen sie der Vorwelt Grab;
Wohin das Auge mit Entzücken schaut,
Bricht still der Tod manch Blüthenleben ab!
Dort, wo der See die stillen Fluthen treibt,
Die röthlich strahlen in dem Mondenglanz,
Stand einstens, wie die alte Chronik schreibt,
Ein Dorf, umblüht von reicher Felder Kranz.

Die Sage spricht, daß längst, vor grauer Zeit,
Wo sich die Wahrheit zum Gedicht erhebt,
Das Dorf begrub der Elemente Streit,
Von dem jetzt Nichts, als nur der Name lebt.

[1] Dieses Klagelied bezieht sich auf die Gegend von Merenberg, welches im dreißigjährigen Krieg zerstört ward. Unfern dieses Ortes liegt ein Weiher, in dessen Nähe die verschwundenen Dörfer Ober- und Niedervöln nebst Potenban und Mechtelndorf standen. Völn ist von den Fluthen desselben begraben.
A. H.

Noch zeigt der Landmann an des Weihers Rand
Des Dorfes Kirchhof, den Gebüsch durchwebt,
Wo, die des Epheus stilles Grün umwand,
Sich auch die kleine Mauer noch erhebt.

Und jenes Bergschloß, das zertrümmert liegt
Und nackte Mauerreste nur erhebt; —
Wo sind sie hin, die glücklich und vergnügt
In alter Herrlichkeit hier einst gelebt?
Die Jahre schwinden, schnell verrinnt die Zeit,
Die in der Flucht das eigne Werk zerstört;
Ach, Alles predigt uns Vergänglichkeit:
Wohl dem, der auf die ernste Mahnung hört!

Was wär dein Leben, Mensch! blieb Hoffnung nicht
Das große Eigenthum der Seele, einst
Nach dieses Lebens zweifelhaftem Licht
Die zu umarmen, die du hier beweinst?
Dort wird das Leben eine Harmonie,
Von der uns hier die Ahnung nur beglückt;
Und diese, nur ein Bild der Phantasie,
Wirkt mächtiger, wenn uns der Kummer drückt!

Ach, jene Schloßruine, ernst und kahl,
Sie weckt in mir gerechten, bittren Schmerz
Der beßren Menschheit, daß zu unsrer Qual
So oft vom Rechten irrt des Menschen Herz!
Wohl dreißig Jahre wüthete die Pest
Des Krieges, der des Bürgers Glück zerstört;
In wenig Herzen stand der Glaube fest,
Und ihre Stimme wurde nicht gehört.

Zur leeren Formel ward Religion,
An ihren äußren Zeichen hing der Christ;
Die Unvernunft bestieg der Wahrheit Thron,
Der finstre Haß, die feige Hinterlist.

Und furchtbar waltet die Vollstreckerin[1]
Der Blutbefehle, die der Wahnglaub schrieb;
Die Völker würgten ohne Maas und Sinn,
Daß fast kein Stein mehr auf dem andren blieb.

Und ach, warum das große Leichenfeld,
Mit Millionen Menschen Blut gedüngt?
Warum das Elend einer halben Welt,
Das doch der Tugend nicht den Frieden bringt?
Ach, weil das Herz dich noch nicht recht erkannt,
Dich stilles Friedenslicht, Religion!
Der Katholike und der Protestant,
Sie standen zweifelnd an der Wahrheit Thron.

In äußeren Gebräuchen wohnst du nicht,
Religion, die Liebe übt dich nur,
Und, wers auch sei, erfüllt er Christenpflicht,
Der ist ein Christusjünger von Natur!
Doch nun zurück von dem Gedankenzug
Aus jener Zeit zu unsrer Gegenwart!
Ach, auch der Schmerzen bietet *sie* genug,
Wir klagen, daß noch viel nicht besser ward!

Die alte Unvernunft herrscht hier und dort
Noch, wie zur Zeit der Ablaßkrämerei;
Noch *streiten* Christen — und des Meisters Wort
Lehrt, daß das Höchste Menschen*liebe* sei!
Wann kommt die Zeit, wos endlich Friede wird,
Wo endlich Wahrheit unser Streben lohnt?
Was frag ich noch? — Die Menschenseele irrt,
So lange sie in dieser Hülle wohnt!

V. J. Schneider.

[1] Die kaiserliche Armee.

Unser Westerwald.

Es liegt ein Wald im Westen,
Genannt der Westerwald,
Da sieht man keine Vesten,
Die Zeichen der Gewalt:
Man sieht da kahle Berge
Und Felsen von Basalt;
Das ist der Wald im Westen,[1]
Das ist der Westerwald.

Hoch oben auf den Bergen,
Da liegt der Westerwald;
Da brausen wild die Stürme,
Da ist es rauh und kalt.
Horcht, wie euch durch die Winde
Mein Lied entgegen hallt!
Drum töne, Lied der Lieder,
Du Lied vom Westerwald!

Wo stolz des Mannes Blicke
Den Fremden treffen kalt;
Wo sich kein Rücken bücket
Vor Unrecht und Gewalt;
Wo deutsche Kraft und Treue
Noch wohnt bei Jung und Alt,
Da sind der Freiheit Höhen,
Da ist der Westerwald!

Wo schmucke Mädchen ziehen,
Gesund und stark und schlank,

[1] Andere leiten seinen Namen vom altdeutschen wister oder weiß ab, weil er zuerst und am längsten im Schneegewande des Winters glänzt. Ein altes erdbeschreibendes Wörterbuch gibt von ihm die drollige Beschreibung: „Der Westerwald ist ein hohes Gebirg zwischen Rhein, Lahn und Sieg, worauf man nichts, als Himmel, Pfützen und große Steine sieht.“ A. H.

Vom Felde heim zum Dorfe
Mit fröhlichem Gesang;
Wo kräftge Weiber bauen
Mit rüstger Hand das Feld,
Da wohnen Westerwälder,
Die Einzgen in der Welt!

Wo sich die Häuser neigen
Gar traulich hin zur Erd,
Wo man mit Stroh gedecket
Sieht Dach und Fach und Herd;
Dort, wo in niedren Hütten
Die Gastfreundschaft noch weilt;
Da wohnen Westerwälder,
Dorthin, ihr Freunde, eilt!

Was kümmern uns die Thäler,
Was großer Städte Pracht?
Wir fröhnen nicht dem Luxus,
Wir dienen nicht der Macht;
Wir lieben klares Wasser,
Und athmen Luft, so rein,
Sind fröhlich bei Kartoffeln,
Wie könnt es besser sein?

Laß brausen wilde Stürme,
Laßt rauh es sein und kalt,
Laßt uns die kahlen Berge,
Die Felsen von Basalt!
Bleibt tief in euern Thälern,
In euern Schluchten all —
Ihr taugt nicht auf die Berge,
Nicht auf den Westerwald!

Und wenn ich einst sollt wählen
In Ländern, groß und klein,

Das schönste aller Mädchen,
So dürfts vom Wald nur sein.
Und hab ich es gefunden,
So sing ich, daß es schallt:
Es lebe hoch mein Liebchen,
Es leb der Westerwald! —

Hangard.

Der Unkenkönig vom Seeweiher.[1]

Bei Mengerskirchen wogt ein Teich,
Der war dereinst an Unken reich,
Die, einem König unterthan,
Dort wohnten um den nassen Plan.
Da ritt ein Bauer in die Schwenk
Die Pferde einst, nicht eingedenk
Der weisen Warnung: „Laß hübsch stehn
Die Dinge, so nichts an dich gehn!“
Der Unkenkönig wiegte grad
Die Glieder da im kühlen Bad,
Und dichtes Gras am Ufer hegt
Die Krone, die er abgelegt.
Doch blitzend überstrahlt ihr Glanz
Der Wiesenblumen bunten Kranz,
Und hastig steckt der Bauer ein
Den Fund, gelockt vom goldnen Schein.
Der Unkenkönig siehts und eilt
Dem Räuber nach, der unverweilt
Den Wams wirft von den Schultern ab
Und fortsprengt in gestrecktem Trab.
Reit zu, reit zu, o Bauersmann,

[1] Die Unken, dem Froschgeschlechte angehörig, haben durch den melancholischen Ton ihrer Stimme dem Voirsglauben zu den verschiedenartigsten Mährchen Veranlassung gegeben. Auch eine Schlangenart führt diesen Namen.

Daß er dich nicht ereilen kann!
Bald hat der Unk den Wams durchsucht
Und folgt nun rascher seiner Flucht.
Der Bauer, eingeholt im Nu,
Wirft nun ihm schnell die Stiefel zu,
Und langt zu Hause glücklich an,
Des Raubes froh, den er gethan.
Wie glüht des Unken Zorn da heiß,
Der abermals getäuscht sich weiß!
Er folgt ihm bis zum Hof hinein,
Sein Diadem zu fordern ein.
Der Bauer greift die Sense rasch,
Die Krone noch in seiner Tasch,
Und haut mit einem scharfen Hauch
Dem Unkenkönig durch den Bauch.
Doch wehe nun dem armen Tropf,
Daß er nicht traf des Thieres Kopf!
Der Unke pfeift, das gellt so stark,
Daß es durchtönt die ganze Mark.
Und plötzlich kommt herzugeeilt,
Was um und in dem Teiche weilt,
Das ganze Volk, dem er gebeut,
Das seiner Huld schon lang sich freut.
Welch ein Gewimmel in dem Hof!
Den König, der vom Blute trof,
Umringt die Schaar mit Wehgeschrei,
Und fragt, wer der Verbrecher sei.
Sie hörts erzürnt und fällt sogleich,
Zu rächen diesen Frevelstreich,
Den Bauern grimmig an und trinkt
Sein Blut, bis todt er nieder sinkt.
Das merkt euch, Kinderchen, und hört:
Laßt liegen, was euch nicht gehört!
Das Schwert mit seinem scharfen Hieb
Ist jetzt der Unke für den Dieb!

Die Abbekirch bei Arborn.

Bei Arborn stehn die Reste von einem Gotteshaus
Und trotzen felsenfeste der Zeiten Sturm und Graus.
Die Kirche war vor Jahren dem heilgen Kreuz geweiht,
Das hielt von da Gefahren und Noth zu jeder Zeit.
Die frommen Dörfer kamen dahin, von Andacht voll,
Und brachten seinem Namen des Dankes heißen Zoll.
Dabei stand eine Klause, und Mönche, gottentflammt,
Versahn im heilgen Hause des großen Opfers Amt. —
Da ward der Liebe Einheit durch Glaubenszwist gestört,
Als man ob seiner Reinheit das kühne Wort gehört.
Auch Mengerskirchens Adel, entflammt fürs neue Licht,
Zog da mit bittrem Tadel die Mönche zu Gericht.
Doch mochte nicht dem Volke genehm sein Streben sein,
Das stürmte, eine Wolke, drum auf den Grafen ein.
Das blasse Licht der Kerzen floß seinem Auge mild,
Treu trug es in dem Herzen des alten Glaubens Bild.
Als nun dem Ritter deuchte, daß fruchtlos sein Bemühn,
Am heilgen Kreuz die Leuchte der Neurung zu entglühn;
Da brausten hoch die Flammen des Zornes in ihm auf,
Das Kloster fiel zusammen durch seiner Knechte Hauf.
Die Kirche ward vernichtet, das Heiligste zerstört,
Doch schrecklich bald gerichtet der Frevel, unerhört:
Kein Mann kam von der Stelle, der dort gerührt die Hand,
Die Flammen wogten helle, als sie der Tod umwand.
Drum wird mit einem Lichte noch jetzt, wenn Stürme wehn,
Mit düstrem Angesichte der Ritter dort gesehn.
Der Sturm bläst aus die Flamme beim zwölften Glockenschlag,
Die Trümmer stehn von Stamme zu Stamm bis diesen Tag.
Einst ward in Volkes Munde Abteikirch sie genannt,
Noch jetzt ist in der Runde die Abbekirch bekannt.

Das Hotzelmouslied oder Lob der Hotzeln.

Nu han eich all mei(n)[1] Lebelang
Naut Bessers, aß Hotzeln, gäse,
Wann 'ch der ka(n) hätt, dah(n) wör eich krank,
Wenn ihr ett regt wollt wesse.
Geschabte Muhrn[2] un Sauerkraut
Eß ag nach[3] ebbes gous;
Dach agten eich dat kra,[4] wöi naut,
En äse Hotzelmous.

Waht Vahter schafft, waht Möuter kacht,[5]
Daht äsen eich wahl garn;
Mei(n) Harz em Laib dach allzeit lacht,
Wennt Hotzeln söit[6] va(n) Farn.
On wenn schu(n) Körmeß eß deham,
Sei(n) Hotzeln göllekat;[7]
Der Hotzeln weren eich nöt kram
En ka(n)mohl Hotzeln saht!

Gevahter Jokev! klabt ihrt ag,
En ihr, Gevahter Zey,
Zou gröi(n) Flahsch, daht gedärt em Nag,
Thoun eich mich nött herbei!
Mett Hotzeln mouß et sei(n) bedeckt,
Soß[8] hätt 'ch de Bröih deva(n);
Ihr klabt et nött, wöi gout ett schmeckt,
Su söis, wöi Labberda(n).

Dö Bahm, dö mir döi Hotzeln bröngt,
Dö halten eich in Ehrn;
An Galge soll dö wern gehenkt,
Dö mir dö Bahm will stöhrn!

[1] Das eingeklammerte n wird nur näselnd in die Silbe verschmolzen gehört. [2] gelbe Rüben. [3] Die Wörter noch, doch, wohl lauten in dieser westerwäldischen Mundart fast, wie nach, dach, wahl mit einem Zwischenlaut von a und o. [4] grad. [5] kocht. [6] sieht. [7] delikat. [8] sonst.

Döi Hotzeln sei(n) mir werth en löib,
  Söi sei(n) dett best Kefrös;
Wer daht nött saht, löits,[1] wöi e Döib,
  Sei(n) über Botter 'n Käs.

E Herschebrei eß ag wahl gout,
  En ag e Köihkeleng;
En Worst, keföllt mött Kälwerblout,
  Eß warzig[2] nött kereng:
Mir aber schmeckt naut off der Welt,
  — Daht sahn eich ohne Schöi,
En wer mert ag für übel hält —
  Aß Hotzeln mött der Bröih!

A mei(n)! waht kah(n) ag gouter sei(n)?
  Daht saht mer dach emohl! —
En wenn eich wößt en Ohrt am Rhei(n),
  Jo, waiter, aß Tyrol,
Wu naut, aß Hotzeln, wase mi(n),
  Ka(n) Brut, ka(n) Flahsch, ka(n) Kraut,[3]
Bai meiner Blo! eich göng dohi(n)
  Deh Agebleck, nach haut!

En wenn eich komme außem Wald,
  En sei(n) va(n) Harze möi,
Sei(n) Hotzeln off dö Dösch gestallt,
  Daht bröngt e frösch Geblöi.
Mei(n) Frah, döi macht, bei meiner Ser!
  Va(n) Hotzeln, wöi seichs hört,
Kastete, Kahrte,[4] gout Gebär,
  Se hot et ehrst kelöhrt.

O, wer nor hätt der Hotzeln vill,
  Dö wör aus aller Nuth!

[1] lügts. [2] wahrlich. [3] Latwerg — Zwetschenkraut. [4] Pasteten, Torten.

Döi Känn[1] sei(n) dobei mouterstill
  En blären em[2] ka(n) Brut;
Ag spart mer domöt Botter 'n Kös
  Daht Salz, dett Schmalz, dett Fett;
Der Ksondhat sei(n) se ag gemös,
  Wer nor vill Hotzeln hätt!

Wer Kraut garn frößt, dö fleht ze sah(n):
  „Meich hot en Raup gemagt!"
En Hotzeln, zweifle nött dara(n),
  Han meich zer Welt gebragt.
Mei(n) Leu,[3] döi warn, wöi hölze Leu,
  Aß wöi vom Hotzelstamm,
Dröm sei(n) eich ag von dem Geblöi,
  Mei(n), froht emohl deh Amm!!

Eich wahs ett wahl, ihr lacht meich aus,
  Waht leiht mir aber dra(n)?
Eich mach auch waht off öidern[4] Schmaus,
  Wenn eich nor Hotzeln ha(n)!
Zou Hotzeln, na(n) zou kär[5] Rakkouh,
  Hullt meich regt deck[6] ze Gast,
Dah(n) sollt ert söin,[7] wöi Vahters Bou
  Der Hotzeln fräßt en Last!

Gevahter Fritt, waht saht er lo,
  Ett wör en Säugespöul?
Kotzblitz, ihr kommt mer vill zu noh,
  Bal greif ich zoum Gestöuhl!
Schmeckt auch daht nött, verdammter Gehk,
  Su fräßt en Gickelschäß!
Brommt mir nött lang, daht eß mer Spehk,
  Soß kröitt err ant offs Fräß!

[1] Kinder. [2] um. [3] Leute, hier Eltern. [4] euren. [5] keiner. [6] oft. [7] sehn.

En wenn mei(n) Mah(n)[1] verdarben eß,
En eich döi Schnelle[2] hou(n),
Dah(n) fräßen eich könn Bronnegreß,
Wöi annern Menschen thou(n);
Dah(n) gin eich off de öberst Büh(n),
En äß meich hotzelnrond,
Daht eß de beste Mellezin,
En mache meich gesond!

Korzem, daht hört er, Nober Fritt,
Womm mir[3] sei(n) goute Leu,
Su schehlt mer nor döi Hotzeln nit,
Mei(n) Seel! soß eßt vorbei.
Der Gusta non es dantebus![4]
So saht mer off Latei(n);
Döi Hotzeln sei(n) mer quantebus,[5]
Ett ka(n) naut drüber sei(n)!

K. Ch. L. Schmidt.

Die Pest in Herborn.[6]

(1607.)

Als man zehlet ein tausend sechshundert sieben,
Daß dieses ist beschrieben,
Welches noch nie kein man erlebt hat,
Noch erfahren zu Herborn in der statt,
Aber durch unßer sündt, laster und schandt
Ist der schwere Zorn Gottes über uns entbrandt,

[1] Magen. [2] die schnelle Katharine — Durchfall. [3] wollen wir. [4] Der latein. Spruch ist: De gustu non est disputandum und heißt: Ueber den Geschmack läßt sichs nicht streiten (weil er nämlich gemeinhin so verschieden ist, als die Köpfe selber.) [5] Ebenfalls verketzertes Latein, so viel, als alles Mögliche — das Höchste. A. H.

[6] Dieses Reimgedicht, worin ein ehrsamer Bürger Herborns damals seine Empfindungen ausdrückte, theilt Dr. Fuchs in den Dillenburger Intelligenznachrichten von 1799 mit.

Dieweil kein auffhören der sündt in der Zeit,
Kein reüe, noch leidt und würdigkeit.
Kein warnen, straffen helffen wolt,
So war endtlig der Todt der sünden solt.
Gott der Herr sahe zu eine geraume Zeit,
Mit seiner straff war er nicht weit,
Bis endtlig die Boßheit nam überhandt,
So hatt er unß die Pestilens gesandt,
Welches ist der Vier straffen ein,
Die er thut schicken insgemein
Denen, die sich an ihm vergreiffen thun,
Seiner diener lachens und habens ihren hohn,
Sein wort nicht achten, noch bedencken,
Daß er uns aus gnad das Leben hat thun schenken.
Dardurch wier aber zur erkendtnüß kämen,
Thet er uns viel fromme leüt hinweg nehmen,
Dardurch auch unser liebe Farrherrn bekandt,
Wilhelm Zepper war er genandt,
Welcher das heilige Gottes wort
Hat vergepflantzet an manchem orth.
Unter welchen auch waren mit großen Beschweren
Auch etlig unßer Ratsherren,
Fürnehmen Bürger und freundten,
Daß es gar greülig war anzuschauen,
Dan viel zartler Kindter und Jungfrauen,
Darzu auch Junggesellen gestorben seyn,
Welche dan auch gar kurtz und eben,
Dem Herren den Geist willig auffgeben.
Mit weinen, schreyen, kläglicher stim
Junge gesellen man und Jungfrauen da hat
Zusamen geleget in ein Grab,
Da wurde in des Bräutigams arm
Die Braut wohl erst im Grab noch warm.
Ein par Eheleüt jung und fein
In ein Grab beieinander kommen sein,

Die reichen sich die treue Hand
Auch noch fort durch des Grabes sand.
Darbey man soll bedenken eben,
Was es ist mit des Menschen Leben.
Ist nicht gebohren auff behlerey und schandt,
Dan es ist mit unß gar bald sehr gewandt.
Man es noch nie erfahren, geschwey zu erleben,
Daß man um eine geringe Zeit ich sag
Dreizehn, vierzehn, fünfzehn, sechzehn, zwanzig alle tag
Ohne unterlaß zum Grab hat getragen;
Doch den vierten Augusti, ich die Wahrheit thu sagen,
Hat man zwanzig auffeinmahl
Zum Kirchhoff getragen, ist noch die höchste Zahl,
Aber über zwo stunden hernach sein
Wieder sechs Person gestorben insgemein.

Die erste Kartoffel in Nassau.

(Um 1621.)

Gar lieblich, doch beachtet von wenig Blicken nur,
Blüht jährlich eine Blume auf unsrer Felder Flur:
So räche denn den Undank, du Lied aus alter Zeit,
Und töne ihr zum Lobe im Lande weit und breit!

Man zählte sechzehnhundert und einundzwanzig Jahr,
Da führte man zu Herborn ein Bräutchen zum Altar,
Ein Bräutchen, wie der Frühling, so blühend und so hold,
In reichem Brautgeschmeide von Seide und von Gold.

An ihrem Busen prangte ein Blümchen seltner Art,
Ein nie gesehnes Blümchen, von Farbe schön und zart,
Auf das, des andren Schmuckes kaum achtend, Herborns Fraun.
Und seine holden Mädchen mit neidschem Auge schaun.

Es hatte ein Professor[1] von einem Freunde, fern
Aus Albion, empfangen des seltnen Blümchens Kern;
Und unter seinen Händen, zu pflegen es, bemüht,
War es in einem Topfe bald herrlich aufgeblüht.

Wards nun vor seinem Fenster bewundernd schon beschaut,
So schien es doppelt lieblich am Busen dieser Braut,
Der es als Hochzeitsspende der gute Herr gepflückt,
Als Spende, deren Gleichen noch keine Braut geschmückt.

Und, wahrlich! es verdiente der hohen Ehre sehr!
Ihm gleichet selbst die Rose an Würde nimmermehr:
Bei ihm ja ist das Schöne und Nützliche vereint,
Wie es bei keiner Pflanze verbunden mehr erscheint!

Wer konnte damals ahnen den künftigen Beruf
Der Frucht, die in Europa so vielen Segen schuf?
Wer, daß sie jener Ehre, wie keine, würdig war,
Die je ein Bräutchen schmückte am heiligen Altar?

Wohl wißt ihr, holde Frauen! wie dieses Blümchen heißt,
Obgleich es keiner Braut mehr am Busen heute gleißt;
Wohl kennt ihr das bescheidne mit seiner edlen Frucht,
Das jetzt im Reich der Blumen vergeblich wird gesucht!

Gar lieblich, doch beachtet von wenig Blicken nur,
Blüht es noch jetzt alljährlich auf unsrer Felder Flur,
Und ob auch dort verschmähet, ist es der Menschheit nah,
Des Unrechts nicht gedenkend, das draußen ihm geschah.

[1] Johann Matthäus († 1621), Prof. der Heilkunde an der hohen Schule zu Herborn, welche, von Johann VI. (dem Aeltern) 1584 gegründet, sich eines zahlreichen Besuches erfreute und 1817 in ein theologisches Seminar verwandelt wurde, empfing die erste Kartoffel aus England und behandelte sie als Zierpflanze. Um 1630, wie sein Nachfolger Zachar. Rosenbach († 1638) erzählt, aßen die Adeligen, die, wie er sagt, wenn sie durch die Menge der Gerichte gesättigt sind, immer noch etwas Seltenes auftischen, die Knollen dieser Frucht (Solanum tuberosum) als Nachtisch, und erst um 1730 ward ihr Nutzen allgemeiner erkannt, wo die Bauern des Westerwaldes anfingen, sie in ihren Gärten zu pflanzen und als eine Sonntagskost zu genießen.

Euch scheint es ganz besonders ergeben und geneigt,
Wohl, weil ihm jene Ehre das Bräutchen einst erzeigt,
Das von der heilgen Stätte mit ihm gesegnet kam
Und, es am Busen tragend, auch mit zur Küche nahm.

Dort mocht es ihm gefallen und, nützlich da zu sein,
Gab, dieser Ehre würdig, die Dankbarkeit ihm ein;
Denn ob ihr gleich zu ehren es so jetzt nicht mehr sucht,
Es sendet in die Küche euch täglich seine Frucht!

Kartoffellied eines Westerwälders.

Bekränzt mit Laub die liebe, volle Schüssel
Und eßt sie fröhlich leer!
Von Malta bis Paris, von Twer bis Brüssel
Wächst solche Frucht nicht mehr.

Auf großer Herren reichbesetzten Tischen
Steht manches Kunstgericht;
Mag ihnen doch ihr Koch Gewürze mischen,
Wir neidens ihnen nicht.

Kartoffeln duften lieblich uns entgegen,
Durch keine Brüh verhunzt;
Im Schwaden abgedampft, um uns zu pflegen,
Hat sie der Hausfrau Kunst.

Wohl wächst die Frucht im ganzen deutschen Reiche,
Doch keine solche, seht!
Die an Geschmack und Würze dieser gleiche,
Wie hier sie vor uns steht.

Was fernher England selbst und Holland sendet
Und Zuckerfrüchte nennt,
Ist Tändelei, worauf nicht Müh verwendet,
Wer etwas Beßres kennt.

Am Westerwald nur ist sie recht zu Hause,
Da hat sie Kraft und Saft,
Die Frucht, die nach genoßnem leckren Schmause
Gesunde Nahrung schafft.

Auch hier gibts Arten, schmacklos unsrem Munde,
Die geben wir dem Vieh;
Allein die echte, rauhe, rothe, runde,
Was Beßres gab es nie!

Drum wehe dem, der diese Frucht vergeudet
Zu schlechtem Branntewein,
Davon nur Kopf und Magen Schmerzen leidet,
Ihm ist nicht zu verzeihn!

Zwar haben unsre Berge keine Reben
Und bringen keinen Wein;
Doch können wir auch ohne Trauben leben,
Uns freun und fröhlich sein.

Uns stärkt ein frischer Trunk aus klarer Quelle
Bei unsrem frohen Mahl,
Mehr, als des flüßgen Goldes süße Welle
Aus perlendem Pokal.

Lob sei dem Mann, der uns von fernem Strande,
Zuerst die Frucht gebracht,
Die Frucht, die, nun gepflanzt in unserm Lande,
Auch satt den Armen macht!

So eßt sie denn, und laßt uns allerwege
Uns dieses Mahles freun!
Und wüßten wir, wo Jemand hungrig läge,
Er sollte Gast uns sein!

***

Der Bardenstein.[1]

Wo die alten Eichen rauschen
Und die jungen Buchen wehn,
Pflegt der Jüngling gern zu lauschen,
Bleibt der Wandrer sinnend stehn.
Doch den Sänger füllet Schwermuth,
Ihn ergreift ein wilder Schmerz,
Und es träufelt ihren Wermuth
Die Erinnrung ihm ins Herz.

Führt sie ihm doch einen Sänger
Hier vor den bewegten Blick,
Dem ein bosheitvoller Dränger
Schuf ein trauriges Geschick!
Doch sowie umher er schweifet
Und sein Herz es quälet blos,
Daß auch jetzt noch mancher streifet
Durch die Heimath heimathlos:

Sieh, da tritt vor ihn die Sage,
Wie umstrahlt von Aetherlicht,

[1] So wird ein Waldhöhe bei Herborn genannt. — Barden hießen bei den Kelten oder Galen in Frankreich die Dichter. Von da kam das Bardensängerthum nach England, Irland und Schottland. — Die ältesten Sänger der Germanen Barden zu nennen, wurde erst in neuerer Zeit gebräuchlich, besonders seit der deutsche Barde Klopstock statt des römischen das deutsche Götterthum in seinen Liedern verherrlichte. — Bragi ist der nordische Gott der Dichtkunst und Beredtsamkeit.

Läßt ihn schaun in ferne Tage,
Legt den Schleier ab und spricht:
„Siehst du dort den Barden sitzen
Auf der Höhe so allein,
Und die schwere Kette blitzen,
Die ihn schmiedet an den Stein?

Hochbegeistert war sein Busen
Für des Volkes Wohl und Glück,
Und das Feuer seiner Musen
Hielt nicht Menschenfurcht zurück.
Seine Sänge waren Hüter
Für das menschliche Geschlecht,
Wahrten seine höchsten Güter,
Freiheit, Vaterland und Recht.

Da beherrschte diese Fluren
Eine Bestie von Tyrann,
Und die schlechtsten Kreaturen
Warens, die er lieb gewann,
Und mit denen er im Bunde
Uebte solchen Druck und Zwang,
Daß davon die Jammerkunde
Bis zum fernen Norden drang.

Kaum vernimmt der edle Sänger
Diese Botschaft, da beschwört
Er des Herzens Sturm nicht länger,
Ob des Unrechts hoch empört.
Rüstig eilet er nach Süden,
Gönnt sich nimmer Ruh noch Rast,
Bis die Fremde hier den Müden
Grüßet als willkommnen Gast.

Und nicht lange, sieh! da stehet
Vor dem Dränger er, ein Geist,
Dessen Lied, wie Schwertstreich, gehet
Durch das Herz ihm scharf und dreist.
Mag sein Blick auch grimmig funkeln
Und sein Antlitz dräuend glühn,
Mag die Stirne sich verdunkeln
Und sein Aug Verderben sprühn:

Von dem Drucke, den er übe,
Und dem Rechte, tiefverletzt,
Von der Rache, die erhübe
Das gebeugte Haupt schon jetzt,
Von dem Blut, das Sühnung schreie
Bis zum fernsten Sonnenglühn,
Daß Odin sein Volk befreie,
Sang der edle Barde kühn.

Aber weh dem freien Sinne,
Welcher solche Lieder zeugt
Und nicht blos vor Lob und Minne
Knechtisch seinen Nacken beugt!
Preisgedichte, Liebessänge —
O wie ruhig ihr da schlaft!
Doch des Rechts, der Wahrheit Klänge
Singt kein Sänger ungestraft!

„Schergen! greift mir den Verruchten,"
Donnert furchtbar der Tyrann,
„Werft ihn in die tiefsten Schluchten,
Die kein Auge messen kann!
Aber nein! noch härter büßen
Muß er seinen Frevel, wißt!
Soll den Tod nicht eher grüßen,
Bis ihn auf der Hunger frißt!

Führt ihn denn nach jenem Gipfel,
Wo die hohen Eichen stehn,
Und die Winde durch die Wipfel
Schauervoll und öde wehn!
Schließt ihn da mit schwerer Kette
An den Stein, mit Moos bedeckt,
Den aus seinem Felsenbette
Keine Macht der Erde reckt!"

So gebeut er, und die Schergen
Stoßen barsch den Sänger fort,
Und es hallet in den Bergen
Wider manches Klagewort,
Als sie sahn den Barden sitzen
Auf der Höhe dort allein,
Als sie sahn die Kette blitzen,
Fesselnd ihn an jenen Stein.

Todesstrafe ward verhänget,
Wer ihm brächte Speis und Trank,
Und obs manches Herz auch dränget,
Alle scheuen diesen Dank.
Furcht, daß der Verrath es sähe,
War des Machtgebotes Wehr,
Und so kam in seine Nähe
Keine Menschenseele mehr.

Aber er ist nicht verlassen,
Bragis Auge wachet mild,
Läßt sein Antlitz nicht erblassen,
Schickt zum Dienste ihm das Wild.
Siehst du, wie es ihn umschwärmet,
Scheint es eifrig nicht bemüht,
Daß es nähret ihn und wärmet,
Dem kein Menschenherz mehr glüht?

In dem Schnabel reife Beeren,
Flattern Vöglein zu ihm hier,
Und, ihm Fleischwerk zu bescheeren,
Selbst das raubgewohnte Thier.
Saatenkörner, Obst und Buchen
Tragen sie auf seinen Stein,
Jedes scheint vergnügt zu suchen,
Dienstbar ihm und hold zu sein.

Hirsch und Reh liegt ihm zu Seiten,
Und es darf sein müdes Haupt,
Drauf die Ruhe sich bereiten,
Die ihm Menschenbosheit raubt.
Ja, es reichte selbst die Zitze
Ihm die milde Hindin dar,
Wann er von der Sonnenhitze
Heißgebrannt und dürstend war.

Mancher Tag war unterdessen
In den Strom der Zeit geflohn,
Und man hatte schon vergessen
Fast den edlen Göttersohn,
Sieh, da trieb die Lust der Birsche
In die Wälder den Tyrann,
Und die Fährte jener Hirsche
Lockte hoch ihn in den Tann.

Wie erstaunt er, da bei Leben
Dort er noch den Barden blickt
Und das edle Wild daneben,
Das ihn wärmet und erquickt!
Wie er sieht die Vöglein eilen,
Ihn mit Nahrung zu versehn,
Die vertraulich bei ihm weilen,
Und dann freudig weiter gehn!

Gleichwie angedonnert, stand er
Vor dem seltnen Auftritt lang,
Weder Laut, noch Worte fand er,
Und sein Herz, es pochte bang.
Vor ihn tritt sein ganzes Leben,
Wie ein fluchbedecktes Bild,
Und vor seiner Seele schweben
Schreckgestalten, graus und wild.

Armer Mensch! im goldnen Schimmer
Wähnst du sicher deine Schuld?
Das Gewissen schläft nicht immer
Und nicht immer die Geduld!
Willst du nicht an Rache glauben,
O sie naht, ob sie auch säumt,
Dich des Friedens zu berauben,
Den du fälschlich dir geträumt!

So sah dort man den Tyrannen
Starr und schmerzgefoltert stehn,
Aber endlich sich ermannen
Und erschüttert in sich gehn,
Sah, wie innig an den Busen
Er den edlen Dulder schloß,
Eine Scene, die, den Musen
Unbesingbar selbst, verfloß.

Und gefesselt blieb nicht länger
Nun der Barde an den Stein,
Triumphirend zog der Sänger
Im Palast des Herrschers ein,
Um durch seines Liedes Töne,
Hingesungen frei und kühn,
Für das Wahre, Gute, Schöne
Da die Herzen zu entglühn.

Wie so leicht saß jetzt die Krone
Dem Tyrannen auf dem Haupt,
Seit, zu nahen seinem Throne,
Es der Wahrheit war erlaubt!
Seit die Mängel, wie das Gute,
Ihm der edle Barde sang,
Wohl und Weh vom ärmsten Blute,
Wie vom reichsten, zu ihm drang!

Wie so glücklich konnte preisen
Sich dies Volk, dies biedre, nun:
Lies der Barden alte Weisen,
Die davon dir Meldung thun!
Freiheit war die starke Feder,
Welche trieb das Staatenrad;
Für das Ganze lebte Jeder,
Und die Eintracht war ihr Pfad!

Angebetet ward der Dränger
Nun von seinem Lande fast,
Und, ein Gott, verehrt der Sänger,
Bis ihn Bragi rief zu Gast.
Traulich mahnt an diese Kunde
Mich der Name Bardenstein,
Und sie wird in meinem Munde
Nimmermehr vergessen sein.

Anders ist es zwar geworden
Wieder mit dem Sängerthum,
An der deutschen Ströme Borden
Seh ich kummervoll mich um:
Fern von der Paläste Schimmer,
Klagt die freie Poesie;
Doch im Osten glänzt ein Flimmer,
Tagen wird es auch für sie!“ —

So die Sage, und es rauschte
Durch das Laub ein mächtig Wehn,
Und des Sängers Ohr belauschte
Still es im Vorübergehn.
Ha, es war der Geist des Barden,
Lichtverklärt das Angesicht:
„Deutschland, auf die Goldstandarten,
Gott mit dir, verzage nicht!“

Der nächtliche Ritter.

Zu Dillenburg am Strand der Dill,
Die oft gewaltig rauschet,
Da reitet her ein Ritter still,
Der an dem Ufer lauschet:
Doch weder er, der arme Tropf,
Noch auch sein Roß hat einen Kopf.

Einst lebte in der Stadt ein Mann,
Ich hab es nie gelesen,
Und, ohne daß man sagen kann,
Er sei es auch gewesen,
Kam er gewaltig ins Geschrei
Und in den Ruf der Hexerei.

Lang überhäufte ihn mit Schmach
Des Volkes tolles Raufen;
Doch als der Graf das Urtheil sprach:
„Tod auf dem Scheiterhaufen!“
Und er verwahret saß im Thurm,
Da schwieg des Pöbels wilder Sturm.

Dem Ritter mocht es nahe gehn,
  Wenn er den Spruch bedachte:
„Ha, wenn ein Unrecht ihm geschehn!"
  So seufzte oft er sachte;
Denn offen durft er — weh dem Hort
Der Hexen! — sprechen nicht dies Wort.

Doch konnt ers halten nicht in Hehl,
  Dies schmerzliche Bedenken,
Und gab dem Richter den Befehl:
  „Ich werde Gnad ihm schenken,
Wann, lodert schon die Flamme heiß,
Vom Schlosse weht ein Fähnlein weiß!"

Der Scheiterhaufen wird gebaut,
  Die Schergen sind geschäftig;
Es murmelt schon der Pöbel laut,
  Die Flammen brausen kräftig,
Und zitternd vor dem hohen Stoß
Steht der Verdammte, nackt und bloß.

Indessen schwelgen auf dem Schloß
  Bei lustigem Bankette
Die Ritter und der Knappen Troß
  Und trinken um die Wette:
Ihr Herz, berauscht von süßer Lust,
Denkt nicht der gramzerrißnen Brust.

Der Richter schauet lang hinauf,
  Kein Fähnlein wehet Gnade;
Die Stunde eilt mit rauschem Lauf
  Und lenkt des Schicksals Pfade:
Das Fähnlein winkt noch immer nicht,
Doch vorwärts schreitet das Gericht.

Schon faßt die Flamme ihm die Haut
Und hält ihn heiß umschlungen;
Des Pöbels Jubel wurde laut,
Weithin ist er erklungen:
Doch immer winkt das Fähnlein nicht,
Und es vollzieht sich das Gericht.

Und roher ward des Volkes Scherz,
Sein Spott ward immer dreister,
Da unter Stöhnen er mit Schmerz
Verhaucht des Lebens Geister:
„Jetzt hat der Teufel ihn beim Hirn!“
Riefs — und bekreuzte sich die Stirn.

In Asche sank der Scheiterhauf,
Auf dem er sterbend flehte;
Da that sich dort das Fenster auf,
Das weiße Fähnlein wehte:
Zu spät! Verhülle deinen Schein,
Schwarz muß des Todes Farbe sein!

Zum Ritter bringt der Scherge bald
Die unverhoffte Kunde;
Da überläufts den eisig kalt,
Ihn rührt der Schlag zur Stunde.
Wo man den Scheiterhauf gebaut,
Ward in der Nacht sein Geist geschaut.

Dort auf der Wiese an der Dill
Sieht in den heilgen Zeiten
Der Ankunft unsres Herrn ihn still
Das Volk noch nächtlich reiten:
Doch er sowohl, der arme Tropf,
Als auch sein Roß, ist ohne Kopf.

* *
*

Gottlob, daß diese Zeit vorbei!
Denn ach! wie Viele ritten,
Wie Viele kämen kopflos, hei!
Nicht jetzt einher geschritten,
Träf Jeden dies, der da vergaß
Den Kopf, wenn zu Gericht er saß!

Und müßte herzlos wandern gar,
Wer ohne Herz gerichtet,
Du lieber Gott! dann stellte dar,
Wie Heere, aufgeschichtet
Sich uns als Geister ohne Herz
All das Gelichter, kalt, wie Erz!

Wilhelm I. von Oranien.[1]

Wen der Helden soll ich singen?
Wen verkündiget mein Saitenspiel,
Daß auf meines Geistes Schwingen
Ich erreiche seines Ruhmes Ziel?

[1] Wilhelm I., geb. 1533 zu Dillenburg, ein Sohn Wilhelms des Reichen und der Gräfin Juliane von Stolberg, von seinem Oehm Prinz Renatus († 1544) zum Erben des Fürstenthums Oranien (Orange) und aller niederländischen Besitzungen Nassaus eingesetzt, war der Liebling Kaiser Karls V. von Spanien, der mit Milde die Niederlande beherrschte. Als aber Karl den Purpur niederlegte und sein Sohn Philipp II. durch Unterdrückung des protestantischen Glaubens und die Einführung der Inquisition die Niederländer aufreizte, und der hartherzige spanische Herzog Alba mit blutigen Waffen die dort wogenden Unruhen dämpfen wollte, da weihte sich Wilhelm, ein zweiter Brutus, der Freiheit des mißhandelten und unglücklichen Volkes, bis durch seine und seiner Brüder und Söhne heldenmüthige Thaten der niederländische Freistaat (1648) ins Leben trat, und führt von seiner Stille den Namen des Verschwiegenen. Wilhelm und Hugo Grotius († 1645), der dieses unsterblichen Prinzen Leben und Heldenthaten in seinen belgischen Annalen beschrieben hat, liegen in der s. g. neuen Kirche zu Delft, wo er 1584 erschossen wurde, begraben, und Triller sagt:

„Mit Recht liegt Grotius dem Wilhelm zu der Seiten,
Sie gleichen beyde sich in ihrem Lebenslauf;
Denn niemand kunte besser streiten,
Und niemand schrieb es besser auf.“ A. H.

Soll die Vorwelt ich enthüllen
Und der Helden Ruhm, von Fern gesandt?
Nimmer! — Seinen Drang zu stillen,
Sehnt mein Herz sich nach dem Vaterland.

Von den Göttern stammten jene
Und Erinnerung war ihre That,
Aber dieser Helden Schöne
Blühte, ihres eignen Geistes Saat.

Aus der eignen Kraft geboren,
Die gewaltgen Meister ihrer Zeit,
Haben sie des Geistes Ruhm erkoren,
Der des Wandels Untergang nicht scheut.

Vaterland! aus ernster Fülle
Sandtest deine Helden du hervor,
Fest, wies Urgebirg, ihr Wille,
Das sich deinem Schoose hebt empor.

Eiferlos und ohne Wanken
Brachten oft Befreiung sie der Welt,
Sie, vor denen Ketten sanken,
Wie sich Nebel vor dem Licht erhellt.

Sie Befreiung, so getragen,
Als die Welt in Romas Fesseln lag,
So im Sieg, den sie geschlagen,
Rächten sie des freien Glaubens Schmach.

Doch den jüngsten will ich nennen,
Der zuletzt hob der Befreiung Schwert,
Will Oraniens Ruhm bekennen,
Wilhelms, der des höchsten Preises werth.

Schweigend, in sich selbst verschlossen,
Hatte die Befreiung er gedacht
Und, aus seinem Geist entsprossen,
Funkelte der Rettungsstern in Nacht.

Einsam hatte er bereitet
Stolzer Unterdrückung Untergang,
Daß Verderben sich verbreitet,
Als gerechten Aufruhrs Fahn er schwang.

Seine Freunde sah er fallen,
Doch er ließ in kalter Heldenbrust
Heftiger sein Blut nicht wallen,
Weil er ihrer Rache Zeit gewußt.

Ihre Zeit hat er beschlossen,
In des Geistes Reife ihre Zeit,
Ist dann flammend aufgeschossen,
Wie die Nacht das Nordlicht überbreit.

Hochgepriesen sei sein Schweigen,
Wie zur That er seinen Entschluß nahm,
Und die Zeiten alle zeigen
Edeler kein Unternehmen an.

Hat ein deutsches Volk gekämpfet
Stark bei ihm auf Leben und auf Tod,
Hat die Tyrannei gedämpfet,
Rühmlich sich befreiet von der Noth.

Hat das Banner hoch getragen,
Das empor er für die Freiheit schwang,
Wie die Väter sich geschlagen,
Als Germanien Romas Macht bezwang.

Auch Oranien ist gefallen,
Doch er fiel, als er sein Werk vollbracht,
Daß er in Walhallas Hallen
In dem Kreis der Helden aufgewacht.

Meuchelmord hat ihn getroffen,
Weil, zu fällen ihn in offner Schlacht,
Nicht der Feind mehr durfte hoffen,
Darum hat er an Verrath gedacht.

Ruhet nun in seiner Stärke,
Leert das Urenhorn bei Odins Mahl
Und gedenket seiner Werke,
Und Oraniens Ruhm bleibt allzumal.

Crisalin.

Wilhelm von Oranien in Dillenburg.[1]

Zu Dillenburg, im Stammeslande,
Saß Wilhelm einsam auf dem Schloß;
Gedenkend seiner Niederlande,
Sein Herz vor Wehmuth überfloß.
Er floh den muntren Kreis der Zecher,
Und Spiel und Scherzen war er gram;
Ihm schmeckte nicht der Labebecher,
Als er des Landes Noth vernahm.

Und unter einer hohen Linde
In Eichwalds Nähe, stolzbelaubt,
Verweilt er gern, wo kühle Winde
Umsäuselten sein glühend Haupt.

[1] Wilhelm, welcher die heuchlerischen Pläne Philipps II. kannte und Albas verderbenbringende nahe Ankunft in die Niederlande wußte, legte seine Aemter freiwillig nieder und zog sich 1567 nach Dillenburg zurück. Hier, in der selbstgewählten Verbannung, war es, wo die große That der Befreiung der Niederlande vorbereitet wurde, und wo ihn 1568 die Gesandten des unglücklichen Volkes aufforderten, an die Spitze der bedrängten Nation zu treten. A. H.

Und als er, himmelwärts gewendet,
Im Sinnen einst versunken war,
Da naht aus Belgien gesendet
Sich still ihm eine Männerschaar.

„Herr, den das Volk der Niederlande
Als seinen Vater hoch verehrt,
O, bei der Liebe heilgem Bande
Befreie uns von Albas Schwert!
Des Bundes Häupter sind gefallen,
Die Erde ist mit Blut gedüngt:
Nur du kannst retten, du vor Allen,
Wo Alles mit Verzweiflung ringt!“ —

Zu Herzen drangen ihm die Worte,
Und ernst und sprachlos saß er da;
Erhob sich dann von seinem Orte
Und trat dem Trauerboten nah,
Und schüttelt ihm mit Kraft die Hände,
Und blickte betend himmelwärts:
„Daß Gott das Unheil von euch wende,
Und Freude schenke nach dem Schmerz!

Ich komme, um mit euch zu sterben,
Und meine Brüder ziehn voran,
Um euch die Freiheit zu erwerben;
Wir wagen Gut und Leben dran.
Aus unsrem Blute wird erblühen,
Was Alba jetzt zerstört mit Wuth:
Hispaniens Tiger seh ich fliehen,
Euch bleibt der Freiheit heilges Gut!“

„Oranien hoch!“ rief der Gesandte,
„Oranien hoch!“ der Männer Chor,
Und jeder Blick sich betend wandte
Zum hehren Himmelsdom empor.

„Wie hier die Linde hebt die Wipfel,
Wie dort die Eiche, stolzbelaubt,
So hebe zu des Ruhmes Gipfel
Oraniens Stamm sein edles Haupt!“

Jos. Muth.

Die Linde zu Dillenburg.[1]

Seht ihr den Lindenbaum, den alten?
Ein Wächter scheint er vor dem Schloß;
Viel stattliche Gesellen halten
Um ihn herum, ein bunter Troß.
Die Federn wehn im Kuß des Windes,
Am Schwerte liegt die kecke Hand;
Das Auge flammt, die Geusen sind es,
Vertrieben aus dem Vaterland.

Wie eine heiße Zornesflamme,
Das Wort von bärtgen Lippen weht
Zu einem Mann, der an dem Stamme
In stillem, ernsten Sinnen steht:
„O eile dich! erhör das Mahnen
Des armen Volks, das uns gesandt;
Ergreif das Schwert, entroll die Fahnen,
Du kennst des Kampfes Unterpfand!

[1] Unter dieser Linde wurden die niederländischen Gesandten 1568 von Wilhelm dem Stillen empfangen und bewirthet, sie selber aber 1805 als historisches Denkmal auf Befehl Prinz Wilhelms V. von Oranien mit einer neuen Mauer umgeben. — Geusen (von Gueux, Bettler) nannten sich die Glieder der 1565 in den Niederlanden entstandenen Verbindung von Unzufriedenen mit Kirche und Staat. Bei ihrer Entstehung stellte sich Ludwig von Nassau und Heinrich Brederode an ihre Spitze und legten den Grund zu einer Freiheit, die ihnen selbst nie zu gut kommen sollte. Sie trugen aschgraue Kleider, wie Büßer und Bettelmönche, mit hölzernen Messern und Löffeln oder andrem Hausrath der Bettlerzunft an den Hüten, und am Hals den Geusenpfennig mit den Inschriften: „Dem Könige getreu!“ und „Bis zum Bettelsack!“ Nach Oraniens Flüchtung löste sich der Geusenbund auf und viele sahen mit schrecklicher Wahrheit den Namen der Bettler an sich erfüllt, den sie einst so stolz zur Schau trugen. — Dies Gedicht ist Herzog Adolph gewidmet und an ihn geht die Anrede am Schlusse.
A. H.

Schon öffnen sich des Kerkers Pforten
Für Horn und Egmont, doch zum Tod;
Was wir gehöhnt, sind wir geworden,
Wir fühlen jetzt der Bettler Noth.
Die Freiheit ruht in Bann und Ketten,
Das Recht liegt auf dem Blutgericht,
Verlaß dein Schloß! Wer soll uns retten,
Hörst du das Hülferufen nicht?

O höre uns!" — Er hats gehöret,
Das Wort, von zorngem Schmerz entfacht;
Da blieb kein Unrecht ungestöret,
Wo Wilhelm von Oranien wacht.
Ernst blickt er nach dem hohen Schlosse,
Wo seiner Kindheit Wiege stand,
Dann reicht er in dem wilden Trosse
Den kecken Mahnern seine Hand.

„Ich steh bei euch! Ich will erlösen,
So viel mein Arm mit Gott vermag!" —
„Hoch Nassau, hoch!" Den wilden Geusen
Ruft es der Berge Echo nach.
Und höher klangen noch die Töne,
Als erst das ganze Niederland,
Gleichwie ein Thal in Frühlingsschöne,
Im ersten Schmuck der Freiheit stand.

Noch steht der Baum, wo dies geschehen,
Zu Dillenburg auf Bergeshaupt,
Von jedem neuen Frühlingswehen
Aufs Neu gewecket und belaubt.
Wo ist des Schlosses alter Schimmer?
Wo seiner Zinnen Herrlichkeit?
Und nur die Linde grünt noch immer,
Sie ist geweihet und gefeit.

Sie grünt, o Herr, in deinen Landen,
Dein Auge hat sie selbst gesehn!
Ich hab die Deutung wohl verstanden,
Warum sie nie will untergehn:
Sie sagt es freudig, daß dem Rechte
Wenn es in schwerem Kampf sich müht,
Bei Nassaus edelem Geschlechte
Der Rettung ewge Freistatt blüht!

Daß immer noch die Unterdrückten
In ihrer Noth nicht fruchtlos flehn,
Wenn sie zum Herrn des hochbeglückten,
Des reizgeschmückten Landes sehn!
Die Linde grünt! Es schenkt den Zweigen
Der Lenz sein bestes, schönstes Glühn;
Sei mir gegrüßt, du heilig Zeichen,
Mit deinem ächten Hoffnungsgrün! —

J. E. Braun.

Ludwig und Adolph von Nassau oder die Schlacht beim Kloster Heiligerlee.[1]

(24. Mai 1568.)

Kühn, dem eignen Muth vertrauend
Und mit Heldenkraft bewehrt,
Weniger auf Listen bauend,
Als auf sein erpropte Schwert,
Zog Graf Ludwig aus zum Streite
Für das theure Vaterland,
Und mit tapfrem Kriegsgeleite
Folgt ihm Adolph, kampfgewandt.

[1] Hier fiel Adolph als das erste Opfer aus dem Hause Nassau für die Freiheit der Niederlande. A. H.

„Heute gilt es, zu erwerben
Unsern ersten, schönsten Preis!
Laß uns siegen oder sterben
Auf des Vaterlands Geheiß!
Schwören wirs beim Weltgerichte,
Das der Menschheit Thaten wägt!“
In dem reinen Himmelslichte
Schwuren Beide tiefbewegt.

Einig, wie die Dioskuren, [1]
Gleich an Liebe, gleich an Muth,
Treu dem Eide, den sie schwuren,
Gält es auch ihr Gut und Blut,
Hielten sie im Kampf zusammen,
Und zu gleichem Loos vereint,
Stürzten sie, wie Wetterflammen,
Auf den mordbegiergen Feind.

Dort bei Heiligerlee trafen
Sie des Feindes kräftge Wehr,
Aremberg, den tapfren Grafen,
Mit dem wilden Glaubensheer.
Es erscholl der Ruf der Schlachten;
Losung dort: Hispania!
Des Geschützes Donner krachten;
Losung hier: Batavia!

Adolph sieht den Gegner kommen,
Und wie Brutus auf Tarquin,
Stürmt er, zu der Freiheit Frommen,
Rasch, mit Blitzesschlag, auf ihn.

[1] Dioskuren, Söhne des Zeus, hießen bei den Alten die Zwillinge Kastor und Pollux, welche, jener als Rossebändiger, dieser als Faustkämpfer berühmt, von den Griechen als mächtige Helden (Heroen) und Vorsteher der Turnkunst verehrt wurden. Pollux erlangte von Jupiter die gemeinschaftliche Vergötterung für sich und seinen Bruder. Beide waren mit dem Heldenzuge der Argonauten aus Griechenland nach Kolchis am schwarzen Meere gezogen, um das s. g. goldne Vließ zu erbeuten. Unter die Gestirne versetzt, dachte man sie sich unter dem Zeichen der Zwillinge im Thierkreise und ehrte sie als Schutzsterne der Seefahrer. A. H.

Wie die Schwerter klirrend hallen,
Wie die Wuth die Kräfte schwellt!
Und im heißen Kampfe fallen
Beide auf dem Leichenfeld.

Ludwig rächt des Bruders Manen,[1]
Und dem heilgen Schwure treu,
Sich den Weg zum Sieg zu bahnen,
Tobt er, wie ein grimmer Leu.
Und wie wild empörte Fluthen,
Folgt ihm seine Racheschaar,
Und die Hekatomben bluten
An der Freiheit Hochaltar.

Sieg! erscholls auf blutgem Felde:
Siegsruhm dir, Oranien!
Daß es Klio's Griffel melde:
Schande, Fluch dir, Spanien!
Adolph, du mit deinem Blute
Hast gedüngt der Freiheit Saat.
Preis und Ruhm dem kühnen Muthe,
Palmen deiner Heldenthat!

Jos. Muth.

Johann VI. oder der Aeltere von Nassau.

„Wer da stirbt, eh er stirbt,
Der stirbt nit, wann er stirbt!"
Joh. VI. Wahlwort.

Wie ein Stern von erstem Rang,
Der vom Abendhimmel blicket
Und auf später Wandrer Gang
Seine milden Strahlen schicket,

[1] Manen wird der Geist der Verstorbenen genannt, Hekatomben, ein feierliches Opfer von hundert Stieren und Klio die Muse der Geschichte. A. H.

Tritt Johannes auf im Lichte
Vor der Muse der Geschichte,
Die mich liebend an der Hand
Führt durchs theure Vaterland.

Ha, vor meinem Auge schwebt
Ein gar herrliches Jahrhundert:
Nassaus Ruhm, wie er sich hebt,
Hochgesegnet und bewundert!
Große Namen preist die Leier,
Volksbeglücker, Volksbefreier:
Unvergeßlich, ewig jung,
Feit sie die Erinnerung.

Helden, die der Lorbeer schmückt,
Für die Freiheit im Gefechte,
Herrscher, die es hoch entzückt,
Zu begründen Menschenrechte,
Nassau und Oranien glänzen,
Reich die Stirne voll von Kränzen,
Die ein Volk, fast unterjocht,
Frei und dankbar ihnen flocht.

Auch Johannes[1] theilt den Ruhm,
Welchen in den Niederlanden,
Kämpfend für ein Heiligthum,
Seine edlen Brüder fanden:

[1] Joh. VI., geb. 1536, reg. 1559 u. gest. 1606, Wilhelms I., Ludwigs Adolphs und Heinrichs Bruder, ein Stern erster Größe des nassauischen Hauses, genannt der Vater des Vaterlandes, brachte durch zweimalige Truppenrüstung der Freiheit der Niederlande ein Opfer von beinahe einer Million Gulden. Er verpfändete selbst einen Theil seines Gebietes und veräußerte alle Kleinodien seines Hausrathes in edler Uneigennützigkeit zum Kampf für das bedrohte Recht des niederländischen Volkes. Auf der Burg Ginsberg, einst der Stätte des geheimnißvollen Vehmgerichts, versammelten sich 1568 die Führer des ersten Zuges, und so ward diese Burg nun der Sammelplatz der Kämpfer für die Freiheit gegen Willkürherrschaft und die blutige Inquisition, während sie später in ihren Trümmern den Mittelpunkt des Idyllenlebens des gemüthlichen Schwärmers Heinrich Jung, gen. Stilling († 1817), bildete. — Vogels Nass. Taschenbuch für 1832 enthält eine Lebensbeschreibung dieses vortrefflichen Regenten.

Würdig lenkte er das Steuer
Dort, entbrannt von edlem Feuer,
Führte Streiter kühn zum Sieg,
Half am großen Freiheitskrieg.

Doch vor Allem sah das Land
Seiner Väter hoch ihn glänzen,
Und es krönte da die Hand
Der Geschichte ihn mit Kränzen,
Wie sie Fürsten nicht erblühen,
Deren Herzen heiß nicht glühen,
Wie der Sonne goldner Schein,
Ihres Volkes Glück zu sein.

Düster stand vor seinem Blick
Manch ein Unbild alter Tage;
Doch er wog es mit Geschick
Auf des neuen Geistes Wage,
Und es mußte bald entweichen
Vor des neuen Tages Zeichen,
Was zu leicht sein Prüfen fand,
Das den Schlag der Zeit verstand.

Jener Alp, der lang die Kraft
Allen Völkerlebens hemmte,
Und sich als Leibeigenschaft[1]
Seinem Strom entgegen stemmte,
Wars zuerst, was der Beherzte
Aus bei seinem Volke merzte,
Welchen Widerstand er auch
Fand bei manchem Edelgauch.

[1] Auch die damit verwandten Hubengerichte hob er auf, die der Willkür einzelner Adeligen und Klöster freien Spielraum ließen und den allgemeinen Regirungsmaßregeln hinderlich waren.

Handwerk und Gewerbe hob
  Durch die Gründung er von Märkten
Und durch seiner Worte Lob,
  Die den Zagenden bestärkten.
Er entlastete die Bürger
Jeden Druckes, der, ein Würger,
  In den Städten, auf dem Land
  Allem Blühn entgegen stand.

Neue Straßen ließ er baun,
  Alte im Bestehn erhalten:
Ha, wie lustsam anzuschaun
  Dies Verkehren, dieses Walten!
Brücken wölben stolz die Bogen
Ob des Stromes dunklen Wogen,
  Und es trägt auf glatter Bahn
  Schiffe nun die wilde Lahn.[1]

Nicht mehr ließ man das Geschlecht
  Und sein Wohl vertraut Bereitern,
Oder Kellern, die das Recht
  Sonst entschieden unter Streitern;
Nein, man sah nun vor Gerichten
Nach Gesetzen Händel schlichten,
  Wo die Willkür, ganz nach Fug,
  Wächsern einst die Nase trug.[2]

Auf den Kanzeleien war
  Da kein Müßiger zu sehen;
Auch sah spät man nimmerdar
  Zum Beruf die Diener gehen.

[1] Er ließ 1594 durch den Niederländer H. Wessel das Lahnbett untersuchen, verbessern und Schiffe bauen, welche die drei- und vierfache Last der früheren trugen.

[2] Während ehedem und in den nachbarlichen Grafschaften noch damals Keller und Bereiter die gewichtigsten Personen der Regierung waren, hatte Johann gelehrte Juristen und erprobte Geschäftsmänner zu seinen Räthen. Arbeiten war seine Lust, er wohnte den Sitzungen seiner Beamten bei, wovon Stimmen seiner Zeit und Concepte seiner Hand in den Akten ein schönes Zeugniß abgeben.

Fleiß und Ordnung mußten gelten,
Und Johannes fehlte selten,
Wenn man Recht und Urthel sprach —
Herrscher nicht dem Namen nach!

Er erschien an Ort und Statt,
Nichts ist je ihm fremd geblieben;
Und bezeugte es kein Blatt,
Das er eigner Hand geschrieben,
O, so zeigte, wie ein Spiegel,
Uns, als seiner Größe Siegel,
Jene Ordnung, die er schuf,
Seines Herrscheramts Beruf!

Doch ein andres Denkmal noch
Gibt von ihm uns ruhmvoll Kunde,
Hassend aller Knechtschaft Joch,
Mit dem Dunkel nicht im Bunde:
Volksbildung ist der Namen
Dieses Denkmals, dessen Samen
Bis auf unsrer Tage Flug
Edle, schöne Früchte trug!

Stolz, durch sein Bemühn geschafft,
Blühte Herborns hohe Schule;[1]
Jedes Zweiges Wissenschaft
Grünte dort auf einem Stuhle.
Lehrer von dem höchsten Rufe
Hoben sie auf eine Stufe,
Daß man bald sie, fern und nah,
Wissensdurst begrüßen sah.

Und die Bildung, die sich goß
Her von jenem lichten Borne,
Labte Nassaus Gaun und floß
Nicht auf Oeden, unter Dorne:

[1] Sie führte von ihm als ihrem Gründer den Namen Johannea.

Nein, das Volk auch trank mit Gierde
Aus dem Becher solcher Zierde,
Und des neuen Geistes Hauch
Wehte ihm in Schulen[1] auch.

Selbst dem Glauben, der sein Licht
Ihm aufs Wiegenbett gegossen,
Huldigte er blindlings nicht,
Sondern wirkte unverdrossen,
Vorurtheil und Aberglauben
Jeder Wurzel zu berauben,
Und für wahre Sittlichkeit
Zu entflammen seine Zeit.[2]

Hochmuth sah man nie den Schwung
Seines edlen Geistes trüben,
Und bestrebet, Mäßigung
An dem eignen Selbst zu üben,
Starb der Demuth treu ergeben
Er, bevor er starb dem Leben,
Und darum verstarb er nicht,
Als erlosch sein Augenlicht! —

Doch was soll ich alles Lob,
Das ihn zieret, aus hier kramen,
Das sein Volk, das ihn erhob,
Faßt in einen einzgen Namen?

[1] Johann ist auch der Schöpfer des nassauischen Volksschulwesens. Seit 1588 entstanden die Kirchspiels-, auch einzelne Dorf- und Mädchenschulen.

[2] Zur Läuterung und Hebung des Volkes trug die von ihm angeordnete jährliche Kirchenvisitation und der volksthümliche, erneute geschworene Montag sehr viel bei. Die erstere hielt der oberste Geistliche und ein weltlicher Rath, der letztere fand statt am Montag nach Bartholomäus an allen Gerichtssitzen vor dem ganzen versammelten Volk, um grobe Sünden, öffentliche Laster, ruchbare Aergernisse, sträflichen Aberglauben und überhaupt Verbrechen zu ahnden, für welche die bürgerliche Gesetzgebung keine Bestimmungen enthielt.

Vater seines Vaterlandes
Hieß im Mund er jeden Standes,
Und noch heute, hehr und mild,
Steht er da als Musterbild!

Ludwig und Heinrich von Nassau oder die Schlacht auf der Mooker Haide.[1]

(14. April 1574.)

„Durchkreuzen müssen wir des Feindes Plan,
Und glorreich siegen, oder rühmlich fallen.
Kann nichts ihn hemmen auf der Siegesbahn,
Soll meine Seele zu den Schatten wallen!
Und wie Leonidas, der Sparterheld,
Und die Dreihundert in den Thermopylen,
Wie Decius und wie die Fabier fielen,
So will ich sterben hier auf blutgem Feld!“

So Ludewig zu Heinrich. Dieser drückt
Mit brüderlichem Druck des Bruders Rechte:
„Bei Adolphs Geist, der auf uns niederblickt!
Wir siegen, oder fallen im Gefechte.
Entfernen wir des Feindes Tigerwuth
Nur eine Zeit von Leyden, dem bedrängten,
Dem von der Gegner wilden Fluth beengten;
Dann fließet nicht vergebens unser Blut!“

Und d'Avila, der Spanier, stürmt heran,
Ein Blitz, entfliegt das scharfe Schwert der Scheide,
Und trunken ist sein Heer vom Siegeswahn,
Der Kampf entbrennet auf der Mooker Haide.

[1] Bei tiefem Schnee führte Johann VI. im Januar 1754 eine neugeworbene Truppenschaar, den zweiten Zug, selber nach den Niederlanden, wo nach einigen Monden die hier besungene Schlacht seine Brüder Heinrich und Ludwig in der Blüthe ihres Lebens hinraffte. A. H.

Es prallt an Ludwigs fester Schaar zurück
 Des Feindes Sturm. Vorwärts die Helden dringen;
 Es scheint der Sieg den Braven zu gelingen,
Als plötzlich sich umwölket Ludwigs Blick.

Verwundet sinkt er von dem Roß herab,
 Das selbst sich bäumt, vom Todesblei getroffen.
Zu frühe reißt das Schicksal ihn ins Grab,
 Und sein Gefolge steht verwirrt, betroffen.
Doch Heinrich stürmt in namenlosem Schmerz
 Zum Todeskampf ins wildeste Getümmel.
 Die Erde dröhnt, verfinstert ist der Himmel,
Ans Vaterland nur denkt sein großes Herz.

Auch ihn erfaßt des Schicksals rauhe Hand:
 Sein Leichnam blutet unter Rosses Hufen.
Um seine Helden seufzt das Vaterland,
 Zu seinem Heile schienen sie berufen.
Auf Wilhelm ruht sein Hoffen jetzt allein,
 Und Wilhelm lebet, Hollands Schmerz zu rächen;
 Er schwur, bis seine Augen sterbend brächen,
Der Rettung Hollands Gut und Blut zu weihn.

Was glänzet dort, wie sanftes Mondenlicht,
 Auf jener Haide, gleich zwei blassen Flammen?
Sie halten sich bis zu dem Sonnenlicht
 Auf jenen Todtenhügeln traut zusammen!
Der Helden Geister sinds; um Mitternacht
 Umschweben sie mit leisem Wehn die Grüfte,
 So oft der Lenz ausgießt die Blumendüfte,
Bis ihrem Land der Freiheit Sonne lacht!

Jos. Muth.

Die Utrechter Union und Wilhelm von Oranien.[1]

(23. Januar 1579.)

„Wenn die Herzen freudig schlagen
Für das liebe Vaterland,
Wenn in sturmbewegten Tagen
Sie umschlingt der Treue Band,
Schönres sah noch nie die Sonne
Auf der Erde großem Rund,
Und des Lebens höchste Wonne,
Freiheit, sproßt aus diesem Bund!“

So spricht Wilhelm zu den Staaten
Die in Utrecht treu vereint
Ihres Landes Wohl berathen
Gegen Philipp, ihren Feind.
Ein Gedanke lebt in Allen,
Ein Gefühl durchglüht die Brust,
Und im frohen Herzen wallen
Freiheitssinn und Kampfeslust.

„Eintracht gibt uns Kraft und Stärke,
Eintracht macht das Kleine groß;
Segen schafft sie unsrem Werke,
Reißt uns vom Tyrannen los.
Freiheit unsrem Vaterlande!
Nur in ihr blüht Lebensglück.
Die vereinten Niederlande
Kehren nie zum Joch zurück!“

[1] Als sich die Verbündung (Union) von Gent aufgelöst hatte, nachdem die 10 südlichen oder belgischen Provinzen der Niederlande durch die Rückkehr unter die spanische Oberherrschaft abtrünnig geworden waren, war es eigentlich Johann VI, welcher die 7 nördlichen oder holländischen unter einem neuen Bunde vereinigte, die man die Generalstaaten nannte. Er bekleidete damals (1577—1580) die Statthalterwürde von Geldern, welche er dann freiwillig niederlegte, um sich ganz der Sorge für seine Erbländer zu widmen. Dennoch konnte er sich der Theilnahme an dem Freiheitskampfe der Niederländer nicht ganz entschlagen und erschien 1593 dort wieder auf dem Schauplatze des Krieges. A. H.

Was in Utrecht sie beschworen,
Halten Alle, treu zum Tod.
Aus der Eintracht wird geboren,
Was sie rettet aus der Noth.
Wie die Sonnenstrahlen flammen,
Engvereint zu einer Gluth,
Wirket Herz mit Herz zusammen,
Mächtig flammt der Heldenmuth.

Wilhelm ist des Bundes Seele,
Wilhelms Wille lenket ihn.
Was sein Geist beschließ und wähle,
Sie vertrauen fest auf ihn.
Und durch Sturm und wilde Wogen
Steuert er mit fester Hand:
Sterne winken, die nie trogen,
Freiheit, Ehre, Vaterland!

Jos. Muth.

Prinz Moriz von Oranien.

(† 1625.)

Herrlich klingt Oraniens Namen
Aus der Vorzeit Heldenhallen:
Heil den Edlen, die gefallen,
Denn ihr Blut war Freiheitssamen!

Schöner Tod, den sie gestorben,
Um vor Kerker und vor Ketten
Solch ein Himmelskind zu retten,
Das sie liebeheiß geworben!

Hörst du ihre Geister rauschen
Auf dem blutgen Schlachtenfelde?
Und erstaunet Maas und Schelde
Auf ihr ernstes Mahnen lauschen?

Vorwärts, Moriz! sie zu sühnen,
Gegen Spanien auf zum Kriege!
Rache führet dich zum Siege,
Dich den Tapfren, dich den Kühnen!

Und er kommt, er sieht und sieget,
Und die stolzen Feinde weichen:
Lustsam wehn die Siegeszeichen
Und die Tyrannei erlieget.

Ha, wies dort von Blitzen sprühte,
Und der Schlachtendonner dröhnte,
Wo die Knechtschaft endend stöhnte,
Und die Freiheit stolz erblühte!

Herrlich lohten ihre Funken,
Und es schwieg des Druckes Winseln
Ströme rauschten, Meer und Inseln
Dankesfreudig, freiheitstrunken.

Siegesjauchzen scholl, wie Wetter,
Brausend durch die Niederlande,
Und es klang von Strand zu Strande
Heil und Jubelruf dem Retter.

Und Oraniens Geister rauschten
Freudig auf dem Siegesfelde;
Höher wogten Maas und Schelde,
Als sie den Triumph belauschten.

Feiernd priesen ihn Gedichte,
Von des Lorbeers Grün umschlungen,
Und sein Ruhm tönt unverklungen
Auf der Harfe der Geschichte.

Ja, es klingen solche Namen
Herrlich aus der Vorzeit Hallen:
Heil den Edlen, die gefallen,
Denn ihr Blut ist Freiheitssamen!

Friedrich Heinrich von Oranien.

(† 1647.)

Wornach dein Vater kühnes Muths gerungen,
Bis Philipp seinen Mörder ihm gedungen;
Um was, gekrönet mit des Lorbeers Zier,
Dein Bruder Moriz kämpft in heißen Schlachten,
Nach diesem Ziele ging dein edles Trachten:
Triumph, du Held! Die Palme winket dir!

Am Ziele glänzt, nie welkend eine Krone,
Geflochten dem Verdienste, dir zum Lohne;
Victoria! Das Vaterland ist frei!
Die Eintracht, die in Utrecht ward beschworen,
Sie hat dem Land ein Himmelskind geboren;
Der Friede jauchzt: Das Vaterland ist frei!

Dein höchster Wunsch, er ist erfüllet: Frieden
Und Freiheit! Schönres blühet nicht hienieden;
Du stirbst im Sieg: Walhalla wartet dein!
Die Deinen kommen jubelnd dir entgegen;
Auf Holland strömt der Himmel seinen Segen:
Kann glücklicher ein Loos, als deines, sein?

Jos. Muth.

Der Graf von Nassau und der Kriegshauptmann Rollshausen aus Friedelshausen.

(1562.)

Es lag der Graf von Nassau gefährlich einmal krank;
Es nützte ihm kein Pulver, es frommte ihm kein Trank.
Da kam ihm der Gedanke, daß nur ein Roggenbrei,
Wie einst er ihn genossen im Feld, ihm heilsam sei.

Den hatte ihm Rollshausen, der wackere Obrist,
Bereitet in dem Kriege gen Frankreich Macht und List;
Und der wird nun gerufen und fertigt das Gericht,
Allein es will dem Grafen die Speise munden nicht.

Dies nahm denn sehr ihn Wunder, der Hauptmann aber sprach:
„Ja, laßt vorerst uns hungern, wie damals, vierzehn Tag;
Dann will ich mit euch wetten, was gilt es? ein Gemüß,
Herr Graf! von bittren Bohnen, es schmecket zuckersüß!“

Marschlied der oranischen Freiwilligen.

(1814.)

Horcht, horcht, Oranier! es schallt
Das Horn, die Fahne weht:
Von Norden und von Süden wallt
Das Völkerheer, o seht!
Es stürmt hinab zum Vater Rhein,
Schnell auf, Oranier, hinterdrein,
Zu theilen Kampf und Ehr!

Noch zischt der Schlange grimmig Haupt
Und sprühet Gift umher,
Nicht ganz ist ihr die Kraft geraubt,
Die euch auch drückte schwer:
So zieht das Schwert, kämpft ritterlich,
Bis daß das Ungeheuer sich
Im eignen Blute wälzt!

Wir folgen freudig dem Gebot
Und Deutschlands Rettern nach.
Ihr Wahlspruch war: Sieg oder Tod!
Bis daß der Feind erlag.
Doch uns auch fehlt es nicht an Muth,
Das Herz ist deutsch, der Wille gut:
So wird, so muß es gehn!

Nicht länger rasten wir daheim,
Es schwören Herz und Mund,
Dem großen Werke sich zu weihn,
Dem großen Rachebund.
Wir greifen muthig zum Gewehr,
Kein Opfer ist zu groß und schwer,
Das nicht gern Jeder bringt.

Und wenn gleich unser fühlend Herz
Manch süßer Wunsch erfüllt,
Aus lieben Augen voller Schmerz
Die Trennungszähre quillt;
Doch wankt nicht Wille und Entschluß,
Noch einen Blick, noch einen Kuß,
Und dann fort in das Feld!

Oranier, gedenkt der Pflicht,
Seid eures Fürsten werth!
Heil dem, der ungeheißen ficht
Für Kind und Weib und Herd!

Am Rebenhügel rauscht die Fluth,
Der Lorbeer grünt, auf, auf voll Muth,
Wir brechen jenseit ihn!

* * *

Der Jungfernraub.

(1467.)

„Ja, knurre nur, du alter Bart!
Das Jungferlein, so hold und zart,
Wird dennoch dir entführet,
Dir, den kein Bitten rühret!

Sieh nur! auf meinem stolzen Roß
Winkt sie dir schon hinauf zum Schloß
Des Lebewohles Grüße,
Und mein ist nun die Süße!

Doch rasch, Genossen! rasch voran,
Bevor der Alte merkt den Plan!“
So spricht und scherzet bitter
Holzapfels kühner Ritter.

Gen Vetzberg gings in raschem Trab
Von Dillenburg bergauf und ab;
Doch selten für den Thäter
Schläft lange der Verräther.

Kaum hat der Graf[1] die That gehört,
So schwingt er sich aufs Roß empört
Und fliegt im Sturm von dannen
Mit seinen treuen Mannen.

[1] Graf Johann IV. von Nassau-Dillenburg († 1475.) Die Burg Vetzberg, ehemals nassauisches Besitzthum, liegt bei Gießen.

Und unterwegs in raschem Lauf
Ruft er das Volk der Dörfer auf,
Daß sie zu ihm sich schlagen,
Den Räubern nachzujagen.

An Vetzbergs Fuße holt zuletzt
Er die Verhaßten ein, und jetzt
Sieht man vor seinen Zinnen
Sich heiß den Kampf entspinnen.

Das Mägdlein hebt zu Gott mit Schmerz
Für den geliebten Mann das Herz
Daß ihm den Sieg er schenke
Und seine Waffen lenke.

Doch fruchtlos war der Ritter Muth,
Vergeblich floß ihr tapfres Blut;
Es muß ihr Häuflein weichen
Vom Feld, bedeckt mit Leichen.

Den Grafen aber krönt das Glück,
Er führt die Jungfrau kalt zurück
Und läßt in Klostermauern
Das Leben sie vertrauern.

Der Hunnen- oder Hennstein.[1]

1.

Ein Herbsttag wars, schon dunkelte die Nacht,
Mein Freund und ich, wir schritten auf die Jagd,

[1] Die Hünen (Hühnen — Hünnen) und die Hunnen treten uns auch in der Sagengeschichte Nassaus mehrmals entgegen. Jene waren Riesen des nordischen Alterthums, diese ein wildes Volk aus Asien, das 450 unter seinem König Attila, genannt Geißel Gottes, auch Deutschland mit seinen Streifzügen heimsuchte. So erinnert uns unter Anderm hier an dieselben der Hunnenstein, der jetzt ge-

Um einem schönen Spießbock aufzulauern.
„Stell dich," so sprach er, „hinter diesen Baum,
Du hast alsdann vor dir den freiern Raum,
Ich will mich hinter jene Steinwand kauern!"

Still stand ich nun und hielt den Athem an,
Vor mir lag mondbeglänzt ein lichter Plan,
Wo schlafbefangen niedres Strauchwerk wankte,
Und, in des Platzes Mitte mocht es sein,
Aufthürmte dort sich hoch ein Felsgestein,
Drauf Farrenkraut im leisen Luftzug schwankte.

Und ringsherum zog sich, schon im Verfall,
Dreifach, so schien es mir, ein hoher Wall,
Deß Trümmer vielfach in den Gräben lagen.
Still Alles. — Durch die Wolkenwogen schwamm
Der Mond, ein goldner Kahn; an einen Stamm
Lehnt ich das Haupt und dacht verklungner Sagen.

Da plötzlich schoß es aus dem Felsen auf —
Ein Riesenthurm! Vom Grundstein bis zum Knauf
Stand prächtig er vor den erstaunten Blicken.
Ein zweiter Thurm noch! Ha, was muß ich sehn?
Ein ganzes Schloß! — Hoch von den Zinnen wehn
Die Fahnen, Grüße mir herabzunicken.

Doch leblos wars, die Fensternischen leer,
Kein Ritter und kein Fräulein rings umher,

wöhnlich Heunstein heißt; so am Fuße des Altkönigs der Hunnen- oder Hühnerkopf, wo noch Befestigungen von Wallgräben sichtbar sind; so das öde Feld umher, welches man die Hunnengräber nennt, und so die über Königstein nach Camberg führende Heerstraße, die im Munde des Volkes am Besten unter dem Namen der Hunnen- oder Hühnerstraße bekannt ist. — Die magere Geschichtsforschung denkt bei jenem Hunnenkopf freilich lieber an die Birk- und Haselhühner, welche den gebüschigen Hügel bewohnen, an dessen Fuß der hohe Haupt- oder Kaperstein aufragt, den die Sage (Vergl. Bd. 1, S. 68) von einer Henne und ihren Küchlein bewohnt sein läßt. A. H.

Selbst keines alten Kriegers bleicher Schemen.
Kein Rossewiehern tönte aus dem Stall,
Kein Hundgebell und kein Trompetenschall
Ließ auf dem weiten Hofraum sich vernehmen.

Da in den Angeln knarrt das gothsche Thor,
Ein hohes Weib schwebt aus den Hallen vor,
Umwallet von der Weiße eines Schleiers:
Von schwarzem Sammt ein faltiges Gewand,
Goldringe schmücken Armgelenk und Hand,
Vom Haupte nickt die Feder eines Reihers.

Es graute mir. In majestätscher Ruh
Kam sie gemeßnen Schrittes auf mich zu
Und that durch Winke kund mir, daß ich bleibe.
Sie schlug den Schleier weg: solch Angesicht,
So elfenschön [1], hab ich im Leben nicht
Und nicht im Bild gesehn bei einem Weibe!

Mit welchem Blick hat sie mich angeschaut!
Dies Aug, in dem ein ganzer Himmel blaut,
Und diese sanften, schmerzbewegten Mienen!
Sie schritt voran, ich folgte willenlos
Tief in des Waldes stillgeheimen Schoos,
Der träumend lag, vom bleichen Mond beschienen.

Und eine Lilie leuchtete von Fern,
Wie durch die blaue Nacht ein heller Stern

[1] Die Elfen (Alfen) sind nach der nordischen und altdeutschen Götterlehre die Elementargeister oder Schutzgeister der Naturkräfte. (Vergl. Bd. 1 S. 105, Anmerk.) Es gibt Licht- und Finsternißelfen. Diese sind grau und häßlich und es bildete sich daraus der Glaube an die Berggeister (Gnomen); jene aber sind die schönsten und liebenswürdigsten Wesen, und elfenschön drückt daher einen hohen Grad von Schönheit aus. Sie lieben den Mondschein und tanzen in hellen Nächten auf Bergen und in Wäldern, auf Wiesen und Feldern und an Seen und Flüssen ihren Reigen. A. H.

Läßt seine Strahlen auf die Erde fallen.
Von reinem Silber waren Kelch und Stiel,
Und jedes Baumblatt, drauf ein Strahl nur fiel,
Das funkelte, wie Tausend von Krystallen.

Ein Blatt nur war vom Roste angenagt. —
Sie sah die Lilie an, ihr Auge fragt
Mich schmerzvoll was, doch kann ich mirs nicht deuten.
Sollt ich sie brechen, oder wars ein Wort,
Das hier ich sprechen sollt am günstgen Ort,
Um beide ihres Zaubers zu entkleiden?

Ich wußt es nicht. Da stand sie zitternd, bleich.
Ich sah sie an, es raschelt im Gezweig,
Und laut Gebell erschallt von meinen Hunden.
Ich greifs Gewehr, der Hahn ist rasch gespannt;
Doch eh ich noch die Kugel losgebrannt,
Ist Hirsch und Weib und Lilie verschwunden.

Ich schritt zurück. Im blassen Mondenschein
Lag auf dem lichtren Raum das Felsgestein,
Im Strauchwerk hörte ich des Nachtwinds Wehen.
Da kam mein Freund, er fluchte in den Bart,
Das ist des mißvergnügten Waidmanns Art:
„Komm,“ sprach er, „komm, wir wollen heimwärts gehen!“

2.

Und als wir heimwärts nun mitsammen gehn,
Erzählt ich Alles ihm, was ich gesehn,
Und that ihm auch das Kleinste nicht verhehlen.
Da strich er aus dem Antlitz sich das Haar
Und sprach: „So wär die Sage dennoch wahr?
Doch horch, mein Freund, ich will sie dir erzählen!

Wo das Gestein liegt, stand vor alter Zeit
Ein prächtig Schloß. Mit wilder Grausamkeit
Herrschte ein grauser Hunnenkönig drinnen.
Nie sah das Feuer er auf seinem Herd,
Er zog hinaus mit Spieß und scharfem Schwert,
Im Schlachtenspiel sich Länder zu gewinnen.

Und eines Nachbars wunderholde Braut
Läßt zum Altar er schleifen; angetraut
Wird sie dem Wüthrich, den sie tief verachtet.
Und zog er aus mit seinem Dienertroß,
Dann weinte sie in dem verlaßnen Schloß,
Von Schmerzen und von Kümmerniß umnachtet.

Und eine Lilie gab der König ihr,
Von Silber war sie, eine wahre Zier,
Die schönste wars in seinem reichen Garten,
Und sprach: „Auf diese Blume habe Acht!
Daß sie nicht roste, mußt du Tag und Nacht
Mit aller deiner Sorge ihrer warten!“

Und immer war sie fleckenlos und hell,
Wie aus dem schwarzen Fels ein Silberquell,
So lachte sie dem König stets entgegen.
Doch als einmal ihr alter Buhle sich
In Dienertracht zu der Geliebten schlich,
Vergaß sie, ihrer Lilie zu pflegen.

Sie liegt so selig ja an seiner Brust,
Sie darf ihn küssen! — Sollt in solcher Lust
Ein Mädchen eine Lilie nicht vergessen?
Doch kehrt der König heim vom Kriegeszug,
Und als er nach der Silberlilie frug,
Da war ein Blatt vom Roste angefressen.

Da faßt den mördrischen Tyrann die Wuth,
Er greift sein Schwert, die Wände sehn ihr Blut
Aus ihres Busens Lilienhügeln springen,
Schleift sie im Saal herum am blonden Haar,
Peitscht sie und tritt mit Füßen sie sogar:
„Wohl weiß ich noch das Racheschwert zu schwingen!

Und nimmer sollst du rasten, nimmer ruhn
Und jährlich sollst an diesem Tag du nun
Aus deinem fluchbeladnen Sarge steigen,
Und warten dann als Geist bei deinem Grab,
Ob Irgendwer die Lilie bricht ab
Und sie dir schenkt als seiner Liebe Zeichen!"

Nun schweift die Arme jährlich in der Nacht,
Wo sie der wilde Mörder umgebracht,
In dieses Waldes dichtverwachsnen Schauern,
Ob sich vielleicht nicht Irgendeiner zeigt,
Die Lilie ihr in glühnder Liebe reicht
Und sie erlöst von ihrem ewgen Trauern!"

W. Keim.

Von den sechs Helden.

Da kamen der Helden sechs an Zahl
Vom Nordenland geschritten,
Vielkühne Recken, die's zumal
Bei den Gleichen nimmer gelitten:
Einen Stärkern wollten sie suchen.

Sie schritten hinab zum Südenland,
Sie kamen zum grünen Rheine,
Zum Rhein, wo bald ihr Dürsten fand
Ein Faß vom kühlen Weine:
Die Südsonn machte sie dürsten.

Der mundete gut, der fremde Trank;
Es tranken die Recken behende,
Bis jeder mit Wundren zu Boden sank,
All Wehren war hier am Ende:
  Sie hatten den Stärkern gefunden.

Nun wollten sie bleiben beim starken Hort,
Im Streiten sich oft zu ergehen,
Doch die Südsonn brannte sie balde fort,
Hinauf zu den kühligen Höhen —
  Hinauf zu dem Westerwalde.

Sie trugen mit sich vom edlen Wein
Der Fässer gar groß und viele,
Und gruben sich in das Waldgestein
Einen Keller, gar tief und kühle,
  Hoch auf dem Westerwalde.

O Kampf voll Lust in des Kellers Schacht
Mit dem starken Hort vom Rheine,
O Kampf ohn Rast, bis in heißer Schlacht
Einst erstarrten der Helden Gebeine,
  Und sie fielen zum Tode abe! —

Nun schlafen die Recken vom Nordenmeer
Dort tief in des Kellers Hallen,
Und schreitet man oben drüber her,
So hört man es dumpf erschallen,
  Und es duftet von edlem Weine.

Und als gekommen die neue Zeit,
Als neue Geschlechter sich fanden,
Da ist dem Heldengrabe zur Seit
Ein Dörflein alsbald entstanden,
  Und das heißt annoch Sechshelden.

C. Calaminus.

Jungfrauenordnung auf dem Schlosse zu Driedorf.[1])

(Die Jungfrau spricht.)

Seyt still, hört zu, vernemt mich ebn,
Ich will euch zu erkennen gebn,
Welchs sey der Schloß-Jungfrawen Recht,
Dem vnderworffen Herr und Knecht
Allhier zu Driedorff, in dem Saal,
Auch sonst in dem Schloß vberall:
Ich bin ein Jungfraw tugendsam,
Den Lastern bin ich feind und gram,
Drumb wer mich nicht zur Straf will tragn,
Der soll nachfolgend Stück nicht wagn:

Erstlich, welcher leichtfertig schwert,
Und Gottes Namen vervnehrt,
Die Element und Sacrament
Mißbraucht und Christi Leiden schendt,
Der bey seiner Seelen thut schwern,
Kan sich der Jungfraw nicht erwehrn,
Auch ferner Straf nicht würd entgehn,
Sondern ein Album oder zween
In Büchs erlegen soll alsbald,
Oder mehr nach Verbrechens Gstalt:
Doch soll er darumb nicht gedenken,
Als wann ihm Gott die Straf würd schenken,
Und daß die Sünd damit gebüßt,
Weil er die Jungfraw hat gegrüst:
Ein höher Straf den (denen) ist bereit,
Die lästern Gottes Herrlichkeit.

Darnach wer an hohen Festtagn
Die Kirch versäumt, dem thu ich sagn,

[1] Fällt zwischen 1500—1600 und steht in den Dillenburgischen Intelligenznachrichten von 1777.

Daß jhm anhang die Jungfraw fein,
Ein Album soll er legen ein.
Wer auf Sonn= und Bettag dergleichn
Freflich der Predigt wird entweichn,
Der wird mit der Jungfraw verehrt,
Vier Pfenning der Büchs ist bescheert:
Wer die Wochen Predig veracht,
Der hat sich um zween Pfenning bracht.

Ferner wer nicht zu rechter Zeit
Zum Essen sich hette bereit,
Sonder zu Tisch wolt erst kommen,
Wann die Sitz schon ingenommen,
Der wird die Jungfraw müßen habn,
Mit zween Pfenning die Büchs begabn.

Es soll keiner sich gewehnen,
Daß er Meßer wolt entlehnen,
Oder eim andern eins leihen,
Die Jungfraw wirds keim verzeihen,
Der (deren) jedem nimmt zween Pfenning ab.

Noch mehr in (ihnen) anzuzeigen hab:
Wer über Tisch ein Grobian
Vnd ein vnflätiger Bran
Mit Reden, Rülzen, ander Weiß,
Wer auch verschütt Speiß oder Tranck,
Verdient bey der Jungfraw kein Danck,
Die Gläser und Krausen brechen,
Thut jedes mit zween Pfenning rechen.
Die aber sich also vollsaufn,
Daß sie wohl möchten überlaufn,
Die Zanck= und Schelt=Wort fangen an,

Die Jungfraw gar nicht dulden kan:
Vnd weil sie han so grob verbrochn,
So bleibts billig nicht ungerochn,
Ein Batzn die Büchs davon haben soll.

Zum sechsten man auch mercke wohl,
Daß Saal, Stuben und Geschirr seyn rein,
Das Saltz soll aufgesetzet seyn:
Wer daran wird saumig erfundn,
Der gibt vier Pfenning zu der Stundn.

Noch ist ein Grobians Art,
Daß, welcher für dem Tisch aufwart
Und sein Ampt nicht fleißig verricht,
Das Gießfaß nicht hat zugericht,
Die Eßen nicht auftregt alsbald,
Sondern sie leßet werden kalt,
Die Händ nicht hat gewaschen rein,
Die Kleider nicht gebutzet fein,
Der soll die Jungfraw auch antragn,
So wird man ihn noch ferner zwagn
Mit der Peitsch oder Ruth fürwar,
Nachdem erfordern seine Jar.

Spielen, wans geschicht mit rechter Maß,
Halt ich, daß man es auch zulaß,
Wer gwinnt, den wird es nicht verdrießn,
Die Jungfraw solches laßn genießn.

Es soll auch ein jedes Fest
Die Jungfraw besuchen ihre Gest,
Und in die Büchs lan legen eyn,
Was eines jeden Ehr mag seyn,
Welches ein jeder willig thut,
Weils armen Christen komt zu gut.

Dis ist auch der Jungfrauwn Recht,
Daß keiner sie schmäh und anfecht,
Mit Spott=Worten und schimpfiren,
Oder höhnischem Vexiren:
Drumb soll sie jeder wohl kennen,
Anders nicht dann Jungfrauw nennen.

Welchem die Jungfraw angehenckt,
Derselbig sich nicht lang bedenckt,
Sonder bezalt sie an der Stat,
Dann sie niemand zu borgen hat:
Er wolt die Schuld dann doppelt gebn.

Noch mehr ich sag, vermerckt mich ebn,
Welcher sich wolt zu Zorn begebn,
Der Jungfraw Ordnung wiederstrebn,
Und wann ihm die wird angehangn,
Wolt drüber einen Zanck anfangn,
Deßen soll man nicht vergeßen,
Sonder ihm mit der Peitsch meßen,
Der Jungfraw soll er noch zu Ehrn,
In der Büchsen ihr Gelt vermehrn:
Wenn er aber gar vermeßen
Des Murrens nicht wolt vergeßen,
So soll man jhn vom Tisch abweisn,
Sich selber laßen wohl abspeisn,
So lang biß er sich daß bedacht,
Der Ordnung undertheniq macht.

Wann jemand gehört oder gesehn,
Daß wieder die Ordnung geschehn,
Und solches nicht alsbald vermelt,
Der wird billig gestraft am Gelt,
Und wird jhm d' Jungfraw bracht behend.
Dis alles geschicht nicht zu dem End,

Daß die Jungfraw wolt samlen Gelt
Aus Geitz, wie gschicht in dieser Welt,
Sondern damit auf diese Weiß
Den Lastern werd gewehrt mit Fleiß,
Und werd versorgt der arme Man:
Diß ist Gott lieb und wohlgethan,
Darumb ist diß Ordnung gfangen an.

Kloster Marienstatt.

1.

Abt Hermann, dem sorgsamen Hüter der Schafe,
Erscheinet, umstrahlet von himmlischem Licht,
Mit huldreicher Miene zu Kirburg im Schlafe
Maria, die heilige Jungfrau, und spricht:

„Was weilest du hier im unwirthlichen Lande,
Wohin einst die eiserne Noth dich gebracht?
Auf, ziehe von dannen, am blühenden Strande
Der Nister ein besserer Wohnsitz dir lacht!

Dort neben der Burg,[1] die vom Felsenhaupt schauet
Und freundlich sich spiegelt im wogenden Strom,
Da werde die heilige Mauer gebauet,
Erhebe des Klosters sich wölbender Dom!"

Dumpf dröhnet vom Thurme die Mitternachtstunde,
Und Hermann erwachet vom mahnenden Traum;
Hold blickt durch des Fensters sich bogende Runde
Der Mond in der Zelle umdüsterten Raum.

[1] Nister genannt, am Flusse gleiches Namens. Graf Heinrich von Sayn-Kirchberg (1202—1265), wegen seiner Leibeslänge der Große genannt, denn er maß achthalb Fuß und sein Schwert wog 25 Pfund, schenkte mit seiner Gemahlin Mathilde, einer Gebornen von Molsburg 1221 den Mönchen des seit 1215 gestifteten Klosters Kirburg, die sich in jener rauhen Gegend nicht gefielen, seine Besitzung Nistria und unterstützte sie bei dem Bau ihrer neuen Niederlassung so, daß sie 1226 vollendet dastand.

Er öffnet voll Ehrfurcht und schüchtern das Auge,
Doch schon war entschwebet die lichte Gestalt. —
Kaum grauet der Morgen, da eilt nach dem Brauche
Zur Hora er, übend des Amtes Gewalt.

Dann macht er sich auf, wie der Himmel geboten,
Und ziehet zu Heinrich, dem Grafen von Sayn,
Nicht achtend, daß Schnee ihn und Kälte bedrohten,
Denn Zögerung deuchte ihm Sünde zu sein.

Und als er dem Grafen gemeldet die Kunde
Und von ihm Erlaubniß zum Baue begehrt,
Spricht dieser, ungläubig, mit lächelndem Munde:
„Abt Hermann, wer hat euch dies Mährchen gelehrt?"

Doch Hermann voll Ernstes den Ritter anschauet:
„Kein nichtiges Traumgebild hat mich getäuscht!
Doch wenn ihr der Wahrheit des Wortes nicht trauet
Und Zeugniß für seine Untrüglichkeit heischt;

Dann mag es der Himmel euch selber bezeugen!"
So spricht er und gehet, und ehe das Thal
Die düsteren Schatten des Abends beschleichen,
Winkt Kirburg, vergoldet vom scheidenden Strahl.

Er eilet zur Vesper, von Andacht durchglühet,
Und wirft am Altare sich nieder und fleht;
Im flammenden Auge Begeisterung sprühet,
Es steigt zu den Sternen sein brünstig Gebet.

Und wie, wenn der wonnige Frühling erglänzet,
Kein Wölkchen verhüllet den klaren Azur,
So schwebet, von goldenen Strahlen bekränzet,
Der folgende Tag durch die starrende Flur.

„Auf!“ rufet Graf Heinrich, „auf, wackere Knappen!
Heut läßt sich erjagen manch stattliches Wild;
Rasch machet euch fertig, gesattelt die Rappen
Und waidlich die Taschen und Flaschen gefüllt!“

Laut bellen die Rüden, die Peitschen erknallen,
Es schwingt sich zu Pferde der rüstige Zug,
Läßt lustig die gellenden Hörner erschallen
Und sprengt durch die Wälder in eilendem Flug.

Schon hatten manch stattliches Wild sie erleget
Und rasteten eben beim vollen Pokal,
Als plötzlich ein Hirsch im Gebüsche sich reget
Und pfeilschnell entrennt durch das glänzende Thal.

Bald war er den spähenden Blicken enteilet,
Doch nicht so des Fußes verräthrische Spur.
„Auf!“ rufet Graf Heinrich, „nicht länger geweilet,
Die Fährte des Flüchtlings verräth die Natur!“

Er sprengte voran, und es folgen die Knappen
Durchs Thal ihm in raschem Galoppe von Fern;
Wild schnaufen und keuchen und schäumen die Rappen,
Weit bleibet die Jägerschaar hinter dem Herrn.

Und siehe! — den eigenen Blicken kaum trauet
Der Ritter, ihm deucht es ein trügend Gebild —
Dort neben der Burg, die vom Felsenhaupt schauet,
Auf schneeigem Bette liegt ruhig das Wild!

Er nahet und schwingt sich erstaunet vom Pferde,
Das Thierchen erschaut ihn mit freundlichem Aug,
Und neben ihm prangt in erstarreter Erde,
O Wunder! voll duftender Blüthen ein Strauch! [1]

[1] Mitten im Winter, aus tiefem Schnee erblühte dieser Weißdornbusch im s. g. Ainzvelde. — Daß der Haselstrauch auf dem Westerwald an sonnigen Tagen

Graf Heinrich verstummt und gedenket der Kunde
Nun reuevoll, welche ihm Hermann gebracht,
Den, gottlos und keck, mit ungläubigem Munde
Er ob des gemeldeten Wortes verlacht.

Er blicket zum Himmel und fleht um Verzeihen,
Beschwöret das fromme Gelübde und spricht:
„Mein Gut und mein Geld will ich gerne dir weihen,
Vergib mir die Sünde und zürne mir nicht!“ —

Er schonet des Hirsches, beschließet das Jagen,
Und als er zum heimischen Schlosse gekehrt,
Läßt eilends dem biederen Abte er sagen:
„Graf Heinrich gestattet euch, was ihr begehrt!“

Und neben der Burg, die vom Felsenhaupt schauet
Und freundlich sich spiegelt im wogenden Strom,
War bald die geheiligte Mauer erbauet,
Erhob sich des Klosters gewölbeter Dom.

Und wie aus der Erde erstarretem Grunde
Trotz Schnee und trotz Kälte den Dornbusch erblüht,
So sah in der Mönche geweihetem Bunde
Von sittlichem Geist man die Herzen durchglüht.

Jahrhunderte kamen, Jahrhunderte schwanden,
Bald sonnige Tage, bald Tage der Nacht;
Doch felsenfest, bieder und treue bestanden
Die Brüder trotz Wetter und stürmender Macht.

Längst sind nun verklungen die heiligen Töne
Des Chores, es schweiget sein düstres Bereich;
Doch grünt noch der Dornbusch in lieblicher Schöne,
Und wunderbar rauscht oft des Baumes Gezweig.

des Lenzes in volle Blüthe kommt und mit seinem goldgelben Samenstaub den Schnee bestreut, der rings noch tief den Boden bedeckt, ist eine merkwürdige, aber nicht seltene Erscheinung.

2.

Seht ihr das Kreuz dort blinken in tiefer Felsenschlucht?
Von jedem frommen Wandrer sei dieser Ort besucht!
Ein Hauch des Himmels wehet den Geist des Pilgers an,
Sieht er die schöne Kirche in dieser Felsenbahn.
Wie eine fromme Mähre aus alter Zeit erzählt,
Wie wunderbar vor Jahren sich Gott den Ort gewählt,
Das will ich euch verkünden in schlichter Reime Klang,
Und wie die Sage tönet, so töne mein Gesang! —
Auf hohen Bergeszinnen, da wohnt ein edler Grau
Mit seinem sanften Weibe in Zucht und süßer Trau.
Sehr lang sieht er im Traume in wilder Felsen Graun
Die lieblichste der Kirchen mit aller Pracht erbaun.
Fern hört er die Gesänge gerührter Herzen wehn,
In Andacht hingesunken, zum Jesuskindlein flehn.
Froh spricht er zu Mechthildis: „Lieb Weib, so lange schon
Sind wir in selgen Banden und pflückten süßen Lohn;
Die Kindlein, zart und minnig, erwachsen uns so schön
Und pflegen, Engeln ähnlich, vor uns einher zu gehn.
Dem lieben Vater droben sind gleiche Kinder wir,
Er sei von uns erhoben, wir baun ihm eine Zier!"
So sprach der edle Graue zur zarten, milden Frau,
Und wie auf Lenzesfluren der lichte Perlenthau,
So glänzt auf ihren Wangen der Freudethränen Gold:
Wie küßt sie da den Ritter, wie war sie ihm so hold!
Drauf ward der Abt berufen, ein frommer, weiser Mann.
Froh winkt von hoher Stiege der Graf schon fern ihn an:
„Nun sollt ihr uns berathen zum schnellesten Beginn —
Kaum konnt ich euch erwarten — ihr rathet nicht, worin?"
Doch sieh! der Abt entsiegelt den frommen Mund — ach, nein!
Weiß er des Grafen Willen? So muß es dennoch sein:
„So ists denn wahr? Die Stunde, gesegnet sei sie mir!
Der Himmel hat entschieden, ihr baut ihm eine Zier.
O laßt mich euch erzählen, wie mir im Traum geschah,
Denn was ich da gesehen, geht sicher euch auch nah!

Maria winkt im Traume, ich folge gern ihr nach;
Sie führt mich aus den Hallen des Klosters an den Bach,
Und eine weite Strecke führt sie am Ufer mich;
Bereifet sind die Büsche, der Bach umeiset sich.
Da endlich dämmern Eichen und Felsen um ein Thal,
An Schlucht und Bergen wanken die Nebel dick und fahl.
Nun sind wir in der Mitte: „Wie, Blumen?“ ruf ich aus. —
„So wie die Blumen blühen, so blüh ein Gotteshaus
In dieser tiefen Oede: der Winter zeuge Eis;
Doch Gottes Macht und Güte zeugt Blümchen, zart und weiß!“
Der Morgen will sich röthen, und kaum noch bin ich wach,
Schon kommt ein Knapp geritten aus hohen Schlosses Dach
Und bringt von euch mir Kunde. Gesegnet, Graf, von dort
Seid wahrlich ihr zur Stunde, ihr seid des Glaubens Hort.“
Der Graf und seine Leute erstaunen ob der Mähr,
Und wie Mechthildis jauchzet, zu sagen hielte schwer.
Darauf der Graf: „Nun rathet, wo bauen wir denn hin?“
„Maria hat gerathen, dem Winke nachzuziehn,
Das ist das Beste. Kommet, da, wo die Blumen blühn,
Da wählen wir die Stätte, da baun das Haus wir hin!“
Da wird im ganzen Schlosse ein großer Lärm gehört:
Der Graf mit seinen Leuten will sehn, ob sichs bewährt.
Und voran geht der weise, gar fromme Gottesmann;
Sie steigen von dem Berge, er führt sie sichre Bahn.
Und da, wo sich das Flüßlein, die Rister so genannt,
Durch krumme Ufer windet, da gehn sie an den Strand,
Und gehn die weite Strecke, und rund und überall
Ist Baum und Strauch und Hecke bereift und Berg und Thal.
Doch endlich öffnet sich ein von Fels umkränztes Thal,
Und ach! in seiner Mitte — o welch ein süßer Strahl! —
Ein Strauch mit weißen Blüthen! Da ruft mit Freuden aus
Der Graf: „O Wunder Gottes, welch schöner Blumenstrauß!“
Und fällt auf seine Kniee und mit erhobner Hand
Schwört er, in aller Bälde zu bringen in den Stand,
Was also Gottes Wille. — Es gehet der Befehl

Den Mannen, und den Künstlern verkündet sichs ohn Hehl.
O, wie so fleißig tummeln Gesell und Meister sich,
O, wie erschalln die Höhen von Arbeit kräftiglich!
Die Berge sind gebrochen, die Mauern steigen auf,
Schon siehst du Bogen schweben, und Nichts verdrängt den Lauf.
Die Eichen fallen nieder, das Dach umwölbt den Bau,
Und über alle Berge strahlt hoch ein Kreuz zur Schau. —
Das ist die fromme Mähre, von Mund zu Mund erzählt,
Wie Gott zu einer Kirche sich diesen Ort gewählt.
Wie ist der Kirche Name? O, wie so lieblich hat
Das Volk ihn einst gegeben! — Sie heißt Marienstatt.
Noch sproßt und blüht im Garten des Klosters freundlich schön
Der Strauch mit weißen Blüthen: ich hab ihn oft gesehn.
Und in der Kirche Bogen, da ruht mit seiner Frau
Der edle, biedre Graue in ruhig süßer Trau.
Wo hier er gerne weilte, da wollte er auch ruhn;
So blieb er bis zum Tode im Denken und im Thun.
Ruht sanft in Gottes Frieden, in himmlischer Gewalt,
Bis ihr der Gruft entsteiget, wann die Posaune schallt!

P. J. Devora.

3.

Stilles Kloster, Tempelhallen,
Frommer Zeiten stolzes Mahl,
Ort, wohin die Gläubgen wallen,
In der Nister wildem Thal,
Wo der Eichen Häupter trauern,
Rings umrauscht vom Buchenhain,
Mit der Andacht heilgen Schauern
Tritt der Wandrer zu euch ein!

Die Gestalt vergangner Zeiten
Steigt vor seinem Geist empor,
Ernste, dunkle Bilder breiten
Sich vor ihm im Nebelflor;

Und er hört die Mönche singen,
Höret ihr Gebet im Chor,
Und die Geisterstimmen klingen
Schaurig in sein lauschend Ohr.

Eitler Traum, ein Raub der Stunden!
Was du träumtest, ist nicht mehr:
Bernhards Mönche sind verschwunden,
Und der Beter Chor ist leer.
Einsam stehen die Altäre,
Wo der Kerzen helles Licht
Brannte zu der Heilgen Ehre,
Und das Todte regt sich nicht.

Altes wird verdrängt vom Neuen,
Well auf Welle wälzt die Zeit.
Was wir gründen, was wir weihen,
Sucht umsonst Beharrlichkeit.
Alles ist ein Fluß, ein Werden,
Leben hat nicht Ruh und Rast;
Pilger bist du nur auf Erden,
Alles wandelt, was du hast.

Götter schaun der Dinge Wesen,
Uns erquickt der holde Schein.
Was die Menschen sich erlesen,
Kann durch Wechsel nur erfreun.
Mag, was jung ist, einst veralten,
Ewig bleibt die Schöpferkraft;
Es erneun sich die Gestalten,
Die der Weltgeist frei erschafft.

Geist wirkt fort in süßen Tönen,
Geist in Wort und Liederschall;
Keine Zeit entbehrt des Schönen,
Blumen blühen überall.

Was gewahr ich in den Hallen,
Wo sonst Mönchestritt erscholl?
Welche Stimmen hör ich schallen,
Lieblich, mild und seelenvoll?

Holde Jungfraun seh ich wandeln,
Wo sonst Männer nur gewohnt,
Fremd der Welt und ihrem Handeln,
Vom Altare reich belohnt,
Wo die Klosterzucht, die strenge,
Süßer Liebe Band verbot,
Wo das Leben still und enge
Nach der Kirche Machtgebot.

Alles hat sich umgestaltet,
Als der alte Glaube schwand,
Und ein neuer Geist entfaltet
Seinen Schatz mit mächtger Hand,
Bricht der Völker alte Schranken
Und verbindet Welt mit Welt,
Liebt die Freiheit der Gedanken,
Wie das Licht am Himmelszelt.

Wandelbar, wie Proteus,[1] waltet
Dieser Geist auf Strom und Flur
Allgewaltig frei und schaltet
Mit den Kräften der Natur.
Fährt mit Dampf- und Feuerflügeln
Auf der neu geschaffnen Bahn,
Lenkt das Element mit Zügeln,
Wie das Roß, zum Ziel hinan.

[1] Proteus, ein fabelhafter Meergott der Alten, welcher die Robben (Fische) des Meerbeherrschers Neptun hütete, wahrsagen und sich in allerlei Gestalten (Thiere, Bäume u. dgl.) verwandlen konnte. A. H.

Klöstern ist er nicht gewogen,
Nicht den Burgen, hochgethürmt,
Wo sich, dem Gesetz entzogen,
Ritter ihren Raub geschirmt.
Nicht das Faustrecht läßt er schalten,
Nicht das Schwert in wilder Hand;
Themis[1] nur soll richtend walten,
Schützend, segnend Volk und Land.

Alte Zeit, du kehrest nimmer,
Wie du warst, zu uns zurück;
Nur der Dichtkunst Zauberschimmer
Hellt dich auf vor unsrem Blick!
In dem Liede sollst du leben,
Und die Muse, hehr und mild,
Läßt verschönt vorüberschweben
Unsrem Geist dein großes Bild!

Komm zu uns in Friedenshülle,
Genius[2] der jungen Zeit,
Schütte deines Segens Fülle
Auf die Länder, weit und breit!
Bürgerfleiß und Kunst gedeihe
Und die ernste Wissenschaft,
Und was Geist und Herz erfreue,
Laß erblühn in voller Kraft!

Jos. Muth.

[1] Themis war bei den Alten die Göttin der Gerechtigkeit und Mutter der Gesetze und wurde als eine Jungfrau mit verbundenen Augen, einen Scepter und eine Wage in den Händen, abgebildet. — So findet man sie auch noch jetzt auf Brunnen von Marktplätzen und an Rathshäusern als bedeutungsvolles und mahnendes Sinnbild aufgestellt. A. H.

[2] Genius (Dämon) hieß bei den Alten ein überirdisches Wesen, das den Menschen als Schutzgeist unsichtbar durchs Leben begleitet. Dieser Schutzgeist wurde als ein schöner geflügelter Jüngling mit einer Schale oder Schlange in der Hand abgebildet. Das griechische Volk unterschied gute und böse Dämone je nach dem Einfluß, den sie auf ihre Schützlinge übten. A. H.

4.

Die Prozession.

Laß uns hier den Waldgesang belauschen,
Wo die Eiche breit die Aeste streckt,
Unter uns der Wellen dumpfes Rauschen
An dem Felsenufer Sprache weckt!
Alles ruht noch sonst umher in Schweigen,
Denn die braune Nacht ist kaum entflohn;
Unser Opfer soll zum Himmel steigen,
Vor dem ersten Strahle flamm es schon!

Bald wird Alles fröhlich sich erheben,
Und verjüngt den neuen Tag begehn;
Also werden einst zum jungen Leben
Dort die Todten Gottes auferstehn.
Jene Stätte schmückt mit frischen Blüthen
Die Natur, wo matt der Wandrer fiel.
Gute Mutter, die dem Lebensmüden
Schön verschleiert seines Pfades Ziel!

Horch! Gesang weht über jenen Hügel,
Fromme Waller nahen schon dem Dom,
Und es schwingt Begeistrung ihren Flügel
Um der Andacht wogenvollen Strom.
Horch! der Glocken dumpfe Feier tönet
In den Sang der Schaar harmonisch ein;
Selbst ein Sinn, ans Weltgewühl gewöhnet,
Wiegte sich in fromme Phantasein.

Und sie ziehen durch die hohe Pforte,
Andacht strahlt aus jedem Blick hervor,
Von den Lippen beben trunkne Worte
Zu des Himmels ewig offnem Thor.

Rein ertönt mit seelenvollem Klange
Jetzt der Landesmädchen frommer Mund,
Und ihr reines Herz macht im Gesange,
Wie im engelkeuschen Blick sich kund.

Auf! wir wollen in die Schaar uns mischen,
Die zu Gottes Wohnung feiernd geht! —
Schauer stürzet aus den alten Nischen,
Schauer ist es, der uns rings umweht.
Ist dem Guten dieses Haus geweihet,
Oder thront hier nur der große Geist?
Bogen droht, an Bogen kühn gereihet,
Ein Gewölb, das nur den Großen preist.

Hier thront nur ein graunvoll hohes Wesen:
Tief im Staube beugt sich jedes Knie,
Lieb ist hier in keinem Blick zu lesen,
Sanfter Schauer überströmet nie.
Ihn, ihn selbst, den Vater, anzubeten,
Zittert hier dem Erdenstaub die Hand,
Darum fleht er auf, ihn zu vertreten,
Zu dem Heilgen, welcher Gnade fand.

Sieger über jedes Erdenleiden
Steht Sebastian am Marterbaum,
Und des strengen Todes Bitterkeiten
Fühlt auf seiner Schwelle Bernhard kaum;
Denn der Mund, der honigsüß getönet,
Schließt sich seelenvoll und lächelnd zu,
Und die Stirn, an Heiterkeit gewöhnet,
Zeiget klar die niegetrübte Ruh.

Menschen, kommt mit mir aus diesen Hallen,
Wo die sanfte Liebe nie gethront!
Unter jenen Buchen laßt uns wallen,
Wo im Säuseln gern der Gute wohnt!

Lagert euch an dieses Haines Quelle,
Der, wie Mamres[1] Palmenwipfel, rauscht,
Wo das trunkne Ohr in jeder Welle
Kühn Jehovas Ton entgegenlauscht!

G. C. Braun.

Wiedervergeltungen.

Früh in des Schlummers Arm gesunken,
War schon des Greises Schlaf geflohn,
Da kehrte aus der Schenke trunken
Nach Mitternacht zurück sein Sohn.
Hans hatte dort im Spiel verloren,
Das oft schon war des Unglücks Born,
Und dann das Branntweinglas erkoren,
Zu löschen seines Unmuths Zorn.

Doch fruchtlos, denn noch stärker schürte
Die Gluth in ihm der schlechte Trank,
Den er recht heftig erst verspürte,
Als er verließ die Kartenbank.
Dort konnte er nicht aus sich lassen,
Die Gegner deuchten ihm zu stark,
Und wankt nach Hause durch die Gassen,
Von Groll durchglüht Gebein und Mark.

Kaum langt er an und tritt ans Lager,
Wo, harrend auf den jungen Tag,
Schlaflos sein Vater, bleich und hager,
Ein Bild der Alterschwäche, lag,
Da fiel mit Worten, wuthgezeuget,
Er plötzlich an den alten Mann,
Die hier die Muse, schmerzgebeuget,
Der Kunde nach nicht sprechen kann.

[1] Mamre, ein Terebinthenhain bei Hebron in Palästina. A. H.

Der Alte schweigt, obgleich das Herz ihm,
Ein Schwert, durchschneidet jeder Laut,
Er schweigt, obgleich vor wildem Schmerz ihm
Nicht eine Thräne Lindrung thaut.
Allein durch dies Verstummen steiget
Nur höher seines Sohnes Wuth,
Die Wuth, die sonst am Ersten schweiget,
Schürt Widerspruch nicht ihre Gluth.

Noch ein paar herbe Reden fallen,
Da faßt der Trunkne sich nicht mehr,
Und er vergißt des Worts, das Allen
Soll unverletzlich sein und hehr.
Und welche Scene sieht entfalten
Sich nun das Auge, ha, wie graus!
Hans nimmt beim Haar den greisen Alten
Und reißt ihn aus dem Bett heraus!

Und nicht genug, der böse Bube,
Wie von Dämonen [1] angehetzt,
Er schleift umher ihn in der Stube
Und tritt mit Füßen ihn zuletzt!
Und nicht genug, ihn so zu schleppen,
Er wirft ihn auch zur Thür hinaus
Und schleift hinunter ihn die Treppen
Bis auf den Flurgang in das Haus!

Und nicht genug, noch will er schmeißen
Hinaus ihn in des Hofes Raum!
Doch hat, den Riegel aufzureißen,
Die Frevelhand begonnen kaum,
Da stöhnet bang der Greis, da bat er:
„O lasse gehn mich hier, mein Sohn!
Nicht weiter schleift ich meinen Vater,
Und ernte nun dafür den Lohn!

[1] Dämone, hier Teufel, böse Geister.

Doch wohl mir, daß er ist gerächet,
Der Frevel, deß ich mich erkühnt:
Auch meine Glieder sind gekrächet
Und meine Schuld somit gesühnt!“
Er stöhnts, und wie vom Blitz getroffen,
Steht Hans vor seinem Vater nun,
Sein Auge sieht die Zukunft offen
Und an sich selbst das Gleiche thun!

2.

Zufrieden lebte auf dem Wald [1]
Ein Bauer und sein Vater;
Doch nahm ein Weib er, und alsbald
Entspann sich Zank und Hader.
Dem Eigensinn der Hausfrau war
Ein Dorn des Alten Nähe:
„O daß ich,“ sprach sie immerdar,
„Ihn einmal nicht mehr sähe!“

Doch eingedenk der Kindespflicht,
Die er zu üben hatte,
Ließ lang durch diese Wünsche nicht
Bestürmen sich ihr Gatte.
Und selbst, als sie durch Zank und Streit
Ihn suchte zu bewegen,
Hielt ihrem Sturm noch lange Zeit
Er Männlichkeit entgegen.

Allein es haben Männer auch
Nicht selten schwache Stunden,
Es wird gar mancher arme Gauch
Bei ihnen auch gefunden.

[1] Wald wird schlechtweg und vorzugsweis der Westerwald genannt.

So ging es unserm Bauern jetzt:
　Er läßt sich mählich stoffeln,
Gibt nach und übermacht zuletzt
　Dem Weibe die Pantoffeln.

Und wehe nun dem alten Mann!
　Er muß in eine Nische,
Wo er sich kaum bewegen kann,
　Und darf nicht mehr zum Tische,
Und während Sohn und Weib da sitzt,
　In blankem Zinn die Speise,
Da dient ein Trog, aus Holz geschnitzt,
　Als Eßgeschirr dem Greise.

Er gleicht dem wilden Menschenstand
　Seitdem in seinem Zwinger:
Sein Löffel ist die hohle Hand,
　Die Gabel seine Finger.
Und ach! man beut dem armen Mann
　Ein Essen, wie es schlechter
Dem lieben Vieh nicht geben kann
　Ein Fühlender, Gerechter.

Kein Wesen naht ihm mehr vertraut,
　Die Stunden ihm zu kürzen,
Kein gutes Wort, kein süßer Laut,
　Das Elend ihm zu würzen.
Ein Bübchen schmiegt bisweilen nur
　Sich zart an seine Schenkel,
Wann fern grad ist die böse Schnur, [1]
　Ein kleiner, theurer Enkel.

So saß er Jahre lang dort schon,
　Behandelt stets so schnöde,
Er hörte kaum mehr einen Ton,
　Sein Aug war matt und blöde,

[1] Schnur (Schnürch), hier und da volksthümlich für Schwiegertochter.

Da trat ins Zimmer einst sein Sohn
Und fand, am Boden sitzend,
Das Knäbchen da, als gings um Lohn,
An einem Holze schnitzend.

Lang blicket er ihm schweigend zu
Und fragt dann unter Lachen:
„So sag mir doch, was willst denn du
Daraus, mein Bübchen, machen?“
„Was ich da machen will daraus?“
Spricht ungesäumt der Kleine:
„Ich schneide mir ein Tröglein aus,
Wie Großvaters das seine!“

„Und was willst du mit diesem Trog,
„Mein liebes Söhnchen, machen?“
Fragt drauf der Bauer, doch verzog
Den Mund nicht mehr zum Lachen.
„Mit machen? Ei, wann groß einst ist
Und sich mit dir kann messen
Dein Sohn, und du Großvater bist,
Dann sollst da draus du essen!“

So sprach zu ihm des Kindes Mund
Arglos und unbefangen,
Doch seines Herzens tiefsten Grund
Durchschnitt ein kaltes Bangen.
Und wohl dem Greis! Seit, wild bewegt,
Ihn strafte das Gewissen,
Ward liebend er fortan gepflegt
Bis auf das Sterbekissen.

Der Gangolfsbrunnen zu Meudt.

1.

Froh kehrt nach langen Jahren von Palästinas Strand
Gangolf, der edle Ritter, zurück ins Vaterland.
Ein freudiges Gedränge, umringt ihn Groß und Klein,
Ganz Meudt will ihn begrüßen und will ihm nahe sein.

Denn als er, Abschied nehmend, in ihrer Mitte stand,
Sprach er: „Ich bring euch Allen was mit aus Morgenland!“
Und kaum erwarten konnte das Städtchen nun den Tag,
Bis seiner Rückkehr Stunde erklang mit frohem Schlag.

Noch quoll in Meudt kein Brunnen, es blieb stets ohne Frucht,
Was um ein solches Kleinod die Bürgerschaft versucht:
Und dieses war die Bitte, die an dem heilgen Grab
Anheim er mit Vertrauen dem Welterlöser gab.

Da trat vor ihn im Traume ein Engel und begann
„Der Herr gewährt dein Flehen dir, edler Rittersmann,
Dein Flehen, das nicht Habsucht und Eigennutz geweckt,
Das deines Vaterstädtchens Gemeinwohl nur bezweckt!

So stich denn in die Erde, wo seine Kirche ragt,
Mit deinem Wanderstabe, sobald der Morgen tagt,
Der dich zur Heimath führet, und sieh! krystallenhell
Wird perlen unversiegbar urplötzlich dort ein Quell!

Doch sorge, daß sein Wasser verunreint keine Hand,
Die da es zum Gebrauche je schöpft an seinem Rand:
Wird es entweiht, dann fliehet der Quell und eilt im Nu
Dem Urgebirg, von wannen dein Stab ihn mitnimmt, zu!“

So sprach zu ihm der Engel, und bauend auf sein Wort,
Wallt bald der edle Ritter zur theuren Heimath fort,
Wo ihn, ein frohes Drängen, umringet Groß und Klein,
Sobald er zieht als Pilger ins Vaterstädtchen ein.

„Was wird er für uns haben? Ob er sein Wort auch hielt?“
Das ists, worauf die Neugier der Bürger alle zielt.
Und wie er, sie begrüßend, in ihrer Mitte stand,
Sprach er: „Ich bring euch Allen was mit aus Morgenland!“

Sprachs feierlich und bohrte, nah an der Kirche, dann
In die geweihte Erde, den Stab, so tief er kann,
Und siehe! wie verheißen, entperlte silberhell
Dem Spalt mit lautem Murmeln ein starker, frischer Quell!

Und nun, ha! welch ein Jubel sich durch die Lüfte gießt,
Wie dankbar die Gemeinde ans Herz den Pilger schließt!
Man kostete das Wasser und Jedermann gestand,
Daß weit und breit entbiete kein besseres das Land.

Als aber dann der Ritter dem Volk die Kunde gab,
Wie er um diesen Segen gefleht am heilgen Grab,
Und wie im Traum der Engel die Botschaft ihm gebracht,
Daß gnädig seines Flehens der Herr der Welt gedacht:

Da fiel es auf die Kniee und zollte heißen Dank
Dem Spender alles Guten für diesen Labetrank,
Den ach! so oft die Menschheit nicht eher schätzt und ehrt,
Bis sie, den Durst zu stillen, ein andres Naß entbehrt.

Und bald, des Ursprungs würdig, war ausgeschmückt der Quell,
Es spiegelten die Blumen in seiner Fluth sich hell;
Rings ward die Wunderkunde weitum von ihm bekannt,
Und er, des Ritters Ehre, der Gangolfsborn genannt.

2.

Schon sah man manch Jahrhundert die Quelle perlen nun
Und sie die besten Dienste dem guten Städtchen thun;
Doch sah auch seine Bürger sie halten stets in Ehrn
Und wachsam jedem Unfug auf ihrem Weichbild wehrn:

Da kam einst auf Pfingstmontag, als vor dem Hochaltar
Zur Andacht die Gemeinde festlich versammelt war,
Gegangen eine Jüdin zum Born und unterstand
Sich, Windeln drin zu waschen mit frevelhafter Hand.

Kaum hatte sie begonnen, da dröhnte es im Grund,
Wie, durch die Berge rollend, des Donners Riesenmund,
Da rauschte dumpf es tosend, gleichwie ein fernes Meer,
Und sieh, es sank das Wasser, es war der Brunnen leer!

Ein lauter Schrei des Wehes entfuhr der Jüdin Mund,
Die starr dann an der Stätte, wie eine Säule, stund;
Und fürchtend oder ahnend, was da geschehen sei,
Stürzt aus dem Gotteshause erschreckt das Volk herbei.

Man sieht den Quell verschwunden, doch hört noch, wie er grollt,
Und in dem Schoos der Erde allmählich weiter rollt:
Ein wildes Durcheinander erfüllt die Kirche nun,
Man weiß nicht vor Bestürzung, was lassen oder thun.

Doch kaum erfährt der Priester das Unglück, das geschehn,
Da spricht er: „Lasset schleunigst dem Brunnen nach uns gehn!“
Und stellt sich an die Spitze mit dem Sanktissimum,[1]
Und Alles rufet brünstig: „O Quelle, kehre um!“

[1] Das Allerheiligste bei den Katholiken, eine geweihte Hostie, welche in der s. g. Monstranz aufbewahrt wird.

Klar hört das Ohr das Volkes, das ängstlich horcht und lauscht,
Wie unterirdisch vorwärts sie nach der Ebne rauscht,
Und wallet betend weiter, bis an der Fläche Hang,
Dem Flüchtling vorzukommen, dem Zuge es gelang.

Und nieder kniet der Priester mit dem Sanktissimum,
Und heißer tönt das Rufen: „O Quelle, kehre um!“
Und wie sie stärker rauschet nun in der Nähe ganz,
Da stellt zur Erde nieder der Führer die Monstranz.

Kaum stand sie auf dem Boden, da dröhnte es im Grund,
Wie, durch die Berge rollend, des Donners Riesenmund,
Da rauschte dumpf es tosend, und sieh! krystallenhell
Entquoll nun dort der Erde der wundersame Quell!

Groß war des Volkes Jubel, das nun des Himmels Zorn
Gesühnet und erhalten sich weiß den theuren Born;
Es sinket auf die Kniee und zollet heißen Dank
Dem Herrn, der neu gegeben ihm seinen Labetrank.

Noch heute perlt krystallen die Quelle dort im Grund,
Und Gangolfsbrunnen nennt ihn, wie einst, des Volkes Mund,
Und von den Quellen alle, die Kunst seither dort schuf,
Ist keine, deren Wasser ihm gleicht an Werth und Ruf.

Doch ob, wenn heut er flöhe, das Volk ihm zöge nach,
Wie damals, wos an Schenken den Orten noch gebrach,
Das kann ich nicht erörtern, weil mirs an Nachricht fehlt,
Da mancherlei dem Sänger die Kunde auch verhehlt.

Sie sagt nur von den Kindern, daß, wie an manchem Ort,
Sie auch am zweiten Pfingsttag den Quell besuchen dort
Und unter frohen Sängen mit Blumen ihn umstreun
Und sich im heitren Reigen des jungen Lenzes freun.

Montabaur.

(Zwischen 1214 und 1217.)

„Der Erzbischof ist frei!“ So tönts von Ort zu Ort,
Und im Triumphe führt das Volk den Hirten fort.
Ihn hatte Friederich,[1] der Staufe, frei gemacht,
Als ihn zwei Jahre schon gedrückt des Kerkers Nacht.

Mit Kaiser Otto hielt es Heinrich, Nassaus Graf,
Als ihn durch Innocenz der Bann der Kirche traf;
Doch für den Staufen stellt Erzbischof Dieterich
Mit Lüttich und mit Mainz als wackrer Kämpe sich.

Heiß wüthete der Kampf; es fällt in Heinrichs Hand
Der Trierer, den verrieth dem Feind das eigne Land,
Und Nassau hält ihn fest, bis daß der Staufe kam,
Das Erz ihm ab und ein das Herz des Grafen nahm.

Drum jubelte das Volk und zog von Ort zu Ort
Gen Humbach im Triumph mit seinem Hirten fort,
Wo Hermann einst, als dort erscholl des Christen Ruf,
Der Allemannenfürst, die erste Kirche schuf.

[1] Friedrich II., als König erwählt, war noch ein Kind, als sein Vater Heinrich VI. 1197 starb. Philipp von Schwaben und Otto IV. von Braunschweig wurden zugleich von den Parteien als Kaiser gekürt und ein zehnjähriger Kampf verwüstete Deutschland, bis 1208 Philipp ermordet und Otto allgemein anerkannt wurde. Als er aber jetzt den jungen Staufen Friedrich in seinen Erbländern in Italien angriff, Pabst Innocenz III. ihn 1211 mit dem Bann belegte und er durch die Niederlage bei Bovines sein Ansehen verlor, riefen die Fürsten Friedrich II., auf dessen Seite besonders die geistlichen Herrscher standen, nach Deutschland und er wurde 1213 zu Mainz als König geweiht. Neuer Krieg der Parteien verheerte Deutschland, bis Otto 1215 sich zurückzog. Friedrich († 1250) befreite den Erzbischof Dietrich II. von Trier 1214 aus der Gefangenschaft Heinrich des Reichen von Nassau, der sich mit dem Bischof versöhnte und sich nun auch bald an den jungen Kaiser anschloß. Um 1235 hatte Montabaur eine Burgmannschaft von 27 Rittern und Edlen.

Schon winkt dem guten Herrn die Burg, an deren Fuß
Sich schmiegt der kleine Ort, herab den Willkommsgruß;
Es ist das erste Mal, seit ihn die Mitra schmückt,
Daß seine Gegenwart Dorf und Castell beglückt.

Doch lauter wird die Lust, da er den Berg ersteigt,
Der seinem frohen Aug die weite Landschaft zeigt:
Da faßt er sich nicht mehr, es kläret sich sein Blick,
Den mit des Kerkers Nacht getrübt das Mißgeschick.

„Ha!“ ruft er trunken aus, „wie ist es hier so schön,
Hier wähnet man zu stehn auf Tabors lichten Höhn!
Mein Auge wird so hell, als sei der Herr mir nah,
Wie einst im Aetherglanz der Jünger Blick ihn sah!

Wohlan, mein treues Volk! es künde bald erneut
Die alte Burg, daß sie mir bot ein Obdach heut:
Mons Tabor soll hinfort ihr Ehrenname sein
Und seinem heilgen Klang empfohlen jeder Stein!“

So sprach er und man schafft am Baue Tag und Nacht
Und wenig Jahre, sieh! da war das Werk vollbracht,
Und Heinrich es zuerst, der, einst dem Bischof gram,
Doch jetzt sein Freund, die Burg als Schirmherr übernahm.

Groß war der Ritter Zahl, die sich mit ihm verband
Und Lehen oder Sold empfing aus Dietrichs Hand;
Doch mächtiger der Schutz, den ihr der Name gab,
Sein Klang vermochte mehr, als Schwert und Bischofsstab.

Hehr hielt man Berg und Burg, als sei der Herr hier nah,
Wie ihn auf Tabors Höhn das Aug der Jünger sah;
Und während weit und breit erschallte Kriegsallarm,
Schloß diese Höhe sanft der Friede in den Arm.

Mechthilde von Waldmannshausen und Ulrich von Idstein.[1]

1.

Hoch ob dem Idensteine ragt
Empor ein alter Thurm,
Und um die schroffen Felsen klagt
Ein Geist durch Nacht und Sturm.

Doch schwärzer, als die schwarze Nacht,
Des Ritters Bild man schaut,
Und stärker, als des Sturmes Macht,
Tönt seiner Klage Laut.

„Was that ich Armer, überthört
Von Leidenschaft und Wahn?
Des Frevels Ruf hab ich gehört,
Darf nicht der Unschuld nahn!

Nie läßt Mechthilde mir die Schuld,
Mir folget ewger Fluch;
Denn nie verdien ich ihrer Huld,
Das ist des Rächers Spruch!“

[1] Vogel läßt diese Burg einem unbekannten Eticho (Dettich, Athik, Attich, Uto — Otto) Ursprung und Namen (Etechenstein, Enthinchinstein, Itgenstein) verdanken, der wahrscheinlich im 11. Jahrh. gelebt habe. Nach Vogt wurde Idstein von dem Grafen Uto erbaut, einem Vetter oder Sohn des salischen Grafen Eberhard im Lahngau, der 966 starb. Uto, wegen einer Verschwörung gegen Otto den Großen in die Acht verwiesen, verließ nach Eberhards Tod seine Verbannung und suchte Verzeihung und seine Erbgrafschaft vom Kaiser zu erlangen. Er konnte diese jedoch erst von dem Sohne Ottos gewinnen, erhielt sofort seine Güter zurück, baute Utenstein und blieb 982 im Treffen bei Basantello in Italien. — Eine andere Meinung rückt seine Entstehung in das deutsche Heidenthum hinauf und leitet Idsteins Namen (Idunenstein) von Iduna, der Göttin der ewigen Jugend, her. — Die hier gegebene Sage erzählt in ungebundener Rede J. N. Kolb.

So klagt er eine Stunde lang,
Zerrauft das Haar sich wild,
Bis ihm der Glocke zwölfter Klang
Gezeigt ihr weißes Bild.

Dann rauscht er auf zum hohen Thurm
Und stürzt herab zur Kluft:
Das Dunkel flieht, es schweigt der Sturm,
Der Geist zerfließt in Luft.

2.

Zu Idstein auf dem festen Schloß
Der Ritter Ulrich hauste;
Sein Treiben alle Welt verdroß
Und Jedem vor ihm grauste.

So schön und stattlich von Gestalt,
Wie er, kein Ritter blühte;
Doch für das Schöne blieb er kalt,
Das nicht den Sinnen glühte.

Drum ward den edlen Rittern gram
Er rings im ganzen Lande;
Denn seinen Stand, wohin er kam,
Befleckte er mit Schande.

Doch war er drum verlassen nicht,
Viel fand er seines Gleichen;
Es ging zur Hand ihm mancher Wicht
Bei seinen argen Streichen.

Er fand zu Fehde, Mord und Raub
Gar mancherlei Genossen,
Die, nie für seine Wünsche taub,
Der Tugend ihn verschlossen.

Da ward geschwelget Tag und Nacht
In wilden Zechgelagen
Und Raub und Mord allum vollbracht,[1]
Um Schätze zu erjagen.

Da blieb kein Mägdlein ungeneckt,
Kein züchtig Weib belassen,
Und aus dem Gaue, fort geschreckt,
Zog mancher seiner Sassen.

Manch Herz, das trunken er gemacht,
Verließ er kalt und bitter,
Das seufzte dann wohl Tag und Nacht:
„Der böse — schöne Ritter!“

3.

Zu Waldmannshausen auf dem Schloß
Ein holdes Fräulein blühte;
Manch Wort zu ihrem Lobe floß,
Manch Herz für sie erglühte.

Sie hieß der Mädchen Königin
Und kannte keine Triebe,
Als kindlich unschuldvollen Sinn
Und kindlich fromme Liebe.

[1] Besonders grausam war der Einfall, den ein Lehnsmann des Grafen Ulrich II. 1114 in das Kirchspiel Hana (Hoen) auf dem Westerwalde mit einer Rotte böser und räuberischer Buben machte, die unter Brennen und Sengen raubten und plünderten und viele Menschen verstümmelten und mordeten.

Herr Ulrich hörte gern ihr Lob,
Je mehr er selbst gesunken,
Und Neigung zu Mechthilden wob
Ins Herz ihm süße Funken.

Denn trotz der Schwelgerei und Lust,
Die ferne allen Schranken,
Durchzuckten die bethörte Brust
Noch bessere Gedanken.

Seit er die holde Maid geschaut,
Wird eckel ihm sein Leben,
Der Ehe Bild beginnt, ihn traut
Und reizend zu umschweben.

Und was die trunkne Brust empfand,
Das konnte nicht ersterben;
Drum eilt er, sich um ihre Hand
Beim Vater zu bewerben.

Wohl mochte ihm vorm Angesicht
Sein wildes Leben wallen;
Doch ließ er drum die Hoffnung nicht
So plötzlich wieder fallen.

Ernst wars ihm jetzt aus Herzens Grund,
Das Gute zu vollbringen,
Und was so fest im Willen stund,
Das mocht ihm wohl gelingen.

Denn ist der Spruch kein eitel Bild,
Den stets im Volk man hatte;
So wird der Bursche, leicht und wild,
Der bravste Ehegatte.

4.

Nach Waldmannshausen trunken eilt
Ulrich auf Liebesflügeln;
Die Wonne, so sein Herz getheilt,
Vermag er nicht zu zügeln.

„Herr Ritter!" spricht sein heißes Blut,
„Ihr wißt, daß unbeweibet
Ich noch, und daß es nimmer gut,
Wenn man so einsam bleibet!

An Geld und Gütern bin ich reich,
An Wäldern, Fluren, Matten;
An Ahnen kommt mir Keiner gleich,
Gebt Mechthild mir als Gatten!"

„Was?" brummt der Alte, „dir mein Kind,
Mein Kind voll Herzensgüte?
Dir, einem lockren Brausewind,
Der Gauen schönste Blüthe?

Dir, dessen Schande Alles voll,
Dir gottvergeßnen Seele?
Daß ich mein Kind, als wär ich toll,
Ums Lebensglück bestehle?

Soll ich sie, wie im Reif der Nacht
Die Blume, welken lassen?
Was soll dein Reichthum und die Pracht,
Seh ich sie jung erblassen?

Sieh zu, wer dir ein Kind vertraut,
Mechthilde wird dir nimmer;
Dir lächelt nie, ich schwör es laut,
Bei mir ein Hoffnungsschimmer!"

In stummem Schmerze blickte starr
Herr Ulrich zu der Erden;
Dann rief er: „Warte, alter Narr,
Das soll gedacht dir werden!

Kannst du die Liebe kalt verschmähn
Und stolz die Herzen kränken;
Dann mag der Haß die Segel blähn
Und Blut die Rache tränken!"

So stürmt er fort, flucht dem Geschick,
Das Aug von Thränen feuchte:
Das war sein letzter lichter Blick,
Des Geistes letzte Leuchte!

5.

Auf ihrem Kämmerlein am Thurm
Sitzt Mechthild unter Zähren;
Ihr Busen wogt in wildem Sturm,
Was mag den Kummer nähren?

Der ersten Liebe holdes Licht
In ihrem Herzen flammet;
Sie kämpfet mit der heilgen Pflicht,
Durch Vaters Fluch verdammet.

Der hatte Wüstling ihn genannt,
Sie schön und lieb gefunden;
Drum war ihm, seit sie ihn gekannt,
Ihr Herz getreu verbunden.

Das hat der Vater wund gemacht,
Weil er gekränkt den Ritter;
Drum seufzte sie jetzt Tag und Nacht
Und weinte heiß und bitter.

Und wenn sie auch sein Bild vergaß
Um Vaters Lieb und Schmerzen;
So war doch stets ihr Auge naß,
Die Sehnsucht blieb dem Herzen.

Doch auf dem Idensteine sitzt,
Voll Rache und Gedanken,
Herr Ulrich und sein Auge blitzt,
Sein Plan kann nimmer wanken.

Er bot aus seinem ganzen Gau
Die Mannen zu den Waffen.
„Seid tapfer," sprach er, „eine Frau
Sollt ihr ins Haus mir schaffen!

Vertheilt euch eben rechts und links,
Bedeckt mir stets die Seite
Und folgt, gewärtig meines Winks,
Versteckt mir aus der Weite!"

6.

Nacht ists, es heulet graus und bang
Der Sturm durch Flur und Wälder.
„Wo bleibt der Vater doch so lang,
Kehrt sonst doch immer bälder?

Es wird so schwer mir um das Herz,
Mich drückt ein heißes Bangen;
O Gott, enthebe mich dem Schmerz,
Laß bald mich ihn umfangen!“

So seufzt Mechthilde, als vom Thurm
Das Horn des Wächters gellte,
Und lauten Schlags durch Nacht und Sturm
Das Paar der Rüden bellte.

Da meldet ihr mit freudgem Wort
Des Hauses Freund und Rather:
„Verspätet hat zu Limburg dort
Sich, Fräulein, euer Vater!

Bald kehret er, doch draußen harrt
Der Vortrab seiner Sassen!“
Sprachs, eilet fort, das Burgthor knarrt,
Die Ritter einzulassen.

Und mit verhülltem Angesicht
Sind die herein geritten;
Ein Widerstand war möglich nicht,
Es half kein Flehn, kein Bitten.

Sie hoben Mechthild auf ein Roß
Und jagten rasch von hinnen;
Bestürzung war im ganzen Schloß,
Verwirrung, was sie sinnen.

Spät kehrte heim die Ritterschaft,
Vom süßen Weine trunken,
Und Heldenmuth und Thatenkraft
Glomm nur in schwachen Funken.

Und eh man einen Plan gefaßt,
Die Räuber zu erjagen,
Da schwelgten die in guter Rast,
Und es begann, zu tagen.

7.

„Das war die Rache Ulrichs!“ klagt
Herr Eberhard mit Zähren.
„Was seiner Bitte ich versagt,
Dem Raub muß ichs gewähren!

Schon ist vielleicht entehrt mein Blut,
Ach, und durch Räuberhände!
O daß er, Tochter, stark und gut
Im harten Kampf dich fände!

Schwer soll der Rache grause Lust
Der Unhold bald mir büßen;
Dann schließ ich froh dich an die Brust,
Mein Alter zu versüßen!

Doch stark dort steht sein Felsennest,
Was soll ich da beginnen?
Die hohen Mauern, steil und fest,
Wie mag ich sie gewinnen!

Allein ich bin ja nicht allein,
Der Freunde zähl ich viele;
Sie ruft die Schmach und meine Pein
Zum blutgen Waffenspiele!

Ja, Rache, blutge Rache will
Ich auf den Räuber treiben;
Kein Stein soll ruhig mir und still
Dort auf den andren bleiben!

Ihn aber mag der Teufel dann
— Verzeih mir Gott die Sünden! —
Zerfleischet braten, wie er kann,
In tiefster Hölle Schlünden!“

So macht er leichter Herz und Gall
Und schicket in die Runde
Und bittet seine Freunde all
Zum blutgen Kampf und Bunde.

8.

Hoch ob dem Idenstein der Thurm
In graue Wolken raget;
Tief unten heiß durch Nacht und Sturm
Das arme Mägdlein klaget.

„Hilf, Vater! Vater, hilf geschwind
Mir aus des Räubers Klauen!
Es soll ihm dein verlaßnes Kind
Gewalt schon morgen trauen!“

So sprach und rang verzweiflungsvoll
Mechthild die blutgen Hände;
Aus ihren wunden Augen quoll
Der Thränen heiße Spende.

Kein Lüftchen trug des Jammers Ton
  Zu mitleidsvollen Ohren:
Der Laut des Wehs war bald entflohn,
  Das Weh bald neu geboren.

Herr Ulrich hört mit kaltem Blut
  Des guten Mädchens Klagen
Und schwelget mit der Räuberbrut
  Bei tollen Zechgelagen.

Vergeblich bot er Herz und Hand
  Und sprach von Glück und Welten;
Was einst ihr Herz für ihn empfand,
  Kann nicht dem Räuber gelten.

Vergeblich übt er seine Kunst
  Und sprach von Tod und Sterben;
Der biederen Mechthilde Gunst
  Kann ihm kein Drohn erwerben.

Drum soll sie in des Kerkers Nacht
  Bei Nattern und bei Schlangen
Ihm schmachten, bis sie, zahm gemacht,
  Erfülle sein Verlangen.

Doch bald verschwunden war die Frist,
  Sich willig ihm zu schmiegen;
Gewalt nun soll, was Qual und List
  Vermocht nicht, bald ersiegen.

9.

Am Idensteine liegt ein Wald,
Da wiehern Feindes Rosse:
Ein Zeichen gibt der Herold bald
Hinüber nach dem Schlosse.

Des Thurmes Hüter läßt geschwind
Sich auf dem Söller blicken.
„Gib, Ritter, mir heraus mein Kind,
Dann mag sichs friedlich schicken!

Wo nicht, so wird dein Räuberneſt
Mit Sturm genommen werden,
Und wär es, wie die Hölle, feſt,
Geebnet, gleich der Erden!“

So rief Herr Eberhard hinauf,
Es flammt sein Zorn, wie Kohlen;
Doch schnöde Antwort kehrt darauf:
„Dein Kind magst du dir holen!

Doch suche dir ein Plätzchen aus
Rings an der ganzen Mauer,
Vor dems nicht deinem Häuflein graus,
Das nicht auf ewge Dauer!

Drum ist es besser, wenn du kehrst
Und dich zur Ruhe legest,
Eh du mit Schaden dich belehrst,
Daß du umsonst dich regest!

Sonst möchte stören mich der Laut
Von deiner Todten Jammer,
Wann morgen ich die zähe Braut
Geführt zur Hochzeitskammer!“

Doch den entflammt der bittre Spott:
„Auf!“ donnert er, „beginnet!
Nicht weichet, bis, ich schwörs bei Gott,
Wie Staub, das Nest zerrinnet!“

Der Kampf begann mit wilder Hast,
Doch mußt er bald gewahren,
Daß nie sich ihm so große Last
Geboten und Gefahren.

10.

Schon war zur Hälfte Eberhards
So tapfre Schaar geschwunden,
Und um des Sieges Hoffnung wards
Verschlimmert stets gefunden.

Schon zweifeln Alle an dem Heil,
Das sollt ihr Mühsal würzen,
Sieh, da gelang es, einen Theil
Der Mauer einzustürzen.

Es donnert: „Vorwärts!“ und im Sturm
Ersteigen sie die Mauer;
Zum Riesen wird der Rache Wurm
Und Wuth die stumme Trauer.

Doch furchtbar hält des Kampfes Wucht
Ulrich mit den Gesellen,
Die dort nach blutgebahnter Flucht
Rings um den Thurm sich stellen.

Nach beiden Seiten schwankt der Sieg,
Und Keiner weicht von dannen,
Bis plötzlich Ulrichs Stimme schwieg,
Und wankten seine Mannen.

Zum Söller war er aufgeeilt,
Im Arm die todtenblasse
Mechthild, und rief: „Ihr Thoren weilt,
Eh ich sie stürzen lasse!“

Dem unglückselgen Vater sprang
Das Herz vor bittrem Harme;
Der Hand entfiel das Schwert, und bang
Reckt er empor die Arme.

Ein Söldner stieß ihn durch und sprach:
„Nun, Alter, fahr im Frieden!“ —
„Genossen, rächet meine Schmach!“
Rief der und war verschieden.

Doch war entkräftet manche Brust
Und lag im Blut darnieder,
So gab der Anblick grauser Lust
Die Kraft den Rittern wieder.

Schon hatten sie den Thurm erklimmt
Und schon das Schwert gezücket,
Als an den Busen wildergrimmt
Ulrich die Maid gedrücket.

Da stürzte er mit Höllenwuth
Hinunter ins Geklüfte;
Es brauste laut der Flammen Gluth
Und heulten dumpf die Lüfte.

11.

Weh! klagte da das ganze Land,
Weh! scholls durch Berg und Thal!
Und weithin goß des Schlosses Brand
Der Flammen blutgen Strahl.

Zerronnen lag die Burg in Staub
Nach schrecklichem Gericht;
Der hohe Thurm nur ward der Raub
Des wilden Feuers nicht.

Da soll verbüßen seine Schuld
Des Ritters schwarzes Herz,
Bis ihn erlöst die ewge Huld
Durch seiner Reue Schmerz.

Drum nahm der Blitz das Haupt dem Thurm,
Das himmelan gestrebt;
Drum heult um Mitternacht der Sturm,
Wann ihn sein Geist umschwebt.

Da klagt er eine Stunde lang,
Zerrauft das Haar sich wild,
Bis ihm der Glocke zwölfter Klang,
Gezeigt Mechthildens Bild.

Dann rauscht er auf zum hohen Thurm
Und stürzt hinab zur Kluft:
Das Dunkel fleht, es schweigt der Sturm,
Der Geist zerfließt in Luft.

Gottes Finger. [1]

„Gott läßt mit sich nicht scherzen!“ So mahnt das heilge Buch,
Und dennoch sind die Herzen voll Frevel oft und Fluch,
Und Lippen strömen über die Leidenschaften blind,
Für die gespitzt in trüber Vermessenheiten sie sind.

O, welche Feder schriebe die Unglücksfälle all,
Wenn ungeahndet bliebe kein solcher Sündenfall?
Wenn er die Frevelsprüche, die auf der Welt geschehn,
Verwünschungen und Flüche ließ in Erfüllung gehn?

Doch ist er auch geduldig und straft nicht unverweilt,
Und macht sich Mancher schuldig der Langmuth, die nicht eilt:
So war doch auch nicht selten sein Strafgericht schon nah,
In dem das Aug der Welten klar seinen Finger sah.

Zu Niederbrechen lebte vor grauer Zeit ein Weib,
Kein Körpermakel klebte an ihrem schönen Leib;
Doch in dem Seelenleben ist keine Leidenschaft,
Der sie nicht war ergeben mit blinder, ganzer Kraft.

Obgleich gesegnet, dachte sie des Verhaltens nicht,
Das stets dem Weibe machte die Mutterschaft zur Pflicht:
Nein, ärger noch betrug sie im andren Stand sich nun,
Nach keiner Mahnung frug sie, dies Wesen abzuthun.

Ernst will bei ihr nicht frommen, die Milde reicht nicht aus,
Da endlich läßt sie kommen der Pfarrherr in das Haus.
Mit Freundlichkeit begegnet der Priester ihr und spricht:
„Der Herr hat dich gesegnet, gedenke deiner Pflicht!

[1] „In dieser Zeit vorgeschrieben (1394), sagt die Limburger Chronik, ward ein Kind gebohren zu Niedernbrechen, im Trierischen Bisthum, das war unten ein Mensch und auffwerts eine Gestalt einer Kröten gleich. Und war das ein Verhängnüß von Gott; wenn, da man dem Weib anzeigte, sie trüge ein Kind, so sprach sie und antwortete darauff, sie trüge eine Kröte. Und das war ihre Antwort allezeit.“

Gott läßt mit sich nicht scherzen! Er weiht den Ehestand,
Und unter deinem Herzen trägst du sein erstes Pfand!
Erfüll ihm dein Versprechen mit Muttersinn und Zucht
Und übe kein Verbrechen an deines Leibes Frucht!“

Also der Pfarrherr milde, doch rasend tobt das Weib,
Das Auge glüht ihr wilde, es zittert ihr der Leib.
„Was trag ich?“ ruft sie schnöde und lacht den Warner aus:
„Ich trage eine Kröte!“ und stürmet aus dem Haus.

Der Priester sieht mit Schrecken dem bösen Weibe nach,
Das, Gottes Zorn zu wecken, vermessen Hohn ihm sprach,
Und in dem ganzen Orte hört jedes Ohr entsetzt
Von ihrem Frevelworte die Hiobskunde jetzt.

Die schnellen Monde schwinden, es kommt des Weibes Noth;
Schmerzvoll ist ihr Entbinden, ein trübes Morgenroth!
Doch trüber brach und zager herein der helle Tag
Nun, da auf ihrem Lager das Erstgeborne lag.

Das Frevelwort des Weibes, es sah man unverhüllt
Am Segen ihres Leibes als Strafgericht erfüllt:
Entsetzlich anzuschauen, halb Mensch, halb Kröte war,
Das Wesen voller Grauen, das sie zur Welt gebar! —

Ein Wehe, dringt die Kunde durch den erschreckten Ort
Und pflanzet sich von Munde zu Munde bebend fort:
Die Zweifelvollen nahen, man denkt an bösen Scherz,
Doch was die Augen sahen, das glaubte bald das Herz.

Und weit und breit im Lande war keine Gattin mehr,
Die nicht in diesem Stande hielt ihre Pflichten hehr,
Die, still und gottergeben, mit Muttersinn und Zucht
Ließ reifen für das Leben nicht ihres Leibes Frucht. —

Wohl sah die Menschheit selten verletzte Mutterpflicht
Den Himmel nur vergelten durch solch ein Strafgericht;
Doch eine andre Rache ist stets dem Frevel nah,
Der, diese heilge Sache mißachtend, je geschah.

Sieh nur so manches Kleine, voll von Gebrechen, an:
Die Mutter hat alleine dies Leid ihm angethan!
Sieh ihre Leidenschaften, die, deutlich ausgeprägt,
Schon oft am Kinde haften, das sie am Busen trägt!

Ja, siehs und nimm zu Herzen, o Gattin! deine Pflicht,
Und wenn dich Krüppel schmerzen, o dann vergiß auch nicht,
Daß von den Mißgestalten so traurig keine deucht,
Als welche dein Verhalten am Geist des Kindes zeugt!

Die Schlacht bei Diez.

(16. Sept. 1796.)

Es sammeln sich viel Rotten Franzosen an der Lahn,
Doch Nichts von Siegsgepränge bezeichnet ihre Bahn:
Ihr Anblick bringt die Kunde von manchem herben Schlag,
Mag auch Triumphe singen die Zeitung Tag für Tag.

Woher die Zahl der Wunden, die diese Schaaren deckt,
Wenn siegreich Frankreichs Adler[1] die stolzen Schwingen reckt?
Was Donau sah und Franken, daß lebe Deutschlands Gott,
Das suchst du zu verhehlen vergeblich, Bernadotte!

Dort von der Höhe winket ein Schloß — Oranienstein,
Das soll für deine Dränger ein böses Omen sein!

[1] Für Geschichtskundige wird bemerkt, daß Napoleon erst am 3. Dez. 1804 die neuen Fahnen mit dem goldnen Adler an die Truppen austheilen ließ. Den gallischen Hahn, dieses Thier, welches, wie er sagt, auf dem Miste lebt und sich vom Fuchse fressen läßt, mochte er nicht. — Omen, Vorbedeutung, Vorzeichen.

Du kommst, dich zu verschanzen [1] in seinem Angesicht:
Die Heldengeister rauschen, schreckt dich ihr Zürnen nicht?

Noch decket Nacht die Fluren mit ihrer Finsterniß,
Da nahen Oestreichs Krieger, langsam, jedoch gewiß:
Churmainzische Husaren verkündeten ihr Nahn
Und fragten nach der Stellung der Feinde an der Lahn.

Und gleich als wolle schützen Natur sie vor Verrath,
So warf sie einen Schleier um ihren stillen Pfad;
Ein starker Nebel wallte dicht über Höhn und Thal,
Bis von dem Thurm die Glocke erklang das neunte Mal.

Da lichtete sich mählich die ganze Gegend auf,
Und als die eilfte Stunde vollendet ihren Lauf,
Da tönten die Geschütze, da loderte der Kampf,
Es blitzten Feuerschlünde und sprühten Todesdampf.

Ha, welch ein buntes Wogen entlang der Thalesschlucht!
Es stürzen die Franzosen dahin in wirrer Flucht,
Und wie ein wilder Gießbach, der aus dem Ufer brach,
So setzen Oestreichs Helden dem flüchtgen Feinde nach.

Da winkt ihm von der Höhe das Schloß Oranienstein,
Und es, es soll den Drängern ein Ort der Zuflucht sein?
Wohl donnern die Kanonen, die dort sie aufgepflanzt,
Doch seht, wie der Franzose so rasch den Kehraus tanzt!

„Oranien!“ so jauchzte der Deutschen kühne Brust,
„Oranien!“ und höher glomm ihre Kampfeslust:

[1] Seit Anfang Septembers suchten die Franzosen durch Verschanzungen auf der Höhe von Offheim ihre Stellung an der Lahn zu sichern. Ihre Truppen marschirten bald den Strom hinunter, bald hinauf, und Niemand konnte aus ihren Bewegungen klug werden. Poncet hob selbst die Belagerung Ehrenbreitsteins auf und nahm seine Stellung bei Diez. — Nach der Darstellung dieser Schlacht, wie sie ein Augenzeuge in den Dillenburger Intelligenznachrichten von 1796 in ungebundener Rede gibt.

Sein Heldenstern, er zeiget der muthgen Schaar die Bahn,
Und Rettung muß sich suchen der Feind jenseit der Lahn.

Zwar faßt dort neu er Posten auf Heistenbachs Gefild,
Es dröhnen die Kanonen, Granaten brausen wild,
Die Stadt in Brand zu schießen, um Oestreichs Vorderhut
Zu halten, welche Wunder des Heldenmuthes thut.

Zwar spielt vom Petersberge auch wacker sein Geschütz,
Der Brand der Brückenstraße dient ihm als feste Stütz;
Denn bei des Rückzugs Eile wars möglich ihm nicht mehr,
Die Brücke abzuwerfen trotz aller Gegenwehr.

Doch plötzlich zieht im Haine, wo ragt Oranienstein,
Das wackere Geschütze der deutschen Kämpfer ein
Und gibt nun solche Salven, daß die Franzosen bald
Zurück die Waffen führen zum Altendiezer Wald.

Früh war aus Diez geflohen meist die Bevölkerung,
Auf Berlenbachs Anhöhe stand flüchtig Alt und Jung:
Die gute Stadt, wie tobte um sie die blutge Schlacht,
Wie hielt in ihren Mauern Tod und Verderben Wacht!

Rings auf den Höhn Geschütze, in ihren Gassen Kampf,
Und über ihr die Wolken von Rauch und Pulverdampf,
Durch die mit lautem Prasseln empor die Flamme schlug,
Die ihrer Bürger Habe, wie Staub, von dannen trug!

Sturm läuteten die Glocken, allein ihr Ruf verklang,
Als töne er dem Städtchen nur noch den Grabgesang;
Es fiel ein Kugelregen, und Niemand unterstand
Sich, nach der Stadt zu eilen, zu löschen diesen Brand.

Doch lange nicht, da hatten Rothmäntler hier sich Bahn
Gebrochen und erstiegen die Höhn jenseit der Lahn,

Und auch bei Limburg sah man die Helden übergehn,
Und alle Fahnen Oestreichs am andren Ufer wehn.

Wohl hatten Frankreichs Schaaren dort heftig auch gekämpft,
Doch nimmermehr das Feuer des deutschen Muths gedämpft,
Und steckten sie die Brücke am Schafkopf auch in Brand,
Die Lahn trug ihre Söhne wohlauf zum rechten Strand.

Da erst begann das Treffen nun mit der höchsten Gluth,
Es kämpften die Parteien erbittert und voll Wuth
Von Runkel bis hinunter, wo an des Flusses Strand
Fachingens Brunnen sprudelt Genesung für das Land.

Gedeckt durch das Geschütze, das bei Oranienstein,
Wie auf dem Gutenberge, mit Salven spielt darein,
Dringt Oestreichs Fahne vorwärts, und Frankreichs Gegenwehr
Wird schwächer, wie der Abend sich neigte, mehr und mehr.

Doch plötzlich brach ein Haufe bei Gückingen hervor,
Der dessen Waldgehäge zum Hinterhalt erkor,
Und drängte durch sein Feuer, gar mörderisch, mit Glück
Die Deutschen bis zum Rande des Petersbergs zurück.

Doch ob auch Oestreichs Wage in diesem Angriff stieg,
Es stand im Buch des Schicksals für heut nicht Frankreichs Sieg:
Verstärket und beseelet durch das erkämpfte Theil,
War jenen dieses Tages-Triumph so leicht nicht feil.

Ein neuer Sturm erfolgte, die Tapfren liebt das Glück,
Aus seiner Stellung schlugen sie neu den Feind zurück,
Der nun das Weite suchet und in die Waldung flieht,
Die hinter Altendiez sich entlang der Fluren zieht.

Verzweiflungsvoller kämpfte bei Offheim Frankreichs Schaar,
Wo sichrer ihre Stellung durch dessen Lage war.
Lang währte dort das Schlagen, denn gleich und gleicher Muth
Erweckte da und schärfte des Kampfes wilde Gluth.

Ein furchtbar schönes Schauspiel, das dort dem Aug sich beut:
Von tausend Lichtern deuchte der Lahnstrom überstreut,
Und hundertfacher Donner bricht an den Höhn sich dumpf,
Als freue das Geschütze der blutige Triumph!

Im Städtchen hier das Feuer, das in dem Strome strahlt
Und roth sich in dem Dämmern des Abendhimmels malt,
Und dort des Mondes Leuchten, der eben voll und rund
Die dunkelrothe Scheibe aufwälzt im Hintergrund!

Ein furchtbar schönes Schauspiel! — Doch ha! ein andres nun,
Ein heitres, sieht mein Auge dort eben auf sich thun:
Der Geist des Römersiegers zieht durch die deutsche Schaar,
Es weichen die Franzosen und siegt Germaniens Aar!

Gewonnen ist die heiße, die blutgetränkte Schlacht,
Froh schließt in ihre Arme den schönen Tag die Nacht:
Oraniens Heldengeister beginnen Jubelsang
Und rauschen siegestrunken den heimschen Strom entlang!

Entdeckung und Beschreibung des Fachinger Sauerbrunnens.[1]

(Um 1745.)

Gott hat die Nassau reich mit Brunnen angefüllet,
Woraus der beste Tranck, ein Tranck des Lebens quillet,
Ein süßes Wasser, das den leicht- und regen Geist

[1] Aus den Dillenburger Intelligenznachrichten von 1786, wo der Verfasser sagt, daß er diesen Aufsatz, den er in Bruchstücken dort mittheilt, in jüngeren Jahren gefertigt habe.

In Bläsgen ohne Zahl durch Wirckſamkeit beweiſt,
Von dem Gebirge ſich hell aus der Quell ergieſet,
Geläutert, klar und rein durch einen Kiesgrund flieſet,
Aus Thon im Thal entſpringt, nach Oſten ſich erſtreckt,
Dem Munde angenehm, und doch nach gar nichts ſchmeckt,
Von Kalck nichts bei ſich hat, nichts von Salpeter führet,
Dem Froſte widerſteht, nicht bald zu Eis gefrieret,
Nicht warm im Sommer iſt, im Winter nicht zu kalt,
Und, wie belebt, im Teich der Fiſche Aufenthalt.
An Labſal, Heil und Kraft, an Wirckung und Gedeihen
Trutzt dieſer edle Tranck den beſten Arzeneyen,
Und die Erfahrung lehrt, daß öfters keine Cur,
Kein Mittel beſſer ſey, als Waſſer und Natur.
Den Säften und dem Blut, wodurch wir ſind und leben,
Muß es das Flüßige, den Trieb und Umlauf geben.
Es löſt, erweicht, dringt durch, verdünnet und zertheilt,
Und macht, daß keine Pflicht des Körpers ſich verweilt.
So dient es allgemein, den Krancken und Geſunden,
Und wird hier, wenn er iſt, der Weiſen Stein gefunden.

Es zeigt ein Waſſer ſich auf gar verſchiedne Art,
Was den Geſchmack vergnügt, den Leib geſund bewahrt.
Der weiſe Gott muß hier für ſo viel gute Gaben
Für unſer Wohl den Danck auch unſers Herzens haben.
Er hat das Waſſer kalt, heis, warm und lau gemacht,
Geiſt, Salz und Vitriol vermiſcht hinein gebracht;
Und es glimmt unverlöſcht ein Feuer in der Erde,
Daß ihm das Heil gekocht, die Kraft verliehen werde,
Wenn Eiſen, Schwefel, Stein, Kalck, Waſſer ſich vermengt,
Von ſelbſt, durch Luft und Wind, hitzt, dämpft und Flam-
men fängt,
Sich immer zeugt und brennt, ſeit ſo viel tauſend Jahren,
Als Aetna und Veſuv in Glut und Feuer waren.
Hier, wo die Waſſer ſtets in heiſem Wallen ſtehn,
Da läßt der Urſprung ſich der warmen Bäder ſehn.

Der kalte Sauerbrunn wird gleichfalls hier gebrauet,
Und die Gesundheit ihm so wirksam anvertrauet.

Auch in der Nassau brennt noch mehr, als ein Vulkan,
Und füllt die Wasser da mit seiner Heilkraft an.
Dort, wo die Berge stolz bis in die Wolken steigen,
Und hohe Thürne sich von steilen Felsen zeigen,
Da raucht das Emser Bad, zur Lindrung mancher Qual,
Am Fluß der kühlen Lahn, im fruchtbar grünen Thal,
Und öffnet sich die Gruft, an unterschiednen Stellen,
In warmen, laulichen und siedendheisen Quellen.
Das graue Alterthum gab sie der nassen Au,
Und sie erhält sie noch in einem edlen Bau.
Da ist der Siechen Zahl von Jahr zu Jahr genesen,
Und Waschen, Dampf und Tranck ihr Leben oft gewesen.
Man könte zum Beweis mit so viel hundert Krücken,
Als je ein Bad gehabt, noch mehr das Embser schmücken.

Der segensvolle Strom, der oft dem Nil nicht weicht,
Wenn er mit sanfter Fluth die junge Saat bestreicht,
Die edle Lahn führt uns hinauf durch grüne Auen,
Und läßt uns da den Grund des Namens Nassau schauen
Im grauen Alterthum, das hier sich gros erhält,
Und uns sein Heldenhaus, auch Lauernburg darstellt.
Bey Fachingen, von Diez kaum eine Viertelstunde,
Da selbst im bunten Thal, in einem Wiesengrunde,
Quillt in und an der Lahn ein rein und edler Tranck,
Der, überströmt durch sie, dem Auge oft versanck;
Doch heller, als Crystall, sich nach den Fluten zeigte,
Und, kühl und frisch, dem Mund ein wahres Labsal reichte,
Ein Wasser, flüchtig, leicht, klar, spielend, perlenhaft,
Voll Geist und fixer Luft, voll von Gesundheitskraft.

Wie lange hat verdeckt der edle Tranck geflossen,
Eh ihn ein Sterblicher zu seinem Heil genossen!

Mit frembdem Wasser noch vermischt, und unbekant,
Versenckte sich die Quell in lockern Kies und Sand.
Ihr Trieb und freyer Lauf, ihr Ausbruch blieb gehemmet,
Und war mit Erde, Stein und Letten zugestremmet.
Doch zwang sie sich hindurch, und tröpfelte hervor,
Dem Auge Silberpracht, sanft rieselend dem Ohr,
Bestrich, als wie mit Gold, den Ranf der grauen Erde,
Und offenbarte sich nach ihrem innern Werthe.
So sprudelte die Quell am Ufer an der Lahn,
Und öffnete im Fluß weit stärcker sich die Bahn.
Hier war der Schiffer es, der sie zuerst entdeckte,
Dem dieser kühle Trunck, im Hut gefangen, schmeckte,
Der, durstig und erhitzt, ihn gierig zu sich nahm,
Und der, auch noch vermischt, ihm immer wohl bekam.
Ein solches Labsal war diß Wasser den Gesunden,
Von Krancken ward es auch bald heilerfüllt gefunden.
Zur Untersuchung gab den Antrieb und die Spur
Ein Wundarzt [1] und der Ruf von einer Fischers-Cur.

Nun spürte man recht nach, und fand die ächte Quell.
Sie theilte sich, und sprang doch immer starck und hell;
Nur daß sie in dem Lauf vom wilden Wasser litte,
Das ihr die Reinigkeit und Schärfe noch bestritte.
Ihr Ursprung senckte sich zur Erde tief hinein.
Daher umgrub man sie, um sie bequem und rein,
Vom andern Wasser frey, am rechten Ort zu fassen;
Allein man muste bald die Arbeit unterlassen.
Es stieg aus dieser Höhl ein dicker Schwefelduft,
Und raubte jedem fast den Athem und die Luft.
Es traute keiner mehr, den Boden zu betretten,
Der Handwercksmann entfloh, und suchte sich zu retten.
Die Grube war schon gros, auch mancher unverzagt,
Von dem die Ruckkehr ward aus Wisbegier gewagt.
Doch hatte man das Werck kaum wieder angetrieben,

[1] Der Gerichtsschöffe und Chirurg Bender zu Diez trug nicht wenig zur Aufräumung und zum Gebrauche des Brunnens bei.

Da gab es ein Geschrey: „Ach, der ist tod geblieben!"
Er lag gefühllos da, in Ohnmacht hingestreckt,
Doch an dem Leibe warm und ganz mit Schweis bedeckt.
Man eilte ungesäumt, ihn aus der Gruft zu ziehen,
Nun wolte jeder sich, sein Arz zu seyn, bemühen:
Allein er kam alsbald mit einem muntern Blick
Und voller Kraft von selbst ins Leben neu zurück.

Die Forschungskunst fuhr fort, das Wasser zu probiren,
Und es lies neue Kraft und Wirksamkeit verspüren.
Dem Auge zeigte sich ein hüpfend Geisterheer,
Und ihren Reiz empfand die Zunge noch vielmehr:
Die heilsam fixe Luft, wovon viel Kräfte kommen,
Ward vorzüglich bey ihm in Menge wahrgenommen.
Ihm kam, von schädlichem Gemische völlig frey,
An Leicht- und Reinigkeit kein andres Wasser bey.
Es braust' und wallete starck auf mit sauern Sachen,
Und fieng ihr helles Licht bald dunckler an zu machen.
Es löste Baumöhl auf, der dick im Glas erschien,
Und färbte nach und nach Violen-Syrup grün.
Galläpfelpulver gab ihm eine braune Röthe,
Die Thee und Tormentil ein wenig nur erhöhte.
Es reitzte und entband den scharfen Salmiac,
Und flüchtig trieb ein Dunst das Schnupftuch aus dem Sack.
Im Wasser lies sein Geist, das Auge zu ergötzen,
Ein blaulicht dünn Gewölck und etwas Schleim sich setzen.
Zerfloßnes Weinsteinsalz nahm ihm die Klarheit nicht,
Vom Vitriolgeist sprang manch Bläschen ins Gesicht.
Einst, da es ward verkocht, gerieth der Satz in Flammen,
Gab einen starken Knall und schlug den Topf zusammen.

Man wiederholte, man vermehrte den Versuch,
Der Krancke ward gesund: das, das bewies genug.
Hier ward der Lauf gehemmt von so verschiednen Plagen,
Die fast ein jedes Glied der Sterblichen zernagen,

Der Kranckheit Sitz zerstört, der rege Schmerz gestillt,
Mit neuer Lebenskraft der schwache Leib erfüllt,
Von dem sonst nahen Tod die Spur nicht mehr bemercket,
Der Magen sanft gereitzt, erwärmet und gestärcket,
Der zähe Schleim gelöst, der Auswurff leicht verschafft,
Dem Körper zugeführt ein reiner Nahrungssafft,
Der Trieb des frischen Bluts im Umlauf mehr erreget,
Der zarte Nervensafft zur Wircksamkeit beweget,
Das Hirn gereiniget, der Geist und Sinn belebt,
Die Fröhlichkeit erweckt, der Schwehrmuth widerstrebt,
Empfindung und der Zweck des Daseyns in der Welt
In einem offnen Kopf ermuntert hergestellt,
Hypochondrie verbannt, die Quelle der Beschwerden,
Sich selbst zur Last zu seyn, und andern es zu werden,
Das Herz vom Druck befreyt, der es mit Aengsten beugt,
Wenn ein Polyp versteckt sich in den Adern zeugt,
Das Haupt von Schmerz und Schlag, die Brust vom Zwang entbunden,
Der Flüsse Heer zerstreut, der Husten überwunden,
Catarr und Fieber, bald von Kälte, bald von Hitz,
Gehoben und zerstört in seinem festen Sitz,
Die Leber und die Lung geheilet von Geschwüren,
Der Stoff zu Gries und Stein zermalmt in Blas und Nieren,
Das wie verschlossene, das schlaffe Eingeweid
Gestählt, geöffenet und von der Qual befreyt,
Die scharfe Säuere, das eckle Fett zertheilet,
Die Galle abgeführt, die Gelbsucht leicht geheilet,
Der Fäulnis, welche schon griff Blut und Leben an,
Einhalt und Widerstand aufs schleunigste gethan,
Der krumme Gliederwuchs dem zarten Kind gestrecket,
Der alt' und schwache Fuß gestärckt zum Gehn erwecket,
Der Wind- und Wassersucht ein offner Gang gemacht,
Die weiße Zeit gefärbt, die Blum zur Flor gebracht,
Das Podagra gestillt, das zähe Gicht zerrissen —
Und wer kann alles Heil und alle Curen wissen!

Zuletzt kam noch darzu auch ein Versuch mit Wein,
Nun leuchtete erst recht des Heilbrunns Tugend ein.
Wer spricht den Deutschen ab die Stärke, zu ergründen,
Und wer beneidet nicht ihr Glück in dem Erfinden?
Doch haben sie nicht leicht was wichtiges gethan,
So lehrt schon *Tacitus*, das *Glas* hat Theil daran.
Auch hier geschah es so zu einem guten Zeichen:
Denn diese Forschungskunst hat wenig ihres gleichen.

Das Feuer, der Versuch, die Arbeit und der Fleis,
Erregt das nicht den Durst, wie den Gelehrten Schweis?
Hier ward des Wassers Kraft, sein Werth erst ganz erfunden,
Ein Glas mit Wein vermischt zur Stärckung ausgetruncken,
Zum Labsal wiederholt, und allgemein bemärckt,
Was jeden Sinn gereitzt und Herz und Haupt gestärckt.
Auf einmal plötzlich stieg, mit Rauschen und mit Wallen,
Ein Schwarm von Bläsgen auf, in spielend kleinen Ballen.
Ein lieblich düftender, ein diamantner Schaum,
Elastisch aufgethürmt in seinem engen Raum,
Erhob sich aus dem Glas, als mit sich selbst im Kampfe,
Und füllete die Luft mit zartem Rauch und Dampfe.
Mund, Auge, Ohr und Nas, die griff er reitzend an,
Je mehr der Perlentrunck noch brausend ward gethan;
Und Wein, der seinem Wirt sonst wenig Gäste brachte,
Der war es, der im Glas sie alle hier anlachte.
Die rasche Jugend und sein saurer Geist verflog,
So daß er angenehm das leckre Maul betrog.
Nur lies er sich im Faß nicht, wie im Glas, verwandeln;
Wer würde sonsten noch mit alten Weinen handeln?
Genug für Wirt und Gast — der Eßig war besiegt,
Und gab mit Wasser Wein, der Mund und Herz vergnügt!

Den Zucker hatte man zum Beystand mit genommen:
Umsonst — doch lies man ihn auch zum Versuche kommen,
Und glücklich, so vermischt, entdeckte ferner sich,

Daß dieser neue Tranck nun dem Champagner glich —
An Farbe, Schaum, Geschmack, am Springen aus dem Glase,
Am Bräckeln auf der Zung, am Kützeln in der Nase,
Am Grübeln im Gehirn, am frohen Herzerwärmen,
Mehr, als Champagner, noch am Stärcken der Gedärmen.
Es offenbarte sich auch dieses Heil darbey —
Ein Lieblingstranck zugleich die beste Artzeney.
Für böser Fieber Wuth, für Fäulnis, die entstanden,
Für manches Uebel sonst war Hilfe hier vorhanden,
Die durch Erfahrung sich schnell und bewährt erwies,
Und Kranckheit, Schmerz und Tod oft wunderbar verstiess.

So ist es Artzeney, so ist es Zeitvertreib,
So heilet es die Seel, so heilet es den Leib,
So ist des Heilbrunns Kraft aufs thätigste bewiesen.
So laßt uns dann erfreut den edlen Tranck geniesen,
Und danckt, erquickt, gestärckt, geheilt, dem, der ihn giebt:
O Mensch, wer ist es? — Gott, der Schöpfer, der dich liebt!

J. F. E.

Der Lahnnixe Opfer. [1]

Ein Lied der Wehmuth klinget
Durchs Uferschilf der Lahn,
Das scharf zu Herzen dringet
Dem Wandrer auf nächtlicher Bahn.

Dort sitzt auf buntem Teppich
Des Stromes schöne Fee,
Ein Schleier, grün, wie Eppich,
Umwallt ihren Nacken von Schnee.

[1] An den Orten der Lahn, wo viel gebadet und Schlittschuh gelaufen wird, ist das Unglück des Ertrinkens nicht selten, und es geht daher die Sage, daß die Nixe des Stromes alljährlich ihr Opfer fordere.

Aus irdischem Geblüte
  War ihr ein Jüngling lieb;
Der täuschte ihre Güte
  Und floh sie, ein grausamer Dieb.

Das Lied gibt davon Kunde,
  Das sie so traurig singt,
Das scharf von ihrem Munde
  Zu Herzen dem Wanderer dringt.

Im Frühling und im Herbste
  Singt sie dies Klagelied;
Ihr Schmerz ist dann der derbste,
  Seit treulos der Liebste sie mied.

Führt aber seine Tage
  Der Sommer durchs Gefild,
So schweiget ihre Klage
  Und Hoffnung umfächelt sie mild.

Dann kommen ja die Knaben,
  Heiß von des Tages Gluth,
Die Glieder zu erlaben
  In ihrer so kühligen Fluth.

Und führet seine Tage
  Der Winter durchs Gefild,
So schweiget ihre Klage
  Und Hoffnung umfächelt sie mild.

Dann eilet ja in Haufen
  Die Jugend zu dem Fluß
Und sucht, durch Schlittschuhlaufen,
  Zu schaffen sich heitren Genuß.

Und er, er sollte fehlen
Allzeit in diesem Kranz?
Er sollte fort sich stehlen,
Wo Freude erblühet, so ganz?

Tief in dem Schoos der Wogen,
Da lauert sie mit Gier,
Bis kommt heran gezogen
Die Schaar, zu vergnügen sich hier.

Sie zähmt der Wirbel Tosen,
Das an die Tiefen mahnt,
Daß von den Sorgenlosen
Gefahren kein Einziger ahnt.

Läßt Löcher in dem Eise,
Die bei der raschen Fahrt
Oft auf dem glatten Gleise
Geblendet das Aug nicht gewahrt.

Da kommt ein schmucker Knabe,
Der muß ihr Liebster sein!
Und froh, daß sie ihn habe,
Zieht sie in die Fluth ihn hinein.

Sie drückt ans Herz ihn heiße,
Berauscht von süßem Wahn,
Daß er sich los nicht reiße
Und finde zum Ufer die Bahn.

Sie drückt ans Herz ihn, wähnend,
Daß es ihr Liebster sei,
Und weiß nicht, wie er thränend
Gedenkt einer anderen Fei.

Sie drückt ans Herz ihn, harrend
  Erwiedrung ihrer Gluth,
Und fühlt nicht, wie erstarrend
  Er endlich im Arme ihr ruht.

Erst mit dem neunten Tage
  Sieht sie die Täuschung ein,
Und laut wird ihre Klage:
  „Das kann mein Geliebter nicht sein!

Er schloß mit zarten Armen,
  Mich heiß an seine Brust,
Da fühlte ich erwarmen
  Mein Herz zu der seligsten Lust!

Der aber liegt so starre
  Am Busen mir — nein, nein!
Den Rechten ich erharre,
  Das kann mein Geliebter nicht sein!“

Sie klagts und läßt mit Schnelle
  Den Jüngling aus der Hand,
Und sieh! es spült die Welle
  Den Leichnam erstarrt an den Strand.

Und Mancher ward gezogen
  So noch von ihr ins Grab,
Den sie zurück den Wogen
  Getäuschet als Leiche dann gab.

Doch deuten ihr die Leute
  Als Rache diesen Wahn,
So oft ein Opfer heute
  Verschlingen die Wellen der Lahn.

Lied eines Nassauers.

Was gleicht dem Land, das mild und schön
Rhein, Main und Lahn umschließt,
Wo, gleich dem goldnen Kanaan,
Was Viele nur im Geiste sahn,
Uns Milch und Honig fließt?

Stolz kann mein Blick nach Süd und Ost
Nach West und Norden sehn;
Vom Rhein bis an der Donau Strand,
Vom Taunus bis ans Alpenland
Ist keins so reich und schön!

In keinem quillt ein Rebensaft,
Dem Rüdesheimer gleich;
In keinem wechseln Thal und Höhn
Und Flur und Wald so wunderschön,
Als hier im nassen Reich.

O, welch ein Land, das Kranken selbst
Verjüngtes Leben schafft!
Da rinnt aus manchem Labequell,
So schmerzenlindernd, warm und hell,
Dem Dulder Trost und Kraft.

Fliedner.

Meine Heimath.

Meiner Heimath Berge blauen
In des Morgens goldnem Licht:
Flur, so wonnig anzuschauen,
Eine schönre gibt es nicht!

Saat und Blüthen, Frucht und Trauben,
Berg und Thal und Fluß und Strand
Mahnen an den alten Glauben
An ein Feeenwunderland.

Sage, hold und wonnetönig,
O, du scheinst kein bloser Traum,
Seh ich dort den alten König
Und des Feldbergs blauen Saum!
Hier des Mainstroms klarer Spiegel,
Frohbelebt dort Rhein und Lahn,
Alles trägt der Wahrheit Siegel,
Die nur deucht ein holder Wahn!

Nimmer fände zwar ich Töne,
Dich zu singen, wie du bist,
Säng ich auch von deiner Schöne
Meines Lebens ganze Frist;
Doch des Herzens wärmste Klänge
Gelten dir, o theures Land!
Kleine Lieder, schlichte Sänge,
Wie die volle Brust sie fand!

Wird mir auch in deinen Gauen
Für mein Haupt ein Plätzchen kaum,
Wo mich, deine Pracht zu schauen,
Müde, grüßt ein süßer Traum;
Find ich doch nach kurzem Schlummer
Deine Schönheit neu erwacht,
Und verscheucht des Busens Kummer,
Wie die Dämmerung der Nacht!

Blüht mir auch in diesen Tagen
Sonst kein Glück in deinem Schoos,
Weiß das Herz nur zu ertragen
Solch ein schlichtes Sängerloos!

Und was sollt ich weiter fodern
Unter diesem Sternenzelt?
Fühl ich ja im Herzen lodern
Einen Funken jener Welt!



Inhalt.

